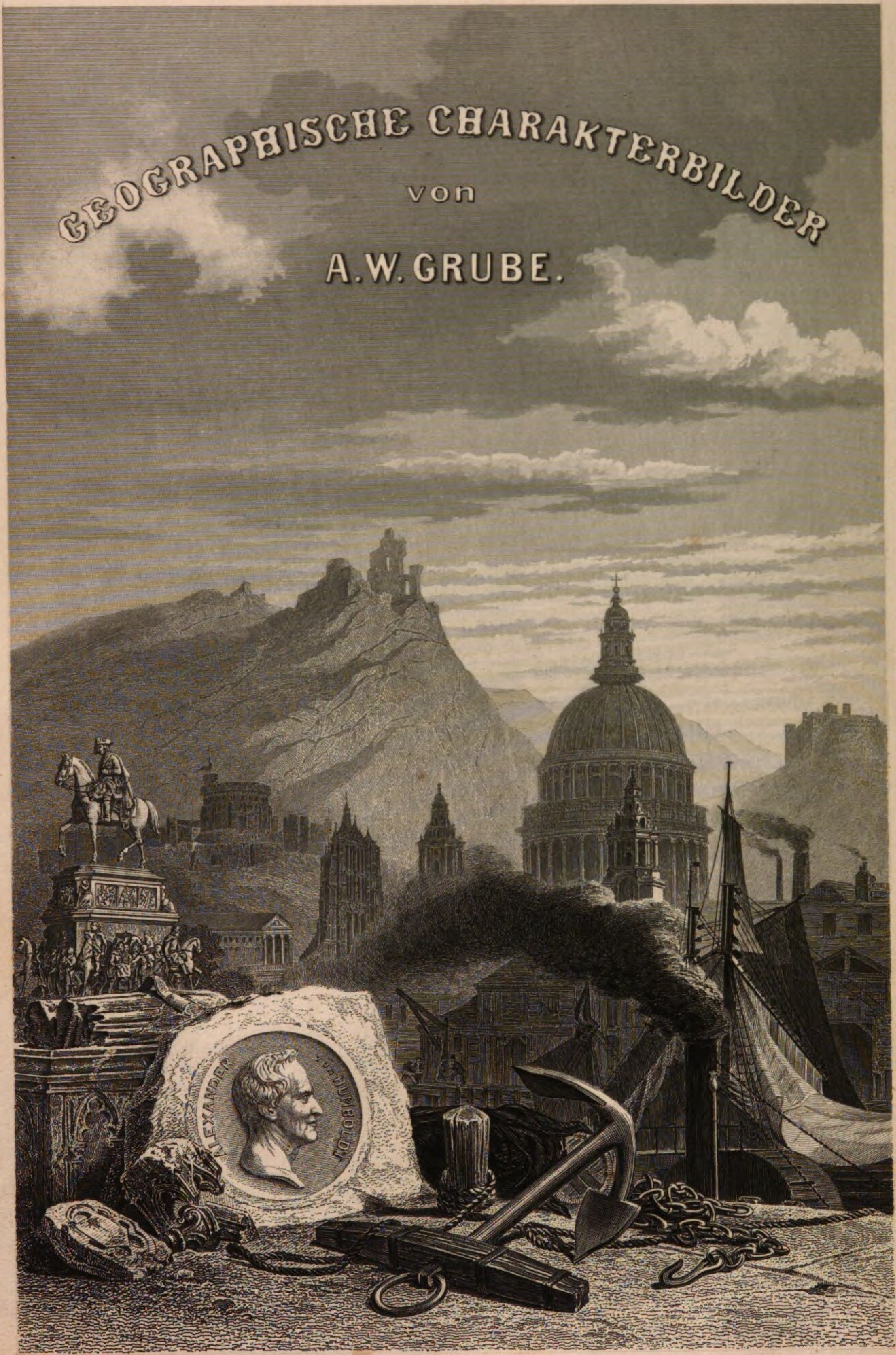

GEOGRAPHISCHE CHARAKTERBILDER
von
A.W. GRUBE.
ALEXANDER von HUMBOLDT

A. KRAUSSE SC.

17.

Geographische
Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Nach

Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, so wie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet

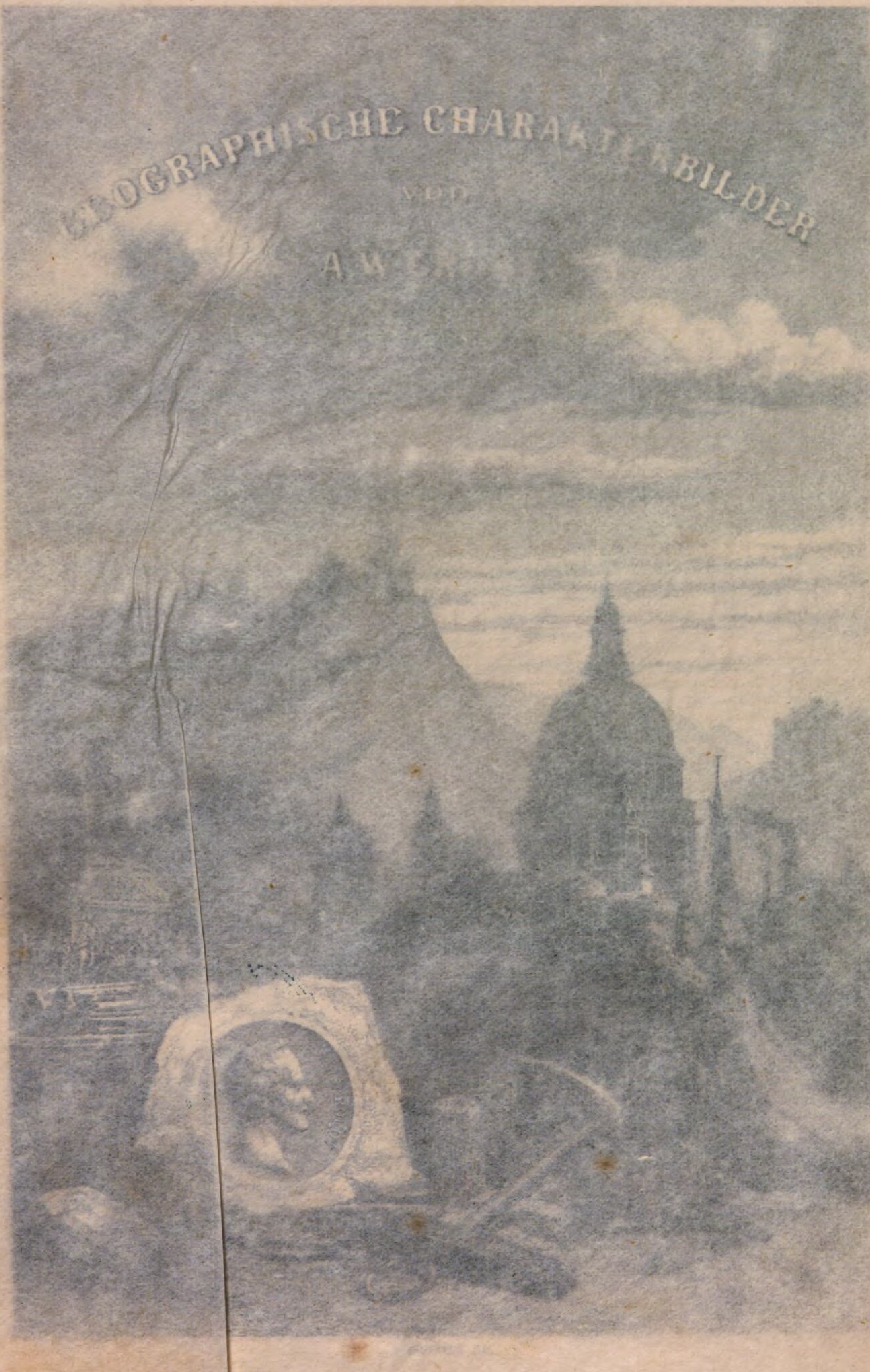
[August] von

A. W. Grube.
[Wilhelm]

Achte Auflage.

Erster Theil.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1860.


GEOGRAPHISCHE CHARAKTERBILDER
von

Geographische Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Nach

Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, so wie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet

von

[ugust] A. W. Grube. [ilhelm]

Achte Auflage.

Erster Theil.

Leipzig:
Friedrich Brandstetter.
1860.

Herrn

Baron G. von Liebenstein

zu Rieden bei Bregenz,

dem Freunde und Kenner der Geographie

gewidmet.

Vorwort zur ersten Auflage.

Wie der eigentliche Werth und die Bedeutung der als Wissenschaft wiedergeborenen Geographie darin besteht, daß sie die Erde als ein Organ des Menschenlebens kennen lehrt, das die menschliche Wirksamkeit eben so bedingt, wie es von dieser bedingt wird, so besteht der eigentliche geistige Gewinn, den unsere Schüler aus dem geographischen Unterrichte ziehen sollen, darin, daß sie einen Blick bekommen für die Wechselwirkung des Erd- und Menschenlebens und in dieser Anschauung ihr eigenes Weltbewußtsein entwickeln. Dieses Ziel kann aber nur dann erreicht werden, wenn wir die Fundamente des geographischen Lehrganges so anlegen, daß sie alle auf ihre gemeinsame Spitze, die Kulturgeographie, die Richtung bekommen, daß die einzelnen Theile des geographischen Lehrstoffes hierin ihren Mittelpunkt, ihre vereinende und belebende Seele finden. Dies ist nun freilich leicht gesagt, doch schwer zu machen. Die Volksschule und das Jugendalter bis zum 14. Jahre überhaupt bewegt sich auf der psychologischen Stufe der Anschauung, und da ist es unmöglich, die Gesetze der Wechselbeziehung zwischen Natur und Mensch in wissenschaftlicher Allgemeinheit als solche — etwa wie sie Kohl in seinem Buche „Ueber den Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen" zusammengestellt hat — zum Bewußtsein zu bringen, so gründlich auch

zuvor die mathematische, physikalische und was man politische Geographie nennt, die Hilfswissenschaften der Geschichte, Naturkunde u. s. w. absolvirt sein mögen. Wir werden so lange vergebens danach ringen, jene oberste Spitze des geographischen Lehrgebäudes zu erreichen, als es an geographischen Charakterbildern fehlt, welche das Menschenleben mit seiner Sitte, Geselligkeit, Religion, Staatsverfassung im Reflex des Grund und Bodens, worauf er erwachsen, des Klimas, worin es sich bewegt, der Thier- und Pflanzenwelt, die es umgiebt, vor die Anschaunng stellen, und auf konkretem Wege das geographische Gesetz zur Darstellung bringen. Diese „Charakterbilder" müssen einerseits ganz individuelle, für sich abgerundete Einzelbilder sein, kleine Monographien, und andererseits in einem inneren Zusammenhange zu dem Lehrgange stehen, indem sie die geographischen Hauptexistenzen zum Vorwurf nehmen, typisch in dem Besondern das Allgemeine darstellen, also Gattungsbilder sind. Die menschliche Kultur in der Polar- wie in der tropischen Zone, in ihrem Embryo bei dem Australneger wie auf ihrem Gipfel europäischer Zivilisation, in der nordamerikanischen Ansiedelung und in der englischen Weltstadt u. s. w. prägnant und lebendig zu schildern, das ist ihr Zweck, und sie unterscheiden sich dadurch von den bloßen „Landschaftsbildern"*), die schon in früheren Kursen (bei der sogenannten physikalischen Geographie) herangezogen werden können, daß sie auf jedes Landschaftsbild den Menschen stellen, der im Vordergrund stehend den Hintergrund erklärt und verständlich macht, und zugleich von demselben die Beleuchtung und das Relief empfängt. Eben darum aber, weil sie den Menschen und die Natur in ihrer Einheit auffassen, muß Naturkunde und Naturlehre, welche überwiegend auf das Physische den Ton legen und als Elemente der physikalischen Geographie behandelt werden müssen, so wie die Geschichte, welche die Kulturstufen der Menschheit im Nacheinander der Zeit anschaulich macht und überwiegend auf das Ethische den Ton legt, vorhergegangen sein — sie bilden die einzelnen Momente, welche die Kulturgeographie als der letzte Kurs in Eins zusammenfaßt. Darum haben die Kulturbilder auch eine tüchtige

*) Nur einige wenige sind — zur bessern Beleuchtung ihrer Umgebung — davon mitgetheilt.

Vaterlandskunde zur Voraussetzung, und die Zeit wird hoffentlich nicht mehr fern sein, wo ein vaterländisches Lesebuch, wie das von Curtman, in keiner Volksschule fehlen wird.

Da meine „Charakterbilder" einen gründlichen geographischen Unterricht fordern, und methodisch gewandte Lehrer voraussetzen, so brauche ich wohl kaum bemerklich zu machen, daß nicht mit den komplizirten Kulturverhältnissen Europas der Anfang gemacht werden darf, sondern mit den einfachsten einer Polarszene, einer Wüstennatur, einer Steppe, wo das Wechselverhältniß zwischen Boden, Pflanze, Thier und Mensch leicht in die Augen springt. Wenn ich Verwandtes zusammenstellend doch im Allgemeinen den Rahmen der Erdtheile beibehalten habe, so mag man das entschuldigen, da diese Anordnung das Aufsuchen des jedesmal Nothwendigen nicht eben erschweren wird. Indem ich viel entschiedener die ästhetische Rücksicht verfolgt habe, als es bisher in ähnlichen Werken geschehen, so habe ich auch überall ein in sich vollendetes abgeschlossenes Gemälde — nicht bloße Exzerpte — aufgestellt. Dabei habe ich aber so viel als möglich die lebendige Schilderung des Reisenden unverändert gelassen, da jede Darstellung um so eingreifender wirkt, als sie von der lebendigen Persönlichkeit getragen wird. Daß ich überall bedeutende Persönlichkeiten herangezogen, solche, die mit wahrhaft historisch-geographischem Sinne geschrieben, und daß ich nur klassische Darstellungen ausgewählt habe, das hielt ich für eine der Hauptrücksichten, die ich bei Entwurf der Arbeit nehmen mußte. Daß ich auch aus der fremden Literatur Werthvolles benutzt habe, namentlich aus der englischen und französischen, die an charakteristischen gelungenen Reiseskizzen sehr reich sind, wird man gewiß billigen. Wo mir die Uebersetzung nicht genügte, habe ich mit besonderer Rücksicht auf die ästhetische Abrundung von Neuem übersetzt, zugesetzt, weggelassen, anders gruppirt, wie es der Zweck des Buches erheischte. Je weniger dabei *meine* Arbeit auffällt, desto lieber soll mirs sein.

Man wird vielleicht schon nach zwei Dezennien wunderbar finden, wie es „einst" möglich war, daß vierzehnjährige Schüler wohl die Namen russischer Flüsse und Provinzen aufzuzählen wußten, aber von der russischen Kirche und dem griechischen Kultus kein Wort gehört hatten,

und wie der geographische Unterricht wohl die Namen sämmtlicher Residenzstädte auf dem weiten Erdenrund dem Gedächtniß einprägte, aber das Wesen und die Bedeutung auch nicht einer zur Anschauung brachte. Es ist indeß hohe Zeit, daß die Errungenschaften, welche die Wissenschaft durch den Genius Karl Ritter's gewonnen, auch den niedern Schulkreisen zu Gute kommen. Dies wird mit Erfolg aber erst dann geschehen, wenn wir, über die abstrakte Scheidung des geographischen Lehrstoffes in topische, physikalische und politische Geographie hinausgehend, die lebendige Einheit der Kulturgeographie zu gewinnen trachten.

In der Hoffnung, mit dieser Arbeit einen nicht unwichtigen Beitrag zu der Methodik des weltkundlichen Unterrichts geliefert zu haben, und im Bewußtsein von der Schwierigkeit einer Aufgabe, die auf einem noch wenig betretenen Felde gelöst werden mußte, empfehle ich meine „Charakterbilder" den Freunden der Geographie zur gütigen Aufnahme, wie den sachverständigen Methodikern zur nachsichtsvollen Beurtheilung.

Hard bei Bregenz, im Januar 1850.

A. W. Grube.

Vorwort zur siebenten Auflage.

Daß trotz so vieler Nachahmungen und Nachfolger eine siebente Auflage dieses Werkes nöthig wurde, mußte für mich eine Aufforderung sein, dasselbe in seiner neuen Ausgabe tüchtig fortzubilden, es abermals mit neuen werthvollen Ergänzungen zu bereichern und dagegen manches Entbehrlichgewordene zu streichen. Solche in ihrer Art unübertreffliche Schilderungen, wie die von J. G. Kohl über Petersburg, sind jedoch fast unangetastet geblieben. Gern hätte ich auf den Wunsch mancher Lehrer Rücksicht genommen, die einzelnen Abschnitte durchweg zu kürzen; aber ich konnte und mochte meinem ursprünglichen Plane nicht untreu werden, der eine vollständig ausgeführte Schilderung, eine allseitige und tiefer eindringende Darstellung des resp. Gegenstandes verlangte, welche mit den beliebten kurzen Stücklein in Lesebuchsmanier sich nicht wohl vereinigen läßt. Ein gewandter Lehrer wird nach wie vor diese Charakterbilder für seinen Unterricht praktisch auszubeuten wissen; ich meinerseits mußte neben dem Bedürfniß des Lehrers auch die Erfordernisse einer geistbildenden Lektüre für Bildungslustige überhaupt und für die reifere Jugend insbesondere im Auge behalten. Leicht hätte ich noch mehr „berühmte" Orte und Völker zur Besprechung heranziehen können; mir kam es aber nicht sowohl darauf an, Alles und Jedes, Otahaiti und Honolulu u. s. w. im Register zu

haben, als: das eine und gleiche Objekt, sei es die Polar= oder Tropenwelt, Nordamerika oder China, eindringend und allseitig zur Anschauung zu bringen — in dieser Hinsicht habe ich die Ausstattung so reich als möglich gemacht, und ich denke, meine Leser werden mir es Dank wissen.

Schließlich möchte ich namentlich meine jüngeren Leser noch bitten, durch den Reiz der lebendigen Schilderung sich nicht abhalten zu lassen, den Atlas recht fleißig bei der Hand zu haben; die rühmlichst bekannten Schulatlanten von Sydow und Dan. Völter möchte ich besonders zum Gebrauch empfehlen.

Hard bei Bregenz am Bodensee, am 7. August 1857

A. W. Grube.

Inhaltsverzeichniß.

Siebenter Abschnitt.

Erster Abschnitt.

1. Bilder aus Norwegen. Der Sognefjord. Flüsse und Wasserfälle. Die Gårds. Heu- und Kornernte. — 2. Hammerfest, die letzte Stadt im europäischen Norden. — 3. Der Lappe und das Rennthier. — 4. Die Schönheit des Polarwinters. — 5. Die Samojeden. — 6. Die Ostjaken von Obdorsk.

1. Bilder aus Norwegen.*)

1.

Der Sognefjord.**)

Wir befanden uns auf der Hochstraße von Bergen nach Christiania. Die Fahrt von Vossevangen nach Vinje war ausnehmend schön. Zuerst folgten wir dem Fuße der äußerst nackten schwarzen Hügel, einem Theile der Gebirgskette zwischen Vossevangen und Bergen, auf der zu Anfang August in umfangreichen Stellen Schnee lag. Bei Tvinde, der ersten Station, sieht man einen sehr schönen Wasserfall, und von dort bis Vinje ist die Gegend wahrhaft entzückend — die größte Abwechslung von Grün, Wald, Flüssen, hier und da kultivirtem Lande, im Hintergrunde Berge von überraschenden Formen. Ich wurde an die reizendsten Gegenden von Cumberland und Westmoreland erinnert. Als wir Vinje erreichten, war es unglücklicherweise schon dunkel.

Wir schliefen vortrefflich und setzten am nächsten Morgen die Reise nach Gudvangen fort. Wir erreichten die Ufer eines kleinen Sees und gelangten auf einen neuen, schön gebauten Weg, der uns an einem Abhange durch Wald und Schluchten führte und reich war an höchst malerischen Aussichten. Für das Auge des Geologen wurden diese noch interessanter durch das Vorkommen krystallinischer Gesteine von außerordentlicher Schönheit, durch welche der Weg seine Durchschnitte machte. Dieselben

*) Norwegen und seine Gletscher von James de Forbes (deutsch von Ernst A. Zuchold, Leipzig, 1855).

**) Fjord = Busen, Bai; Fjeld = Hochfläche.

gehören zu der von Esmark sogenannten Neritformation, welche dem Gneiß augenscheinlich untergeordnet ist, während der Feldspath darin rein weiß mit Quarz und schöner grüner Hornblende vermischt vorkommt, auch Granatkrystalle von prächtiger Orangefarbe sich beigemengt finden, eine höchst auffallende Verbindung.

Bei Stalheim wird die Szenerie wilder. Wir befinden uns in dem obersten Theile des Näroedal, einer jener sonderbaren in Norwegen so gewöhnlichen Schluchten, auf beiden Seiten von senkrechten Felswänden in einer Höhe von vielleicht 1500, ja selbst 2000 Fuß eingeschlossen, mit ebenem Thalgrunde aus Alluvialboden und an der Spitze plötzlich durch einen steilen, wenn auch nicht gerade abfallenden Abhang geschlossen. An diesem Abhange hinab ist der Weg in einer Reihe Zickzacks oder Windungen auf eine meisterhafte Weise in einer Entfernung von 800 Fuß senkrechter Höhe angelegt. Auf beiden Seiten stürzen sich Wasserfälle hinab und tragen dazu bei, daß die Aussicht auf der entgegengesetzten Seite einen Anblick von wunderbarer Größe gewährt. Von dem Fuße des Abhanges bei Gudvangen aus an den Ufern des Näroe-Fjords ist der Weg fast ganz eben; denn die ganze Steigung beträgt auf einer Entfernung von einigen Meilen wenig mehr als 300 Fuß. Die Gebirge erheben sich jedoch zu beiden Seiten in unveränderter Höhe; die Felsmassen zur Rechten steigen bis zu einer Höhe von 5000—6000 Fuß an, während sich ein Wasserstrahl, der Keelfoß, von einer 2000 Fuß hohen Felswand herunterstürzt.

Bei der Ankunft in Gudvangen ist man sehr überrascht. Die Wände des Thales setzen sich ununterbrochen fort, aber die Alluvialebene macht dem von keiner Welle gekräuselten, fast süßen Wasser der Meeresbucht Platz, so daß der Wassersaum bis zur Thür des Gasthauses heranreicht. Nachdem wir das Mittagessen eingenommen, bestiegen wir ein Boot mit drei tüchtigen Ruderern, und setzten die Fahrt im ausgedehnten Sogne-Fjord fort, von welchem der Näroe-Fjord eine der verwickeltsten Ausbuchtungen bildet. Das Wetter, welches glücklicherweise eine Zeit lang schön gewesen war, fing wieder an zu drohen, und als wir das Boot bestiegen, fiel ein kleiner Regen. Dabei zogen ununterbrochen Wolken am Himmel herauf und setzten sich zuletzt an den Gipfeln der Felsen fest, welche meilenweit diese öde, ja schreckenerregende Gegend einschließen. Ich weiß nicht, welche Nebenumstände zu diesem Eindrucke beigetragen haben; doch hat sich meiner selten das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit so sehr bemächtigt als hier. Mein Begleiter war in tiefen Schlaf versunken; die feuchte Luft ruhte still über dem Wasser, die Ruder schlugen in trägem Takte in die rabenschwarze, unergründliche Tiefe, während dieselbe auf beiden Seiten von senkrechten Felswänden eingeschlossen war, ohne den geringsten Abhang oder Raum am Fuße derselben, so daß auch nicht einmal eine Ziege daneben hätte klettern können. Die Gipfel, so hoch sie an sich waren, erschienen noch höher, da sie in den Wolken verborgen blieben, welche gleichsam ein nasses Dach über uns, mit dem Wasserspiegel

unter uns korrespondirend, bildeten. So oben, unten und von beiden Seiten eingeschlossen, ruderten wir in der zunehmenden Dunkelheit und dem dichten Regen weiter, bis wir einige Befreiung erhielten, als wir in den weitern obgleich auch noch finstern Aurlands=Fjord einfuhren, in welchem die See ein natürlicheres und bewegteres Ansehen annimmt. Man kann kaum begreifen, daß eine solche Fahrt einen Theil der regelmäßigen Reise zwischen Bergen und Christiania ausmacht.

Wir übernachteten in Lekanger, einem Landungsplatz auf der Nordseite des Sogne=Fjord an einer Stelle, wo er Sy=Strand genannt wird. Welche Ueberraschung am andern Morgen, als sich das Wetter etwas aufgeklärt hatte! In einer Entfernung von zwei englischen Meilen zwischen der Kirche von Lekanger und dem Gasthause kamen wir an eine Reihe hübscher Wohnungen, mit prächtigen Obstgärten abwechselnd, vorüber. In dem Garten, welcher zur Predigerwohnung gehörte, standen Eichen und Wallnußbäume von ausgezeichneter Schönheit. Nicht weit von Lekanger sahen wir völlig gelbe und anscheinend ganz reife Kornfelder, welche gegen das unreife Grün jener bei Bergen und Vost einen gewaltigen Kontrast bildeten. Es ist auffallend, daß das Innere des Sogne=Fjord, in der unmittelbaren Nachbarschaft der bedeutendsten Erhebungen Norwegens und seiner ausgedehntesten Schneefelder, hinsichtlich des Klima's weit schöner zu nennen ist, als die Küste mit ihren unaufhörlichen Regengüssen.

2.

Flüsse und Wasserfälle.

Von allen Gegensätzen, welche Norwegen zu andern Gebirgsgegenden darbietet, ist wohl die Häufigkeit fließender Gewässer das Ueberraschendste. Flüsse von hellem und funkelndem Grün brausen in den Thälern nach allen Seiten hin. Das Wasser stürzt über Felsklippen häufig in einem einzigen Strahl hinab, zuweilen und dann noch mehr Wirkung hervorbringend, hüpft es in einer Reihe einzelner Fälle, während es sich mehr und mehr ausbreitet, je tiefer es kommt, indem es für lange Zeit die Einbildungskraft fesselt, welche versucht, den sich mehr und mehr verästelnden und theilenden Wasserstrahlen zu folgen. Der dadurch verursachte Ton ist weniger ein Murmeln als ein Rauschen und Brausen, so zertheilt sind die Ströme und so zahlreich die mit Schaum bespritzten Felsabhänge, von einer üppigen Vegetation von Erlen und Birken überwölbt, welche keineswegs durch den heftigen Luftzug zurückgedrängt wird, der höhere Wasserfälle stets begleitet. Es spannen sich auch wohl einzelne Fäden schneeweißen Wassers an einem jähen Abhang von 2000 Fuß Höhe vom Fjelde bis zum tiefen Thale. Sie sehen so dünn aus, daß man sich wundert, wie sie in dem weiten Raume die Gleichförmigkeit und reine Weiße behalten können. Das Wasser zertheilt sich eben so wenig in der Luft, als es unter Felstrümmern verschwindet. Naht man sich aber diesen scheinbaren Fäden, so erstaunt

man über ihren Umfang und ihre Masse, welche gewöhnlich so bedeutend ist, daß man unterhalb des Wasserfalles nicht von einem Ufer zum andern gelangen kann.

Der Ursprung solcher Wassermenge erklärt sich aus der eigenthümlichen Bildung der Oberfläche des norwegischen Gebirgslandes. Die Berge bilden weite, flache Plateaux; die Thäler sind tief und entfernt von einander gelegen. Die Oberfläche der ersteren nimmt den Regen auf und sammelt ihn, worauf er in den schmalen Kanälen der letzteren abfließt. Da sich die Thäler selten in Zweige theilen, sondern gewöhnlich Einer Richtung folgen, und da sie ferner von den Fjelden gänzlich durch steile und jähe Felswände getrennt sind, so folgt daraus, daß der einzige Fluß, welcher durch solche Thäler strömt, das Wasser weiter Flächen in sich sammelt und hauptsächlich von Bächen genährt wird, welche einen langen Lauf über die Fjelde machen und sich zuletzt in Form von Wasserfällen zu jenem in das tiefe Thal hinabstürzen. Das System läßt sich in einfacher Weise vergleichen mit dem Dach der Häuser einer altmodischen Stadt, welches das Regenwasser in Rinnen sammelt, woraus es durch eine lange nach der Straße hin vorstehende Röhre auf diese hinabstürzt.

Doch ist noch ein anderer Grund der überraschenden Wassermenge zu beachten. Der Regenfall ist über einen großen Flächenraum Norwegens bedeutend, wenn nicht geradezu übermäßig zu nennen. Auch ist er ohne Zweifel auf den Fjelden noch stärker, als in den Thälern des Innern. Die Oberfläche der Hochebenen ist während zwei Drittel des Jahres mehr oder weniger mit Schnee bedeckt. Während dieses Zeitraums sind die Flüsse in vielen Fällen fast trocken, die Wasserfälle verschwunden. Die bedeutenden Schneeanhäufungen des Herbstes, Winters und Frühjahres werden durch die anhaltende Wärme der langen Sommertage gethaut. Nur zu dieser Zeit werden die inneren Theile Norwegens besucht und wir haben dann die großen Wassermassen gerade in dieser kurzen Zeit vor Augen. Ohne Zweifel sind in den Alpen ähnliche Ursachen wirksam, jedoch die verhältnißmäßige Seltenheit von Wasserfällen erklärt sich dort durch den vollständigen Mangel an Hochebenen und den Charakter der Thäler, welche bis ins Unendliche verzweigt sind. In den Pyrenäen, welche mehr durch Gebirgsrücken oder Ketten charakterisirt sind, kommen Wasserfälle zwar zahlreicher vor, jedoch sind sie weit weniger imposant als in Norwegen.

3.

Die „Gårds.“

Da die Oberfläche des Landes fast aus lauter unfruchtbaren Hochebenen besteht, und die Thalgehänge außerordentlich steil, zuweilen senkrecht abfallen, können sich keine Dörfer ausbreiten. Mit Ausnahme von Lillesammer am Mjösen-See sind wir keinem Platze begegnet, der verdient hätte, ein Dorf genannt zu werden, seitdem wir Christiania verlassen. Dagegen

trafen wir auf einzelne Häuser, höchstens zu zwei bis drei vereinigt, von mehreren Familien bewohnt. Dieß macht einen „Gård" (sprich Goard) aus, und ist gewöhnlich als Grundeigenthum einem Bauer gehörig, der sich auch wohl nach dem von ihm besessenen oder bewohnten Gard selber nennt, wie dieß in den schottischen Hochlanden gleichfalls Gebrauch ist.*) Der Gardbesitzer fühlt sich als Edelmann und verachtet den „Huusmann," den bloßen Häusler; Ehen zwischen den Kindern beider gelten für Mißheirathen. Unser Wirth im Tofte behauptete mit stolzem Selbstgefühl, ein Nachkomme Harad Harfagers, eines der ältesten kleinen Könige Norwegens zu sein.

Die Häuser der Gards sind meist blockhausähnlich von Holzstämmen aufgeführt; die Mehrzahl derselben ist niedrig, von Rauch geschwärzt, mit Rasen gedeckt, ohne Oefen, welche Kamine ersetzen. Die reichern Bauern haben Häuser, welche den Wirthshäusern gleichen, die von wohlhabenden Schweizerbauern in jenen Dörfern unterhalten werden, die nicht auf der Touristenstraße liegen. Auf Porträts und Erbstücke der früheren Generationen wird viel gehalten.

Getrennt von der übrigen Welt pflanzt sich bei ihnen alte Sitte unverändert fort. Seit vielen Jahrhunderten ist die Ruhe in diesen Thälern selten und nur vorübergehend gestört. Das abgeschlossene Dasein hat selbst den Stamm in seltener Reinheit erhalten. Diese einsamen Wohnplätze enthalten Weniges, was die Raubgier herrschsüchtiger Großen reizen könnte, daher ist das Feudalsystem niemals in Norwegen aufgekommen. Schweden hat einen uralten mächtigen Adel, Dänemark einen zurückgedrängten, Norwegen gar keinen.**)

4.

Heu- und Kornernte in Norwegen.***)

In einem Lande, wie Norwegen, welches eigentlich nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, besitzt, muß man „Heu machen, während die Sonne scheint." Der Frost bleibt gewöhnlich vom Oktober bis zum Mai oder bis zum Anfang Junius in der Erde, und kein vorübergehendes Thauwetter vermag die Oberfläche des Bodens zu durchdringen, wenn dieselbe einmal festgefroren ist. Häufig tritt der Winter so schnell ein, daß die Früchte nur mit genauer Noth eingeerntet werden können und keine Zeit zum Pflügen übrig bleibt. Hat die Sonne aber im Frühling ein-

*) Gård (englisch garden) bedeutet eine Umzäunung, eine Einfriedigung, einen Landsitz. Nicht zu verkennen ist der Zusammenhang mit dem Griechischen χόρτος, dem Germanischen Garten, dem Gothischen Gards (nach Jac. Grimm von gairdan, cingere — gürten), eben so wenig als die Verwandtschaft mit dem Slavischen grad, grod und dem Persischen gerd, gird, Umkreis, Kreis; dann auch fürstlicher Landsitz, Schloß oder Stadt. Alex. v. Humboldt, Kosmos I. S. 387 u. 388.

**) Steffens, die gegenwärtige Zeit. II., S. 419 ff.

***) Nach dem Englischen von Dr. Ed. Zill.

mal das Eis gesprengt, so ist sie durchaus nicht blöde und ruft mit lauter Stimme die Kräuter und Pflanzen hervor. Ein zweifelhafter Sommer bringt dem Landmann sichern Verlust, denn die schöne Jahreszeit ist so kurz, daß jeder verlorene Tag nicht zu ersetzen ist. Selbst in gewöhnlichen Jahren wendet der Ackerbauer manche kleine Kunstgriffe an, welche in mehr begünstigten Ländern nicht allein unbekannt, sondern auch unnöthig sind.

Die Heuernte dauert vom Ende des Julius bis zum Ende des August oder Anfang des Septembers; alle arbeitsfähigen Hände sind dann in Anspruch genommen, und das Pferd, welches der Postreisende verlangt, wird nur mit Murren und Grollen hergegeben. Die Wiesen gleichen den englischen nicht; das niedrige Gras ist dick mit Unkraut und wilden Blumen durchwachsen. Weiber sowohl als Männer sind mit Mähen beschäftigt; das geschnittene Gras wird gemeiniglich auf besondere Gerüste im Felde gelegt, damit es von jedem Sonnenstrahl und Lüftchen Vortheil ziehe. Sobald dasselbe trocken genug ist, wird es auf Heuschleifen eingefahren — Karren, welche einer auf hölzernen Schrittschuhen ruhenden Krippe gleichen und hinten zwei kleine Räder von der Größe eines Tellers haben. Diese vermögen nur eine sehr geringe Ladung fortzuschaffen und kontrastiren sehr mit den großen englischen Heuwagen.

Das Heu wird nicht in Schobern aufgestapelt, sondern es wird auf den Boden der großen Scheune gebracht, welche einen Theil jeder Hausstätte bildet. Man schafft es vermittelst einer geneigten Ebene hinauf, die gewöhnlich von kreuzweise gelegten Stämmen gemacht und so stark ist, daß Pferde und Karren dieselben passiren können. Auf der Höhe angelangt, wird das Heu abgeladen und auf dem Boden über dem Stall niedergelegt. Zur Ernährung des Viehes während des langen Winters heimset man nicht allein Heu und Stroh ein, sondern auch noch die Blätter verschiedener Bäume, z. B. die der Erlen und Pappeln, welche zur Ergänzung der übrigen Vorräthe dienen. Wenn der Herbst herannaht, sieht man Weiber und Kinder überall beschäftigt, die Blätter von jenen Bäumen abzustreifen und in Bündeln auf dem Kopfe heimzutragen. Für die Erlaubniß, auf diese Weise ihre Wintervorräthe zu vermehren, bezahlen manche Leute den Eigenthümern sogar einen gewissen Zins!

Unmittelbar auf die Heuernte folgt die Kornernte. Weizen wird wenig gebaut; nur hier und da erblickt man kleine Felder mit dieser Getreideart, die aber meist sehr dünn und ärmlich wächst, so daß die Kosten des Bestellens kaum gedeckt werden.*) Gerste, Roggen und Hafer sind die Feldfrüchte, die am meisten gebaut werden. Beim Mähen entwickeln die Frauen fast eine eben so große Thätigkeit als die Männer. Um so viel Stroh als möglich zu gewinnen, schneidet man die Halme unmittelbar über der Erde ab. Nachdem die Schwaden einige Tage gelegen haben, werden sie zum Trocknen und Nachreifen aufgestapelt, jedoch nicht ganz in derselben Weise

*) Die äußerste Nordgrenze des Weizens ist 57°.

wie das Heu. Das ganze Feld ist in regelmäßigen Zwischenräumen mit starken, 10—12 Fuß hohen Pfählen besetzt; diese werden von oben bis unten mit Garben bebunden, und zwar so, daß die Spitzen derselben sich sämmtlich nach Süden der Sonne zuneigen. Diese Einrichtung verleiht einem Kornfelde ein höchst seltsames Aussehen, namentlich gegen Abend, wenn die Sonne sich dem westlichen Horizonte nähert und die Pfähle nun lange Schatten werfen; es ist, als ob auf den Feldern Riesen Wacht hielten. Mitunter muß das Getreide noch ganz grün abgemäht werden. Man hängt es wohl auch auf horizontal gelegte Balken, welche durch ein Dach theilweise vor der Kälte geschützt sind, während der Wind frei durch das Gebäude streichen kann. Nicht selten schlagen alle diese Mittel fehl, wie im Herbst des Jahres 1851, wo der Roggen sehr feucht und grün blieb, und der Genuß dieses unreifen Korns manche Krankheiten verursachte.

Den Hafer benutzt man vielfach zur Bereitung von Fladbrod (Fladenbrod), welches viel Aehnlichkeit mit dem schottischen Haferkuchen (Bannodi) hat. Man rollt einen Teig aus Hafermehl so dünn als möglich aus, legt die einzelnen Fladen auf eine runde eiserne Platte und röstet sie etwa fünf Minuten lang auf einem hellen Holzfeuer. Nur die Reicheren essen Roggenbrod; Hafer- und Gerstenbrod sind verbreiteter, in Hungerjahren muß auch Rindenbrod aushelfen.

---

2. Hammerfest, die letzte Stadt im europäischen Norden.*)

In einer Bucht von Qualöe (Wallfischinsel) auf der rechten Seite, wenn man aus dem offenen Meere kommt, bemerkt man fünf bis sechs Häuser an die Felsenwand gebaut, überragt von einem hölzernen Kirchthurme und durch zwei friedliche Kanonen, in denen die Vögel nisten, vertheidigt. Dieß ist Hammerfest, die letzte Stadt des Nordens. Sie ist größer, als man auf den ersten Anblick glauben sollte, mehr als die Hälfte ihrer Wohnungen liegt in einem Thale versteckt, und wenn man an einem Sommermorgen den felsigen Berg besteigt, der sie beherrscht, so öffnet sich den Blicken ein großartiger Anblick. Am Fuße des Berges liegt die Stadt mit ihren hübschen Kaufmannshäusern, ihren rothen Magazinen und ihren Fischerhütten, die sich wie ein Gürtel am Rande des Wassers hinziehen, mit ihrem Hafen, der in einen Kreis von Hügeln eingeschnitten und mit Barken und Handelsfahrzeugen bedeckt ist; — weiterhin auf der andern Seite der Bucht von Fuglenäs, einer schmalen Landzunge, auf welcher sich ebenfalls einige Wohnungen erheben, erblickt man das Meer, auf dem die große karrirte Flagge des norwegischen Schiffes weht, und in der Ferne die Gebirge von Sarö mit ihren ausgezackten und ewig beeisten Gipfeln.

*) Aus Marmier's „Lettres sur le Nord.“

Seit dem Anfange des Mittelalters erscheint der Name Hammerfest in den Handelsannalen der Finnmark. Es war damals nur eine Gruppe von Hütten; aber der sichere und bequeme Hafen war den Kaufleuten von Bergen schon bekannt, und ebenso den russischen Fischern, welche bald sich damit begnügten, hier ihre Netze ins Meer zu werfen, bald an den Küsten das Handwerk von Piloten übten. Der während eines Jahrhunderts monopolisirte Handel von Finnmark brachte die Bevölkerung jener Gegend in eine Art Sklaverei herunter und stürzte sie in das tiefste Elend. Im Jahre 1789 begriff die dänische Regierung endlich die traurigen Folgen des Vertrags, welchen sie mit einer habgierigen und grausamen Gesellschaft geschlossen hatte. Der Handel wurde wieder frei, und Hammerfest empfing zu gleicher Zeit die Privilegien einer Kaufmannschaft. Nach der Meinung Derer, welche diesen Regierungsbefehl von 1789 ausstellten, sollte die Stadt einen reißenden Aufschwung nehmen. Man glaubte sie bestimmt, der Mittelpunkt des Handels im Norden, dessen Niederlage zwischen Finnmark und Archangel zu werden; aber diese Hoffnungen verwirklichten sich nicht; Hammerfest blieb lange Zeit nur ein Anlegeort und nichts mehr. Leopold von Buch, welcher es im Jahre 1801 sah, entwirft davon ein trauriges Gemälde: die ganze Stadt — sagt er — besteht aus neun Wohnungen, das Haus des Geistlichen inbegriffen, vier Kaufleuten, einem Zollhaus, einer Schule und einem Schuhmacher. Seine Bevölkerung übersteigt nicht 44 Personen. Man findet daselbst keine Nahrungsmittel, nicht einmal Holz, um sich zu erwärmen.

In dem Zeitraum von 30 Jahren ist aber dieser Flecken mächtig emporgekommen. Wenn der gelehrte Reisende heute dorthin zurückkäme, würde er ungefähr 80 Häuser und 400 Einwohner, mehrere große Magazine, zwei Wirthshäuser, die den Namen Hôtel tragen, Handwerker und Fabriken, ja selbst ein Billard finden. Dieser Fortschritt ist durch die Betriebsamkeit der Kaufleute geschehen, und Kaufleute bilden die ganze Aristokratie dieser Gegenden. Diejenigen unter ihnen, welche das Glück haben, Konsularagenten eines fremden Landes zu heißen, genießen eines unermeßlichen Privilegiums. Man giebt ihnen den Titel „Konsul," und ihre Gattin, anstatt sie bloß einfach „Madame" rufen zu lassen, wird „Frue" genannt. Im Alltagsleben ist die Auszeichnung des Konsuls eine Stickerei; bei wichtigen Gelegenheiten hat er den Vorrang vor allen übrigen Kaufleuten. Der Prediger ist zu bescheiden, um einer so vornehmen Würde nicht zu weichen. Der Zollaufseher allein mit seinen goldgestreiften Pantalons und mit seiner stets durch eine anspruchsvolle Tresse gezierten Mütze könnte den Rang streitig machen.

Im Sommer bietet die kleine Stadt Hammerfest ein heiteres und belebtes Gemälde dar; sie sieht im Verlauf einiger Monate fast 200 Fahrzeuge, theils norwegische, theils fremde, ankommen. Die einen freilich fahren nur durch den Fjord, um sich nach Archangel oder Tromsö zu wenden; andere gehen von Insel zu Insel, ihre Ladung voll zu machen,

aber eine große Anzahl bleibt hier. Sie bringen Mehl, Hanf u. s. w. und nehmen als Austausch Fische, Thran, Rennthierhäute, Eiderdunen, Füchse und Erz mit fort. Hammerfest ist die Hauptstadt von ganz Westfinnmark. Sie zieht den größten Theil der Produkte des Landes, von der Jagd nämlich und vom Fischfange, an sich, und verbreitet im Einzelnen die fremden Bedürfnisse, welche sie empfangen hat, in die verschiedenen Kauforte des Distrikts.

Die Russen kommen in großer Anzahl in die Stadt. Kaum sieht man jährlich zwei oder drei schwedische, dänische oder deutsche Briggs; aber jeden Tag führt der günstige Wind mehrere Bodjes heran. Dieß sind kurze Fahrzeuge von drei Masten, die Mehrzahl so abgenutzt und alt, daß man sie kaum für fähig hält, einem Sturme zu widerstehen. Die kleinsten davon haben nicht einmal Nägel; von vorn bis hinten sind die Planken mit Hanf zusammengebunden. Man erzählt, daß, als einst der Kaiser von Rußland eines von diesen Schiffen in den Hafen von St. Petersburg kommen sah, ihm dasselbe so auffiel, daß er es für die Folge von jedem Zoll befreite. Mit diesen gebrechlichen Fahrzeugen, welche einen Matrosen von Portsmouth erschrecken würden, umschiffen die Russen das Nordkap und bringen in alle Buchten des Eismeers. Während die Einen den Handel mit den Finnmarken ausbeuten, begeben sich die Andern auf die Fischereibänke. Geschickter und thätiger als die Norweger, haben sie oft ein mit Fischen reich beladenes Boot, wo ihre Konkurrenten oft nur ein halbleeres Netz herausziehen. Es ist ihnen zwar verboten, auf eine Meile von der Küste zu fischen, aber sie überschreiten täglich die Grenzen, welche ihnen gezogen sind. Durch Beharrlichkeit ermüden sie die Aufmerksamkeit Derer, welche sie überwachen sollen. Im Osten, im Westen, im Norden, von allen Seiten umringen sie die Küste von Finnmark; ohne Aufhören kehren sie wieder.

Neben den russischen Fahrzeugen erscheint die ärmliche Barke des Finnen, welcher dem Kaufmann die Fische bringt, die er mühsam in mehreren Monaten gefangen hat, um einen Theil seiner Schulden in Ordnung zu bringen. Auf dem aus Holz gebauten Umgang, welcher die Magazine umgiebt, bemerkt man alle Arten von Trachten, sowie man alle Sprachen des Nordens hier sprechen hört. Der Kaufmann ist daselbst immer auf dem Platze und beschäftigt, die Mütze von Fischotter auf dem Kopf, die Feder hinter dem Ohre, von seinem Komptoir zur Niederlage und von da wieder zurücklaufend. Jetzt ist die Zeit der Arbeit. Von diesen drei oder vier Monaten seiner Berechnungen und Schreibereien hängt der Erfolg des ganzen Jahres ab. Da fertigt er Fahrzeuge nach Spitzbergen und Fischladungen nach Spanien und Portugal ab. Der ganze Tag vergeht in einer ununterbrochenen Kette von Geschäften; nur Abends bei der Punschbowle wird geplaudert. Dann überlassen sich diese braven Kaufleute mit Lust ihren Herzensergießungen, ihren gastfreundschaftlichen Gewohnheiten, und

wenn ein Fremder unter ihnen ist, so haben sie für ihn eine Güte und Zuvorkommenheit ohne Gleichen.

Wenn man durch die wogenden Nebel und die dichten Wolken, welche gewöhnlich den Himmel von Hammerfest verschleiern, plötzlich einen schönen Sonnenstrahl dringen sieht, wenn die Gebirge der Inseln mit ihren bläulichen Rändern und ihren schimmernden Gipfeln in der Ferne erscheinen, wenn das Meer, welches kein Wind in Bewegung setzt, wie ein silberner See sich zwischen der Stadt und den Felsen ausbreitet, o! das ist ein schönnes, poetisches Schauspiel. Eines Abends im Monate August habe ich von der Höhe dieses wie eine Thurmspitze aufsteigenden Piks die Sonne, im ersten Augenblick durch eine leichte Wolke verhüllt, um Mitternacht in all' ihrer Pracht sich erheben sehen. Das ganze Meer erglänzte im Lichte; die Gebirge hatten eine Färbung von Azur, gleich den fernen Horizonten der südlichen Gegenden, und die Sonne zwischen den Hügelwänden in ihrem Bette von Granit wie eingeschlafen, glich einer krystallenen Schaale. Sobald diese schönen Tage erscheinen, entsteht in der ganzen Stadt eine große Bewegung. Jeder will das so seltene, so eilig fliehende Schauspiel genießen. Aber diese Tage der Erheiterung sind nur spärlich; ein dunkler Nebel verhüllt das Blau des Himmels; der Frost beginnt mitten im schönsten Sommer, bald verschwinden die fremden Schiffe eines nach dem andern, die Waarenhäuser werden geschlossen, die Geschäfte hören auf, Alles wird still.

Der Winter ist da. Und welch' ein Winter! Nächte ohne Ende, ein schwarzer Himmel, ein gefrorener Erdboden. Zwölf Uhr des Mittags muß man im Monat December sich ganz nahe ans Fenster stellen, um einige Zeilen zu lesen. Vom Morgen bis zum Abend ist die Lampe in allen Häusern angezündet, und keine Freude giebt es mehr, kein Leben, keine Neuigkeiten. Die Post, die dreimal monatlich ankommen soll, erscheint nur noch zu unbestimmten Zeitpunkten. Die, welche die schwedischen Gebirge passirt, ist oft durch die Nacht und die schlechten Wege aufgehalten; die von Drontheim übers Meer stößt auf noch größere Hindernisse. Die Stadt ist jetzt, wie eine Welt für sich, vom ganzen Erdboden getrennt. Die armen Menschen, welche sie bewohnen, suchen dann alle möglichen Mittel hervor, um sich zu zerstreuen. Sie haben einen Verein gebildet, um sich dänische und deutsche Bücher zu verschaffen. Sie versammeln sich des Abends bald bei dem Einen, bald bei dem Andern, wenn die Schneewirbel sie nicht verhindern, auszugehen. Sie trinken Punsch, sie rauchen, sie spielen Karten. Selbst die wissenschaftlichsten unter ihnen müssen sich auf jene Zeitvertreibe beschränken; denn anhaltend beim Lampenschein zu lesen oder zu schreiben ist unmöglich. Eines ihrer größten Vergnügen ist, wenn bisweilen der Himmel sich aufklärt, die langen norwegischen Schneeschuhe von Holz anzuschnallen und über die Felsen und Gebirge zu laufen, an denen die Schneemassen alle Unebenheiten ausgeglichen haben.

Gegen Ende des Januars beginnen sie am Horizont die ersten Lichtblicke der Sonne zu suchen, welche sie so lange geflohen hat. Anfangs

unterscheidet man in dem düsteren Gewölk nur einen röthlichen Schein, aber dieß ist das wohlbekannte Zeichen, das Alle freudig begrüßen: es ist der Vorbote der Sonne, welche im Begriff steht, Erde und Menschen wieder zu beleben. Der Erste, welcher das frohe Zeichen erblickt, verkündet es mit lauter Stimme, und Jedermann läuft auf den Hügel. Dieser Tag ist ein Festtag in allen Familien. Nach und nach vergrößert sich der rothe Schein; die unbestimmte Linie wird zu einer breiten Scheibe, welche die Wolken durchzieht, und Woche zu Woche sich mehr über den Horizont erhebt, und da verweilt, bis sie drei Monate hintereinander den Nordmenschen leuchtet.

3. Der Lappe und das Rennthier.*)

Die Lappen der Finnmark**) können als die echtesten Proben von dieser besonderen Menschenart angesehen werden. Die Fortschritte der Gesittung, die Ausdehnung des Ackerbaues und andere Gewerbe beeinträchtigen wesentlich die Rechte und beschränken die Freiheit eines Volkes, welches noch in dem ursprünglichen Zustande des Hirtenlebens verharrt. Vor Zeiten zogen die Lappen in einem großen Theil der skandinavischen Halbinsel ungehindert umher, jetzt verengert jeder Tag ihre Grenzen und bringt sie den übrigen Einwohnern näher. Der Lappe, welcher unter dem fortschreitenden Einflusse der Urbarmachung lebt, kann also als eine Art Mischling betrachtet werden, dessen ganzes Wesen durch den Verkehr mit den Ansiedlern in hohem Grade verändert wurde. Dieß ist mit den Lappen der Finnmark nicht der Fall. Die natürliche Unfruchtbarkeit ihrer Felder wird sie immer gegen ähnliche Angriffe auf ihre Freiheit schützen; ihre kahlen Gebirge bieten keine Versuchungen, keine Hoffnungen dar, daß der Ackerbau sich bis dahin erstrecke; nach Verlauf von Jahrhunderten werden sie wahrscheinlich noch Dasselbe sein, was sie jetzt sind: rohe, ungebildete Menschen mit einem natürlichen Widerwillen gegen das civilisirte Leben und heftiger Liebe zur Freiheit, welche ihnen die wilden Gebirge von Kindesgebeinen an geben.

In allen Theilen des schwedischen und russischen Lapplands giebt es eine Anzahl armer Lappen, Skogslappar — Waldlappen — genannt, welche meist in den Waldgegenden wohnen, und deren Rennthierheerden zu klein sind, um sie in den Stand zu setzen, auf den Gebirgen zu leben

*) Ein Winter in Lappland und Schweden. Von Arthur de Capell Brooke. (Aus dem Englischen übersetzt.)

**) Die Finnmark, welche den nördlichsten Theil der wilden und weiten Gegenden bildet, die den Schweden und Norwegern unter dem Namen Lappmark, und südlicheren Nationen unter dem allgemeineren Namen Lappland bekannt sind, bildet das äußerste Ende von Norwegen, wozu sie gehört.

und von ihren Thieren allein ihren Unterhalt zu ziehen. Während des Sommers leben sie unter Zelten; allein bei Annäherung des Winters errichten sie sich eine dauerhaftere Wohnung von Rasen und Erdschollen. In letzterer Zeit bleiben sie an demselben Ort und leben theils von ihren Heerden, theils von der Jagd auf Wildpret, wovon es einen Ueberfluß giebt, und dessen beständige Verfolgung sie zu sehr geübten Bogenschützen macht.

Lappländer dieser Art sind in dem norwegischen Lappland unbekannt, da das Land viel Gebirge, aber wenig Wälder hat. Die Lappen in der Finnmark können in zwei Klassen getheilt werden: die Fischer- oder Uferlappen und die Rennthier- oder Berglappen, welche Sommer und Winter herumziehen, keine andere Wohnung als ihre Zelte haben und in ihrem ganzen Wesen das Bild nordischer Nomaden bieten. Von diesen sollen einige charakteristische Züge hier mitgetheilt werden.

Die Lebensweise des nomadischen Lappländers im Sommer weicht gänzlich von der im Winter ab. Die Ursachen, welche diese Menschen bewegen oder vielmehr zwingen, ihre weiten und alljährlichen Wanderungen aus den inneren Theilen Lapplands nach der Küste zu unternehmen, sind dringend genug, wie sonderbar sie auch scheinen mögen. Im Sommer sind die inneren Theile von Lappland, namentlich dessen grenzenlose Wälder, von verschiedenen Arten Mücken und anderen Insektenarten so heimgesucht, daß kein Thier ihren unaufhörlichen Verfolgungen entgehen kann. Große Feuer werden angezündet, in deren Rauch das Vieh die Köpfe hält, um den Angriffen seiner Feinde zu entgehen. Die Eingebornen selbst sind genöthigt, ihre Gesichter mit Theer zu beschmieren, als das einzige Schutzmittel gegen das Stechen und Beißen derselben. Kein Thier leidet indessen mehr als das Rennthier von den größeren Arten der Insekten (Oestrus tarandi), da sie es nicht allein durch ihr Stechen unaufhörlich plagen, sondern auch ihre Eier in der Wunde, die sie auf der Haut machen, niederlegen. Wollte sich der Lappländer in den Monaten Juni, Juli und August in den Wäldern aufhalten, so liefe er Gefahr, den größten Theil seiner Heerde zu verlieren; die Thiere würden auch von selbst auf die Gebirge entfliehen, um nicht von der großen Wespe gestochen zu werden.

Aber noch andere Gründe treiben den Lappländer an, nach den Gebirgen, die über die Küsten von Norwegen und Lappland hervorragen, zu ziehen. Während des Winters hat er von den Rennthieren, die er zu seinem und seiner Familie Unterhalt geschlachtet, eine große Anzahl Häute und Geweihe aufgehäuft; vielleicht hat er auch Gelegenheit gefunden, einige Bären zu erlegen; auch mag er einige Fuchs-, Vielfraß- und Marderfelle gesammelt haben. Die Federn von den Berghühnern, die er schießt oder in Schlingen fängt, werden ebenfalls aufbewahrt. Alle diese Dinge sind für ihn wichtige Handelsartikel, und indem er dieselben an die Kaufleute der Küsten vertauscht, wird er in den Stand gesetzt, sich andere Waaren

zu verschaffen, die er im Winter braucht, als: grobes Tuch, Mehl, Pulver und Tabak.

Was den Lappen ferner an die Küsten treibt, ist das Salzwasser der See, das seine Rennthiere nothwendig ein Mal des Jahres trinken müssen. Sobald die Rennthiere das Meer zu Gesicht bekommen, eilen sie in vollem Lauf sammt und sonders auf dasselbe zu und schlürfen das Wasser wie einen Labetrunk, obwohl man sie später nicht mehr davon trinken sieht. Man erzählte mir, dieses Trinken sei sehr wirksam zur Vernichtung der Larven der großen Wespe, welche ihre Eier in die Haut des Thieres legt, bevor es die Wälder verläßt. Der Instinkt treibt es zu diesem Heilmittel hin.

Mit dem Anfange des Juni fängt der Lappländer seine Wanderung an. Der Boden ist um diese Zeit gewöhnlich vom Schnee befreit, folglich fährt er nicht länger auf Schlitten. Er läßt daher diese sammt allen seinen Wintergeräthschaften zurück, als eine zu große Last auf seinem Sommerzuge, und verwahrt sie in dem Vorrathshause, das fast jeder Lappe in der Nähe der Kirche besitzt, die im Winter den Mittelpunkt ihres Aufenthaltes bildet.

Der Weg, den er zurücklegen muß, wechselt von 2—300 (engl.) Meilen, je nach der Lage der Küste, die er aufsucht. Die Gesundheit und Sicherheit der Heerde ist der Gesichtspunkt, nach welchem die Gegend ausgewählt wird; die Bequemlichkeit des Menschen kommt hierbei nicht in Betracht, da dieses ganz von seinen Rennthieren abhängt. Die vielen Inseln an der westlichen Küste von Norwegen und Lappland werden als Sommeraufenthalt vorgezogen, sowohl wegen der frischeren Luft, als der größeren Sicherheit, die sie gegen Wölfe und Bären gewähren. Wenn diese Raubthiere auch, durch den Geruch der Rennthiere angezogen, gelegentlich hinüberschwimmen, so werden sie doch alsbald von den wachsamen Lappen bemerkt und zurückgescheucht, was um so leichter wird, da kein Wald vorhanden ist, in welchem sie sich verbergen könnten. Um die Inseln zu erreichen, muß die Heerde oft einige (engl.) Meilen von dem festen Lande aus schwimmen, was ohne Gefahr abläuft.

Die Inseln bieten zugleich dem Lappländer viele Vortheile, denn hier sind bequeme Stationen für den Fischfang und gute Häfen; die Fische kommen am zahlreichsten in die vielen Buchten und engen Kanäle zwischen denselben, und das ladet natürlich die Kaufleute ein, sich daselbst anzusiedeln.

Der Lappländer begiebt sich dann nach der Fischereistation des Kaufmanns; und wenn ein Trunk Salzwasser der Gesundheit seiner Heerde nothwendig ist, so scheint er einen Schluck Branntwein als unentbehrlich für die seinige zu halten. In der Bude des Kaufmanns findet man ihn bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, und seine Begierde nach geistigen Getränken geht so weit, daß der ganze Betrag für seine Thierfelle, Pelze und andere Handelsartikel oft für Branntwein vertauscht wird, so daß er, im Begriff nach seinen Winterquartieren zurückzukehren, nicht selten, obwohl mit großem Widerwillen genöthigt ist, einen Theil seiner Heerde zu verkaufen, um sich mit den unentbehrlichsten Dingen versehen zu können.

Die häusliche Einrichtung und Wirthschaft des Berglappen ist äußerst einfach. Er wählt für sein Gezelt eine bequeme Lage an den Ufern eines See's, wo nicht allein Wasser leicht zu haben ist, sondern auch Schutz vor den gewaltigen Winden, die leicht die winzige Wohnung wegraffen würden.

Das Zelt selbst (Lawo) ist buchstäblich wenig mehr als ein Lumpen von einer Art groben Tuchs, im Norden unter dem Namen „Wadmal" bekannt, welches hauptsächlich in Schweden und Norwegen gemacht wird und einen Hauptartikel des Handels mit den Lappländern bildet. Viel von diesem Tuche wird auch von den Küstenlappländern gewoben, die es gegen Rennthierfelle an den Gebirgslappen vertauschen, um aus den Fellen ihre Winterkleider und Betten zu machen. Dieses von ästigen Birkenstämmen unterstützte Zelt bildet seine einzige Wohnung, und unter diesem schwachen Gedeck hält der Gebirgs- und Lappländer der Finnmark die lange dauernde strenge Kälte der Wintermonate in den inneren Gegenden aus. Die Höhe des Zeltes ist ungefähr 6 Fuß, und der ganze Umfang des Innern übersteigt selten 15—18 Fuß. In diesen engen Raum drängen sich der Lappländer, sein Weib und seine Kinder und sehr oft eine zweite Familie, die dem Mitbesitzer der Heerde gehört, zusammen, und lassen noch Ecken für ihr einfaches Hausgeräth, als Näpfe, eiserne Töpfe, Löffel, hölzerne Kästchen u. s. w. übrig. Dabei bleibt noch immer ein Plätzchen für die Hunde, die treuen Wächter der Heerde, welche ich zu zwanzigen als Genossen eines Zeltes gesehen habe, wovon freilich viele auf den Leibern ihrer Herren eine bequeme Ruhestätte fanden. In der Mitte ist das Feuer, von einigen großen Steinen eingeschlossen; ein Theil des Rauches geht oben durch die Oeffnung des Zeltes, der übrige erfüllt den unteren Raum fast immer mit einer dicken Wolke, hüllt die Bewohner gänzlich ein, so daß der Eintretende sie kaum erkennt, und fällt dem Fremden beißend in die Augen. Mir war der höchste Grad von Kälte noch erträglicher vorgekommen, als eine Stunde in einem lappischen Zelte. Der Lappländer gewöhnt sich früh an alle Unbequemlichkeiten, und eben das dichte Zusammengedrängtsein ist für ihn eine Hauptquelle von Wärme und Behaglichkeit, die ihm die strenge Winterkälte besiegen hilft, und zugleich vorbereitet, die für jeden Anderen unerträgliche Hitze im Sommer, die aus den nämlichen Ursachen entsteht, da das Zelt unverändert bleibt, zu ertragen.

Oben an der Spitze des Zeltes, dicht an der Oeffnung für den Rauch, ist eine Art Reck aufgehangen, worauf die Käse gelegt werden, um schneller zu trocknen. Das Innere des Zeltes ist gewöhnlich mit Birkenzweigen, an welchen das Laub gelassen ist, bestreut, und darauf eine Decke von Rennthierfellen gelegt, welche dem Lappländer in allen Jahreszeiten zum Bette dient. Der einzige Eingang zum Zelt ist durch eine schmale Oeffnung oder einen Schlitz an der einen Seite, vor welcher ein Lappen hängt, welcher, in die Höhe gehoben, von selbst wieder in seine vorige Lage zurückfällt und die äußere Luft abhält. Die Gebirgszelte, welche ich in Lappland antraf, waren nie ohne eine Art Speisekammer in ihrer Nähe. Die

Errichtung derselben ist eben so einfach, wie die des Zeltes: ein paar Zweige in Form eines Dreiecks in die Erde gesteckt und grobes Tuch darüber gespannt. Besonders dienen diese kleineren Hütten zur Aufbewahrung der Käse.

Die Gebirgslappen der Finnmark sind meistentheils wild und roh von Ansehen, Kleidung und Manieren. Man bemerkt an ihnen einen Grad von Trotz und stolzer Unabhängigkeit des Geistes, die man bei den Bewohnern der Ebenen des russischen Lapplandes nicht wahrnimmt. Ihre Gemüthsart ist finster und verdrießlich, durch ein Geschenk aber leicht gemildert. Die Gastfreiheit, welche die meisten halb- und nicht civilisirten Völker auszeichnet, ist bei ihnen nicht zu bemerken und wird durch ihren Hang zum Mißtrauen verdunkelt. Ein Fremder, der ohne Begleitung eines seine Lage und Wünsche erklärenden Dolmetschers oder ohne ein besänftigendes Geschenk plötzlich vor einem dieser Lappen erschiene, würde nicht bloß keine Gastfreundschaft finden, sondern sich auch einiger Gefahr aussetzen. Entferne indeß sein natürliches Mißtrauen, überzeuge ihn, daß er keine Ursache hat, Furcht vor dir zu hegen, erkläre ihm, was dich bewegt, seine Wüste zu besuchen, und unterstütze deine Rede mit einem Glase Branntwein oder einem Päckchen Tabak: so wirst du ihn ganz umgewandelt, zu jedem Dienst bereit finden. Aber das Edle des Arabers bekommt er nie. Wo die Pechtannen und die Birken nicht wohl mehr gedeihen und wachsen können, da scheint auch die menschliche Natur mangelhaft bleiben zu müssen. Sie sinkt im Kampfe mit der Noth und dem Klima. Die feineren Gefühle des Lappländers müssen durch Branntwein hervorgelockt werden, und wie im Morgenlande ein Besuch durch Geschenke angekündigt wird, so mildert auch nur das Glas ihre feindselige Gesinnung.

Die Kleidung der Fjeld-Finner (Gebirgs-Lappen) unterscheidet sich nicht sehr von der Tracht der übrigen herumziehenden Stämme in den anderen Gegenden von Lappland. Im Winter sind sie ganz mit Rennthierfell bekleidet. Während der Monate Juli, August und September, von denen nur die zwei ersteren nicht zu dem „Winter" gehören, zwingt sie indessen die heiße Witterung, statt des Pelzes einen Rock von dem Wadmal anzuziehen, der mit einem breiten ledernen Gürtel, woran ein Messer hängt, um den Leib festgebunden wird. Diese Gappe (Sommerrock) reicht gerade bis unter die Kniee; unter dem Rock werden lange Beinkleider getragen, welche aus dünnem Leder junger Rennthiere verfertigt werden. Auf den Knöcheln kommen sie mit den Komagers, einer Art lederner Socken, zusammen. Auf dem Kopfe wird eine kleine niedrige Kappe von Tuch (Gappie), an allen Seiten mit Pelzwerk von Rennthier eingefaßt, getragen. Doch trifft man auch mitten im Sommer Gebirgslappen beiderlei Geschlechts, die ganz in Fellen stecken. Die Hitze dieser Kleider, namentlich auch der von dem dicken und fest gewebten Wadmal, würde unerträglich sein, wenn der Rock nicht sehr weit gemacht und vorn theilweis offen wäre. Kein Hemd wird darunter getragen, da Leinwand ein Artikel

ist, womit die Lappländer fast ganz unbekannt sind, so wie sie auch die Strümpfe nicht kennen, indem sie ihre bloßen Füße in die Komagers stecken, welche mit weichem, trockenem Gras, Sena genannt, ausgestopft werden. Die Kleidung der Frauen ist ganz wie die der Männer.

Wenn von den Lappländern im Allgemeinen die Rede ist, so muß man gestehen, daß sie eine kleine Race sind, wie alle nördlichen Völkerschaften, die wahrscheinlich von einem Stamme sind. Es ist jedoch bemerkenswerth, daß die Lappen der Finnmark nicht so klein sind, als die in den übrigen Theilen von Lappland, wenn sie auch einige Grade südlicher liegen. Ich schreibe die überwiegende Größe der norwegischen Lappländer der freieren und reineren Gebirgsluft zu, welche sie größer, rüstiger und muthvoller macht. Darum sind sie auch größer als die, welche an der Küste leben, um ihren Unterhalt durch Fischfang zu gewinnen, indem letztere beständig den Nebel des Meeres einathmen. Die gewöhnliche Größe der Gebirgslappen ist fünf Fuß und fünf Fuß zwei Zoll. Leute von fünf Fuß fünf Zoll sind eine Seltenheit.

Die auszeichnenden Züge der Race sind kleine, längliche Augen, hohe Backenknochen, ein breiter Mund und ein spitziges Kinn mit wenig oder gar keinem Bart. Ihr Haar ist gewöhnlich braun oder von dunkler Farbe, während die Küstenlappen meist helles Haar haben. Ihre Hände und Füße sind, wie bei den Eskimos, klein; aber der ganze Bau ist knochig und muskelstark. Die Stimme ist schwach und klingt dem Ohr des Fremden etwas quiekend.

Was die Farbe der Haut anbetrifft, so fand ich dieselbe nicht dunkelbraun, wie sie oft beschrieben wird, sondern von Natur weiß, und nur durch den Rauch in der Hütte und das Leben im Freien gebräunt. Hatte ich doch selbst während meines Aufenthalts unter diesen Menschen eine braune Farbe bekommen, die sich erst in Stockholm wieder verlor. Eine sehr strenge Kälte bringt in vielen Fällen dieselben Wirkungen hervor, als sehr große Hitze.

Der Lappländer ist sowohl von Natur als aus Noth ein Nomade. Da sein Unterhalt völlig von seinen Rennthieren abhängt, welche ganz frei und sich selbst überlassen sind, so kann man sagen, daß seine Bewegungen durch sie geleitet werden, und daß seine ganze Lebensweise durch sie bestimmt wird. Die Anzahl der Rennthiere, die zu einer Heerde gehören, ist von 300—500; mit einer solchen Heerde kann ein Lappe sich wohl befinden und leidlich leben. Er kann im Sommer eine hinreichende Menge Käse machen für das Bedürfniß des Jahres; und im Winter kann er so viele Rennthiere schlachten, daß er und seine Familie fast beständig Fleisch essen können. Mit 200 Rennthieren kann ein Mann mit kleiner Familie sich so einrichten, daß er auskommt. Hat er nur 100, so ist sein Auskommen sehr unsicher; bei 50 ist er nicht mehr sein eigener Herr, kann nicht mehr eine eigene Wirthschaft führen, muß vielmehr seine kleine Heerde mit der eines reicheren Lappen vereinigen und verrichtet nun die Dienste

eines Knechtes, indem er die Heerde begleitet und hütet, nach Hause zum Melken bringt u. s. w. Es geschieht auch häufig, daß, wenn die Heerde eines Lappländers durch Krankheit oder Unglück bis auf diese Zahl herunter kommt, er den Ueberrest einem Andern verkauft und sich selbst nach der Seeküste begiebt. Da sucht er entweder Arbeit bei den norwegischen Ansiedlern, oder, was noch häufiger der Fall ist, er läßt sich an den Ufern einer der benachbarten Meerbuchten auf der Küste nieder, treibt den Fischfang zu seinem Unterhalt und wird aus einem Gebirgslappen ein Küstenlappe. Aber die Sehnsucht nach dem freien Nomadenleben verläßt ihn nicht, und zuweilen gelingt es ihm, die frühere Lebensart wieder zu beginnen.

Ein Lappländer, der Herr einer Heerde von 1000 Rennthieren ist, wird als ein reicher Mann angesehen, obgleich die Beispiele nicht selten sind, daß einige 1500, ja 2000 haben.

Das Leben dieser Menschen ist einer beständigen Veränderung unterworfen und wechselt zwischen größter Unthätigkeit und größter körperlicher Anstrengung, zwischen höchstem Ueberfluß und Mangel, zwischen höchster Kälte und Hitze. Wenn der Lappe hungrig ist und seine Eßlust ungehindert befriedigen kann, so ist er ganz gefräßig; die Masse, welche er verschlingt, ist ganz erstaunlich, und wie die wilden Thiere des Waldes ißt er so viel, um auf einige Tage satt zu sein, falls er einem unvermutheten Mangel ausgesetzt werden sollte. Während der Wanderzeit im Sommer ist indeß die Nahrung des Lappländers außerordentlich einfach und spärlich. Da genießt er nicht mehr seine Lieblingsspeise, das Rennthierfleisch: dieß ist die leckere Winterkost. Im Sommer ist er nur darauf bedacht, seine Heerde zu vermehren. Er begnügt sich mit der Milch seiner Thiere und den Ueberbleibseln von Lab und Molken nach der Bereitung der Käse. Von der Milch genießt er sparsam und ist geizig damit, denn ein Rennthier giebt nicht viel Milch, und sie muß für den Käse verwendet werden, der auch für den Winter vorhält. Da die Heerde nur des Sommers gemolken wird, so setzt er, wenn dieser zu Ende geht, etwas Milch bei Seite, um diese gefrieren zu lassen, die ihm dann nicht bloß zum eigenen Genuß während des Winters, sondern auch zu einem Handelsartikel dient, der wegen des großen Wohlgeschmacks sehr gesucht wird.

Als die Lappen in der Nähe von Fuglenäs verweilten, hatte ich das Glück, zuweilen etwas Rennthiermilch zu meinem Frühstück abzubekommen (was sehr schwer hält), und ich fand den Geschmack so köstlich, daß ich meine, ein mit Muße gesegneter Feinschmecker würde seine Zeit nicht verschwenden, wenn er einen Abstecher nach der Finnmark auf seinen Reisen machte. An Farbe und Dicke gleicht die Milch einem fetten Rahm; ihrer Fettigkeit willen kann man nur wenig genießen, obschon der Geschmack höchst lieblich und gewürzhaft ist, letzteres wegen der mancherlei Bergkräuter, die das Thier im Sommer frißt.

Sonderbar ist es, daß der Käse von dieser schönen Milch hart, weiß

von Farbe, unangenehm schmeckend und nur dem Lappländer genießbar ist. Die Zubereitung ist sehr einfach, indem man die Milch in einem großen eisernen Topfe über das Feuer stellt, wo sie mit Hülfe des Labs aus dem Magen des Rennthiers schnell gerinnt, dann gepreßt und, nachdem die Molken davon getrennt sind, in kleine Formen von geringer Tiefe gebracht wird.

Die gewöhnliche Größe des Käses ist die eines kleinen Tellers, und er ist nicht viel dicker als einen halben Zoll. Es ist möglich, daß diese Dünne auf seine Güte Einfluß hat, da, indem er geschnitten wird, die harte Rinde den größten Theil des Käses bildet. Schlecht, wie er ist, wird er von den Lappen, die ihn sowohl roh als geröstet essen, sehr geschätzt; in letzterem Zustande erscheint er auf den Tischen der Kaufleute und ist dann etwas schmackhafter. Seiner scheinbaren Härte und Trockenheit ungeachtet tröpfelt von ihm, wenn er auf das Feuer gelegt wird, ein fettes, reines Oel, das man sehr wirksam findet gegen die Wirkungen des Frostes; denn auf den erfrorenen Theil gelegt, verhindert es den kalten Brand, der leicht dazu kommt, wenn man das Reiben mit Schnee versäumt hat.

Da der Käse eine viel größere Nutzbarkeit hat, als die Butter, zu der Brod erfordert würde, das die Lappen nicht kennen, so wird aus der Rennthiermilch fast nie Butter gemacht. Diese ist immer ganz weiß.

Der Lappländer bringt zuweilen eine Veränderung in seinen Speisen hervor, dadurch, daß er Heidelbeeren, Zwergmaulbeeren und ähnliche Früchte seiner Gegend in die Molken mischt, nachdem er sie vorher zu einem dicken Safte eingekocht hat. Nicht weniger gern essen sie auch die Angelikawurzel, die gut gegen den Skorbut sein soll. Darum mögen sie auch für das Blut des Rennthiers so große Vorliebe haben; beim Schlachten des Thieres wird es sorgfältig gesammelt und aufbewahrt und in verschiedenen Gerichten zubereitet. Warm genossen, soll das Blut ein sicheres Mittel gegen den Scharbock sein.

Die geringe Entfernung, in welcher die Heerden von Fuglenäs waren, setzte mich in den Stand, ihr Leben und Treiben fast jeden Tag zu sehen. Besonders malerisch und für Lappland charakteristisch war der Anblick des Abends zur Melkzeit, wenn sich die Heerde um die Gamme (das Zelt) versammelte. Auf allen Höhen rund umher wird Alles in einem Nu voller Bewegung und Leben. Die geschäftigen Hunde bellen überall, und treiben die Heerden immer näher; die Rennthiere springen und rennen, stehen still und springen wieder in einer unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit von Bewegungen. Welch schönen und majestätischen Anblick gewährt es, wenn das weidende Thier, von dem Hunde geschreckt, sein Haupt erhebt und seine breiten und mächtigen Augsprossen zeigt! Und wenn es läuft, wie flink und leicht ist sein Schritt! Nie hören wir seinen Fußtritt auf der Erde, und nur das beständige Knarren seiner Kniegelenke, als wäre es durch die Wiederholung elektrischer Schläge hervorgebracht; ein sonderbares

Geräusch, das wegen der Menge von Rennthieren, die es hervorbringen, in großer Ferne gehört wird. Hat endlich die ganze Heerde die Gamme erreicht, so stehen die Thiere still, ruhen aus oder springen zutraulich herum, spielen mit ihren Geweihen gegen einander, oder umringen gruppenweis einen Moosstock, um ihn abzuweiden. Während die Mädchen von einem Thiere zum andern mit ihren Milchgefäßen herumlaufen, wirft der Bruder oder der Knecht einen Strick von Bast um die Augsprossen des Thieres, das ihm die Mädchen bezeichnen, um es heranzuziehen. Das Thier sträubt sich gewöhnlich und will der Halfter nicht folgen; und das Mädchen lacht und freut sich über die Mühe, welche dieß verursacht. Auch läßt es zuweilen aus Muthwillen ein Rennthier wieder los, damit es noch einmal für sie eingefangen werde. Unterdessen hört man den Vater oder die Mutter schelten wegen des Muthwillens, der oft die Wirkung hat, die ganze Heerde scheu zu machen. Wer würde bei diesem Schauspiele nicht an Laban und Lea, Jakob und Rahel denken? Wenn die Heerde sich zuletzt hinstreckt, so viele hundert Thiere auf einmal rund um die Gamme, so bilden wir uns ein, ein ganzes Lager zu sehen, den Befehlshaber des Ganzen in der Mitte.

Wir müssen die Vorsehung bewundern, welche ein Thier geschaffen hat, das dem Menschen es möglich macht, unter dem Schnee und Eis der Polarzone auszudauern, und ihm das ganze übrige in Kälte erstarrte Naturleben ersetzt.

So anmuthig und zierlich in seinem Aeußern, als etwa das Pferd und der Hirsch, ist freilich das Rennthier nicht; denn es hat einen kurzen, dicken Hals, welcher macht, daß das Thier, statt den Kopf in die Höhe zu halten, ihn in einer gebückten Stellung trägt, die fast eine gerade Linie mit dem Rücken bildet. Die eigenthümliche Bildung und Stärke des Halses, der Schultern und des Vorderbuges deuten schon darauf hin, daß das Thier zum Ziehen bestimmt sei; die Muskelkraft der Lenden und die Dicke der Knochen bestätigen dieß. Die Hufe sind dem Lande wohl angepaßt; statt schmal und spitzig zu sein, wie die Hufe der Rehböcke und Damhirsche, sind sie sehr breit, platt und weit; auch hat das Rennthier es in seiner Gewalt, beim Niedersetzen den Huf auszubreiten oder zusammenzuziehen, je nach der Beschaffenheit der Oberfläche, auf der es sich bewegt. Wenn der Schnee auf dem Boden liegt, so giebt ihm die Breite seiner Hufe, die es dann so weit macht, daß sie einem Pferdehuf gleichkommen, eine feste Haltung auf dem Schnee, und hindert es, so tief hineinzusinken, als es sonst geschehen würde, besonders nach frischem Schnee, dessen Oberfläche noch nicht gefroren ist.

Die Augsprossen (Hörner) des Thieres sind breit und sehr zierlich, auch während des vornehmsten Theiles vom Jahre mit einem weichen, dunkeln, sammtartigen Flaum bedeckt, der bis zum Winter bleibt. Die Hörner beginnen im Mai aufzuschießen und in einem Zeitraume von sieben bis acht Wochen erreichen sie ihre völlige Ausbildung; die Böcke bekommen

die ihrigen zuerst, die Kühe zuletzt, werfen aber die ihrigen nicht vor dem Frühlinge ab. Weil diese Thiere das Geweih so nothwendig brauchen (zum Aufscharren des Schnee's), so gab die Natur auch dem Weibchen Hörner.

Das schnatternde und klappernde Getöse, welches gehört wird, wenn das Thier geht, kommt von dem Zusammenziehen der Hufe beim Aufheben von dem Boden und von dem daraus folgenden Schlagen der inneren Theile im Hufe gegen einander. Dieses Geräusch ist von keinem unbeträchtlichen Vortheil, da es die zerstreute Heerde sammelt. Die Rennthiere mit ihrem feinen Gehör können es in bedeutender Ferne hören.

Kaum hat wohl irgend ein anderes Geschöpf ein so dickes Fell als das Rennthier, das sich selbst, wie die Menschen, damit gegen die Strenge des Klimas schützt. Von allen Kleidern, welche die Bewohner der Polargegenden tragen, kann keins mit den von Rennthierfellen gemachten verglichen werden in Bezug auf die Wärme. Darum besteht die Winterkleidung des Lappen ganz aus Rennthierfellen. Die Haare darauf stehen so dick und dicht, daß, wenn man sie auf irgend eine Weise trennen wollte, um die bloße Haut zu decken, dieß gar nicht möglich ist. An dem niedern Theile des Halses verstärkt noch ein Haarbüschel den natürlichen Schutz des Thieres gegen die Kälte.

Die Farbe ist während des Sommers viel dunkler als im Winter. Im Anfang des Sommers, wo das Thier eine neue Behaarung erhält, ist das Haar dünn, nimmt aber gegen den Winter hin außerordentlich an Dicke zu, bekommt eine graubraune Farbe, und die Seiten, Brust und Unterleib sind dann grauweiß. In mancher Heerde trifft man auch ein Paar ganz weiße Rennthiere an.

Die Rennthierkuh wirft gegen Ende Mai ein Junges, während es noch Winter ist, und der Schnee die Erde bedeckt. Zögert der Sommer mit seiner Ankunft, so tritt oft großer Mangel an Milch ein. Das gewöhnliche Alter des Rennthiers ist neun oder zehn Jahre; seltener bis funfzehn Jahre, noch seltener sechzehn.

Im Sommer lebt das Rennthier nicht bloß von Moos, sondern streift die Blätter von der Birke, Weide und Espe, besonders der ersteren, begierig ab, frißt auch das junge Gras und die zarten Sprossen der Sträuche auf den Bergen und mancherlei duftiges Kraut, das der warme Sonnenstrahl schnell hervorlockt. Im Winter ist aber, außer einigen Leberkräutern, das Rennthiermoos seine einzige Nahrung. Dieses Gewächs, das die Vorsehung so reichlich über ein Land verbreitet hat, wo die größte Pflanzenarmuth herrscht, ist äußerst nahrhaft, und selbst die Kühe, wenn sie davon fressen, geben mehr Milch, als von jedem andern Kraute.

Kein Geschöpf wird mehr von der Hitze angegriffen als das Rennthier; darum findet man sie, wenn die Witterung am heißesten ist, und das Thermometer von Fahrenheit bis auf 90 Grad steigt, sogar am Nordkap selbst, immer auf der Spitze der Gebirge, die Stellen aufsuchend, wo noch Schnee liegt; und wenn ein Windhauch entsteht, so kehren sie sich

nach der Seite hin, wo er herkommt, und ziehen auf diese Weise mehrere Meilen von dem Orte weg, wo sie geweidet haben. Echte Geschöpfe der Polarwelt! Selbst ihre Größe und Kräftigkeit nimmt nicht wie bei den Pflanzen und meisten anderen Thieren ab, je weiter sie nach Norden vorrücken, sondern zu. Die lappländischen Thiere der Gebirgsfinnen sind im Stande, eine Last von circa 300 Liespfund (à 20 Pfund) zu ziehen, obwohl man ihnen nur 240 Liespfund zutheilt. Der Schlitten (Pulk) kann nach seiner Einrichtung nur von einem Rennthiere gezogen werden. In Sibirien und Kamtschatka gebraucht man das Thier auch zum Reiten, wozu es die Lappländer nicht verwenden. Die Schnelligkeit, mit der es die größten Lasten zieht, ist außerordentlich, denn sie beträgt im Durchschnitt acht Meilen in der Stunde, wohl zu merken, auf gebirgigem Terrain.

Der Gebirgslappe bricht mit seinen Heerden auf, sobald das Laub von den Bäumen fällt, und zieht sich von der Küste zurück. Dieselben Umstände, die ihn nöthigen, jetzt zurückzukehren, sind eben so dringend, als die ihn zu Anfang des Sommers vermögen, die Küste aufzusuchen. Der dringendste Grund ist ohne Zweifel die Seltenheit dessen, was der Heerde am nothwendigsten ist, nämlich des Rennthiermooses, das an der Küste von Finnmark und auf den Inseln fast gar nicht zu finden ist, aber je weiter in das Festland und in die Wälder hinein immer reichlicher wächst, namentlich auf niedrigem Moorboden. Darum hat auch die Finnmark nicht jenen Ueberfluß, den die Ebenen und Moräste des russischen Lapplandes darbieten. Da sind oft unermeßliche Strecken mit dem Moose bedeckt, dessen weißliche Farbe ihnen das Ansehen einer beschneiten Fläche giebt.

Ferner ist aber auch der Schutz, den zur Winterszeit das Innere der Wälder vor den heftigen Stürmen verleiht, ein wichtiger Grund, die Winterquartiere hier aufzuschlagen; sodann auch der reiche Vorrath an Brennholz, woran es der Küste fehlt — und endlich das jagdbare Wild, das er im Walde findet.

Die Abreise geht also von Statten. Nachdem der Lappe sein Zelt abgeschlagen hat, so wird es mit den Stangen, die es aufrecht erhielten, auf den Rücken eines Rennthieres gepackt. Seine Käse und andere Eßwaaren, die er für den Winter angekauft hat, desgleichen die wenigen Hausgeräthe, werden in eine Art Korb von Zweigen und Bast verpackt, oben mit Fellen und Birkenrinde zugedeckt und dann zugeschnürt. Ein solcher Korb hängt an jeder Seite des Thiers; zuweilen bloß einer, wenn auf der andern Seite die Wiege mit dem Kinde hängt. Diese Wiege ist in der Form eines Schlittens aus Holz gemacht, offen, aber mit einer Lederdecke über dem Kopfe des Kindes, wie auch mit Rennthiermoos und einem jungen Rennthierfell gepolstert*). Sind zwei kleine Kinder da, so werden

*) Diese Wiege wird an die Bäume gehängt, wenn Mutter und Mädchen mit der Heerde beschäftigt sind, so hoch, daß das Kind vor Raubthieren sicher ist. Durch

zwei Wiegen auf jede Seite des Thieres gehängt, gerade wie die Körbe. Die Familie selbst geht zu Fuß; ein Theil derselben zieht an der Spitze und giebt Acht auf die Lastthiere. Dann folgt die Heerde; die Nachhut wird von den übrigen Lappländern und den Hunden gebildet.

Der Sorgfalt des Lappländers ungeachtet trifft es sich zuweilen, daß ein oder zwei Rennthiere zurückbleiben, die sich vorher von der Heerde verirrt haben. Diese findet er gewöhnlich wieder, wenn er den folgenden Sommer zurückkommt; wenn nicht, so werden sie bald wild.

Die Lappländer, welche die Walfischinsel (Qualöe) und umliegenden Eilande besuchen, sind, wie wir bereits angedeutet, in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Rennthiere quer über den Sund oder die Meerenge, die sie vom festen Lande trennt, schwimmen zu lassen. Dieß ist dem Fremden ein neuer und interessanter Anblick, besonders wenn die Heerde groß ist und vielleicht aus 1000 Stück besteht. Sobald der Lappländer auf der Stelle ankommt, wo er übersetzen muß, miethet er mehrere Böte entweder von den Ansiedlern oder den Uferlappen. Da hinein stellt er die jungen Kälber, und hinter denselben werden die Thiere, welche schwach sind und Hülfe bei der Ueberfahrt nöthig haben, gezogen. Da die ganze Heerde dieses Uebersetzen sieht, während sie zugleich von den Hunden und dem Geschrei der Lappländer im Rücken angegriffen wird, so geht sie ins Wasser. Kein vierfüßiges Thier schwimmt so leicht, wie das Rennthier, das den Kopf und die Schultern über das Wasser hebt; es ist im Stande, mehrere Meilen zu schwimmen, selbst wenn die See unruhig ist.

Sobald der Lappländer das feste Land erreicht, setzt er seinen Weg in langsamen und bequemen Tagereisen fort, indem er selten über sechs oder sieben (engl.) Meilen des Tages geht, und gelegentlich einen Halt von zwei oder drei Tagen macht, wenn er eine Stelle findet, die ihm gefällt. So erreicht er endlich die Gegend, wo er zu überwintern gedenkt.

Das Winterzelt wird wieder in derselben Weise wie das Sommerzelt errichtet, die Heerde weidet nach wie vor im Freien, und die Hirten müssen den Stürmen und Schneestürmen Trotz bieten. Die Winterkleidung des Menschen besteht nun ganz aus der Haut seines treuen Lebensgefährten. Der Pelz wird von der ganzen Haut des im Winter geschlachteten Thieres gemacht; die Gamaschen und Handschuhe werden von der Haut, welche die Beine und Schenkel des Thieres umgiebt, die Schuhe von dem Theile

die Bewegung des Windes wird die Wiege von selbst geschaukelt und das Kind in Schlaf gelullt. Sollte es aufwachen, so zieht der Anblick der über seinem Kopfe hängenden Knöpfchen, die von der Luft an einander schlagen, seine Aufmerksamkeit an und unterhält es, bis es wieder einschläft. — Will die Mutter das Kind auf einem Zuge mitnehmen, so wird die Wiege auf ihrem Rücken befestigt, so daß der Kopf des Kindes über ihren Schultern erscheint. Da das Ganze wenig wiegt, und die Mutter ihre Hände frei hat, so kann sie ungehindert ihre Geschäfte verrichten. Gegen die Sonne und die Mücken ist oben an der Wiege ein Stück Tuch befestigt, das die Trägerin nach Gefallen herabläßt.

des Felles, welcher zwischen den Hörnern ist und den oberen Theil des Kopfes bedeckt, verfertigt. Die Haare sind nach Außen gekehrt, und wegen der besondern Festigkeit und Dichtigkeit ihres Gewebes ist es unmöglich, daß die Kälte durchdringe. Um die innere Wärme des Körpers zu unterhalten und den freien Umlauf des Blutes zu befördern, ist jeder Theil weit und bequem gemacht; insbesondere sind die Aermel des Pelzes so weit, daß die Arme mit Leichtigkeit ausgezogen und wieder eingesteckt werden können, ohne daß man nöthig hat, ihn auszuziehen. Wenn bei großer Kälte der Lappe genöthigt ist, auf dem Schnee zu schlafen, und ihm ein Arm vor Frost erstarrt, so kann er denselben leicht aus dem Aermel ziehen und an seinem Leibe wieder erwärmen. Eben so sind auch die Handschuhe weit und ohne Finger.

In ihrer Winterkapuze, welche Kopf und Schultern ganz bedeckt, und nur ein Loch für das Auge hat, laufen die Lappen zu jeder Stunde und bei jedem Wetter in ihren Schneeschlittschuhen hinaus, um nach ihren Rennthieren zu sehen und sie gegen die Angriffe der Wölfe zu schützen. In diesem schwierigen Geschäft stehen ihnen die Weiber bei, die, sobald die Reihe an sie kommt, auch die Heerde hüten, und jede Arbeit mit den Männern theilen.

Im Winter lebt der Lappe in einer Art von Ueberfluß. Bei einer mäßigen Heerde von 500 Stück Rennthieren wird wöchentlich eins geschlachtet; ist die Heerde größer, zwei, ja zuweilen bei starker Familie drei. Das Rennthierfleisch ist fast die ausschließliche Nahrung, auf die sich die Leute schon im Sommer freuen. Die einzige Weise, in der sie ihr Fleisch zubereiten, besteht im Kochen. Dadurch erhalten sie eine kostbare und nahrhafte Brühe, welche sie außerordentlich gern essen. Ehe sie das Fleisch in den Topf thun, wird es in lauter kleine Stücke zerschnitten, um den Saft besser herauszubekommen. Ist es hinreichend gar, so bekommt Jeder einen Napf aus Birkenholz mit einer guten Quantität Brühe und einem Stück Fleisch, das er mit den Händen herausholt und verzehrt.

Der Kreis seiner Wanderungen ist auf den nächsten Kreis um die Kirche beschränkt, und geht selten über 10—20 Meilen, wenn die Heerde einigermaßen Nahrung findet. In der Nähe der Kirche stehen auch die hölzernen Vorrathshäuser, von denen jeder Familienvater eins besitzt. Sie sind von Tannendielen gebaut, nur einige Fuß hoch, mit einer Oeffnung an der vorderen Seite, durch welche der Besitzer kaum hineinkriechen kann, und welche mit einer Thür verschlossen ist. In diesem Hause bewahrt er Alles auf, was er nicht nöthig hat, auf seinen Sommerwanderungen nach der Küste mitzunehmen; zugleich ist es die allgemeine Lagerstätte für die Einkäufe, die gelegentlich von den Kaufleuten herübergebracht sind.

Der Rennthierlappe hat verschiedene Arten von Schlitten, sowohl für seine eigenen Fahrten, als für seine Sachen. Zuerst der Pulk, welcher hauptsächlich zum Gebrauch der Kaufleute oder anderer Reisenden bestimmt ist. Der Form nach ist er einem Boote ähnlich, 7 Fuß lang, ungefähr

16 Zoll breit, und 8 Zoll tief, der Hintertheil aber um das Doppelte erhöht. Das vordere Ende ist spitz, wie ein Kahn, das hintere breit, und der Boden oder Kiel ausgehöhlt (konkav). Ueber den Sitz wölbt sich das Fell von einem Seekalb als Decke. Der Lappländer bedient sich selten dieses bedeckten Schlittens. Die Nothwendigkeit, in der er sich häufig befindet, auszusteigen, entweder um denen zu helfen, deren Thiere störrisch geworden sind, oder sein eigenes Thier zu erleichtern, wenn die große Tiefe des Schnee's ihn nöthigt, zu Fuß zu gehen, oder die Dunkelheit des Wetters ihn zwingt, den Weg zu suchen, nachdem er die rechte Richtung verloren hat — das Alles veranlaßt ihn, sich des offenen Schlittens (Kjöre Achian) zu bedienen, welcher im Uebrigen dem Pulk sehr ähnlich ist, und gleichfalls aus Birkenholz gemacht wird. Die dritte Art ist der Packschlitten (Raid Achian), gleichfalls offen und in Kahnform, aber viel größer, 8 bis 9 Fuß lang, und verhältnißmäßig breiter. In diesem werden Handelssachen und andere Packwaaren verfahren.

Vor jedem Schlitten wird nur Ein Rennthier gespannt; da aber die vor die Packschlitten gespannten Thiere natürlich gehindert werden, mit den vordersten leichteren Schlitten gleichen Schritt zu halten, so bekommen sie eigene Aufseher, welche voranfahren in leichten, offenen Schlitten, indem jedes der nachfolgenden Thiere an den vorhergehenden Schlitten befestigt wird. Ein Zug von fünf so an einander befestigten Schlitten heißt Raid (Reihe).

Die Rennthiere werden schon im zweiten Jahre gewöhnt, den Schlitten zu ziehen, sind aber keineswegs die ruhigen, gelehrigen Thiere, die man sich vorstellt. Der Lappländer aber weiß sie zu behandeln. Wird das Thier widerspenstig, so fährt er von dem gebahnten Wege ab, mitten in den Schnee hinein, und macht es bald müde und zahm, so daß es sehr gehorsam auf die bequeme Straße zurückkehrt.

Das Geschirr der Rennthiere besteht aus einer Halfter von Rennthierfell, welche rund um den Hals geht; unten an demselben sind zwei Stück ausgestopften Leders von eirunder Form, welche zwischen den Beinen des Thieres hängen, und an welche der Zugriemen befestigt ist, dessen Ende sich um die Beine schlingt, unter dem Leibe hindurch geht, und durch ein kleines Querholz in einem eisernen Ring an den Vordertheil des Schlittens befestigt wird. Rund um den Leib des Thieres ist ein breiter Bauchgurt von gefärbtem Tuch, durch welchen der Zugriemen gezogen ist, damit er sich nicht in den Beinen des Thieres verwickelt. Um den Hals ist eine Art Halsbinde von weißem Tuch geschlungen, woran eine Glocke hängt, deren Klang die Partie zusammenhält. Das Kopfende des Zügels ist ein Stück Seekalbsfell, der Halfter ähnlich, wird nicht in den Mund gelegt, sondern nur um den Kopf gewunden. Das ganze Riemenzeug ist einfach, aber stark.

Sobald der Lappländer sich in seinen Schlitten gesetzt hat, läuft das Thier aus allen Kräften, aber immer von der geschickten Hand seines Herrn gezügelt und zu den kühnsten Wendungen gewöhnt. Am größten ist die

Schwierigkeit, das Gleichgewicht des Schlittens zu erhalten, was in einzelnen Fällen beinahe unmöglich ist, wenn die Oberfläche des Bodens aus lauter glatten, steilen Abhängen besteht, der Schnee sich in Eis verwandelt hat, und der Schlitten wie im Fluge dahin saust. Ein Fremder würde in diesem Falle jeden Augenblick umgeworfen werden, obwohl wegen der Niedrigkeit des Fuhrwerks ohne üble Folgen. Man kann sich eine richtige Vorstellung von dem Gleichgewichte, das gehalten werden muß, machen, wenn man den Schlitten mit einem wirklichen Boote vergleicht, welches, auf das Land gezogen, immer auf eine Seite fällt, wegen des schmalen, scharfen Kiels. So ist es auch mit den hohlen Schlitten, und es liegt dem Fahrenden ob, so mit seinem Körper zu balanciren, daß das Gleichgewicht erhalten wird, auch bei dem schnellsten Lauf des Thieres. Wäre der Boden des Schlittens breiter, so würden die Unebenheiten des Grundes, den es passiren muß, die Tiefe des Schnee's, die Steilheit der Gebirge und viele andere Umstände es dem Thiere unmöglich machen, ihn zu ziehen. So aber gleitet das kleine Fahrzeug über alle Hindernisse fort, ohne zu große Unbequemlichkeit für das Rennthier, noch Mühe für den Lappen, der ein Meister ist im Fahren und Balanciren.

Die vornehmlichsten Unfälle, die den Eingebornen auf seinen Fahrten treffen, sind eine Folge der Dunkelheit, in der er seinen Weg verliert, oder der Windwehen, die ihn überfallen, namentlich bei trüber Nebelluft. In diesem Falle sichert er seinen Lauf durch scharfe Beobachtungen der Form und Richtung des Gebirges, auf dem er fährt, und von dem er aus langer Erfahrung weiß, daß es in seinen Zügen sich nach den verschiedenen Punkten des Kompasses richtet, und das ihm so statt des nützlichen Instrumentes dient, das er nicht kennt. Außerdem verläßt er sich in einem hohen Maaße auf sein Rennthier, wenn er die Richtung ganz verloren hat; ist das Thier schon einmal den Weg gekommen, oder stößt es auf Spuren von anderen Rennthieren, so bringt es ihn gewöhnlich wohlbehalten nach bekannten Gegenden und Päßen. Kommt plötzlich ein Schneesturm, der die Weiterfahrt unmöglich macht, so hat der Lappe für diesen Nothfall sein Zelt bei sich, das er an irgend einem geschützten Orte aufschlägt, und in dem er abwartet, bis das Unwetter vorüber ist. Nicht selten wird er auf diese Weise mehrere Tage aufgehalten. Indessen ist es in der Regel mit dem Mangel des Sonnenlichtes nicht so gefährlich. Ist der Himmel klar, so giebt der Mond, welcher mehrere Tage hinter einander fortscheint, ohne unterzugehen, ein Licht, das nur dem der Sonne nachsteht. Ist der Mond untergegangen, so verbreitet das Nordlicht und der außerordentlich helle Schimmer der Sterne einen solchen Lichtglanz, daß der Mensch sicher seine Schritte durch die pfadlose Wüste des Schnee's findet. Weil seine Augen während der Reise beständig auf die Himmelskörper Acht geben, so erwirbt er sich ganz von selbst wie der Hirt, eine für ihn ausreichende Kenntniß der Astronomie, die sich auf eine kleine Zahl von Sternbildern, wie des großen und kleinen Bären, des Orion u. s. w. beschränkt. Diese Sterngruppen

unterscheidet er durch Namen, die er ihnen selbst giebt, und sie ersetzen ihm die Magnetnadel, wenn das Wetter nicht ungünstig ist. So schlägt er sich muthig durch alle Gefahren und Hindernisse seines Klima's hindurch, und die größten Beschwerden dünken ihm leichte Unfälle, die nothwendig zu seinem Leben gehören. Der ganze Verlauf seines Lebens zeigt uns, daß Glück und Unglück, Wohlsein und Genuß, Entbehrung und Ueberfluß mehr von Vorstellungen und Einbildungen als vom Körper abhängen. Sitten und Gewohnheiten versöhnen uns mit allen Dingen, bilden unsern Charakter und machen mit Einem Worte den Menschen zu dem, was er ist.

4. Die Schönheit des Polarwinters.*)

Es war um die Mitte Novembers. Das Wetter war angenehm und hatte jene Ruhe und jenes bestimmte Ansehen gewonnen, wie es im Durchschnitt der ganze Winter beibehält. Es ist wahr, die Sonne hat uns verlassen, aber wie konnte ich ihre Abwesenheit bedauern, wenn ich die wunderbare Schönheit des Schauspieles betrachtete, welches ihr Verschwinden hervorbrachte! Die Sonne schien sich nur deshalb unter dem Horizonte zu verbergen, um allen Dingen einen Schein von Ruhe und Feierlichkeit, einen magischen Glanz durch die üppige Gluth, die sie über den ganzen Himmel unsichtbar verbreitete, zu ertheilen.

Wie in der Natur, ward auch in meinem Gemüthe Alles ruhiger und stiller; die Sonne hatte alle Leidenschaften mit sich hinweggenommen. Die schwächsten Töne waren in ansehnlicher Ferne hörbar, und ich pflegte auf dem gegenüber liegenden Ufer von Fuglenäs Alles zu hören, während im Sommer kein Laut von demselben zu mir herüber drang. Das Schauspiel eines Himmels ohne Sonne war so ergreifend und eigenthümlich, daß ich auf meinen Jagdstreifereien die Erde unter mir ganz vergaß und nur immer nach oben und zu dem Horizonte aufschaute. Der Tag glich einer hellen Dämmerung, und wir waren im Stande, unser Mittagsmahl zu verzehren, ohne Licht anzuzünden, obgleich dieß nothwendig war, wenn man lesen oder schreiben wollte.

Sobald der Abend kam, spielten tausend tanzende Lichter geheimnißvoll durch die Luft, als wären sie von der Vorsehung bestimmt, durch ihre milden und schönen Strahlen die Stunden der Dunkelheit zu erheitern. Bisweilen bildet das Nordlicht, quer über den Himmel, einen glänzenden Bogen von einer blassen spielenden Flamme, die sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit in Schlangenlinien fortbewegt. Dann verschwindet es plötzlich, und die Nacht hüllt Alles in ihren schwarzen Schleier; aber gleich darauf wird

*) Nach dem angeführten Werke.

der unermeßliche Raum des Aethers so schnell wie das Blinken eines Sterns mit einem Feuer überdeckt, welches eine ganz neue Gestalt annimmt und den Himmel mit einem schwachen Silberlichte übergießt, das in Wellen oder vielmehr in Wolken, die von dem Winde getrieben werden, dahin schwimmt. Bisweilen schießen schmale Flammenstreifen mit unbegreiflicher Schnelligkeit hervor, durcheilen in wenig Minuten den ganzen Bogen des Himmelsgewölbes und verschwinden unter dem südlichen Horizont. Von Zeit zu Zeit sieht man plötzlich über dem Scheitel eine breite Lichtmasse, die in Form eines schönen Strahlenkranzes gegen die Erde heruntersteigt und dann in einem Nu verschwindet.

Das Nordlicht zeigt sich am häufigsten bei stillem Wetter; jedoch sah ich es nie lebendiger als bei einem frischen Südostwinde, welcher, obgleich er dem Nordlichte, das mit der größten Schnelligkeit von der entgegengesetzten Seite kam, gerade begegnete, die Bewegung desselben nicht im Geringsten störte, denn dieses setzte in einem schmalen, stetigen Lichtstrome seinen Weg fort. Ich bemerkte immer, daß es von Nordwest herkam und in Südost verschwand. Anfangs zeigten sich gewöhnlich schwache, unregelmäßige Lichtstrahlen, welche hinter den Gebirgen in die Höhe stiegen und große Aehnlichkeit mit dem Widerschein eines entfernten Feuers hatten. Sie blieben aber nicht lange am Horizont, sondern stiegen bis zum Zenith und nahmen eine große Mannigfaltigkeit der Form und Verschiedenheit der Bewegung an, daß eine bloße Beschreibung keinen entsprechenden Begriff zu geben vermag.

Die Erscheinung des Nordlichts war nicht immer auf einen wolkenlosen Himmel beschränkt; denn bisweilen bemerkte ich es auch bei theilweis trübem Himmel. Einmal zeigte sich auch eine dunkelgelbe Flamme, welche hinter einer schwarzen Wolke unten im Nordwesten langsam emporzukommen, und eine oder zwei Minuten still zu stehen schien, als wenn sie von einem größeren Lichte ein Widerschein wäre. Als ich nach dem Zenith aufschaute, nahm ich einen kleinen matten, kaum bemerkbaren Lichtpunkt wahr, und im Augenblick nachher war die ganze Fläche des Himmels erleuchtet, gerade so, als ob die Sonne mit Einem Male aus einer dichten Wolke hervorträte. Am folgenden Tage war das Wetter trübe und drohte mit Schnee. Gegen Ende des Novembers ward die Kälte heftiger, der Himmel klarer, und das von der nordischen Morgenröthe (aurora borealis) herkommende Licht bisweilen so stark, daß ich bei demselben im Stande war, etwas groß Gedrucktes zu lesen und eine Nadel zu finden, falls ich sie verloren hätte.

Es ist schwer, einen bestimmten Grund jener Erscheinung, die wir Nordlicht nennen, anzugeben. Der Umstand, daß es bei hellem und kaltem Wetter am glänzendsten ist, führt allerdings zu der Vermuthung, welche die allgemeinste zu sein scheint, daß es auf elektrischen Ursachen beruhe. Eine Meinung, die unter dem ganzen finnländischen Volke verbreitet ist, hat etwas ganz Eigenes und Sonderbares. Diese Leute nehmen an, das

Nordlicht werde von den unermeßlichen Haufen von Heringen in dem Polarmeer verursacht, welche, sobald sie von großen Fischen verfolgt werden, eine plötzliche Wendung machen. Sie meinen, die Bewegung des Wassers und der Heringe rufe das (phosphorische) Licht hervor, das bloß vom Himmel widerscheine.

Die Lappländer, welche sehr abergläubisch sind, bilden sich ein, es seien die Geister ihrer abgeschiedenen Verwandten, die herumtanzen; und da das Nordlicht unaufhörlich seine Gestalt verändert, so rufen sie öfters aus: Da ist mein Vater, da meine Mutter! u. s. w., je nachdem ihnen die Phantasie eine Aehnlichkeit in dem flatternden Lichte zeigt. Bei anderen Gelegenheiten glauben sie auch darin den Teufel mit der Sippschaft seiner bösen Geister zu sehen. Es ist sonderbar, daß die amerikanischen Indianer denselben Glauben haben. Diese erblicken in den Lichtwellen die Geister ihrer verstorbenen Freunde; wenn das Nordlicht aber besonders glänzend ist, zu welcher Zeit es an Farbe, Form und Lage am meisten wechselt, so sagen sie, unsere abgeschiedenen Freunde sind sehr fröhlich!

Außer dem glänzenden Lichte, welches das Nordlicht gewährt, hat es keinen geringen Nutzen für die Einwohner, indem es sie in den Stand setzt, den Wind und das Wetter aus seiner Erscheinung voraus zu bestimmen. Die Erfahrung bestätigt meistentheils die Richtigkeit ihres Urtheils. Ist das Nordlicht gleichmäßig über den Himmel verbreitet, ohne sich lange am Horizont zu zeigen, ist seine Farbe blaß und seine Bewegung nicht geschwind, während das Wetter zu gleicher Zeit hell und schön ist, so wird dieses noch ferner so bleiben. Wird das Nordlicht niedrig in den nördlichen Gegenden des Himmels gesehen, nimmt es eine bestimmte Form an, fährt und fliegt es mit großer Schnelligkeit dahin, oder bildet es einen schmalen Strom, oder zieht die Flamme einen Bogen quer über den Himmel, so hat man wildes und stürmisches Wetter zu erwarten; dasselbe ist der Fall, wenn das Nordlicht mannichfaltig wechselnde Farben annimmt. Wenn es auf die südliche und südöstliche Himmelsgegend beschränkt ist, so pflegen die Einwohner einen Landwind, d. h. einen solchen, der über das südliche Festland weht, zu erwarten.

Wir waren jetzt genöthigt, um Ein Uhr, während der Zeit unseres Mittagsessens, Licht anzustecken, und um zeichnen und schreiben zu können, mußte ich den ganzen Tag Licht brennen. Unser Zwielicht, welches ungefähr eine und eine halbe Stunde währte, war dennoch hinreichend stark, um vor dem Hause im Freien Gedrucktes lesen zu können. Für das Jagen, Rudern und andere körperliche Uebungen (auf die sich die Thätigkeit der Eingebornen und Kaufleute beschränkt) reicht es völlig hin. Der Schnee auf den Gebirgen war nun hart und fest, so daß man über die tiefsten Abgründe gehen konnte, ohne einzusinken. Nun ward auch unsere Abreise von Hammerfest*) beschlossen, und weil das Wetter günstig war, sollte

*) Eine Handelsniederlassung an der Nordküste der Finnmark (des norwegischen Lapplands).

auch die Schlittenkaravane die Nacht hindurch fahren. Ich freute mich darauf.

Der Abend näherte sich mit ungewöhnlichem Glanze; das mit Sternen besäete Himmelsgewölbe glänzte mit verdoppeltem Schimmer, und das Schauspiel war im höchsten Grade herrlich und prachtvoll. Der Frost war scharf; es blitzerte und blinkte am Himmel und auf der Erde.

Es ist schwer, das außerordentlich lebhafte Funkeln der vielen Himmelskörper zu beschreiben, denn sie wechselten von der Feuerfarbe, dem Pomeranzengelb bis zu der Farbe des Hochroths, und jeder Strahl von ihnen drang durch den reinen Aether in's Auge. Das Nordlicht begann um uns und über uns zu spielen. Ein blasser Flammenguß strömte zuerst von dem Scheitelpunkte, dann schossen zitternde Feuer schnell längs dem Himmel hin und bewegten den blauen Luftozean, während der Planet der Nacht hoch am Firmamente seine Bahn verfolgte und mild und schwermüthig auf uns niederschaute. Es flimmerte jeder Zweig und Sproß, als wenn er mit zahllosen Edelsteinen behangen wäre; und das heitere Funkeln der tausend und aber tausend Krystalle erinnerte an die Mährchen der Feenländer — die Tannen und Birken waren Bäume aus einer schöneren Welt. Wir zogen durch einen bezauberten Wald, wo die Natur ihre magischen Wunder entwickelte, um uns die Stunden der Nacht zu verkürzen. Mit unsern abenteuerlichen Pelzgestalten, von Frost und Reif dick überzogen, und stillschweigend dahinjagend, von den zackig-behörnten Schneerossen gezogen, hatten wir weniger das Ansehen von Menschen als von einer Bande unterirdischer Wesen, die den öden Raum durchstrichen, um mit den lappländischen Hexen zu tanzen und ein Fest der Mitternacht zu feiern.

---

5. Die Samojeden. *)

Noch roher, unwissender und in tiefere Barbarei versunken als der Lappe ist sein Vetter und Nachbar, der Samojede; und dieses erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß er in noch tiefere Einöden sich vergräbt und noch seltener mit gebildeten Völkern in Berührung kommt.

Seine Wohnsitze sind die wildesten und unzugänglichsten Tundra's (Moossteppen) und Wälder Nord-Europa's und West-Sibiriens. Er durchwandert mit seinen Rennthieren die baumleeren Wüsten von der Ostküste des weißen Meeres bis zu den Ufern der Chatanga, oder jagt in den unermeßlichen Wäldern, die sich zwischen dem Ob und Jenisei erstrecken. Ein einsamer Nomade berührt er fast nie die Wohnsitze der Men-

*) Der hohe Norden von Dr. Hartwig (Wiesbaden 1858). M. Alex. Castrén's Reisen im Norden. Aus dem Schwedischen von H. Holms (Leipzig 1853).

schen und lernt sie auch dann nur von der schlimmsten Seite kennen — da er auf den Jahrmärkten solcher elenden Oerter, wie Obdorsk und Pustosersk, nur zu häufig das Opfer ihres betrügerischen Sinnes wird. Wie sollte es ihm da möglich werden, sich aus den Banden der Finsterniß und Wildheit zu befreien?

Zu dem Lappen sind edle Männer gedrungen, ihm die Segnungen des Christenthums mitzutheilen. In seinem Lande sind, wenn auch durch weite Strecken von einander getrennt, doch überall Prediger angesiedelt, die durch Wort und Beispiel auf ihn wirken und ihn mit menschenfreundlicher Aufopferung in seinen Wildnissen aufsuchen, um ihn zu belehren und zu trösten — der Samojede ist nicht so glücklich, er hängt großentheils noch an seinem alten Heidenthum und seinen falschen Propheten, den Schamanen, schenkt er blinden Glauben.

Diese Zauberkünstler sind über den ganzen hohen Norden der Alten und Neuen Welt verbreitet; der Schamane ersetzt dort den Priester. — Die Samojeden glauben zwar an die Existenz eines höchsten Wesens, den Num oder Jilibeambärtje, d. i. Hüter des Viehstandes, der in der Luft wohnt und von dort aus Donner und Blitz, Regen und Schnee, Wind und Wetter sendet. Sie nennen auch wohl den sichtbaren Himmel „Num," und die Sterne sind nur Glieder des Gottes, gleichwie sie sehr poetisch den Regenbogen den Saum seines Mantels nennen. Doch dieser Allgott steht ihnen zu fern und sie wenden sich lieber an ihre Fetische, die sogenannten „Hahe," die von Jedermann zu Rathe gezogen werden können, während die „Geister" oder „Tadebtsios" sich nur den Zauberern oder Schamanen offenbaren. Diese zwingen die launenhaften Geister durch Zauberformeln und machen sie ihren Wünschen gehorsam.

Die meisten samojedischen Idole sind auf der Insel Waigaz zu finden. Das vornehmste Götzenbild ist ein großer Steinblock von menschenähnlicher Form mit spitzzulaufendem Kopf. Niemand weiß, wie dieser Stein dorthin gekommen; nach seinem Muster haben die Samojeden große und kleine Götterbilder aus Stein oder Holz geformt, die sie „Sjadäi" nennen, d. h. mit menschlichem Antlitz begabt. Sie kleiden diese Götzenbilder in Rennthierfelle und putzen sie auch wohl mit allerlei Flitter heraus. Doch es bedarf keineswegs immer der menschlichen Form, um einen Stein oder ein Holzstück zur Ehre des Fetisches zu erheben; es genügt oft schon die seltsame Form. Auf ihren Wanderungen führen die Samojeden ihre Hausgötter in einem besonderen Schlitten mit sich, damit sie, je nach Bedürfniß, ihnen Schutz im neu aufgeschlagenen Zelte, auf der Rennthierweide, bei Jagd und Fischfang verleihen.

Die Zauberer, welche mit den neckischen, bösen Luftgeistern, den Tadebtsios, verkehren, heißen Tadiben; ihre Kunst ist in gewissen Familien erblich. Verlangt man ihren Dienst, so legen sie ihre höchst auffallende Kleidung an: ein Hemde von Sämischleder, Samburtsja genannt, mit einem Saum von rothem Tuch; auch die Nähte sind mit rothem Tuch

geziert und rothe Epaulets schmücken die Schultern. Ueber die Augen und das ganze Gesicht hängt ein Tuchlappen herab; denn nicht mit dem Auge, sondern mit dem inneren Blick dringt der Tadibe in die Geheimnisse der Geisterwelt. Der Kopf bleibt unbedeckt; nur der als Schleier dienende Tuchlappen wird durch zwei schmale, rothe Tuchstreifen festgehalten, von denen der eine über den Scheitel, der andere um den Nacken geht. Ueber der Brust trägt der Tadibe eine Eisenplatte. Der Haupttadibe nimmt die Trommel, die mit Messingringen, Zinnplättchen und Thierschwänzen herausgeputzt ist, zur Hand; mit ihren Tönen weckt er die Geister aus ihrem Schlaf und holt sie aus ihrer Verborgenheit. Dann singt er einige einladende Worte *) in einer mystischen, schrecklichen Melodie. Sein Gehülfe stimmt ein und beide wiederholen singend dieselben Worte, jede Sylbe lang dehnend. Der Meister, welcher anfangs die Trommel mit Heftigkeit geschlagen, läßt plötzlich nach, um den Worten der schon herbeifliegenden Tadebtsios zu lauschen; sein Jünger singt aber immerfort, was der Meister zuletzt gesagt hatte. Nachdem dieser sein stummes Gespräch mit den Geistern geendet hat, brechen beide Tadiben aus in ein wildes Geheul, die Trommelschläge erschallen im forte und der Orakelspruch ertönt.

Wenn ein Kranker die Hülfe des Tadiben in Anspruch nimmt, so beginnt dieser — mag die Krankheit auch noch so gefährlich sein — die Kur keineswegs sogleich, sondern er wartet bis zur „ersten Morgenröthe.“ Ist alsdann noch keine Besserung eingetreten, so erklärt der Tadibe, klug genug, dem Kranken sei nicht zu helfen, und macht gar keine Versuche zur Heilung. Sollte sich aber der Kranke in der verflossenen Zeit wirklich

---

*) Ist ein Rennthier verloren gegangen, so ist das Gespräch etwa folgendes:

Kommet, kommet,
Zaubergeister!
Wenn Ihr nicht kommet,
Komme ich zu Euch.
Wachet, wachet,
Zaubergeister!
Ich bin gekommen,
Erwacht aus dem Schlaf!

Der Tadebtsio antwortet:

Sag' an, welchen Auftrag hast Du?
Weshalb kamst Du, die Ruh' uns zu stören?

Der Tadibe:

Zu mir eben
Kam ein Njenets (Samojede),
Heftig dieser
Mensch mich plaget;
Fort ist ihm sein Rennthier,
Deßhalb bin ich
Zu Euch gekommen.

gebessert haben, so stellt der Tadibe mit ihm ein Examen an; er fragt ihn zuerst, ob er nicht wisse, wer ihm die Krankheit angethan habe, ob er nicht mit Diesem und Jenem Zank und Schlägerei gehabt u. dergl. Kann der Kranke keine Auskunft geben, so werden die Tadebtsios gefragt und diese allenfalls durch Trommeln und Geheul gezwungen, für die Heilung Sorge zu tragen und der Person, welche an der Erkrankung Schuld ist, das gleiche Uebel anzuthun. Ist aber der allmächtige Jilibeambärtje selber die veranlassende Ursache der Krankheit, so kann Niemand gegen dessen Willen etwas unternehmen. Von eigentlichen Heilmitteln ist keine Rede und nur die „Brennkur" ist auch bei den Samojeden beliebt. Sie trocknen ein Stück Birkenschwamm, schneiden aus diesem kleinere Stücke heraus, zünden sie an und legen sie auf die schmerzhafte Stelle. Wenn der brennende Schwamm vom Körper hinwegspringt, nennen sie es ein gutes Zeichen; die Schmerzen sind dann zugleich mit fortgesprungen.

Wer Tadibe werden will, muß einen starken Körper und auch ein Talent dazu haben; die künstliche Aufregung, in welche sich der Zauberer hineinarbeitet, strengt die Nerven an und es erfolgt dann eine große Abspannung. Zu berühmten Schamanen begeben sich junge Leute in die Lehre; sie müssen durch Fasten und Einsamkeit sich vorbereiten und werden dann von ihren Meistern so lange bearbeitet, bis ihnen die Tadebtsios erscheinen. Wie alle Geisterseher sind sie halb Betrüger, halb Betrogene, die an ihre eigenen Phantesiebilder zuletzt glauben.

Ein christlicher Samojede machte dem Reisenden Castrén die vertrauliche Mittheilung, er sei in seinem 15. Jahre zu Tadiben in die Lehre gegeben worden und zwar weil mehrere ausgezeichnete Schamanen in seiner Familie gewesen waren. Zwei Tadiben sollten seine Lehrmeister sein. Sie banden ihm ein Tuch vor die Augen, gaben ihm eine Trommel in die Hand und ließen ihn darauf los schlagen. Zugleich schlug ihm einer der Tadiben mit der Hand oben auf den Kopf und der andere auf den Rücken. Dieß ward eine Weile fortgesetzt und sieh! nun ward es Licht vor den Augen des Lehrlings. Eine zahlreiche Schaar von Tadebtfios zeigte sich dem Knaben, es war ihm, als tanzten sie auf seinen Händen und Füßen umher. Der Lehrling erschrak, lief davon und ließ sich sofort vom Priester taufen. Darauf, behauptete er, habe er keine Tadebtsios mehr gesehen.

Die Samojeden haben, gleich den Ostjaken und anderen sibirischen Völkerschaften, die Sitte, das Andenken an ihre Verstorbenen durch Opfer und andere Ceremonien zu ehren. Sie glauben nämlich, daß der Hingeschiedene, wenn auch gehörig bestattet, noch dieselben Bedürfnisse habe und denselben Beschäftigungen obliege wie bei Lebzeiten. Deßhalb legt man theils in, theils neben sein Grab einen Schlitten, einen Speer, errichtet einen Heerd, stellt einen Kochtopf, Messer, Beil, Feuerzeug und andere Geräthschaften auf, damit er sich Nahrung verschaffen und seine Mahlzeit sich bereiten möge. Sowohl bei dem Leichenbegängniß als auch einige

Jahre nachher werden an seinem Grabe von den Verwandten Rennthiere geopfert. Stirbt eine höher geachtete Person, ein Starschina, der Besitzer von großen Rennthierheerden, so verfertigen seine nächsten Anverwandten ein Bild, welches im Zelte des Verstorbenen aufbewahrt wird und dieselbe Ehre genießt, die man dem Manne bei seinen Lebzeiten erwies. Bei jeder Mahlzeit wird das Bild hervorgeholt, jeden Abend wird es ausgezogen und zu Bett gebracht, jeden Morgen wieder angezogen und auf den Platz des Verstorbenen gestellt. Drei Jahre lang verehrt man das Bild in solcher Weise, dann senkt man es in's Grab. Man glaubt, daß unterdessen auch der Leib vermodert sei und damit hätte auch die Unsterblichkeit ein Ende. Nur die Schamanen und die eines gewaltsamen Todes Gestorbenen genießen das Vorrecht, nach dem Tode als unvergängliche Geister in der Luft zu schweben. Trotzdem und trotz der reichlichen Bissen, die ihnen bei jedem Opferschmaus zu Theil werden, sind die Schamanen doch höchst unglückliche Leute; der aufgeregte Zustand, in den sie sich häufig versetzen, zerrüttet ihre Nerven und umdüstert ihre Seele. Ihr blasses Antlitz, ihre matten Augen, ihr scheuer Blick, ihr unsicherer Gang zeugen von den Dämonen, welche ihr Inneres zerreißen.

Als eine Handlung von der höchsten religiösen Bedeutung betrachten die Samojeden wie auch die Ostjaken den Eid. Ist gegen einen Samojeden im Geheimen ein Verbrechen verübt worden und hat dieser Jemand im Verdacht, so kann er ihn zum Eid fordern. Ist kein hölzerner oder steinerner „Hahe" (Long bei den Ostjaken) bei der Hand, so formt er sich einen aus Erde oder Schnee, führt seinen Widersacher an das Bild, schlachtet einen Hund, zerstört das Bild und redet den Verdächtigen mit folgenden schrecklichen Worten an: „Hast du den Diebstahl begangen, so mußt du verrecken wie dieser Hund!" Die Eidesleistung soll bei den Samojeden so gefürchtet sein, daß der wirkliche Verbrecher es fast niemals zum Schlachten des Hundes kommen läßt, sondern lieber das Verbrechen gleich gesteht.

Der fürchterlichste Eid jedoch wird auf die Schnauze eines Bären geleistet, den alle sibirischen Völkerschaften von den Kamtschadalen bis zu den Samojeden als einen mächtigen Gott verehren.

Der Bär ist im Grunde kein Thier, sondern verbirgt unter seiner zottigen Kleidung eine menschliche Gestalt sammt göttlicher Kraft und Weisheit. Der Ostjak macht ihn außerdem noch zum Wächter der gesammten niederen Geisterwelt. Vom Bären wird natürlich immer nur mit heiliger Verehrung gesprochen; man nennt ihn nicht anders als das „schöne Thier" „den Nagelgreis" „den Pelzvater", und wenn man ihn auch bei Gelegenheit mit einem Pfeil oder einer Büchsenkugel begrüßt, so werden ihm dabei so viele Komplimente gemacht, daß er es unmöglich übel nehmen kann.

Wild und finster wie die Tundra und der Urwald, in dem er mit seinen Rennthieren umherschweift, ist auch das Aeußere des Samojeden. Er ist klein von Statur, sein Kopf hat breite Wangen, dicke Lippen, kleine

Augen, eine niedrige Stirn, platte Nase mit großen Nasenflügeln, schwarzes borstiges Haar; sein Gesicht hat dunkle Farbe, der Bart ist dünn. Von seinem Rennthierpelz, in welchem er schwerfällig einhergeht, verlangt er nur Schutz gegen Kälte und Regen, um den Schnitt kümmert er sich nicht, und nur einzelne Aristokraten, wie es deren auch unter den Samojeden giebt, tragen mit Tuch überzogene und bunt verbrämte Pelze. Das schöne Geschlecht, so lange es noch nicht unter das Joch der Ehe gerathen, weiß freilich auch hier sein Aeußeres durch Putz zu heben. Die kurze Jacke von Rennthierfell schließt eng an den Oberkörper, erweitert sich aber unten und endigt an den Knieen mit einer Verbrämung aus Hundefell. Die Strümpfe von Rennthierhaut sind bunt. Die doppelten mit Band zusammengeflochtenen und mit Flitter bedeckten Haarflechten reichen zuweilen bis an die Fersen. Denkt man sich zu diesem Staat ein kleines rundes Gesicht, volle rosenrothe Wangen, eine weiße Stirn, schwarze Locken und kleine muntere Augen, so hat man das Bild einer geputzten samojedischen Schönheit, wie ein feuriger Anbeter sie gern mit einer ganzen Heerde von Rennthieren bezahlt. Bei den Samojeden denkt nämlich kein Vater daran, seiner Tochter eine Aussteuer mitzugeben; er erwartet vielmehr von ihrem Freier einen Ersatz für das Mädchen, eine Entschädigung für die Dienste, die er nun verlieren soll.

Wenn ein Samojede sich verheirathen will, so sucht er zuerst einen Fürsprecher aufzufinden und begiebt sich mit diesem nach der Wohnung der Aeltern seiner Auserkorenen. Er geht aber nicht hinein, sondern verweilt vor der Hütte, an seinem Schlitten, bis der Fürsprecher seinen Auftrag ausgerichtet hat. Bringt dieser verneinende Antwort, so kehrt man sofort zurück; im anderen Falle wird weiter über den Preis der Braut verhandelt, und hat man sich geeinigt, dann betritt auch der Bräutigam das Zelt, besucht jedoch nach der Verlobung seine Braut nicht weiter. Kurz vor der Hochzeit begeben sich die Anverwandten der Braut zum Bräutigam, der sie gut bewirthet; dann schirrt der Fürsprecher vier Rennthiere hinter einander an, hängt ein Glöckchen an ihren Hals, bedeckt die zwei Vordersten mit einem rothen Tuche und fährt mit ihnen drei Mal um das Zelt des Bräutigams. Deßgleichen wird auch das Zelt der Braut drei Mal umfahren und auch dort ein Schmaus gehalten, nach dessen Beendigung erst der Bräutigam eintreten darf. Es wird nun tüchtig Branntwein getrunken, gekochtes Rennthierfleisch herumgereicht und dem Bräutigam das Herz des Thieres gegeben. Dann hört jede Ceremonie auf; jeder trinkt so viel Branntwein, als er vermag und die Betrunkenen taumeln nicht selten im Schnee umher und erfrieren. Der Bräutigam bleibt bis zum nächsten Morgen im Hochzeitszelt; sodann besteigt die Braut den Schlitten und ihre Rennthiere werden von der Mutter des Bräutigams gelenkt, welche drei Mal um dessen Zelt herumfährt. Dort wird abermals geschmaust, man singt, zankt und schlägt sich.

Castrén wohnte einer samojedischen Hochzeit bei und berichtet darüber:

„Bei unserer Ankunft im Hochzeitszelte lagen einige von den Hochzeitsgästen schon ohnmächtig auf dem Felde. Sie lagen dort mit entblößtem Haupte, die Köpfe tief in den Schnee gedrückt und die Gesichter vom Winde mit Schnee bedeckt. Doch sieh! dort kommt ein Ehemann, tappt von einer Leiche zur andern, erkennt endlich seine Frau, ergreift sie an dem Kopfe, wendet sie mit dem Rücken gegen den Wind und wirft sich endlich neben sie hin. Dort läuft ein anderer mit der Kaffeekanne umher, sucht seine Geliebte, findet sie und gießt ihr etwas Branntwein in den Hals. Hier stößt Jemand auf seinen Feind, versetzt ihm einige hinterlistige Schläge und entfernt sich. — Wir traten in's Zelt, wo nebeneinander Männer, Weiber Kinder, Greise und junge Mädchen lagen und saßen. Unter den ganz Berauschten war auch der Bräutigam. Ich nahm Platz und trank nun mit dem Wirth und dem Fürsprecher Thee. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, den Wirth zu bewegen, daß er auch meine Begleiterin, die Frau Pastorin, einlud, in unsern Kreis zu treten.

Nach dem Thee befahl der Wirth, ein Rennthier zu schlachten. Ein leiser Schlag mit dem Beil gegen die Stirn warf das Thier zu Boden. Hierauf stach man ihm ein Messer ins Herz und nahm die Luftröhre heraus. Um diese entstand aber ein gewaltiger Kampf unter den Anwesenden, der endlich dahin geschlichtet wurde, daß die nächsten Anverwandten des Brautpaars sie unter sich theilen und auf der Stelle verzehren sollten. Dem Rennthier wurde die Haut abgezogen, der Bauch aufgeschnitten, das Ungenießbare weggeworfen und das Thier auf den Rücken gelegt. Es bot den Anblick eines großen ovalen Gefäßes dar, in welchem die Lunge, Leber und andere Leckerbissen in einer ansehnlichen Blutmasse umherschwammen. Der Wirth ergriff meine Hand, führte mich an das Rennthier heran und bat mich, die Mahlzeit zu beginnen. So deutlich er diesen Wunsch aussprach, so war ich doch einfältig genug, ihn nicht zu begreifen, und blieb somit ganz und gar unthätig vor dem Schlachtopfer stehen. Unterdessen versammelten sich die Hochzeitsgäste um das Thier, zogen ihre langen Messer hervor und schnitten sich Stücke des warmen rauchenden Fleisches ab, tauchten sie dann in's Blut, führten sie mit der einen Hand an den Mund, kaueten, indem sie das Gesicht nach oben kehrten, und schnitten während des Kauens einen Theil des Fleischstückes ab. Das abgeschnittene Stück wurde wieder in Blut getaucht und in den Mund gesteckt. Das Blut lief an den Mundwinkeln und am Halse herab! Lunge und Leber wurden als Nachkost verspeist. Während dieser widrigen Mahlzeit sangen die Mädchen samojedische Lieder, ihrem Inhalt nach schön, aber zu einer Melodie, die fast dem Quaken der Frösche glich. Der Gesang und das Mahl wurden durch einen tragischen Auftritt unterbrochen. Ein Samojede mit einem sehr spitzigen Gesicht guckte durch die Thür des Zeltes herein und bat mit kreischender Stimme, an der Hochzeitsfreude Theil nehmen zu dürfen. Einige der Gäste hießen ihn eintreten und er kam sogleich der Aufforderung nach. Dieß geschah jedoch

ohne Wissen des Wirthes. Als dieser den ungebetenen Gast gewahrte, befahl er, ihn herauszuwerfen. Mehrere bereitwillige Hände beeilten sich, dem Befehle zu gehorchen, andere wiederum erhoben sich, den Gast zu vertheidigen. Der Wirth und der Fürsprecher packten einander an, und ich wurde jämmerlich zwischen ihnen eingezwängt. Im Zelte entstand ein großer Tumult, man schrie, fluchte und schlug um sich; Kessel, Kaffekannen, Fleischtöpfe und andere Gefäße wurden umgeworfen und flogen hin und her. Die Geschichte endete damit, daß der Samojede hinausgeworfen wurde. — Gegen Abend nahm die Kampflust zu. Wohin man schauete, sah man Menschen, die einander zu Leibe gingen. Das struppige schwarze Kopfhaar war gewöhnlich dem ersten Angriff ausgesetzt, hernach schlug man sich mit den Fäusten, und nicht selten griff man zu einem Knochen oder anderen Ueberbleibseln der Mahlzeit. Der Kampf begann ohne alle Veranlassung. Wenn zwei Personen sich begegneten, lagen sie sich auch sofort in den Haaren, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Hier wurde Pardon weder verlangt noch gegeben, Jeder schlug um sich und wehrte sich nach Kräften. Der Besiegte blieb gewöhnlich auf dem Schnee liegen und der Sieger schritt weiter, um neue Heldenthaten zu vollbringen. — Dieses Schauspiels überdrüssig, begaben wir uns beim Einbruch der Finsterniß auf die Rückfahrt."

Durch solche Szenen könnte man sich leicht veranlaßt fühlen, den Samojeden für einen viel wilderen, unbändigeren Gesellen zu halten, als er wirklich ist. Gutmüthigkeit, Melancholie, Phlegma bilden den Grundton seines Charakters. Er hat zwar wenig Begriffe von Recht und Unrecht, Gut und Böse, dagegen ist er bereit, den letzten Bissen mit seinem Freunde zu theilen, und sein hülfreicher Sinn offenbart sich unter Anderem auch darin, daß er, wie der Lappe, seine armen Anverwandten aufnimmt und pflegt. Grausamkeit, Rachsucht, Mordlust, die dunkleren Laster, die so manches Volk der tropischen Zone beflecken, bleiben ihm fremd. In stetem Kampfe mit einem fürchterlichen Klima, ein Opfer der Unwissenheit und der Armuth muß er zwar auf viele uns unentbehrliche Genüsse verzichten. Dagegen besitzt er den Vortheil, die meisten Dinge des Lebens mit der vollständigsten Gleichgültigkeit betrachten zu können. Eine gute Mahlzeit geht ihm natürlich über Alles, doch wenn seine Bequemlichkeit in's Spiel kommt, kann er auch der Ruhe zu lieb hungern und dursten. Nur selten flammt sein Gemüth in wilder Leidenschaft auf und erinnert an die Gluthen der südlicheren Sonne, die einst seine Vorväter beschien.

Ein gemeinsamer Zug im Charakter aller Samojeden ist eine finstere Anschauung des Lebens und seiner Verhältnisse. Ganz wie die Außenwelt trägt auch ihre Innenwelt die Farbe der Nacht. Wahre Eis- und Schneemenschen leben sie in negativer Ruhe dahin und verlassen ohne Ueberwindung und Reue ein Leben, das sie kaum lieben können, da es ihnen der Entbehrungen viele, der Genüsse und Freuden nur wenige dar-

bot. Sie sind mißtrauisch und verschlossen wie alle Völker, die von weltklügeren und thatkräftigeren Nachbarn viel zu leiden haben. Ihren alten Gewohnheiten hartnäckig ergeben sträuben sie sich gegen alle Neuerungen, wodurch ihr Loos verbessert werden könnte, und nur die große Lehrmeisterin, die Noth, vermag sie zum Besseren zu wenden.

So z. B. raste auf der Timanschen Tundra während der Jahre 1831 und 1833 eine Seuche, die ungefähr 20,000 Rennthiere tödtete und die Bewohner in Armuth stürzte. Der größte Theil der dortigen Samojeden selbst kam durch die Seuche um, weil sie das Fleisch der hingerafften Rennthiere verzehrten. Nach dieser Prüfung sind die Samojeden der Timan'schen Tundra ein frommes und sanftmüthiges Volk geworden und haben sich in großer Anzahl dem Christenthum zugewendet. Zwar schauen auch sie das Leben in finstrer Färbung an, aber die wilde Leidenschaft hat aufgehört. Ihr Herz ist weich, ihr Gemüth sanft, der Kummer wohnt in der Tiefe.

Nach Köppen beträgt die Zahl der europäischen Samojeden 4500 Individuen beiderlei Geschlechts, und im Gouvernement Tobolsk 5054. Bulgarin schätzt die asiatischen Samojeden auf 70,000, da aber Köppen für ganz Westsibirien nur 66,684 Eingeborne beiderlei Geschlechts rechnet, von welchen die Ostjaken wenigstens die Hälfte ausmachen, so ist jene Zahl jedenfalls viel zu hoch angegeben.

---

6. Die Ostjaken von Obdorsk.*)

Ganz wie die Samojeden zerfallen auch die Ostjaken in eine Menge Stämme und Geschlechter, oder richtiger Gemeinden, die familienweis zusammenhalten. Die Ostjaken, welche in dem Marktflecken Obdorsk zusammenkommen, zeigen eine entschiedene Verwandtschaft mit Finnen und Magyaren; sie haben bisher dem Bekehrungseifer der russischen Priesterschaft hartnäckig widerstanden und erhalten ihre alte patriarchalische Verfassung aufrecht. Jedes Geschlecht besteht aus einer Anzahl Familien, die sich als näher oder ferner verwandt betrachten. Gewöhnlich halten alle zu Einem Geschlecht gehörigen Familien, selbst während des Nomadisirens, eng aneinander und es ist hergebrachte Sitte, daß in einer solchen Gemeinde der Reichere mit dem Armen seine Glücksgüter theilt. Da aber die Ostjaken im Ganzen ein armes Volk sind, das von der Hand in den Mund lebt, so besteht die Hülfe, welche einer dem anderen gewähren kann, nur darin, daß er die Beute des Tages brüderlich mit ihm theilt.

Die Ostjaken von Obdorsk theilen sich in Fischer und Rennthierjäger. Die ersteren halten sich an den Flüssen, namentlich am Ob und Nadim

*) A. a. O.

auf; die letzteren nomadisiren einen Theil des Jahres auf den Tundras und leben in stetem Verkehr mit den Samojeden. Die Zahl derjenigen Ostjaken, die sich ausschließlich mit der Rennthierzucht beschäftigen, ist sehr gering. Der größte Theil ernährt sich vom Fischfang, und hält nebenbei sich einige Rennthiere. Die, welche sich des Besitzes dieses unschätzbaren Thieres erfreuen, richten im Sommer zwei Wirthschaften ein, von denen die eine sich bei der Fischerei aufhält, die andere aber den Rennthieren auf ihren Irrfahrten folgt. Es liegt in der Natur des Rennthieres, daß es sich während der wärmeren Jahreszeit nach den Meeresgegenden hinzieht, weil es mit seinem dicken Pelze einer kühleren Atmosphäre bedarf und außerdem dort weniger von den Mücken geplagt wird, welche gerade in der Zeit, wo die Haare wechseln, für das Thier eine große Qual sind. Die Ostjaken treiben, wie die Samojeden, an der Meeresküste Fischfang, tödten Seehunde, Wallrosse, weiße Bären. Doch gehen die wenigsten bis an's Eismeer; die andern bleiben auf den nördlichsten Tundren. Wird die Luft kühler und verschwinden die Mücken, so ziehen diese sich nach den Waldgegenden am östlichen Ural, wo sie Füchse jagen. Mit der ersten Spur des Winters brechen auch die am Meer nomadisirenden Ostjaken und Samojeden nach den Waldgegenden auf, hauptsächlich um Schutz gegen die entsetzlichen Stürme zu suchen. Die Reise geht in kurzen Tagereisen vor sich, man macht oft Halt, um zu jagen. Jedes Geschlecht hält sich zusammen und zieht mit seinem Fürsten oder Ältesten an der Spitze weiter. Gegen Ende des Dezembers treffen alle diese nomadisirenden Schaaren auf dem Markte zu Obdorsk ein. Von Amtswegen müssen sämmtliche Fürsten und Aeltesten dort anwesend sein, weil es ihnen obliegt, jeder in seinem Geschlecht die Steuern einzutreiben und Sorge zu tragen, daß alle die Arten von Thierfellen, welche man als Steuer festgesetzt hat, in voller Anzahl eingehen. Die Steuer besteht in zwei grauen Felsenfuchsfellen für jede Mannsperson, doch kann statt dessen auch anderes Pelzwerk geliefert werden.

Mit der Ankunft der Ostjaken beginnt ein neues Leben in der kleinen Stadt Obdorsk. Täglich strömen neue Schaaren dieser schwerbepelzten Söhne und Töchter der Tundra in den Ort, schreiten langsam durch die Straßen und schauen die hohen Häuser an. Man sieht es ihnen gar an, daß sie gekommen sind, um zu kaufen und zu verkaufen, denn sie bringen ihre Waare nicht auf den Markt. Aber unter ihren weiten Pelzen haben sie die schwarzen und blauen Fuchsfelle und andere Pelzkostbarkeiten verborgen. Die Käufer schleichen sich mit ihnen zu irgend einem guten Freunde, lassen sie von diesem gut bewirthen und schließen dann in aller Stille den Handel ab. Der Wilde sieht wohl ein, daß er durch diese geheimnißvolle Art des Handels verliert, aber sein zaghaftes Gemüth scheut die öffentliche Versteigerung und dann steht es selten in seinem freien Willen, seine Waare an den Meistbietenden zu verkaufen. Unter den Tausenden von Eingebornen, die sich jährlich aus weit entlegenen Ge-

genden auf dem Markte von Obdorsk einfinden, sind nur Wenige, die nicht bei den Bürgern, Kaufleuten oder Kosaken mit größeren Summen verbucht ständen, als sie besitzen. Sollten sie sich nun erdreisten, sich mit ihren Waaren an einen Andern als an ihren Gläubiger zu wenden, so würde dieser sich nicht scheuen, Besitz von dem ganzen Eigenthum des Wilden zu nehmen und ihn selbst obendrein zu seinem Sklaven zu machen.

In noch schlimmerer Lage sind die armen ostjakischen Fischer am Ob. Den Stör und die verschiedenen Lachsarten wagen sie nicht zu genießen, denn diese bilden die Handelsartikel; dagegen verzehren sie sammt ihren Hunden den Hecht, Barsch, Kaulbarsch, die Plötze — Fische, die nicht wandern. Nicht selten fühlt der Barsch, wenn er kaum aus dem Wasser gezogen ist, schon die Zähne seines Fängers. Denn für einen hungrigen ostjakischen Magen würde das Kochen noch zu lange dauern.

Im Frühjahr, wenn der Ob und seine Nebenflüsse ihre Eisbanden sprengen und die Ufer weit überfluthen, ist zunächst noch gar nicht an's Fischen zu denken. Ist das Wasser ungewöhnlich hoch, so sehen sich viele Familien gezwungen ihre Wohnstätte zu verlassen und in öde Wälder zu flüchten, wo nur wenige Hasen ihnen eine spärliche Nahrung gewähren — und während dieser ganzen Hungerzeit wimmeln die Gewässer von Fischen.

Endlich erheben sich die niedrigen Sandufer über die Wasserfläche, und nun errichtet der Ostjake seine Sommer-Jurte in der Nähe des in sein Bett zurückgezogenen Flusses. Sie hat gewöhnlich eine viereckige Form, niedrige Wände und ein hohes spitziges Dach, dessen Gerippe aus Weidenstämmen besteht, über welches mit biegsamen Weidenreisern Borkenscheiben angebunden sind. Diese werden erst durch Kochen erweicht und in die Form gewöhnlicher Teppiche zusammengenäht, so daß man sie leicht zusammenrollen und transportiren kann. Die Feuerstätte, eine mit Steinen umgebene Grube, liegt in der Mitte, und der Rauch geht durch ein Loch im Dach. Um die meisten Jurten trifft man außerdem noch kleine Verwahrungshäuser von Balken gezimmert und auf hohen Pfählen aufgestellt, wie in Lappland; denn es gilt, die Vorräthe gegen den Vielfraß, den Wolf und die eigenen Hunde zu sichern.

Obgleich der Ob und seine Nebenflüsse — der Irtysch, der Wach, der Wasjugan — den Ostjaken ihre Gaben in reichlichem Maße spenden, so sind doch diejenigen unter ihnen, welche bloß vom Fischfang leben, in die größte Armuth versunken, die meist mit Faulheit, Trunksucht und sittlicher Verderbniß vereinigt ist. Die pfiffigen, russischen Kolonisten haben sie ganz in ihre Gewalt bekommen, indem sie ihnen die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse auf Credit geben, aber damit ihre Schuldenlast von Jahr zu Jahr steigern, da die Arbeitskraft der Verschuldeten durchaus nicht zunimmt. Für ein Quantum Roggenmehl verpflichtet sich der Ostjake dem russischen Kaufmann, im folgenden Jahre ihm so und so viel Fische abzuliefern. Den ganzen Sommer treiben sich diese russischen Spekulanten aus Obdorsk, Beresow und Tobolsk in ihren Lodjen auf dem Ob umher,

eignen sich den Fang der Ostjaken zu und salzen selbst die erhaltenen Störe und Lachse ein, welche sie bis auf Weiteres in ihren, an den Ufern des Flusses erbauten Magazinen aufbewahren. Bei Eintritt des Herbstes, nachdem sie das mitgebrachte Mehl mit großem Nutzen verkauft haben, kehren sie reich mit Fischen beladen wieder heim. Andere treiben selbst Fischfang im Ob, und zwar mit besserem Erfolg als die Ostjaken, weil sie über weit größere Geräthschaften und mehr Leute verfügen können. Den Ostjaken ist zwar von der Regierung alles Land am untern Ob und Irtysch zuerkannt worden, aber die Russen wissen ihnen doch die besten Stellen abzupachten; hier wie überall zieht Unwissenheit und Dummheit den Kürzeren.

Nachdem die Russen den Ob verlassen, fahren die Ostjaken noch mit ihrem Sommerfischfang fort. Einen Theil der erbeuteten Fische setzen sie in Landseen oder Teiche, von wo sie später mit Netzen herausgeholt und dem Frost ausgesetzt werden. Bei der Ankunft des Winters stellen sich wiederum Russen ein, um die gefrorenen Fische einzukaufen, von welchen jedoch auch ein Theil von den Ostjaken selbst auf den Markt zu Obdorsk gebracht wird.

Ehe der kalte Frost am Obi entschieden die Oberhand gewinnt, ist Wetter und Gegend fürchterlich. Der Regen gießt in Strömen, die Winde des Eismeers heulen mit dem Wolf um die Wette, nächtliche Nebel umhüllen die Luft, Regenbäche brausen auf dem erweichten Boden. Dann giebt es Nächte, von welchen die sibirischen Wilden erzählen, daß die Verstorbenen in ihren Gräbern keine Ruhe finden, und wo die blutdürstigen Geister der Schamanen um die Lager der Menschen schweben, Verderben sinnend.

Der Ostjake muß seine luftige Sommerwohnung verlassen, er zieht sich in die Wälder zurück, wo zugleich die Jagd der Pelzthiere anlockt. Doch er braucht auch im Winter Nahrung, und von Zobeln und Eichhörnchen kann er keine Mahlzeiten halten. Darum wählt er zu seinem Wohnsitz gewöhnlich einen höheren, vor Ueberschwemmungen geschützten Ort in der Nähe eines kleinen Nebenflusses, wo er unter dem Eise mit Reusen, Netzen und Angelhaken seine dürftige Nahrung erbeutet.

Die Winterjurte ist von einer etwas festeren Bauart als die Sommerwohnung, da sie nicht wie diese mit jedem Jahre neu entsteht und vergeht; doch ist sie immer noch elend genug. Man denke sich eine kleine, sehr niedrige Erdhütte mit einem offenen, aus Lehm gemachten Heerd im Winkel. Als Fenster dient ein Loch in der Wand oder im Dache, das mit einem Eisstück den Winter über geschlossen wird. In den besseren Jurten ist der Raum längs einer oder mehrerer Wände mit geflochtenen Rohrmatten behangen und dort ist die Schlafstätte. Zuweilen findet man vor dem Eingange in die Jurte eine kleine Vorhalle, die zur Aufbewahrung von Kleidungsstücken und Hausgeräth dient.

Jedes Geschlecht besitzt seit uralten Zeiten seine eigenen Götterbilder,

die oft in einer besonderen Jurte aufbewahrt werden und von sämmtlichen, zu dem Geschlecht gehörenden Gliedern durch Opfer und andere Ceremonien verehrt werden. Diese Götter-Jurten stehen unter der Aufsicht eines Schamanen, der ein hohes Ansehen genießt. Außerdem hat mancher Ostjake noch seine besonderen Schutzgötter, deren Bilder ihn auf seinen Wanderungen begleiten. Sie werden, wie bei den Samojeden, in besonderen Schlitten verwahrt und sind mit Ostjakenanzügen bekleidet, mit rothen Bändern und anderem Schmuck geziert. Will man sie günstig stimmen, so bedenkt man sie mit einem Opfer; dieß besteht darin, daß man ihre Lippen mit Fischthran oder dem Blut des zu ihrer Ehre geschlachteten Thieres bestreicht und ihnen eine Schüssel mit Fischen oder Fleisch vorsetzt.

Zweiter Abschnitt.

1. Petersburg. Ein Blick auf die Stadt und ihre Bewohner. Der Petersburger Winter. Die Newa. — 2. Charakter der Russen. — 3. Der griechische Kultus. Russische Gotteshäuser. Die griechische Messe.

1. Petersburg.*)

Ein Blick auf die Stadt und ihre Bewohner.

Wenn unsere im grauen Alterthume gebildeten und im wüsten Mittelalter krystallisirten Städte mit ihren engen Straßen und winkeligen Häusern, von den bizarresten Formen und mit tausend von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbten Unbequemlichkeiten im Bauplane oft wahren verwachsenen Steinmassen und ausgehöhlten Felsennestern gleichen, in denen planloser Zufall die Wohnungen auf einander setzte, oder Furcht und Noth die Mauern ballte, die Gebäude zu Thürmen auftrieb und die Menschen wie in Bienenzellen häufte: so wurde dagegen in Petersburg, dem Kinde unserer aufgeklärten Tage, Alles bequem, verständig und genießbar, die Straßen weit, die Plätze regelmäßig, die Gehöfte groß, die Häuser geräumig. Bei uns taxirt und mißt man die Bauplätze mit dem Zollstabe. Die 50 Quadratwerste**), welche Petersburg für sich nahm, erlaubten freigebiger zu verfahren, und wenn in Wien oder Dresden selbst die Königspaläste so sehr mit den übrigen Gebäudemassen verschmelzen, daß sie kaum als selbstständige Ganze zu erkennen sind, so nimmt dagegen in Petersburg jedes Haus mit seinen Höfen ein Stück Boden ein, das hinreichend groß ist, um sich ganz bequem ausbreiten zu können, und jeder Baum im großen Häuserwalde tritt selbstständig hervor, sich malerisch präsentirend.

*) Petersburg in Bildern und Skizzen v. J. G. Kohl. Leipz. u. Dresd. 1846.

**) Gleich einer Quadratmeile. Auf unsere deutsche Meile, mit der die geographische ziemlich übereinkommt, gehen sieben Werste.

Aber eben deshalb, weil das Einzelne sich breit macht, verliert das Ganze an Einheit, ist Petersburg nichts weniger als eine malerische Stadt. Alles ist so luftig und licht, es fehlt in den Straßen so sehr an kräftigen Schatten, an hell durchbrechenden Strahlen, an der Mannichfaltigkeit des Lichts, es ist Alles so bequem, verständig, so neu, ja so schön, daß es schwer hält, auch nur Eine poetische Ansicht zu gewinnen, wie man sie in unsern an Kontrasten, Erinnerungen und buntem Leben so reichen Städten unschwer findet. Dazu kommt, daß das Terrain der Stadt so eben ist, daß sich kein Theil über den andern erhebt. Nichts hebt sich, nichts gruppirt sich, Alles zerfällt und verschwindet, und die Augen finden keine Anhaltepunkte in diesem gewaltigen Meere auf- und niederwogender Paläste.

Namentlich macht sich diese Eigenthümlichkeit Petersburgs im Winter bemerklich, wo Alles, der Boden, die Dächer, die Newaarme, mit einer und derselben Farbe, dem einförmigen Weiß des Schnee's, überzogen sind. Die weißen Wände der Häuser heben sich nicht vom Boden ab und scheinen kaum auf festem Grunde zu wurzeln; die beschneiten Dächer zerfließen mit den graulichen Tinten des Himmels, ohne die Häuser deckend abzuschließen, und die nordische Palmyra gleicht dann vielleicht einem Nebelgebilde, einer Schattenstadt, in der alle Linien verschwinden, alle Ecken fehlen, als hätten die Häuser keine Festigkeit, und als wäre alles Gemäuer nur locker und luftig.

Kein Ort erleidet aber auch eine so interessante Verwandlung als die Newatochter im Frühling, wenn ihr Himmel sich abklärt, und die Sonne das bleiche Leichentuch des Winters von den Dächern und Flüssen hebt. Es ist, als wenn dann die Stadt erst wahre Existenz bekäme und sich in wenigen Tagen von Neuem vor den Augen des Zuschauers aufbaute. Die Häuser fassen nun auf dem dunkeln Grunde festen Fuß, die lebhaften Farben der grün angestrichenen Dächer und der auf blauem Grunde mit goldenen Sternen beschneiten Kirchenkuppeln, die vergoldeten Spitzen der Thürme, die sich aus der Eiskruste hervorschälen — erfreuen nun das so lange Zeit aller erquickenden Farbenspeise entbehrende Auge mit frischem Reize, und die klaren Flußnymphen, die ihren Eispelz abgeworfen haben, werfen aus tausend Spiegeln das Bild der schmucken Paläste zurück.

Keine unserer heutigen Städte kann sich rühmen, so ganz aus Palästen und Riesengebäuden zusammengesetzt zu sein, wie Petersburg, wo selbst die Hütten der Armuth einen Anstrich von Großartigkeit haben. Es giebt z. B. drei Gebäude in Petersburg, die nur durch einen Flußarm von einander getrennt sind, die Admiralität, das kaiserliche Schloß und das erste Cadettencorps. Um auf dem geradesten Wege von dem einen Ende dieser drei Häuser zum andern zu gelangen, muß ein fleißig daherschreitender Fußgänger 25 Minuten wandern, denn die Entfernung beträgt etwas mehr als eine englische Meile. Es giebt

viele Häuser in Petersburg, in denen mehrere tausend Menschen wohnen, z. B. im Winterpalais 6000, im Hospital der Landtruppen 4000 (Krankenbetten), im Findelhause 7000 (Kinder), im großen Cadettencorps mehrere tausend junge Leute. Von manchen Häusern haben die Besitzer eine Einnahme, wie sie manche Grafschaft nicht trägt, denn einige bringen jährlich an 100,000 Rubel ein. Selbst unter den Privathäusern sind viele, welche an Zahl und Weitläufigkeit der Gebäude, an Größe der einzelnen Flügel u. s. w. der Burg in Wien wenig nachgeben. Ein Haus z. B., das ich öfters besuchte, bildete in seinem Erdgeschoß einen Bazar, in dem Kaufleute alle tausend Bedürfnisse dieses irdischen Lebens feilboten, während auf der andern Seite eine Reihe deutscher, französischer und englischer Künstler und Handwerker ihre Schilder aushängen hatten. In der Bel-Etage wohnten zwei Senatoren und die Familien mehrerer reichen Partikuliers. In dem zweiten Stock befand sich eine berühmte pädagogische Anstalt und eine ziemliche Anzahl von Akademikern, Lehrern und Professoren, und in verschiedenen Hintergebäuden hausten unter vielem obscurem Volke mehrere Majore, Obersten, einige abgedankte Generale, ein armenischer Priester und ein deutscher Prediger.

Die meisten Häuser in Petersburg sind bis jetzt nur zweistöckig, und nur in den innersten Stadttheilen findet man drei- und vierstöckige. Die Mehrzahl ist hölzern, denn die Russen haben eine gleiche Vorliebe für niedrige und hölzerne Häuser, die auch in der That viele Vortheile gewähren, namentlich in Hinsicht der Wärme. Die Regierung sucht aber die hölzernen Häuser mehr und mehr zu verbannen, und in einigen Stadttheilen sind sie ganz und gar verboten.

Das Bauen der Häuser ist in Petersburg kostspieliger als in jeder andern Stadt des Reiches, weil die Nahrungsmittel und daher der Tagelohn theurer sind als irgendwo, dann auch der Fundamentirung wegen. Der schwammige und morastige Boden der Stadt macht es durchaus nöthig, daß man zuvor ein ganzes Gerüst unter die Erde versenke, ehe es möglich ist, daß eins über derselben erscheint. Alle größeren Gebäude der Stadt ruhen auf Rosten von außerordentlich langen Bäumen, die unten in festeren Schichten der Insel wurzeln.

Als Material bei den hölzernen Häusern bedient man sich natürlich der Fichtenstämme, die nach der gewöhnlichen nordischen Weise über einander gelegt werden; bei den steinernen aber der gebrannten Ziegel und des finnländischen Granits. Die Mauern, die man aus Ziegeln baut, sind gewöhnlich von ungemeiner Dicke, und während man bei uns darüber erstaunen muß, wie man hohe Gebäude mit so äußerst dünnen Mauern aufzuführen wagt, hat man hier Gelegenheit, sich über die 5—6 Fuß dicken Mauern der niedrigen Gebäude zu wundern. Alles wird mit unglaublicher Schnelligkeit gebaut. Theils treibt die Kürze der für den Bau günstigen Jahreszeit dazu, theils die Ungeduld der Russen, das Angefangene fertig zu sehen. Dafür giebt es denn freilich auch eine Menge von Häu-

fern, die frühzeitig an Altersschwäche leiden. Der jetzt wieder fertig gewordene Winterpalast ist das frappanteste Beispiel davon. Es wurden binnen Jahresfrist nicht weniger als 20 Millionen Rubel darin verbaut! Man setzte den Bau im Winter fort, indem man das ganze Gebäude beständig heizte, um die Materialien flüssig zu erhalten und die Wände schnell trocknen zu lassen. Mit den meisten Privatgebäuden der Großen ist es ein ähnlicher Fall. Alles wird so schnell zusammengenagelt, wie Theaterdekorationen.

Bei der Leichtigkeit, mit der die Russen sich zu Veränderungen entschließen, wird man es natürlich finden, daß in Petersburg viel gebaut und umgebaut wird. Es ist fast nie ein Haus völlig fertig, und beständig wird an ihm bald hier, bald da etwas geflickt und geändert. Ein einziges Fest, ein Ball, ein Diner bringt oft nicht unbedeutende Veränderungen im Innern eines Hauses zuwege. Findet man die Suite der Zimmer zu klein, so bricht man eine Mauer durch, zieht das folgende Zimmer hinzu und läßt Thüren für den Abend einsetzen. Säulen und Balustraden werden zur Ausschmückung und für die Musiker errichtet, Lauben, Stubengärten, Buffets arrangirt, Zimmer für den Augenblick mit Tapeten behangen und mit Teppichen belegt, ja oft, um noch Zimmerraum zu gewinnen, wird ein vorläufiges hölzernes Zimmer über den Balkon hingebaut, der als hübsch ausgeschmücktes Kabinet oder als Sitz der Musiker mit zum Tanzsaal gezogen wird. Es giebt gewiß kein einem Russen gehörendes Haus, das vierzehn Tage hindurch in demselben Zustande verbliebe. Die furchtbare Langeweile, die innere Unruhe und Launenhaftigkeit lassen die vornehmen Leute nicht vierzehn Nächte hinter einander in derselben Kammer schlafen. Bald ist diese, bald jene Stube der Herrin Schlafzimmer, bald empfängt sie in diesem, bald in jenem Salon, bald wird das Schlafzimmer der Kinder Schlafzimmer, bald macht man die Schulstube zum Ballsaal. Das Nomadisiren steckt so tief in der russischen Natur, daß sie im Laufe des Jahres nicht nur von einem Ende zum andern wandern, sondern auch noch im Verlauf einer Jahreszeit, wenigstens in den verschiedenen Etagen ihres Hauses, auf und ab nomadisiren. Auch die Polizei flickt mit großer Veränderlichkeit an den Häusern. Bald verbietet sie diese oder jene Fensterform, bald gebietet sie, alle Thüren sollen von Eichenholz sein, bald erlaubt sie es, daß hier und da Erker und Vorbauten aus den Souterrains hervortauchen, bald läßt sie dieselben mit einem Male rasiren.

Das Straßenpflaster ist in Petersburg, wie man aus dem über die Sumpfigkeit des Bodens Gesagten schon schließen kann, eines der theuersten, denn es bedarf beständiger Reparaturen, und doch dringt die Feuchtigkeit überall durch. Auch verstehen sich die Russen auf das Pflastern schlecht, und man hat für die besseren Straßen deutsche Pflasterer aus den Hansestädten berufen, die hier immer genug zu thun finden. Neben dem schlechtesten hat man aber auch das schönste Straßenpflaster, die herrlichsten

Holzblockwege, auf denen die Wagen so glatt und geräuschlos rollen, wie die Elfenbeinkugeln auf dem Billard. Diese Wege, die jedoch bloß als schmale Streifen durch die große Newa-Perspektive und einige andere Straßen führen, bestehen aus sechseckigen Holzblöcken, die wie Bienenzellen zusammengefügt sind. Da das Holz bei dem unaufhörlichen Fahren und bei dem feuchten Boden sich schnell verbraucht, so sind diese Wege ungemein kostbar und werden wohl mit der Zeit eingehen. Uebrigens wendet man in Petersburg schon deßhalb weniger Sorgfalt auf ein gutes Pflaster, weil es sechs Monate hindurch völlig gleichgiltig ist, was für ein menschliches Pflaster vorhanden, da die Natur mit Schnee und Eis dann selber pflastert.

Die Zu- und Abgänge der Häuser von allen Seiten her sind bequem und weit. Die meisten Häuser der Großen haben ihre Vorhöfe zum An- und Abfahren der Equipagen, wie bei uns nur die Theater oder Königspaläste. Auch das Innere ist durchweg geräumiger als in irgend einer unserer Städte, und wer bei uns mit ein paar Zimmern sich begnügt, hält in Petersburg gewiß auf eine Suite von einem halben Dutzend. Die Vorhäuser sind groß, die Treppen winden sich in doppeltem Zuge zu beiden Seiten zur Bel-Etage hinauf. Die Tanz-, Speise- und Gesellschaftszimmer sind hoch und weit. In vielen Palästen findet man eigene Zimmerräume, die zu Wintergärten bestimmt sind. Die größten solcher Wintergärten, die in Petersburg mehr als sonst in irgend einer Stadt Mode sind, befinden sich natürlich in dem kaiserlichen Palais, doch werden oft bei großen Tanzfesten auch nur temporäre Wintergärten mit Lauben, Blumenbeeten, Springbrunnen u. s. w. arrangirt, in deren Mitte dann die Tänzer unter duftenden Gebüschen ausruhen, wie in den Blumengehegen des Paradieses.

Eine der kostbarsten Zierden der Petersburger Häuser ist der Luxus, der mit den großen Fensterscheiben getrieben wird. Mit Recht hat man gefunden, daß die fatalen Fensterstäbe, welche die Scheiben zusammenhalten, die Aussicht sehr stören. Man läßt sie daher ganz weg und füllt die Oeffnung mit einer einzigen großen Spiegelscheibe aus. In den meisten Salons befindet sich gewöhnlich nur Ein so kostbar beglastes Fenster. Dasselbe vertritt dann die Stelle der bei uns gewöhnlichen Guckfenster und Erker, und die Damen arrangiren ihre Arbeitstische und Divans diesem Fenster gegenüber, vor dem sich alle Tableaux des Straßenlebens wie hinter einer Laterna magica vorüber bewegen. Die Häuser der Reichen sind von oben bis unten mit solchen kostbaren Scheiben versehen.

Die Großartigkeit des Planes der Stadt und seine kolossalen Verhältnisse offenbaren, daß man bei ihr auf eine lange Zukunft rechnete. Jetzt reicht die Bevölkerung, so mächtig und schnell sie auch anschwillt, noch immer nicht hin, die großen Räume mit dem Leben zu füllen, das man in einer großen Residenzstadt billig erwartet. Wenn auch sämmtliche 500,000 Menschen mit Weib und Kind, mit Sack und Pack auf den

Straßen beständig verkehrten, so bliebe doch für Jeden noch immer ein Raum von 400 Fuß, und man würde etwa alle zehn Schritte einen Menschen treffen. Darum fällt jedem Fremden die große Oede und Leere in den Straßen auf. Er findet hier große wüste Plätze, auf denen zuweilen nichts weiter zu erblicken ist, als eine einsame, ihren weiten Weg trabende Droschke, wie ein Boot auf weitem Meere verloren, — Straßen, an denen Reihen stummer Paläste liegen, nur hie und da von einigen Fußgängern umflattert, wie die Felsen einsamer Gebirge.

Die Bevölkerung von Petersburg ist wohl ohne Zweifel eine der buntesten und mannichfaltigsten, die man sich wünschen kann. Namentlich gehen jetzt die Verbindungen Petersburgs zu Lande so weit, wie in keiner zweiten Stadt der Welt, und bringen diese Residenz in Berührung mit so vielen Völkerschaften des Erdballs, daß es eben so schwer sein möchte, die aufzufinden, die hier nicht durch mehr oder weniger Individuen repräsentirt wäre, als alle vorhandenen aufzuzählen. Wie vielfach sind nicht schon die Volksstämme, die sich hier auf heimischem Boden fühlen, welche Petersburg als ihre Hauptstadt ansehen! Man betrachte nur das Militair. Da giebt es ein eigenes Garde du Corps für die kaukasischen Völker, eine eigene Abtheilung für die Tataren, wieder eine für die Finnen, mehrere für die Kosaken u. s. w., von welchen Völkern immer Auserwählte als Geißeln der Treue ihrer Brüder in der Residenz zu weilen gezwungen sind. Man sieht den Kosaken, der sein Roß tummelt, mit eingelegter Lanze, als wären Franzosen zu verfolgen, über den Platz traben; den Tscherkessen in seiner reichen Tracht und in voller Rüstung, auf jedem Zoll seines Leibes bewaffnet und bepanzert, der auf den öffentlichen Plätzen seine kriegerischen Uebungen anstellt; den Taurier*), der seiner Steppen und seines Allah eingedenk gravitätisch durch das Getümmel schreitet; die russischen Soldaten, die geschult und geübt in langen Kolonnen durch die Straßen der Stadt defiliren, — alle die verschiedenen Montirungen und Uniformen der russischen Armee, von denen allen eine Probe in der Residenz sein muß, die Garderegimenter, die Husaren, Jäger, Ulanen, Dragoner, Kürassiere und Grenadiere, die Sapeurs, Ingenieurs und Kanoniere, die beständig zu Pferde und zu Fuß, ihre Wachen wechselnd, Kasernen beziehend, zur Parade eilend, durch die Straßen hin- und herziehen.

Oder man erwäge die Kaufmannschaft und den bürgerlichen Verkehr. Da fehlt kein Volk von Europa und fast keins von Asien, nicht der Spanier und Italiener, nicht die Einwohner der grünen britischen Eilande, nicht der Normann aus dem entfernten Thule,**) nicht die von Seidengespinnst umrauschten Bucharen und Perser, sogar nicht die Indier aus Taprobane, weder der Schopf des Chinesen, noch die weißen Zähne des Arabers.

---

*) Aus der Krimm oder Taurien.

**) Island.

Oder man betrachte das niedere Volk. Da schlendern die deutschen Bauern zwischen dem Getümmel der lärmenden Bartrussen, die schlanken Polen neben den untersetzten Finnen und Esthen, die Letten mit den Juden, die amerikanischen Matrosen und ihre Antipoden, die Kamtschadalen und Tscheremissen, Muhamedaner, Heiden und Christen, weiße Kaukasier, schwarze Mohren, gelbe Mongolen.

Entschieden am interessantesten und schönsten entwickelt sich das Petersburger Straßenleben auf der herrlichen Newsky-Perspektive. Diese prachtvolle Straße führt vom Alexander-Newsky-Kloster auf die Admiralität in einer Länge von vier Wersten. Gegen das Ende hin macht sie einen kleinen Winkel. Sie durchschneidet alle verschiedenen Ringe der Stadt, das Quartier der armen Vorstädter wie die Gegenden des Reichthums und Luxus im Centrum. Sie ist daher von sehr verschiedenem Werthe, und eine Reise auf ihrer ganzen Ausdehnung ist entschieden die interessanteste, die man auf dem Terrain von Petersburg machen kann. An ihrem äußersten Ende sind auf der einen Seite ein Kloster, ein Kirchhof: Tod und Einsamkeit. Alsdann kommen kleine niedrige Häuser von Holz, Viehmärkte und Branntweinschenken, von singenden russischen Bauern umschwärmt, Dorfleben und Vorstadttreiben. Weiterhin hier und da zweistöckige und steinerne Gebäude, bessere Wirthschaften, Magazine und Läden, wie man sie in russischen Provinzstädten vergeblich sucht. Märkte und Magazine mit einer Menge alter Möbeln, Kleider und Sachen, welche das Centrum der Stadt abnutzte und hier den Vorstädten feilbietet. Die Farben der Häuser, nach alter russischer Weise gelb und roth angestrichen, und die Menschen sämmtlich mit langen Bärten und noch längeren Kaftans. Etwas weiter hin erscheinen schon Iswoschtschiks (Droschenkutscher), die sich aus den inneren Kreisen hierher verirrten, rasirte Kinne, französische Fracks und einzelne prächtige Häuser. Wenn man um die Ecke des Winkels biegt, den die Straße macht, so zeigt sich in der Ferne, wie über dem niedrigen Straßennebel schwebend, die goldene Riesennadel des schlanken Admiralitätsthurmes, den alle Hauptstraßen der Stadt zum Point de vue haben. Man setzt über ein paar Brücken, und es offenbart sich allmälig der Kern der Residenz. Die Paläste schwellen drei- bis vierstöckig empor, die Inschriften an den Häusern mehren und vergrößern sich bis zum Schneider „Bouton,“ der seinen Namen mit ellenlangen Buchstaben an seinem Hause stehen hat. Die Vierspänner werden häufiger, und es schlüpft hier und da ein eleganter Federbusch vorüber. Endlich gelangt man zur Fontanka*) und der Annitschkow'schen Brücke, und hiermit beginnt die eigentliche Residenz selbst, was gleich das große Palais des Grafen B. ankündigt. Von dieser Brücke bis zum Ende ist das eigentliche elegante und fashionable Stück der Perspektive. Von hier an steigt das Leben schwindelnd. Vierspänner auf jedem Tritte, Generale und Fürsten unter dem Getümmel, die ausländischen

*) Ein Arm der Newa, mit besonders schönen Palästen an den Ufern.

Magazine, die Silberbuden, die kaiserlichen Palais, die Kathedralen und Hauptkirchen aller Petersburger Religionen.

Von der Anitschkow-Brücke bis zur Admiralität hin und her zu spazieren, ist eins der anmuthigsten Amusements, die ein Stadtleben zu bieten vermag. Auch nimmt jeder Petersburger Elegant ein Mal des Tages seinen Freund an den Arm und macht diese Promenade ein paar Mal auf und ab. Die beliebteste Seite der Straße ist die nördliche, weil sie die Sonnenseite ist, die hier Jeder sucht. In Genua würde es die südliche sein, weil dort Alles nach Schatten schmachtet. Die nördliche Seite ist daher auch mit weit brillanteren Läden und Magazinen besetzt und giebt einen höhern Miethzins, als die südliche. Vor hundert Jahren hätte man das vorher berechnen können, denn es beruht auf Naturnothwendigkeit.

Da von der Einwohnerschaft Petersburgs allein 60,000 im Dienste des Mars stehen, so ist der neunte Mann, der Einem in den Straßen begegnet, ein Soldat; und da weder Gemeine noch Offiziere sich je von ihren Epauletten und Waffen trennen, und auf jedem Spaziergange eben so bis an die Zähne aufgezäumt, wie auf der Parade, erscheinen müssen, so sieht man denn auch auf den Spaziergängen nichts häufiger als die Federbüsche und die blinkenden Rüstungen dieser Herren. — Unter ihnen erregen besonders die Phantasie des Fremden die wilden Kaukasier, die Tscherkessen, die hier in silberne Panzer und stählerne Netze gekleidet, mit dem civilisirten russischen Offizier scherzen und plaudern, während ihre Brüder im Kaukasus den Vettern der letzteren keinen Pardon geben. Doch thut man selbst in Petersburg besser, diesen Leuten aus dem Wege zu gehen. Denn ihre Dolche sind beständig geschliffen, und ihre Gewehre tragen sie nicht anders als schußfertig. Sogar auf den Bällen erscheinen sie nicht anders und tanzen mit unsern Damen die Polonaise mit scharfgeladenen Pistolen. Vor einigen Jahren sah man oft einen von ihnen, einen Fürsten Ali, dem man seiner ausgezeichneten Schönheit und Liebenswürdigkeit willen Vieles durch die Finger sah, in den Straßen von Petersburg im launigen Uebermuthe sein Pistol gegen die Sonne oder sonst auf einen Gegenstand abfeuern. Wenn die Polizei ihn haschen wollte, so sprang er rasch auf sein Pferd, das treu wie ein Hund hinter ihm hertrabte, und war wie ein Spukgeist verschwunden. Meistens schoß er nur auf die Sonne, die Laternen und Laternenpfähle, seltener auf Menschen. Doch kam dieß auch vor; so einmal auf einen russischen Offizier, an dem er Aegerniß genommen, weil jener im Gespräche sich unehrerbietiger Ausdrücke gegen seine Mutter im Kaukasus bedient hatte. Glücklicherweise verfehlte er ihn, nicht weil er schlecht gezielt hatte, sondern weil ein anderer russischer Offizier noch zur rechten Zeit seinem Pistol durch einen heftigen Schlag eine andere Richtung gab. Die wilde Natur steckt diesen Herren so tief im Geblüt, als den Katzen, so daß es den Russen schwer wird, sie zu humanisiren, obgleich man sie schon als kleine Knaben in das Kadettencorps aufnimmt und lange Jahre an ihnen schult.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, halb Petersburg stecke in der Uniform. Denn außer den 60,000 Militärs mögen auch ungefähr eben so viele Civil- und Privatuniform tragen, die Beamten, Polizisten, Lakaien, Bedienten u. s. w., weshalb denn fast das ganze Publikum bordirt, belitzt, besternt, verbrämt und eingekantet erscheint. Nichts destoweniger ist es falsch, wenn einige Reisende behaupten, daß der Frack und einfache Ueberrock hier nichts gelte. Das ganze große, zahlreiche Corps der Kaufmannschaft, die ganze englische Faktorei, alle die deutschen Barone aus den Ostseeprovinzen, viele müßige junge Leute, alle die Petit Maitres und Galant-Hommes, viele reiche russische Gutsbesitzer, Fürsten und Herren, die meisten Ausländer, insbesondere die zahlreichen Privatlehrer u. s. w. stecken im Frack, der freilich der Uniform weichen muß bei allen Militär- und Civilbeamten, auch bei den Lehrern aller öffentlichen Schulen, bei den Professoren wie bei den Gymnasiasten und den Zöglingen öffentlicher Anstalten, die ebenfalls als angehende Staatsbeamte uniformirt erscheinen, und wie die Schmetterlinge in allerlei bunten Farben glänzen.

Wie in der Natur anderes Wetter immer andere Thiere zum Vorschein bringt, wie im Regen die Enten, im Sonnenschein die Schmetterlinge sich freuen, wie im Abendnebel die Phalänen, am Mittage die Sonnenfalter streichen, und das Wild im Winter einen andern Rock anzieht als im Sommer, so auch bei den Menschen; anderes Wetter bringt andere Menschen auf die Straße. Da nun das Wetter des Petersburger Himmels erstaunlich wankelmüthig ist, so verändert sich der Anblick des Petersburger Straßenpublikums ungemein häufig. Im Winter die dicken Pelze, im Sommer die leichten Flore und Seidenstoffe. Am Abend Alles in Mänteln und Kapots, am Tage Alles luftig und bloß. Im Sonnenschein die flatternden Elegants und Modedamen, im Regen alles Elegante verschwunden und nichts als schwarzes Volk. Heute auf dem Schnee Alles Schlitten und Schleife, morgen auf den Steinen Alles Wagen und klapperndes Rad.

Noch mehr als die Verschiedenheit des Wetters ändert die Verschiedenheit der Religionen den Anblick des Publikums. Freitags, am heiligen Tage der Muhamedaner, ergehen sich die Turbans, die schwarzen Bärte der Perser und die geschorenen Köpfe der Tataren auf den Straßen. Am Sabbath erscheinen die schwarzseidenen Kaftans der Juden und am Sonntage jubeln die Schaaren der Christen hinaus. Dazu die Verschiedenheit der christlichen Sekten. Heute lauten die Lutheraner zum Bußtage, und man sieht die deutschen Bürger, Vater, Mutter und Tochter, schwarze Gesangbücher unter dem Arme, nach der Kirche pilgern — morgen rufen die Katholiken zu einem Feste der unbefleckten Jungfrau, und Polen, Litthauer, französische und österreichische Unterthanen wallen zu den Tempeln. — Uebermorgen aber rufen die tausend Glocken der griechischen Kolokolniks, und nun summt und flattert es auf allen Straßen von den grasgrünen, blutrothen, schwefelgelben, veilchenblauen Töchtern und Frauen der russischen

Kaufleute. An großen Staatsfesten aber, den sogenannten „Kaiserlichen Tagen,“ erscheinen dann alle Trachten, alle Farben und alle Moden, die von Paris bis Peking gäng und gebe sind. Es ist, als wenn Noah's Arche an der Newa gestrandet wäre und ihres sämmtlichen bunten Gefieders sich entledigte.

Petersburg ist eine Stadt der Männer. Der Frauen sind hier 100,000 weniger als der Männer, weshalb diese keine große Auswahl haben. Dabei scheint den zarten Blumen das Petersburger Klima nicht günstig zu sein, denn sie verblühen in demselben bald, und überhaupt gilt es ganz allgemein von den Russen, daß die Frauen durchweg weniger schön sind als die Männer. Endlich werden sie auch, je weniger zahlreich sie sind, um so mehr in Gesellschaften und Vergnügungen, wo sie unentbehrlich sind, abgemattet. Selten sieht man ein hübsches, frisches Mädchenangesicht; bleich ist ihre allgemeine Farbe, und man merkt es ihnen an, wie viel Grazie, Frische und Anmuth die Residenz konsumirt. Die deutschen Damen machen davon eine Ausnahme, mit denen sich Petersburg fortwährend aus den Ostseeprovinzen, wo sie auf dem Lande, in der gesunden Luft der Gärten und Wälder aufwachsen, rekrutirt. Aus Finn-, Esth-, Lief- und Kurland kommt der Stadt viel Schönes zu, und Alles, was hier in der Gesellschaft glänzt, ist fast immer von dort. Daher haben denn auch die Russen so hohe Begriffe von der deutschen Schönheit, daß sie einer „Njemka“ (Deutschen) fast nie das Beiwort „krasiwaja“ (schön) versagen.

Die vorzüglichste Zeit für den Spaziergang auf der Perspektive sind die Stunden nach dem Frühstück von 12 – 2 Uhr, wo auch die vornehmsten Frauen hier in die Magazine zu ihren täglichen Einkäufen fahren. Gegen 2 und 3 Uhr, wo diese Einkäufe, die Wachtparade, die Börse und die Handelsgeschäfte beendigt sind, wendet sich die promenirende Gesellschaft dem englischen Quai zu, wo dann die eigentliche Promenade, die nur Promenade ist, beginnt, und wo sich dann auch die kaiserliche Familie einfindet. Der jetzige Kaiser hat den englischen Quai in Aufnahme gebracht. Es ist ein nicht minder prächtiger Spaziergang, als die Perspektive. Dieser herrliche Quai, der wie alle anderen in Petersburg, aus Granitblöcken aufgeführt ist, geht am Ufer der Newa zwischen der Neuen und Alten Admiralität hin. Sein Bau ist ein Riesenwerk aus der Zeit Katharina's, die ungefähr 24 englische Meilen Flußufer mit Granit einfassen ließ. Wie bei allen Wasserbauten, ist das Riesenmäßige an der Arbeit äußerlich wenig sichtbar. Der gewaltige Rost, auf dem die Quais ruhen, steckt tief im Sumpfe, und ebenso die ganzen Unterbauten, auf denen nur die obere schmale Kante, die der Spaziergänger genießt, mit der Einfassung eines zierlichen Eisengeländers ruht. Für die Fußgänger führen überall elegante Treppen, und für die Wagen breite, schöne Abfahrten, deren Seiten im Winter gewöhnlich noch mit allerlei aus Eis gemeißelten und gedrechselten Säulen und Geländern verziert werden, zum Wasser hinab. Auf der einen Seite des englischen Quais zieht sich eine lange Reihe schöner Palais

hin, die meistentheils von Engländern erbaut worden, aber jetzt größtentheils im Besitz russischer Großen sind; auf der andern Seite hat man die Aussicht auf den breiten Newaspiegel mit allen den Schiffen, Booten Gondeln, die auf ihm schaukeln, und gegenüber die prächtigsten Gebäude von Wasili-Ostrow, die Akademie der Künste, das Cadettencorps u. s. w. Der englische Quai stellt in Petersburg ungefähr Dasselbe vor, was in Frankfurt die „Mainstraße," in Hamburg der „Jungfernstieg" ist. Nur müßte man hier „Fürstenstieg" sagen. Denn da hier Tag für Tag nur die höchste und vornehmste Gesellschaft wandert, Kaiser, Großfürsten, Kleinfürsten, so ist Alles, was hier an Steinen abgenutzt wurde, nur durch noble Fürstenfüße ausgetreten worden.

Noch eine sehr besuchte Promenade ist der Sommergarten. Alle übrigen Gärten der Stadt, der des Taurischen Palais, der des Michailow'schen Palais, werden wenig oder gar nicht besucht. Nur die deutschen Handwerker haben noch einen Garten in Beschlag genommen, in welchem sie Concerte, Bälle, Illuminationen und andere Vergnügungen geben, an denen auch viele Russen Theil nehmen.

Der Sommergarten ist insbesondere der Tummelplatz der Petersburger Jugend, die sich unter den schönen hohen Lindenbäumen vergnügt. Hierher kommen die jungen Damen mit ihren Gouvernanten, die Lehrer mit ihren Zöglingen, die Ammen mit ihren Säuglingen, und es bietet sich hier die beste Gelegenheit, die Jugend der Stadt zu studiren. Man kann nichts Reizenderes sehen als eine tändelnde Versammlung dieser kleinen hübschen Kosaken, Tscherkessen und Muschiks. Denn es ist bei den Russen aller Stände Mode, ihre Kinder bis in das siebente, achte Jahr „à la Moujik" zu kleiden. Die Haare rund herum abgeschnitten, wie bei den Bauern, kleine zierliche Kaftans, von einem hübschen Gürtel zusammengehalten, und hohe tatarische Mützen, wie bei den Kutschern. In neuerer Zeit ist die tscherkessische Kleidung bei der Petersburger Jugend sehr beliebt geworden, die ihr wegen der vielen Silberbordirung und Pelzverbrämung noch hübscher steht und noch mehr gefällt. Erst im neunten oder zehnten Jahre fangen die Kinder an, sich europäisch zu tragen. Auffallend ist es aber, daß dieß nur von den Knaben gilt; die Mädchen bedienen sich gleich anfangs der französischen Toilette.

Da die Kinder russische Bedienten haben, englische und französische Bonnen und deutsche Lehrer, so lernen sie die Sprachen aller dieser Nationen auf ein Mal, und nehmen in ihre ganz eigenthümliche Kindersprache aus allen Idiomen solche Worte auf, die ihnen eben bequem sind. Es entsteht so ein höchst merkwürdiges, eigenthümliches Sprachragout, dessen sich die Petersburger Kinder bedienen, und welches — da die Sprache mit den Vorstellungen und Begriffen des Geistes so genau zusammenhängt — eine ganz eigene Begriffsverwirrung und sonderbare Unklarheit in ihr Denken und Fühlen bringen muß. Einmal hörte ich im Sommergarten folgen-

des Gespräch zwischen einem reizenden kleinen Jungen und seiner französischen Bonne:

Bonne: Nikola, bist Du artig gewesen?
Nikola: Da, Nana! (Russisch: Ja, Nana.)
Bonne: Bist Du gewiß nicht unartig gewesen?
Nikola: No, no! (Englisch: Nein, nein! Koko sa, Koko mi. (Koko, russische Abkürzung für Nikola; sa, französisch für sage, artig; mi, russisch für mihloi, gut.)
Bonne: Ist Dein Bruder Iwan auch artig gewesen?
Nikola: Wawa na! (Wawa, russische Abkürzung für Iwan; na, englisch für naughty, unartig.)
Bonne: Was hat er denn gemacht?
Nikola: Bibi koko. (Englisch: he has beaten Nikola, er hat Nikola geschlagen) u. s. w.

Die Erwachsenen sprechen oft in noch mehr Sprachen durcheinander, obgleich viel vollkommener als die Kleinen. Dabei ist es aber merkwürdig, daß die Schmeichel- und Liebesworte alle in der Muttersprache bleiben. Es ist kaum eine Sprache so reich an zärtlichen Ausdrücken, kosenden und schmeichelnden Diminutiven wie die russische. „Lubesnoi,“ „mein Lieber;“ — „Milinkoi,“ „mein Liebchen;“ — „Däduschka,“ „Großväterchen;“ — „Matuschka,“ „Mütterchen;“ — „Druschka,“ „Freundchen;“ — „Golubtschik,“ „Täubchen;“ — „Duschinka,“ „mein Seelchen“ — sind Ausdrücke, die selbst von den Fremden angenommen werden; die französischen Bonnen sprechen mit ihren Kindern „Duschinka, Druschka,“ u. s. w., und die Deutschen geben sich untereinander diese Titel.

Auf der einen Seite stößt an den Sommergarten die sogenannte „Zaarenwiese,“ von den Deutschen auch „das Marsfeld“ genannt. Dieß ist der am meisten benutzte Paradeplatz für die einzuübenden Rekruten; die gewöhnliche tägliche große Wachtparade wird aber nicht hier, sondern auf dem Admiralitätsplatze in der Nähe des Schlosses abgehalten. Auch dieses Schauspiel gehört bei vielen Einwohnern Petersburgs zu den täglichen Genüssen.

Die Admiralität ist von einem Boulevard und einer doppelten Allee von Bäumen umgeben. Unter diesen Bäumen pflegt das Publikum während der Parade zu spazieren. Der Kaiser kommandirt hier gewöhnlich selbst, und da immer ein paar tausend Mann und so und so viele Generale und Oberoffiziere dabei zugegen sind, so ist diese einfache Parade jedes Mal ein brillantes Schauspiel und wie eine kleine Revue. Schon das ist allein ein merkwürdiger Anblick, den Kaiser in der Mitte seines zahlreichen Stabes vorüberreiten zu sehen. Er selbst eine mächtige, majestätische Figur, ihm zur Seite sein jugendlicher Thronfolger und hinter und neben ihm eine Wolke von galoppirenden Reitern, von denen keiner geringer als eines Fürsten Sohn und von dem Range eines Generalmajors ist. Vom aufgeregten Staube umhüllt, braust das Ganze wie ein Wet-

terwolke heran, aus der die Blitze der Waffen und Ordenssterne hervorschießen. Die Soldaten stehen in Reih' und Glied und präsentiren das Gewehr, während die Zuschauer bei dem Herannahen der Majestät alle das Haupt entblößen. Den Soldaten ruft der Kaiser: „Guten Tag, ihr Kinder!" zu. „Wir danken Eurer Majestät!" donnert's aus tausend Kehlen in Einem Tempo zurück.

Die Parade dauert oft mehrere Stunden lang, und wer sie mit angesehen, die englischen Quais, die Perspektive und den Sommergarten besucht hat, der hat vom Fache der Promenaden nichts in der Stadt versäumt.

Uebrigens hat man gar nicht nöthig, um den Kaiser zu sehen, sich auf die Wachtparade zu verfügen. Er zeigt sich zu Fuß, zu Pferde, auf der Droschke, im einspännigen Schlitten so oft in den Petersburger Straßen, daß man ihn geradezu diejenige Person nennen kann, die Einem am öftersten begegnet. Es ist kein Monarch in der Welt, den so viele Geschäfte in die Straßen führen, als den Nachfolger Peters des Großen, wie denn auch keinen eine so ungeheure Menge von Geschäften drängen, tägliche Inspectionen der hundert Anstalten seiner Residenz, Besuche in den verschiedenen Ministerien, Revuen, herkömmliche Theilnahme an öffentlichen Volksvergnügungen, persönliche Anordnungen neu zu gründender Staatsbauten, Visiten bei vornehmen Männern und mächtigen Günstlingen, ja sogar bei kranken alten Damen, und hundert andere Angelegenheiten.

Dabei ist es eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß der Kaiser überall da, wo er bei gewöhnlichen Gelegenheiten öffentlich auftritt, es in der einfachsten und anspruchslosesten Weise von der Welt thut. Die Orientalen und Occidentalen sehen das Wunder mit Staunen, wie so viel Hoheit, Macht und Majestät auf der Straße von einem kleinen Pferdchen in einem kleinen Schlitten sich herumschleifen läßt. Auf seinen Reisen im Innern des Reiches erblickt man den Kaiser oft auf einfacher, roh gearbeiteter Telege, wie sie die Leibeigenen nicht besser haben, und man begreift es kaum, wie die Majestät nicht fürchtet, in den Augen des Volkes an Ansehen zu verlieren, wenn sie sich so alles Glanzes baar zur Schau stellt. Man weiß dieß um so weniger zu reimen, da doch sonst der russische Hof sich prächtiger und glänzender zeigt als irgend einer. Es ist dieß nicht bloß eine eigenthümliche Gewohnheit des jetzigen Kaisers, sondern überhaupt Sitte der russischen Kaiser. Peter der Große war eben so, Paul auch nicht anders, und über Alexanders einfaches Auftreten wunderten sich sogar im Jahre 1818 die Unterthanen des englischen Königs, die von dem mächtigsten Gebieter der Welt Lehren über die unnöthige Pracht erhielten. Ich bin überzeugt, daß selbst der kleinste Fürst in Deutschland glauben würde, „billigen Anstand" nehmen zu müssen, wenn er so eine kleine niedrige Droschke besteigen sollte, wie sie der Kaiser von Rußland täglich gebraucht. Es ist überhaupt eine Eigenthümlichkeit der Russen, daß sie im gewöhnlichen Sein und Leben so einfach als möglich sich zeigen, während sie doch

im Ganzen so äußerst prunkliebend und luxuriös sind. Die größten Magnaten lassen gerade heraus und offen mit sich reden, und man braucht bei ihnen weniger Umstände zu machen, als bei dem kleinsten Bürgermeister unter uns. „Ohne Umstände!" ist aber auch eine Redensart, die der Russe immer im Munde führt, besonders wenn er mit umständlichen, rücksichtsvollen Deutschen zu thun hat, „die sich oft nicht anders bewegen, als hätten sie ellenlange, steife Manschetten an den Händen und Stelzen unter den Füßen." So sprach ein Russe zu mir über die Deutschen.

Die Aufsicht über das Petersburger Straßenpublikum ist einer Klasse von Menschen anvertraut, die man „Butschniks" nennt, und die Nacht und Tag auf den Straßen in kleinen „Butken" (Buden) campiren. Diese kleinen hölzernen Buden stehen an jeder Ecke und auf jedem Kreuzwege. Drei Butschniks sind immer auf eine Bude angewiesen, in der sie ihre Betten, ihre Küche und ihre ganze kleine Wirthschaft haben. Einer, in einen grauen mit Roth besetzten Mantel gehüllt und mit einer Hellebarde bewaffnet, steht zur Zeit als Wache aus, der zweite bringt die Gefangenen in die Polizeihäuser, deren es in jedem Quartier eins giebt, überbringt auch die Polizeibefehle zu den übrigen oder zu den Bewohnern der benachbarten Häuser, und der dritte besorgt die kleinen häuslichen Geschäfte der Gesellschaft. Der Wachthabende steht Tag und Nacht in Parade auf seinem Posten und übersieht von hier aus das ihm zugetheilte Stadtviertel, arretirt die Betrunkenen, schlichtet die Streitigkeiten der Kutscher, bringt die Lärmenden zur Ruhe und unvorsichtige Iwoschtschiks, die einen Fußgänger verletzten, zur Haft. Die Butschniks haben kleine Pfeifen, mit denen sich die benachbarten Posten unter einander Zeichen geben, wenn ein Flüchtling zu haschen ist; und da sie selbst wieder stets von den die Runde machenden Polizeimeistern in Aufsicht gehalten werden, so ist die Ordnung in den Petersburger Straßen im Ganzen eine sehr gute. Dasselbe gilt von allen übrigen Städten des Reichs, wo überall dieselben polizeilichen Maaßregeln ergriffen werden. Es mögen wohl ein paar tausend Mann mit beständiger Regulirung und Beaufsichtigung des Petersburger Straßenverkehrs beschäftigt sein.

Die einzigen Bewohner Petersburgs, die von dieser Inspection ausgenommen sind, sind die Raben und die Tauben, von welchen beiden Vogelgattungen die Residenz so erstaunlichen Ueberfluß hat, wie vielleicht keine andere Stadt. Sie fliegen frei aus und ein, setzen sich auf den Kopf Peters des Großen, bald auf das Kreuz des Engels der Alexandersäule; sie krächzen auf den Kirchenkuppeln wie auf dem Dache des Kaiserpalastes. Die Raben haben ihre Hauptversammlung auf dem Anitschkow'schen Palaste in der Perspektive, wo sie in Gesellschaft vieler Tausende ihre Abendconversation halten. Sie sitzen am liebsten auf den grün angestrichenen Dächern. Die Tauben werden bei den Russen heilig gehalten, weßhalb sie auch, weil ihnen Niemand etwas zu Leide thut, so dreist sind, daß sie

auf allen Straßen mitten im Menschengewühle ihre Nahrung suchen und dem Vorübergehenden kaum ausweichen.

Der Petersburger Winter.

Im Jahre 1836 im Monate Dezember warf Jemand in Moskau eine Aepfelschale zu einem kleinen Luftfenster hinaus. Dieselbe langte nicht auf der Straße an, sondern blieb zufällig auf dem Rande der Fensterbrüstung hängen und fror hier sogleich fest an. Sechs Wochen hindurch sah man diese Aepfelschale steif gefroren über dem Abgrunde schweben, ohne daß auch nur ein einziges Mal eine warme Witterung sie erweicht hätte. Endlich, am Anfange Februars, sechs Wochen und drei Tage, nachdem sie zum Fenster hinausgestürzt war, thaute sie beim warmen Sonnenschein auf und fiel, ihren vor sechs Wochen begonnenen Sturz vollendend, auf die Straße hinab. — Gewiß ein ansehnlicher Beweis von der eigensinnigen Ausdauer des moskowitischen Klimas im Bösen!

In Petersburg kann Aehnliches sich nicht ereignen, denn in dem sumpfigen Newa-Delta hat das Klima nicht die Unveränderlichkeit des mittleren Rußlands. Die mildernden Einflüsse der Ostsee stellen sich hier noch oft den eisigen Winden entgegen, welche Sibirien schickt. Regnichte Westwinde, kalte Nordostwinde, dichte Nebel und heitere Frosttage wechseln eigentlich während dieser Jahreszeit beständig und ringen miteinander die ganzen sechs Monate hindurch, so daß man weder im Januar vor Regen und Schmutz ganz sicher ist, noch auch im Frühlingsmonat vor Eis und Schnee, ganz anders, als in Moskau, wo der Dezember sich noch nie zu einer Wasserthräne erweichte, und im Januar ein Mann sich noch nie die Stiefeln auf der Straße beschmutzte.

Dennoch aber fällt das Thermometer in Petersburg häufiger auf niedrigere Grade herab, als in Moskau, und eben so zeigt die Durchschnittszahl des ganzen Winters eine niedrigere Temperatur an, als die des mittleren Rußlands ist. Petersburgs Klima schwankt beständig zwischen Extremen. Im Sommer steigt die Hitze bis auf 30 Grad und im Winter der Frost bis auf 30 Grad. Es giebt dieß eine Entfernung der äußersten Punkte von mehr als 60 Grad. Bei keiner andern Stadt in Europa sind die Differenzen der Extreme so groß. Dazu kommt, daß, so wie Wärme und Kälte im Laufe des ganzen Jahres schlecht vertheilt sind, sie auch eben so disharmonisch in den einzelnen Theilen des Jahres unter einander sich mischen. Im Sommer nach einem überheißen Morgen fällt oft Nachmittags ein rauher Wind ein, der das Thermometer und Blut auf der Wärmeskala um 12 Grad hinabwirft, gleichsam als ob die Stadt wie ein Ball bald zum Aequator, bald zum Nordpole schwanke. Auch im Winter betragen die Differenzen von einem Tage zum andern nicht selten 12—18 Grad. Es wäre natürlich unmöglich, in einem solchen Klima zu existiren, wenn nicht der Mensch gegen die wechselvolle Unbeständigkeit der Natur, deren

Launen er durchaus nicht beherrschen kann, sein Leben durch Beständigkeit schützte und erhielte. Bei uns, wo die Uebergänge nicht so schroff und die Gegensätze der Temperatur nicht so schreiend sind, ist es eher möglich, den Veränderungen des Wetters zu folgen, und bald den Ueberrock abzulegen, bald zum Mantel oder Pelze zu greifen, bald etwas Holz mehr in den Ofen zu werfen, bald etwas weniger. In Petersburg ist man aber nicht so beweglich. Es wird angenommen, der Winter beginnt im October und endet nach siebenmonatlicher Dauer im Mai. Demgemäß hüllt man sich zu Anfang Octobers in Pelze, die gleich auf alle möglichen Kältegrade berechnet sind, und legt dieselben erst wieder ab, wenn alle Stürme ausgetobt haben. Eben so unbeweglich, wie in der Kleidung, ist man in der Warmhaltung der Zimmer, die immer gleich stark geheizt werden, damit das Haus sich nie auskühle. Ganz eben so, wie man ein für alle Mal angenommen hat, die Schlittenbahn daure fünf Monate, demzufolge man die Wagen im October in Ruhestand versetzt und ununterbrochen in Schlitten fährt, es mag nun der Schnee fallen oder schmelzen. Nur leichtsinnige Ausländer versuchen es wohl, den Bewegungen des Wetters zu folgen, büßen aber, da sie zu ungeschickt darin sind, ihren Vorwitz mit Krankheit, zuweilen mit dem Tode.

Gewöhnlich also geht das Leben im Winter, es mag nun regnen oder schneien, frieren oder thauen, seinen alten gewohnten Gang. Tag für Tag knistern die Birkenbäume im Ofen, einen Tag um den andern rutschen die Schlitten in den Straßen herum, beständig werden die öffentlichen Wärmestuben für die armen Leute geheizt, und regelmäßig die öffentlichen Feuer auf der Straße, in der Nähe der Theater, für die Kutscher u. s. w. unterhalten. Nur wenn die Kälte ausnahmsweise zu außerordentlicher Höhe steigt, treten bedeutende Veränderungen in der Bewegung auf den Straßen ein und im Anblick des Ganzen. Wenn es heißt: „das Thermometer ist auf 20 Grad herabgesunken,“ dann spitzt man die Ohren, beobachtet den Wärmemesser und zählt die Grade. Bei 23 – 24 Grad wird die Polizei wach, die Offiziere machen Tag und Nacht die Runde, um die Schildwachen und Butschniks wach zu erhalten, und die im Schlafe Ueberraschten auf der Stelle tüchtig strafen zu lassen, denn der Schlaf ist in diesem Falle das sicherste Mittel zu einem sanften Hinübergleiten aus dieser Welt in jene. Mit 25 Grad hören die Theater auf, weil nicht mehr die nöthigen Sicherheitsmittel für die Schauspieler und für die Kutscher getroffen werden können. Die Fußgänger, die sonst in Petersburg einen ziemlich bedächtigen Schritt haben, laufen alsdann so eilig, als hätten sie die wichtigsten Geschäfte, und die Schlitten, die schon vorher ziemlich flink sich bewegten, fliegen nun im Galopp über den schreienden Schnee. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber gewiß ist, daß 20 Grad Kälte in Petersburg unendlich mehr bedeuten und weit schädlicher wirken, als bei uns. Gesichter bekommt man dann gar nicht mehr auf den Straßen zu sehen; denn Alles hat sich die Pelze über Kopf und Hut gezogen. Die Furcht, Augen, Ohren und Nase

durch den Frost zu verlieren, beängstigt Jeden, und da sich das Abfrieren durch kein unangenehmes Gefühl vorher ankündigt, so hat man genug zu denken, daß man nicht eine der verschiedenen Extremitäten des Körpers vergesse, sondern zu Zeiten etwas reibe. „Väterchen, Deine Nase!" erinnert der Vorübergehende den Entgegenkommenden und reibt ihm ohne Umstände seine kreideweise Nase mit Schnee ein. Mit den Augen hat man ebenfalls viel zu thun, weil sie alle Augenblicke zusammenfrieren. Man tappt dann in die erste beste Hausthür hinein und bittet die Leute auf ein paar Augenblicke um ein Plätzchen am Ofen, indem man dann hinterher eine zerthaute Thräne des Dankes dafür vergießt.

Die Kälte Petersburgs ist allerdings viel empfindlicher als die unsrige, aber die Petersburger, wie alle Nordländer überhaupt, sind auch viel empfindlicher für die Kälte. Alle Ausländer, selbst Italiener, Spanier und Franzosen, sind bei Weitem kühner und weniger zärtlich. Handschuhe, bei uns ein Luxusartikel, sind in Rußland ein für Jedermann unentbehrliches Kleidungsstück, und selbst die Bauern arbeiten nie ohne Handschuhe hinter ihrem Pfluge. Man sieht Verhüllungen von Personen mit Gürteln, Pelzen, Tüchern, Kapots, Kopf= und Ohrennetzen, wie sie bei uns gar nicht vorkommen, und die der Fremde anfangs verschmäht, allmählig aber auch anlegt.

Die russischen Oefen sind in ihrer Art das Vollkommenste, was Menschen erdacht haben. Sie sind aus Kacheln gebaut, und der Feuerzug windet sich in ihnen so vielfach auf und ab, daß die Hitze oft einen Weg von 100 Fuß Länge und mehr darin machen muß, ehe sie in den Schornstein entlassen wird. Die große Steinmasse des Ofens erwärmt sich nur sehr langsam, während unsere eisernen gleich in wenig Minuten glühen; sie hält aber die Hitze desto länger in sich und wärmt, einmal geheizt, den ganzen Tag über. Man heizt fast durchgängig in Petersburg mit Birkenholz, das am billigsten in der Umgegend zu haben ist, und dabei viel dauerhaftere Kohlen giebt, als das Holz der Nadelbäume. Und eben auf reichliche Kohlenbildung kommt es bei der russischen Heizungsweise hauptsächlich an. Denn während bei uns eigentlich nur die Flamme heizt, läßt man in Rußland dieselbe erst ausbrennen, und so viele Birkenstämme auch im Ofen verknistern, so wird doch sein Inneres kaum davon durchwärmt. Erst wenn die „Juschka" (eine eiserne Platte und darüber gelegte Kapsel), die den Ofengang doppelt verriegelt, geschlossen ist, fängt die Wärme an, etwas im Zimmer durchzuwirken. Die russischen Ofenheizer sind sehr geschickt in allen bei dieser Heizart nothwendigen Verrichtungen. Zangen und Schaufeln kennen sie nicht, und sie haben kein anderes Instrument, als einen langen, eisernen Feuerhaken, mit dem sie beständig den Kohlenbrei in dem Ofen umrühren und bearbeiten, die Kohlen zerschlagen und die noch nicht ganz ausgebrannten nach vorn bringen und dem Zuge mehr aussetzen. In jedem großen Hause giebt es einen oder ein paar Ofenheizer, die den ganzen Tag weiter nichts zu thun haben, als die Oefen zu ver=

sehen, das Holz herbeizuschleppen und vorzubereiten. Damit die Herren des Morgens beim Kaffee das Zimmer warm finden, müssen jene guten alten dienenden Geister ihre Arbeit bereits in der Nacht beginnen. Gewöhnlich bauen sie schon am Abend vorher recht künstlich ihren Holzmeiler im Ofen auf, damit die Birken noch ein Bischen nachtrocknen, und zünden dann früh am Morgen mit Kien und Fichtenholz das Ganze an. Die Ein- und Ausgänge sind gewöhnlich in den langen Corridors der Häuser, welche dadurch, wie das Vorhaus, das aber in der Regel noch mit einigen Oefen versehen ist, gänzlich mit geheizt werden.

Man kann sich denken, welche wichtige Rolle der Ofen auch in den Häusern der gemeinen Russen spielt. Er ist hier eine zu einer außerordentlichen Größe gediehene Maschine, die zugleich als Koch-, Heiz- und Backapparat dient. Rund umher laufen Bänke zum Genießen der Wärme, denn diesen Nordmenschen ist das Wärmeeinsaugen und Alles, was damit zusammenhängt, das Schwitzen, Sonnen u. s. w. ein eben solcher Genuß, wie das Ausruhen und Schlafen. Es sind viele kleine Vertiefungen und Löcher in dem Ofen angebracht, um tausenderlei Dinge darin zu trocknen, und nasse Strümpfe und Kleider hängen immer darum herum. Auf der Plattform des Ofens liegen Betten, in denen sie, noch in Schafspelze gehüllt, des Nichtsthuns und der Wärme sich freuen.

Nicht wenig zum Zusammenhalten der Zimmerwärme tragen die doppelten Fenster bei, die in Petersburg wie in ganz Rußland üblich sind. Kaum tritt im Oktober der erste starke Frost ein, so rüstet man das ganze Haus zu, verpicht alle kleinsten Oeffnungen und setzt überall doppelte Fenster ein, deren Fugen mit Papier überklebt werden. Fast jeder Bauer hat Doppelfenster. Kaum wird hier und da ein Luftfensterchen gelassen, und man kann sich denken, welche Freude, welche Heiterkeit und Frische in die Zimmer zieht, wenn endlich, endlich im Mai diese beengenden Verhüllungen wieder abgenommen werden, und die Fenster zum ersten Male wieder sich öffnen können, hinter deren Verschluß man saß, wie Noah in seiner Arche. In der Höhlung zwischen den doppelten Fenstern pflegt man Salz oder Sand auszubreiten, welche Substanzen die sich sammelnde Feuchtigkeit anziehen sollen. Das Salz häuft man in allerlei zierlichen Formen auf, die unberührt bis zum Frühlinge liegen, und das Sandbeet bepflanzt man mit hübschen Kunstblumen, die dann eben so lange in diesem Käfige blühen. Jedes Haus hat darin seine eigenen Einfälle und seine besondere Weise, und man geht wohl an einem hellen Wintertage gern durch die Straßen, um den Schmuck der Doppelfenster zu betrachten.

Die Thüren bleiben nicht hinter den Fenstern zurück. Man findet nicht nur doppelte, sondern zuweilen selbst drei- und vierfache. Die kleinrussischen Bauern haben bei ihren Erdwohnungen einen verdeckten Gang, durch den man über einige Stufen zu der Thür des Hauses hinabgeht; an den Petersburger Häusern ist ein ähnlicher, nur daß man einige Stufen

zur Hausthür aufwärts geht, und dann noch eine Thür zu passiren hat, bevor man in das geheizte Vorhaus gelangt.

Bei uns leiden die Armen in kalten Wintern erstaunliche Noth. Es ist kein Zweifel, daß sie in Petersburg viel ansehnlichere Mittel haben, sich vor Kälte zu schützen. Die öffentlichen Anstalten, die man für sie getroffen hat, die Wärmestuben, die in verschiedenen Stadttheilen sich finden, und die in eisernen Häuschen bei den Theatern brennenden Feuer, woran die Kutscher sich wärmen, sind noch das Wenigste. Aber die dicken Pelze und Kleider, in deren Besitz auch die Bettler sind, die dichten Wohnungen, die alle, selbst die Hütten nicht ausgenommen, luft- und wasserdicht sind, bieten treffliche Schutzmittel. Bei 25 Grad erhalten alle Schildwachen in Petersburg Pelze. Nichtsdestoweniger ist es natürlich, daß bei den barbarischen Kältegraden manches warme Menschenleben zu Grunde geht. Doch sind die Sitten der Bewohner weit mehr Schuld daran, als die Dürftigkeit ihrer Schutzmittel, und zwar vor allem drei Dinge; die Trägheit des Volks — das Branntweintrinken — und die Rücksichtslosigkeit der Reichen.

Die Russen, so sehr lebhaft sonst ihr Humor ist, lieben doch durchaus keinerlei Art von Anstrengung, und geistige wie körperliche Gymnastik ist ihnen verhaßt. Sie ziehen es daher in der Kälte vor, sich hinter den Ofen oder in Pelze zu verkriechen und still auszuhalten, anstatt, wie jeder Nichtrusse thun würde, mit Hand und Fuß sich gegen die Kälte zu wehren. Das unmäßige Branntweintrinken vergrößert die Gefahr, denn Trunkenheit und Schlaf sind beim Frost das Allergefährlichste. Da nun jeder plötzlich eintretende Frost eine Menge Trunkener und Schlafender auf den Straßen findet, so kann man sich denken, daß der Opfer nicht wenige sind. Die Zahl derselben wird durch die Rücksichtslosigkeit der Vornehmen vermehrt. Es ist unglaublich, was man den armen Vorreitern, Dienern und Kutschern zumuthet. Bei Besuchen läßt man sie, sei es auch das härteste Wetter, Stunden lang auf der Straße warten, um sie jeden Augenblick bereit zu haben. Die Kutscher schlafen dann auf ihren Böcken ein, und die kleinen zwölfjährigen Vorreiter, die noch nicht bis Mitternacht wachen gelernt haben, hängen schlummernd auf ihren Pferden, oder legen sich, den Zügel an den Arm gebunden, auf den gefrorenen Schnee des Straßenpflasters hin. Wie manchem armen Kutscher froren so Nase, Hände und Füße ab, während seine Herrschaften sich der ausgezeichnetsten Ohren- und Gaumengenüsse erfreuten.

Die höchsten Kältegrade fallen gewöhnlich nur bei heiterm ruhigen Wetter ein, und das prachtvolle Petersburg hat daher in der Regel bei 30 Grad Kälte seinen „schönsten, heitersten“ Tag. Der Himmel ist hell, die Sonne leuchtet brillant, und zwar um so brillanter, da ihre Strahlen durch Millionen kleiner blinkender Eiskrystalle hindurchschießen, mit denen die Luft gleich einem Diamantenstaub erfüllt ist. Aus allen Häusern und selbst aus den geheizten Kirchen wirbeln dicke Rauchsäulen, die in der ätherklaren Luft so dicht erscheinen, als ob in jedem Hause eine Dampfmaschine

stände, und dabei in allerlei Farben spielen. Schnee und Eis auf den Straßen und der Newa sind weiß und reinlich, als wäre Alles aus Zucker gebacken. Die ganze Stadt hat das zierlichste Gewand von der Farbe der Unschuld, und sämmtliche Dächer blitzen von einer gleichmäßigen Lage schimmernden Krystallstaubes. Alles Wasser gefriert, wie man es ausgießt, und die Brunnen, die Pferdeträ nken, die Schöpfanstalten, die Wasserfuhrleute und ihre Wagen, die Wäscherinnen an den Kanälen — Alles erscheint weiß mit Eis inkrustirt. In den Straßen zeigt Alles, um dem Tode zu entgehen, das regste Leben. Alles rennt und jagt so hastig, weil Jedem der Sensenmann buchstäblich auf den Fersen sitzt. Der getretene Schnee knistert und heult die sonderbarsten Melodien, und selbst alle andern Klänge und Laute nehmen in dieser kalten Atmosphäre andere Klänge an. Es liegt Wahrheit in der Redensart: „Es friert, daß es brummt" — denn beständig zieht ein leises Rauschen oder ein säuselndes Brummen durch die Luft, das von all' dem erklingenden Schnee und Eise kommt.

Die Newa.

Die Newa ist der Abfluß des Ladogasee's*), und ihre Gewässer, die in jenem 100 Quadratmeilen großen Becken die letzte Spur des Bergstaubes absetzten, kommen lauter und krystallrein bei Petersburg an. Es ist ein Strom von wenig Meilen Länge, der sich eine Meile vor seiner Mündung in vier Haupt- und mehrere Nebenarme theilt, wodurch er einen Archipelagus von Inseln bildet, auf denen das schöne Panorama von Petersburg sich entfaltet.

In so vielen Beziehungen ein Fluß einer Stadt nur nützen kann, nützt die Newa der an ihren Ufern ruhenden Residenz. Sie führt aus dem Innern des Landes den Ueberfluß der Provinzen heran und trägt Speise Futter und Kleidung zu. Sie empfängt an ihrer Mündung die schönsten Produkte ausländischer Industrie und schafft sie zu Palästen hin. Sie füllt den Petersburgern, die nur diesen einen schönen Brunnen und außer ihm keine klare Quelle haben, ihre Becher mit frischem Labetrunke. Sie kocht ihre Speise, braut ihnen den Thee und Kaffee. Sie füttert die Fische für ihre Tafeln. Ja, sie verrichtet ihnen die gemeinste Sklavenarbeit, putzt ihre Wäsche und reinigt, sich in vielen Kanälen durch die Straßen schüttend, ihre Kloaken. Man darf sich daher nicht wundern, daß das Newawasser das Tagesgespräch der Petersburger ist, und seine Kritik und sein Lob dort eben so die Gedanken und Zungen beschäftigt, wie die des Meerwassers bei den in ihm lebenden und webenden Schiffern, oder die des Nilwassers bei den Egyptern. Sie ist nicht immer ihre Freude, sondern zuweilen auch ihre Noth und ihr Kummer, wenn sie ihre Gärten verdirbt, ihre Häuser beschädigt, ja sogar ihre ganze Existenz bedroht, was freilich nicht allein die Schuld der Newa ist.

*) „Des Eissee's."

Der harte nordische Winter schlägt leider fast die Hälfte des Jahres die Newanymphe in eisige Banden, so daß sie nur sechs Monate hindurch ihre Wohlthaten in vollem Maße spenden kann. Erst im Anfange des April, selten am Ende des März sind die Gewässer warm und kräftig genug, um den sie drückenden Eismantel zu sprengen. Dieser Augenblick wird mit Sehnsucht erwartet, und kaum schieben sich die schmutzigen Eisschollen so weit vor, daß sie den glatten Spiegel auf eine Bootsbreite enthüllen, so erdonnern die Kanonen von der Festung, um den erwünschten Moment den Bewohnern zu verkünden. Zur selben Zeit, sei es Nacht oder Tag, steigt der Kommandant der Festung, mit allen Zeichen seines Ranges angethan und von seinen Offizieren begleitet, in eine prächtig geschmückte Gondel, um zum gegenüberliegenden Palaste des Kaisers zu fahren. In einem großen, schönen Krystallbecher schöpft er das klare Newawasser, um es als die erste und schönste Gabe des Flusses dem Kaiser im Namen des Frühlings darzubringen. Er meldet seinem Herrn, daß die Macht des Winters gebrochen sei, daß eine fröhliche Schifffahrt gehofft werden könne, zeigt ihm als den ersten Wasserschwan seine Gondel am Ufer, die er glücklich herübergebracht, und überreicht ihm den Newabecher, den der Fürst auf die Gesundheit seiner Residenz leert. Es ist das am besten bezahlte Glas Wasser, das irgendwo auf dem Erdrunde getrunken wird, denn der Sitte gemäß giebt der Kaiser es dem Kommandanten mit Gold gefüllt zuruck. Früher bekam er es gestrichen voll Dukaten. Da aber mit der Zeit die Becher immer an Größe zunahmen, so daß die Kaiser immer mehr und mehr Wasser trinken und immer mehr und mehr Gold bezahlen mußten, so wurde endlich die Summe von 200 Dukaten festgesetzt, die dem Kommandanten zugezählt werden. Gewiß noch immer für einen Trunk Wasser ein kaiserlicher Lohn.

Alles ist aber auch auf die Enthüllung der Newa gespannt, da Alles dabei interessirt ist. Die Kaufleute erwarten diesen Augenblick mit Sehnsucht, weil das Gelingen mancher Spekulation von seinem frühern oder spätern Eintritt abhängt. Die Arbeiter und Zimmerleute, weil er ihnen beim Brückenbau zu verdienen giebt. Die vornehmen Damen, weil, wenn die Newa und der Kronstädter Busen vom Eise gereinigt sind, das Lübecker Dampfschiff mit allerlei Neuem und Modischem aus Paris ankommt. Die Buchhändler und Gelehrten, weil nun der geistige Verkehr mit Europa wieder beginnt, und sie dann erfahren, welche Produkte im Wintersemester ans Licht traten. Die kranken Einheimischen und an Heimweh leidenden Fremden, weil nun die Bahn zu den Bädern und Europa wieder offen steht. Man hat in dieser Zeit nur das eine Gespräch in Petersburg, ob die Newa zum Ostersonntage oder zum Ostermontage aufgehen werde, und es werden die größten Wetten für diesen oder jenen Fall eingegangen.

Die Schiffe, welche im Sunde beigelegt haben oder auf der Ostsee kreuzen, warten auch mit Ungeduld auf den wichtigen Moment. Das erste Segel, das auf der Newa anlangt, wird mit außerordentlichem Jubel begrüßt, hat sich der größten Prämien und eines hohen Gewinnes zu

erfreuen. Meistens ist es mit Orangen, Modeartikeln, Manufakturwaaren und andern Dingen beladen, nach denen sich das eitle Petersburg am meisten sehnt. Man zahlt für sie das Doppelte und Dreifache des Preises. Ist einmal mit dem ersten Schiffe der Anfang gemacht, so zaudern dann auch die übrigen nicht lange, und es folgen ihm bald die geflügelten Flotten der Schweden, der Engländer, Hanseaten und Amerikaner. Alles geht plötzlich und rasch in diesem Lande der plötzlichsten Uebergänge, der zauberischsten Umwandlungen. Auf die ödeste Todesstille folgt das regste Leben. Die hundert Nationen Europas auf hoch bewimpelten Seeschiffen kommen meerwärts hereingezogen, und flußwärts auf gebrechlichen Flößen und grob gezimmerten Barken die Völker und Waaren des Innern. Die bisher in den Magazinen stockenden Produkte des Landes gerathen nun in Fluß und fließen aus in alle Lande. Die Kriegsflotte, die schon lange rüstete, läuft aus zu friedlichen Expeditionen und Manövern auf die Baltische See, und Dampfschiffe schnauben, Botschaften bringend und fördernd, schwarzen Athem aushauchend, die schöne Strombahn auf und ab, wo noch vor Kurzem ein Seehund kaum Raum genug fand, ein wenig Luft zu schöpfen. Jeder Tag, jede Stunde bringt nun etwas Neues und Schönes, und die Entzauberung des todten Eispalastes ist vollendet.

Die Russen haben sich daran gewöhnt, eine ungeheure Menge von Eis in ihren Haushaltungen zu verbrauchen. Sie kühlen alle ihre Getränke gern mit Eis, genießen gefrorene Säfte, die den ganzen Sommer über auf den Straßen ihrer Städte feil geboten werden, in Menge, und trinken nicht nur Eiswasser, Eiswein, Eisbier, sondern sogar auch Eisthee, indem sie statt des Zuckers Eisstückchen in die Tasse werfen. Ihr kurzer aber erstaunlich heißer Sommer würde alle ihre Viktualien in Gefahr setzen zu verderben, wenn ihnen nicht der Winter das Mittel gewährte, die von der Wärme beschleunigte Auflösung zu hemmen. Eiskeller sind daher in ganz Rußland eine Unentbehrlichkeit in jeder Wirthschaft, und nicht bloß bei den Bürgern der Städte, sondern auch auf dem Lande bei den Bauern findet man sie allgemein verbreitet. In Petersburg lassen sich nahe an 10,000 Eiskeller zählen. Jeder Keller hat mindestens 50 Schlittenladungen zu seiner Füllung nöthig. Die Fischhändler, Fleisch- und Kwasverkäufer u. s. w. haben oft so große Keller, daß mehrere hundert Fuhren für sie nicht ausreichen. Die Bierbrauereien und Branntweinbrennereien verbrauchen ganz enorme Massen von Eis, so daß man mindestens 500,000 Ladungen rechnen kann, die alle Jahre aus der Newa herausgeholt werden.

Das Newaeis wird gewöhnlich 1½—2 Ellen dick und in regelmäßigen Würfeln herausgearbeitet. Wenn es auf dem Schnee liegt, sieht es smaragdgrün aus, ist dabei fest, ohne Blasen und Risse. In langen Reihen werden die Vorräthe der Eisspiegel um den Bruch herumgestellt, und an die Schlittenführer verabfolgt, die dann ein paar davon auf ihren Schlitten laden und, sich selber auf diesen kalten Thron setzend, singend damit in die Stadt hineinjagen. Es gewährt nicht geringe Unterhaltung,

die verschiedenen unzähligen Eisbrüche auf der Newa zu besuchen, und die Russen hier wie in einem Silberbergwerke schalten und walten zu sehen.

In den Kellern werden die Eisspiegel regelmäßig über einander gelegt, und zu beiden Seiten große Mauern davon aufgeführt. In diese Mauern haut man alsdann allerlei Bänke und Nischen aus, um Milch, Fleisch u. s. w. in diese kühlen Höhlungen bequem einstellen zu können. So ist es in den ordentlich gehaltenen Kellern. National-russisches Verfahren ist es aber, die Schollen bloß in den Keller hineinzuwerfen, sie mit dem Beile zu zertrümmern und in allen Ecken fest einzukeilen. Durch diese Zertrümmerung wird die Festigkeit des Eises noch vermehrt, denn die Stückchen frieren bald von Neuem in eine Masse zusammen.

Die Inseln des Newa-Deltas, auf denen Petersburgs Paläste wurzeln, sind äußerst flach und niedrig. Mit ihren seewärts gekehrten unbewohnten Enden verlieren sie sich allmählig bis zum Wasserniveau und unter dasselbe hinab, ja selbst die entlegensten und höchsten, mit Häusern am meisten besetzten Theile der Stadt liegen nur 12—14 Fuß über dem gewöhnlichen Stande des Meeres erhaben. Ein Steigen des Wassers von 15 Fuß reicht also hin, ganz Petersburg unter Wasser zu setzen, und ein Steigen von 30—40 Fuß, um die ganze Stadt zu ertränken. Man erwäge: Der Finnische Meerbusen erstreckt sich mit seiner größten Länge in gerader Richtung von Petersburg aus nach Westen, aus welcher Gegend die stärksten Stürme wehen. Diese treiben daher natürlich die Wassermassen des Meeres gerade auf die Stadt zu. Wäre nun in der Nähe derselben der Meerbusen weit und zu beiden Seiten ausgebreitet, so würde sie wenig davon empfinden. Unglücklicher Weise spitzt sich aber der Finnische Meerbusen nach Petersburg, das in seiner innersten Spitze liegt, und in dessen Nähe die Fluthen in einen engen Sack, den Kronstädter Busen, gefangen und zusammengedrängt werden, immer mehr zu. Dazu kommt, daß die Newa sich gerade hier, von Osten nach Westen gehend, ins Meer mündet, und ihre Gewässer jenen von Westen kommenden Wogen direkt entgegenwirft. Wenn nun einmal ein heftiger Westwind im Frühling mit dem höchsten Wasserstande und Eisgange zusammenträfe, so würden die Eis- und Wassermassen des Meeres landeinwärts dringen, und der Fluß mit seinen Schollen ihnen entgegen treten. Im Titanenkampfe dieser Naturgewalten würden sämmtliche Schlösser und Festen der Wunderstadt zertrümmert und die 500,000 Menschen in den Fluthen umkommen, wie Pharao im Rothen Meer. Kaum darf man so leichtsinnig davon sprechen, denn die Gefahr liegt zu nahe, und in der That pocht manchem Petersburger bei dem Gedanken daran das Herz.

Das Elend und die Noth, die eine Wasserfluth in Petersburg herbeiführt, ist unbeschreiblich. Aller Mund ist noch voll von den Trauerscenen, welche die große Wassersnoth vom 17. November 1824 mit sich brachte. Sie ist die höchste, welche die Stadt bis jetzt erlebte, und in allen Straßen ist ihre Höhe bezeichnet durch Striche an den Häusern. Vom heftigsten

Westwinde gepeitscht, hob sich das Wasser immer mächtiger und schoß endlich eilenden Laufes durch die Straßen, hob Alles, was es an Equipagen und Wagen auf ihnen fand, in die Höhe, ergoß sich durch die Fenster in die Souterrains und Parterres der Häuser, und stürzte in mächtigen Säulen aus den Oeffnungen der unterirdischen Kloaken hervor. Am meisten litten Noth die „Basilius-Insel" und die „Petersburger-Seite," auf welcher letztern Insel viele kleine Leute in wenig soliden Häusern wohnen. Manche hölzerne Gebäude wurden vom Wasser ganz unversehrt und leise vom Boden gehoben und schwammen mit ihren Einwohnern in den Straßen umher. Die Equipagen, deren Passagiere und Kutscher trockene Höhen erklommen hatten, und an denen die armen Pferde, die sich nicht frei bewegen konnten, meist elend umkamen, sammelten sich zu Dutzenden in den Gehöften. Alle Bäume der öffentlichen Plätze saßen so voll von Menschen, wie sonst von Sperlingen. Das Wasser stieg gegen Abend so hoch, und der Wind wurde so stark, daß man alle Augenblicke fürchtete, die Kriegsschiffe möchten sich losreißen und in die Häuserreihen einbrechen. Das Uebel war um so verderblicher, als es von Niemandem für so schlimm gehalten wurde, da das Wasser ohne Brausen und Toben mit ganz freundlicher Physiognomie die Stadt beschlich. Sehr viele Häuser stürzten erst am folgenden Tage ein, als das Wasser schon wieder die Stadt verlassen hatte. Aus den meisten Wohnungen war die eingedrungene Feuchtigkeit nicht wieder zu verbannen, die Einwohner sanken aufs Krankenlager, und tödtliche Seuchen herrschten noch viele Wochen nachher.

Das Newawasser ist bei der Mündung des Flusses noch so klar, wie an seiner Quelle. Es ist bekannt, daß sein Genuß anfangs ganz eigenthümliche Wirkungen hat, weshalb die Neulinge es nur mit Wein oder Rum vermischt trinken. Aber man gewöhnt sich leicht daran und findet in ihm dann ein so herrliches Getränk, daß man es allem andern Wasser vorzieht. Die Petersburger gratuliren sich immer, wenn sie von Reisen zurückkommen, daß sie wieder Newawasser trinken können. Wie man erzählt, ließ sich der Kaiser Alexander auf seinen Reisen das Newawasser, auf Flaschen gefüllt, nachkommen. Zum Waschen ist es gleichfalls ausgezeichnet, und die hiesigen Engländer haben ihre große Freude über die guten Eigenschaften, die es ihrer Wäsche mittheilt.

Leider hat die Stadt nicht eine einzige Wasserkunst, keine brauchbare Quelle, ja nicht einen einzigen Brunnen, auch nicht einmal Röhren, welche das Newawasser zu den Häusern führen, und mancher Stadttheil würde gewiß gern einen ganzen unbequemen Newaarm weggeben für einige bequem gelegte Brunnen. Die Quellen, welche auf dem Gebiete der Stadt zu Tage kommen, haben ein ganz ungenießbares Wasser, und sind sogenannte „Schwarzbäche," aus dem unreinen Moorgrunde hervorbrechend.

Alles Wasser, was die Stadt braucht, muß daher unmittelbar aus der Newa geschöpft werden. Es befindet sich zu diesem Behufe in jeder Haushaltung ein Wasserfaß, das von einem eigens dazu angestellten Was-

serschöpfer bedient wird. Dieser und sein kleiner Einspänner haben meist den ganzen Tag vollauf zu thun mit Wasserschöpfen. Die Armen schicken ihre Leute einfach ans Ufer der Newa, wo sie mit Eimern, die an langen Stäben befestigt sind, das Wasser etwas fern vom Ufer aus dem Flusse schöpfen. Für die Wohlhabenden giebt es Schöpfanstalten, wo man in kleinen Häusern das Wasser aus dem Flusse hervorpumpt. Im Frühlinge, wenn bei dem Schneeschmelzen aus allen Straßen schmutzige Bäche nach dem Flusse laufen, ist indeß in vielen Haushaltungen große Noth, weil die Schläuche der Pumpen zu nahe am Ufer liegen und dann nicht eben das reinste Wasser heraufbringen. Im Winter werden viele Schöpflöcher in die Eisdecke gehauen, und in deren Nähe auch Tröge zum Tränken der Pferde aus Eis gezimmert. Die einspännigen Wasserschöpfer mit ihren triefenden und spritzenden Fässern gehören daher zu den stehenden Straßenfiguren Petersburgs. Man sieht sie beständig in langen Reihen bei den Schöpfbrunnen auffahren. Ein Kaiser könnte sich durch Errichtung einer Wasserkunst, welche die ganze Stadt versorgte, ein großes Verdienst erwerben.

Das Waschen ist in unsern Städten ein Geschäft, das man nur im Innern der Häuser und Gehöfte verrichtet, und allenfalls auf einem idyllischen Gemälde sehen wir die Frauen unmittelbar am Flusse im Freien mit der Wäsche beschäftigt. In Rußland aber kennt man fast keine andere als die Flußwäsche, und selbst in der Residenz kommen überall die Weiber wie die Prinzessin Nausikaa mit ihrem Gefolge und dem schönen Flachsgewebe zur Wohnung der Nymphen gefahren, um von ihnen neuen Glanz und neue Frische zu borgen. Auf allen Kanälen der Stadt und an den Ufern der Flußarme sind zu diesem Behufe Flöße errichtet. In der Mitte derselben befinden sich Oeffnungen, in welche man die Wäsche wirft, und ringsum Korridors zur Kommunikation Die ganze Operation der Wäscherinnen besteht darin, daß sie die Gewänder häufig benetzen und mit einem glatten Holze schlagen. Man sieht diese Waschweise bei allen slavischen Völkern von Petersburg bis Mazedonien. Selbst im Winter, wo sie die Oeffnungen der Flöße vom Eise rein halten, haben diese abgehärteten Frauen keinen andern Waschapparat, und man bemerkt nicht, daß irgend ein Kältegrad ihr Geschäft unterbräche. Unermüdlich mit ihrer Arbeit beschäftigt, obgleich von unten bis oben mit Eis inkrustirt, fällt es ihnen nicht ein, auch nur einen Seufzer über die Kälte des Unwetters laut werden zu lassen. Natürlich begnügen sich nicht die luxuriösen Petersburger mit dieser einfachen Waschweise; ja manche von ihnen treiben sogar die Delikatesse in diesem Punkte so weit, daß sie behaupten, in ganz Petersburg könnte kein Weib ein Hemde weiß waschen, weßhalb sie ihre schmutzige Wäsche alle 14 Tage regelmäßig nach London spediren, um sie von dort alle Sonnabende gebleicht und gereinigt zurück zu empfangen.

Noch mehr als die von Waschweibern wimmelnden Flöße interessiren den Fremden auf den Kanälen und Flußarmen der Stadt die schwimmen=

den Fischbuden, die sogenannten Ssadocks. Alles, was den Fang, die Aufbewahrung und den Verkauf der Fische betrifft, ist bei den Russen aufs Beste eingerichtet, und so sind es auch diese überall vertheilten Ssadocks. Es sind recht niedliche, hübsch bemalte und zierlich gestaltete Holzhäuschen, fast den Hamburger Elb- und Alsterpavillons ähnlich. Sie schwimmen auf Flößen, liegen am Ufer vor Anker, und eine Brücke führt von da aus zu ihnen hin. Im Innern ist ein Raum, worin die geräucherten und gesalzenen Fische aufgehängt sind, wie die Schinken und Würste in den Häusern der westphälischen Bauern. Mitten in ihnen befinden sich zur Beschützung des Etablissements ein paar große Heiligenbilder mit brennenden Lampen. — Außer dem Räuchern und Einsalzen haben die Russen noch eine Art, die Fische zu konserviren — das Einfrierenlassen. Im Winter stehen große Kästen umher, die mit gefrorenen Fischen angefüllt sind. Zu beiden Seiten des Raumes sind ein paar saubere Zimmer, eins für die Mannschaft des Ssadocks, und eins für die Gäste, die hier frischen Kaviar zu essen lieben. Hinter dem Hause unter dem Wasser sind die großen Behälter für die lebenden Fische, deren immer eine außerordentliche Zahl vorhanden ist, da die Russen in Bezug auf Fische große Feinschmecker sind und sie gern lebendig in den Topf bringen.

Die Newa ist mitten in der Stadt eine Werst breit und die großen Krümmungen ungerechnet, über drei deutsche Meilen lang. Man kann sich daher denken, welche Wüsteneien ihre Oberfläche im Winter bei so unregelmäßigem Anfrieren der Eisschollen, wie es gewöhnlich hier statt hat, darstellt. Man kann alsdann hier bei Nacht mitten in der Stadt Reisen machen, wo man sich so verlassen glaubt, wie auf den See-Einsamkeiten Finnlands. Die Lichter der Häuser dämmern nur aus der Ferne. Mond- und Nordlicht dienen zur Erleuchtung, und man steuert seinen Lauf nach dem Kompaß und den Sternen. So verrufen auch diese Nachtfahrten auf dem Wintereise sind — Diebstahl und Mord passiren hier am häufigsten — und so gern man sie meidet, so ändert sich das Alles im Sommer, wo die Newaschifffahrten das beliebteste und reizendste Vergnügen sind. Der blinkende Fluß, dessen Oberfläche im Winter verbleichte, umgiebt dann die schönen Stadttheile wie mit herrlicher Silbereinfassung. Die Nächte sind gelind und wunderbar hell, und die Petersburger, die sich aus pomphaften Schlittenfahrten weniger machen, als wir, weil der Schlitten bei ihnen mehr ein nothwendiges Hausmöbel ist, als ein Luxusartikel, wie bei uns, schwelgen dann in der Luft des Gondelfahrens um so mehr, da sie ihnen nur kurze Zeit vergönnt ist. In den schönen warmen Monaten Juni und Juli sind die Newaarme Tag und Nacht mit segelnden und rudernden, großen und kleinen Schiffen und Gondeln übersäet, die nicht rasten, beständig die reizendsten Gemälde dem Auge darzustellen, und Alles, was Venedigs Kanäle mit ihren Gondeln Zauberisches haben mögen, ist unbedeutend im Vergleich mit dem malerischen Leben, das sich hier in dem jetzt so gelinden Norden entfaltet. Man denke sich eine Atmosphäre, von

den schmeichlerischsten Zephyren durchsäuselt, warm und mild, ohne daß die Pfeile des Apollo lästig fallen, als wenn die Wärme von den entfernten Sternen käme, zauberisch klar und hell, ohne daß doch die Quelle alles Lichtes über dem Horizonte sichtbar; eine Nacht, in der sich Nichts verbirgt, und Nichts schlummert, weder die zwitschernden Vögel, noch die wachenden Menschen, noch die sichtbaren Pflanzen, deren Farben nicht verbleichen; kurz, eine Nacht mit allen Reizen der Nächte und doch mit aller Bequemlichkeit des Tages, als strahlte überall der helle frische Tag hinter dem übergehangenen prächtigen Gewande der Nacht hervor; einen Strom, der sich spielend in eine Menge von Armen theilt und wieder zu großen Massen vereint, der sanft, klar und majestätisch fließt; dabei einen Archipelagus von Inseln, dessen eine Hälfte mit prachtvollen Palästen besternt, und die andere mit wundervollen Gärten, geschmackvollen Pavillons und luxuriösen Einsiedeleien geschmückt ist; dann das große Meer vor den Thoren der Stadt und dicht bei jeder der sechs Mündungen der Flüsse. Dieses Alles denke man sich von Tausenden von Gondeln belebt und mit Schiffen durchwebt — segelkundige Engländer, die sich auch in Leitung ihrer kleinen, zierlichen Barken ihres Uebergewichts über alles andere auf dem feuchten Elemente Schwimmende erfreuen; deutsche Bürger, die sich mit ihren Familien in der Nacht der Freude überlassen, um die Sorgen des Tages zu vergessen; russisches Volk, das seine harmoniereichen Lieder über das Wasser hinmurmeln läßt; die Reichen und Großen des Reichs, von den Chören ihrer Sklaven begleitet, die jene zauberische Hornmusik ertönen lassen; Matrosen und Schiffsvolk von allen seefahrenden Nationen, das Wunder der hellen Nächte anstaunend — man denke sich dieses Alles lebhaft, oder man setze sich in eine der hübschen Gondeln, umkreise mit ihr die Inseln und Inselchen, und man wird vergebens eine Stadt auf dem Erdenrunde suchen, die etwas gewähren könnte, das sich mit den Reizen dieser Sommernacht-Gondelfahrten Petersburgs vergleichen ließe.

---

2. Charakter der Russen.*)

Die merkwürdige, weltgeschichtliche Nation der Russen, der Hauptbewohner des unermeßlichen russischen Reiches, ursprünglich ein slavischer Volksstamm, theilt sich in drei Hauptzweige, in Großrussen, Kleinrussen und Weißrussen, — Großrußland im Innern, Weißrußland im Westen (Jahrhunderte lang den Polen gehörig), Kleinrußland im Süden mit den fruchtbaren Ukrainen am Dniepr und Donetz.

Das russische Reich umfaßt den ganzen Osten Europa's, den Norden Asiens und Theile der Nordwestküste Amerika's, zusammen über 360,000

*) Nach J. C. Petri.

Quadratmeilen, also den neunten Theil des festen Landes der Erdkugel. Doch ist die Menschenzahl nur zwischen 50—60 Millionen.

Rußland ist nicht bloß eine europäische Großmacht, es ist schon jetzt ein Weltreich. In dieser Hinsicht steht ihm unter allen Mächten Großbritannien allein gegenüber. Aber zwischen beiden Weltmächten findet ein großer Unterschied statt. Rußland ist eine Kontinentalmacht, England eine Seemacht. Jenes beherrscht von einem Mittelpunkt aus halb Europa und ein Drittel von Asien; dieses beherrscht von mehreren weit entfernten Punkten aus die Meere und den Ozean. Jenes hat durch seine Landkriege die gerade Richtung nach den Küsten und Strommündungen genommen; die Levante ist trotz der Dardanellen seinem Handel und seinen Kriegsschiffen geöffnet, und von Persien aus weist ihm der Euphrat den Weg nach Indien; dieses kann nicht mit gleichem Vortheil von den Küsten aus, die es sperrt, in das Land eindringen und Gesetze vorschreiben. Seine indische Landmacht ist nach so vielen Eroberungen mehr die unsichere Besatzung eines eroberten Landes, als ein taugliches Werkzeug für Vertheidigung und Angriff. Die Politik des Kabinets von St. James muß Alles umspannen, was in den Bereich seiner Macht gehört: von Singapur bis zum Kap, von Korfu und Malta bis Jamaika und zum Niagara; sie muß mit gleicher Wachsamkeit Hamburg, Antwerpen, Porto, Lissabon, Konstantinopel, Alexandrien und Kanton, wie Rio Janeiro, Valparaiso und La Guayra beobachten. Dadurch wird Englands Kraft zersplittert; und hat es gleich den Welthandel in seiner Gewalt, so kann es doch nicht die übrigen Seemächte von dem Markte ausschließen, ohne sich selbst den größten Schaden zuzufügen. Noch wichtiger ist ein anderer Unterschied zwischen den beiden politischen Kolossen. Rußland befindet sich auf den ersten Stadien der allseitigsten Entwickelung seiner ungeheuern Natur- und Volkskraft; es kann rasch und ungehindert auf dieser Bahn vorwärts schreiten; die Einheit und Stärke seiner Centralregierung, die Menge von Talenten, welche der Thron um sich versammelt, und über die er frei verfügt, der unbedingte Gehorsam von 50 Millionen Menschen, die großentheils nur wenig über die ersten Stufen der Bildung sich erhoben haben: alles Dieses sichert dem aufgeklärten, über seinem Volke stehenden Selbstherrscher, sobald er nur weiß, was er will, was er kann und soll, den Erfolg. Er erblickt in der Zukunft seines Reiches mehr Hoffnungen, als Gefahren. Die künftige Geschichte Europa's wird zum großen Theil durch Rußland ihre Gestalt bekommen.

Was zu der Macht dieser in strenger Einheit geschlossenen Nation sehr viel beiträgt, ist die Uebereinstimmung des kirchlichen Glaubens. Die Russen sind alle ohne Unterschied der orthodox- (rechtgläubig-) griechischen Religion zugethan. In der griechischen Kirche ruht eine der stärksten Wurzeln der Nationalität; in ihr fühlen sich die Tausende von Meilen entfernt wohnenden Stämme als Glieder Eines Leibes, dessen Haupt der Czaar, der sichtbare Stellvertreter Gottes, zugleich Kaiser und Oberpriester, ist.

Auch in der Sprache herrscht kein bedeutender Unterschied. Das Russische zerfällt in zwei Hauptdialekte: in das Groß- und Kleinrussische. Jenes sprechen die Großrussen, die donischen und alle andern Kosaken großrussischen Ursprungs, so wie die Westrussen in den ehemaligen polnischen Provinzen; — dieses alle Kleinrussen, nicht nur in dem eigentlichen Kleinrußland, sondern auch in Podolien und in der früher sogenannten polnischen Ukraine, die Kosaken des Schwarzen Meeres, so wie alle übrigen von Kleinrussen abstammenden Kosaken. Alle Kosaken sind wahre und echte Russen, in Abstammung, Sprache, Religion und Sitte, und alle Russen sind Eins durch ihre Sprache. Das Groß- und Kleinrussische ist bei Weitem nicht so verschieden, als z. B. das Ober- und Niederdeutsche.

Die große Einheit und Einförmigkeit des Volkes wird aber mächtig getragen und zusammengehalten von der Einförmigkeit des Landes, von der weit ausgedehnten unterschiedslosen Fläche, auf welcher kein Theil sich absondern kann, und Alles — Mensch und Pflanze, Thier und Boden, Wind und Wetter — eine und dieselbe Uniform trägt. Die russische Weltmonarchie konnte sich nur entwickeln auf russischem Boden. Der ganze europäische Theil Rußlands, vom Weißen bis zum Schwarzen Meere und vom Kaspischen bis zur Ostsee, stellt eine weite Ebene, einen ausgetrockneten, von Bergformen entblößten Meeresboden dar; denn die Berge scheiden die Völker, geben ihnen eine besondere Gestaltung und bedingen durch diese verschiedene Gestaltung auch verschiedene, entgegengesetzte und in Folge dessen einander feindselige Nationalitäten. Es ist bekannt, daß nirgends die Nationalitäten sich weniger zersetzen als in den Gebirgen, und eine besondere Nationalität sich auch nirgends länger hält. Eine ganz andere Erscheinung bieten uns die Ebenen dar: bei der Offenheit des Landes, der Leichtigkeit der Verbindungen und Annäherungen streben verschiedene Nationalitäten bei ihrem Aufeinanderstoßen ganz natürlich zur Ausgleichung und Verschmelzung hin; scharfe nationale Eigenthümlichkeiten glätten sich aus, und bald bietet die ganze Ebene Ein Volk, mit Einem Glauben, Einer Sprache, einerlei Sitten und bürgerlichen Einrichtungen dar. So sind auf dem Boden Rußlands, in der weiten Mittelebene zwischen Europa und Asien, auf dieser Verkehrsstraße der Völker, viele verschiedene Stämme auf einander gestoßen, jeder Stamm lebte für sich und feindete die übrigen an; aber diese Absonderung und Feindschaft konnte sich nicht lange auf der Ebene erhalten: mit staunenswerther Schnelligkeit verschmolzen diese Stämme unter einander, sie fanden einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, das Christenthum verstärkte ihre Einheit, und in der Folge, als bei der Schwächung des Stammlebens einzelne Fürstenthümer hervortraten, konnten auch diese nicht lange sich abgesondert behaupten. Der Mangel an Provinzialfeindschaft und provinzialen Unterschieden bedingte eine rasche Vereinigung aller Fürstenthümer um Moskau her, und jetzt sind die Provinzialunterschiede in Rußland trotz seiner ungeheuern Ausdehnung unbedeutend. In Folge historischer Ereignisse waren viele russische Pro-

vinzen unter fremde Herrschaft gerathen, aber die Natur selbst war dieser gewaltsamen Lostrennung entgegen, und Polen konnte das südwestliche Rußland nicht von dem nordöstlichen abreißen.

Indeß kann die ebene Beschaffenheit eines Landes allein nicht die Einheit des Reichsgebietes bedingen: zu einer raschen Verbindung und Ausgleichung der Stämme sind auch noch leichte Verbindungswege, schiffbare Flüsse nöthig, und in dieser Beziehung hat die Natur Rußland auffallend begünstigt. Der Größe des Landes entsprechen riesenhafte Stromsysteme, und diese Stromsysteme verflechten sich fest unter einander und bilden im ganzen Lande ein Wassernetz, aus welchem heraus die Bevölkerung unmöglich zu einem abgesonderten Leben sich verirren konnte. Die Flußsysteme spielen in der russischen Geschichte eine bedeutende Rolle: sie dienten der ersten Bevölkerung als Führer, an ihnen ließen sich die Stämme nieder, an ihnen erschienen die ersten Städte; sie sonderten anfangs die einzelnen Völkerschaften in vier Hauptgruppen, aber — wie sie Einem Quellgebiete angehören — war in dieser Sonderung bereits die Einheit des Reiches angelegt und entwickelte sich daraus.

Werfen wir einen nähern Blick in die slavische Menschenrace, welche das Russenvolk bildet, so wird uns die Anschauung einer gewaltigen Lebenskraft, einer unverwüstlichen Zähigkeit des Charakters, verbunden mit mancherlei Anlagen des Verstandes, deren Entwickelung eine große Zukunft verspricht.

Man muß den Russen einen wohlproportionirten Körperbau zugestehen; indessen ist der Wuchs in den verschiedenen Gegenden des großen Landes sehr verschieden, meistentheils aber eher groß, als klein und mittelmäßig. Beide Geschlechter sind im Ganzen wohlgebildet und zum Theil schön; im Durchschnitt mehr brännlich als blond. Von Natur verunstaltete Menschen trifft man höchst selten unter ihnen. In ihrem zwar rauhen, aber gesunden Klima werden sie abgehärtet und besitzen daher eine ungewöhnliche Ausdauer, obgleich vielleicht im Verhältniß zu andern Nationen weniger Stärke. Sie sind auch im Allgemeinen nur wenigen Krankheiten unterworfen und erleben gewöhnlich ein heiteres, gesundes, oft sehr hohes Alter. Greise von 100, 110, ja 120 Jahren sind gar nicht so selten, und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte einer, der unter Gustav Adolph den dreißigjährigen Krieg mitgemacht hatte. Er hatte unter elf Regenten sein Vaterland blühen und steigen sehen, im 104. Jahre zum dritten Male geheirathet und noch Kinder bekommen.

Die Hauptgrundzüge der russischen Nationalgesichtsbildung mögen ungefähr, so weit es möglich ist, sie zu beobachten und anzugeben, folgende sein: Kleine durchdringende Augen, eine niedrige, freie und offene Stirn, ein nicht sehr großer Mund, dünne Lippen, weiße Zähne, eine meist kleine und auswärts gebogene oder aufgestülpte Nase, ein gewöhnlich sehr starker Bart, ein dickes Haupthaar von verschiedenen Schattirungen, von der dunkelbraunen bis zur rothen Farbe, selten aber ganz schwarz. Der all-

gemeine Charakter des Ausdrucks der Physiognomie ist Ernst und Gutmüthigkeit, auch wohl Schlauheit und Verschlagenheit; sehr sprechende Gesichtszüge sind jedoch selten. Gehör und Gesicht sind meist sehr scharf; die übrigen Sinne jedoch durch Lebensart und Klima mehr oder weniger abgestumpft. Der Gang und die Bewegungen des Körpers bei den Russen haben eine charakteristische Schnelligkeit und Heftigkeit, oft eine leidenschaftliche Lebhaftigkeit. Dabei sind sie gewandt an Geist und Körper, immer guten Muthes, fröhlich, thätig — aber selten bis zu einer beharrlichen Anstrengung des Leibes oder Geistes; Freunde des Gesanges und der Musik, gutmüthig aus Temperament; aber aufbrausend, heftig, und bis zur Grausamkeit wüthend, wenn sie beleidigt oder sonst gereizt werden — die nordischen Franzosen! Sie sind äußerst betriebsam, erfinderisch und schlau in ihrem Gewerbe, aber auch betrügerisch und hinterlistig, zum Wucher und Schacher geeignet, dienstfertig, gastfrei, gesellig und gesprächig. Selbst der gemeine Mann besitzt viel natürliche Beredtsamkeit und eine gewisse natürliche Höflichkeit, — ähnlich dem Franzosen.

Fast dieselben Grundzüge findet man auch bei dem weiblichen Geschlecht; nur daß hier Alles mehr verschönert und oft veredelt ist. Die Mädchen werden früher reif, als man in einem so kalten Klima vermuthen sollte, und es ist gar nichts Seltenes, daß der Bräutigam erst 16 — 17 Jahre, die Braut 13 – 14 Jahre zählt. Es ist Volkssitte, früh zu heirathen: Erziehung, Lebensart, namentlich der häufige Genuß des Branntweins und die reichliche, kräftige Nahrung, nebst dem öftern Gebrauch der warmen Bäder, tragen zur schnellen geschlechtlichen Entwickelung viel bei. Eine Folge ist aber auch, daß die Blüthe und Schönheit der Frauenzimmer früh verwelkt. Der Umgang beider Geschlechter ist ziemlich frei und ungebunden, namentlich auf dem Lande, wo man eng beisammen wohnt. Das Betragen der Männer gegen ihre Frauen ist ziemlich barsch, rauh und grob, nicht selten hart; diese sind auch von Jugend auf zur Arbeit und Unterwürfigkeit gewöhnt. Doch genießen sie schon häufig die Vorrechte, welche gebildete Nationen dem schönen Geschlechte gestatten, und würden sich wundern, wenn der Herr Gemahl, wie es bei den Vorfahren Sitte war, seine Liebe durch den Stock beweisen wollte.

Wenn man den Charakter eines Volkes genau kennen lernen will, so muß man die einzelnen Züge des Gemäldes nicht in den höheren Klassen der Einwohner aufsuchen, sondern bei den mittleren und niederen Ständen stehen bleiben. So auch bei der russischen Nation. Die oberen Klassen sind hier, wie überall, von der ursprünglichen alten Lebensart zu weit abgegangen und gleichen schon ihren westeuropäischen Standesgenossen zu sehr, als daß man in ihnen die wahren und echten Russen erkennen könnte. Anders bei dem Bürger und Bauer. Dieser zeigt noch, trotz der harten Leibeigenschaft, wie vor Alters, Frohsinn, Lustigkeit, Sorglosigkeit, Genügsamkeit, Zufriedenheit; aber auch Trunksucht, Härte, Skla-

densinn und Sklaventücke, Jähzorn, Gefräßigkeit, wenn es auf Kosten Anderer geht, Hang zum Stehlen, zum Aberglauben und zur Bigotterie.

Der russische Handwerker ist talentvoll und geschickt, aber es fehlt ihm das Solide, Ausdauernde des Deutschen oder Engländers; er ist oberflächlich und leichtsinnig. Der Kaufmann und Krämer nimmt mit einem geringen Verdienste fürlieb, eben weil ihm, außer der Befriedigung seiner Trunksucht, der Ueberfluß wenig darbieten kann. Aber gerade diese Zufriedenheit mit mäßigem Gewinne und dürftigem Auskommen, so wie der sorgenlose Blick in die Zukunft, erzeugen oft einen Müssiggang, der um so schädlicher ist, je seltener sich die unteren Stände zu ungewohnten Geschäften entschließen, wenn sie nicht durch besondere Aufmunterung, durch Beispiele, oder sichtbare, leicht zu erreichende Vortheile dazu angespornt werden. Der Handwerker hält daher gern blauen Montag, und treibt sich, wenn er kann, mehrere Tage lang in den Kabaken (Schenken) herum. Um nicht auszuarten, muß er unablässig beschäftigt werden und mit Noth und Mangel zu kämpfen haben.

Zu den Hauptvergnügungen des Russen gehören Gesang und Musik. Die Liebhaberei für den ersteren ist so allgemein und tiefliegend, daß man wohl sagen kann: „Der Russe lebt nicht ohne Gesang." Der Gesang begleitet ihn bei allen Beschäftigungen, bei der Arbeit, wie auf der Reise. Der Ackermann singt hinter dem Pfluge, der Fuhrmann bei seinem Fuhrwerke, der Hirte bei der Heerde, der Handwerker bei seiner Arbeit, der Soldat auf dem Marsche, selbst wenn er zur Schlacht zieht. Die Ruderer auf den Booten singen vollstimmige Lieder, wenn es nicht gegen den Strom geht und zu scharf gerudert wird. Am Sonntage und an Festtagen findet man bei gutem Wetter an allen Orten und in jedem kleinsten Dorfe Tanz und Gesang, begleitet von ländlicher Musik, der Gusli oder liegenden Harfe, und der Balalaika, einem mit zwei Darmsaiten bezogenen Instrumente von Tannenholz, fast wie eine Zither gestaltet. Sogar im strengsten Winter, besonders um die Weihnachtszeit, sieht man die Dorfjugend bis spät in die Nacht singend und spielend auf den Straßen herumlaufen.

Die Lebensart der gemeinen Russen ist äußerst einfach. Ihre Wohnungen sind meistentheils einstöckige Rauchstuben, hier und da auch, besonders an den Poststraßen, gut gebaute Häuser mit Schornsteinen. Die Bauart ist die im ganzen Norden gebräuchliche: über einander gelegte und an den vier Ecken in einander gefügte Balken, deren Zwischenräume mit Moos verstopft werden, mit Stroh oder großen bretterähnlichen Schindeln gedeckte Häuser, die ein warmes Aussehen haben und wirklich warm sind. Es giebt aber auch Dörfer, die an Größe und Bauart manche kleine Kreisstadt übertreffen, wo die Gebäude sehr fest, geräumig, bequem, ja mitunter zierlich bemalt sind. Indessen gewährt auch das schlechteste russische Dorf dem genügsamen Reisenden einen erfreulichen Anblick. Man sieht überall thätige, geschäftige und trotz dem Erbherrndruck immer frohe

Menschen. An schönen Sommerabenden versammeln sich nach beendigter Tagesarbeit die jungen Burschen und Mädchen in den Dörfern auf freien Plätzen, singen und springen, schaukeln und belustigen sich durch allerlei Volksspiele. Selbst bei dem Adel gehört es mit zu den ländlichen Abendverkürzungen im Winter, daß ein Chor junger Bäuerinnen, die hierzu abgerichtet und sauber, oft sogar schön gekleidet sind, die Gesellschaft durch Gesang und Tanz ergötzt.

In seiner Heimath und unter seinem Dache ist der Russe sehr genügsam, und nimmt mit der geringsten Kost fürlieb. Schwarzes Brod von ungebeuteltem Mehl, oft schlechter als Kommisbrod, frischer oder saurer Kohl, Rüben, Erbsen und Bohnen, am liebsten aber Grütze und Salzfische, Zwiebeln, Knoblauch und Gurken, selten Kartoffeln, sind seine gewöhnliche Speise, Fleisch, meistens geräuchertes, wird nur an Sonn- und Feiertagen in die Kohlsuppe gethan. Schwämme, Fleischpastetchen (Piroguen), Fische mit Kohl und Wurzelwerk, Eier und Pfannkuchen gelten schon für Leckerbissen. Frisches Obst, allerlei wilde Beeren und Haselnüsse werden zum Nachtische aufgetragen. Saure rothe Rüben oder Kohl, mit Grütze und Pfeffer gewürzt, sind ein Lieblingsgericht in der Ukraine; auch ist ein Gemisch von Fleisch, Grütze, Mehlbrei, mit Zwiebeln und Knoblauch gewürzt, sehr beliebt. Das allgemeine Nationalgetränk ist Quas, der von Roggenmehl, Brod, auch bisweilen aus Malz, durch Gährung und Säuerung bereitet wird, unserm Kofent ähnlich ist, und eine angenehme Erfrischung gewährt.

Den Ackerbau liebt der Russe im Ganzen genommen weniger als Handel und Gewerbe. Er scheint wie der Jude zum Schacher geboren, daher auch Peter I. einst unter die Bittschrift mehrerer polnischer Juden, welche um Handelsfreiheit in seinem Reiche nachsuchten, schrieb: „Nichts von Juden hier; ich kenne meine Russen, sie verstehen den Kram besser als ihr!“ Dieser Hang und diese natürliche Anlage zum Handel und Schacher ist ein Hauptzug in dem Charakter der russischen Nation. Man lasse dem Russen nur Freiheit zum Handel; er braucht keine andere Unterstützung, keine andere Aufmunterung: er hat sein Kapital bei sich und weiß die Prozente davon zu gewinnen. Sein Kopf ist erfinderisch, seine Augen sind wachsam, seine Hände flink, seine Füße schnell, sein Magen genügsam. „Man setze ihn,“ sagt ein russisches Sprüchwort, „mit einem Geldbeutel auf einen Stein, und er wird sich nähren.“ Die der ganzen Nation eigene Industrie läßt auch die Leibeigenschaft, welche seit Alexander immer mehr im Abnehmen begriffen ist, weniger empfinden, da die Hörigen nicht, wie vor Kurzem noch die Esthen und Letten, an ihren Erbacker gebunden sind. Dem russischen Erbherrn ist es gleichviel, wo sein Leibeigener sich aufhält, wenn er nur seine Obrok (Geldabgabe) bezahlt, und mit einem Passe oder Erlaubnißscheine versehen ist. Hierzu kommt, daß der Russe sein Ich, sein Vaterland, seine Nation, seine väterliche Religion über Alles liebt und ehrt, wodurch er sich mit andern Nationen

unvermischt hält. Nur selten und nicht ohne Noth wird er das Vaterland des Gewinnes halber verlassen, und wenn er es ja thut, kehrt er gewiß bald wieder in seine Heimath zurück. Er geht wohl in eine andere Provinz, aber nie in ein ganz fremdes Reich. Deswegen ist auch das Davonlaufen der Soldaten nach Schweden oder Preußen nur ein selten vorkommender Fall.

Vornehme und geringe, arme und reiche Russen sind alle Freunde der Jagd. Die Vornehmen lieben vorzugsweise die Hetzjagd, bei welcher Hasen und Füchse, bisweilen auch Bären und Wölfe, mit Windhunden, letztere mit Packern (Bärenhunden) gehetzt werden, nachdem sie durch Jagdhunde aus dem Gebüsch ins Freie getrieben sind. — Im Winter findet man in den Dörfern oft wenig Männer zu Hause. Sie sind in dieser Jahreszeit meistens als Fuhrleute (Jämtschiks) abwesend, um für billige Fracht Produkte und Waaren nach allen Häfen, Stapelorten und Handelsplätzen des Reichs zu verführen. Andere beschäftigen sich mit allerlei Handarbeiten, Schlittenmachen, Verfertigen hölzerner Geräthe, Töpferwaaren, Korb-, Matten- und Bastschuhflechten. Andere stricken Netze und verarbeiten Bast und Hanf zu Stricken, Leder zu Pferdegeschirr, drechseln Löffel und Schalen u. s. w. Wenn der russische Bauer nur einigermaßen wohlhabend ist, so sieht er in seinem Hause wie an seiner Person sehr auf Reinlichkeit und Ordnung. Nicht nur er selbst und die Seinigen gehen wenigstens alle Wochen ein Mal (gewöhnlich am Sonnabend) in die heiße Badestube, sondern auch die Stuben und Kammern werden fleißig gewaschen und gereinigt.

Der gemeine Russe läßt noch immer wie vor Jahrhunderten seinen Bart wachsen, und trägt ein kurzes, rund um den Kopf abgeschnittenes Haupthaar. Die Kleidung der Männer ist in allen Provinzen so ziemlich dieselbe; bloß in der Ukraine hat sie den polnischen Zuschnitt. Sie besteht im Sommer aus langen, weiten leinenen Pantalons, einem mit kurzen Aermeln versehenen und um den Leib mit einem ledernen Gurt befestigten Hemde, über welches, wenn es kälter wird, ein langer Rock von grauem Landtuche mit sehr langen Schößen angezogen wird. Dieser Rock wird mit einer Art farbiger, wollener oder leinener Schärpe umgürtet. Im Winter trägt Jeder einen Schafpelz, der Aermere ohne Ueberzug, der Reichere mit Tuch oder Zeug überzogen. Die Kopfbedeckung der Männer besteht im Sommer aus einem runden Hute mit schmaler Krämpe, im Winter aber aus einer mit Tuch oder Plüsch überzogenen Pelzmütze. Statt der Strümpfe werden bei den Aermeren die Füße mit langen Binden von Linnen oder grobem wollenen Tuche umwickelt, und die Schuhe sind von Lindenbast geflochtene Socken, oder auch Sandalen von rothem Leder, die über dem Fuße zugeschnürt werden. Wohlhabendere tragen ordentliche Schuhe oder Stiefeln und Strümpfe.

Die Hochzeiten der Dorfbewohner werden mit großem Jubel und Lärm gefeiert. Acht Tage vor der Trauung verlobt sich das junge Ehe-

paar durch die Hand des Popen, und diese Verlobung ist unauflöslich. Bei der Trauung wird in der Kirche vor den Brautleuten ein heiliges Bild hergetragen, es wird ihnen dann ein Kränzchen aufgesetzt, und sie wechseln, wie bei uns, vor dem Altar die Ringe, worauf sie mit vielem Kreuzmachen vom Geistlichen eingesegnet werden, nachdem sie zuvor aus Einem Becher getrunken haben. Nach Hause zurückgekehrt, reicht ihnen der Brautvater ein Brod mit etwas Salz, mit dem Wunsche, daß es ihnen nie an beiden fehlen möge. Nun wird geschmaust, gezecht, getanzt — oft mehrere Tage lang.

In den Gebräuchen der Religion sind die Russen sehr eifrig. Man findet in jeder Stube, der Thür gegenüber, an der Wand eine Kapsel oder ein Schränkchen, worin sich das Bildniß desjenigen Heiligen befindet, den der Hausherr zu seinem Schutzpatron erwählt hat. Gewöhnlich ist dieß der Ritter St. Georg, welcher den Lindwurm erlegt. Vor diesem Heiligenbilde, das zwei kleine Vorhänge bedecken, macht jeder Eintretende, noch vor der Begrüßung der Hausgenossen, seine Verbeugung und ein paar Kreuze mit den drei ersten Fingern der rechten Hand, begleitet von dem gewöhnlichen, in allen Kirchen unzählige Mal ertönenden Gospodi pomilui (Kyrie-Eleison). Die Männer entblößen dabei ihr Haupt, lassen es auch oft aus Hochachtung — nicht vor den Anwesenden, sondern vor dem Heiligen — unbedeckt bis zum Weggehen. Jene Verehrung empfängt der Heilige von allen Bewohnern des Hauses jeden Morgen und Abend, vor dem Essen, ja vor jedem Trunke. Bei wirklichen Zechgelagen machen sie sich aber von den Ceremonien frei, ziehen auch wohl die Vorhänge des Heiligenschreins zu, damit der Heilige nicht sehe, daß sie betrunken sind. Ueberhaupt wird jedes Heiligenbild, sei es in einer Mauernische, oder auf einer Prozession u. s. w. mit Bücklingen und Kreuzen begrüßt. Auch trägt jeder Russe und jede Russin ein kleines gemaltes Heiligenbild oder metallenes Kreuz, welches ihnen bei der Taufe umgehängt wird, bis an den Tod auf der Brust, und orthodoxe Geistliche tragen Bedenken, einem Verstorbenen, bei welchem dieses Symbol seines Christenthums sich nicht findet, ein ehrliches Begräbniß zu gestatten. Vor diesem Heiligthum hat jeder Russe eine tiefe Verehrung, läßt sich aber dadurch nicht abhalten, nach seinem Gelüst zu handeln. Er braucht indessen die Vorsicht, das Kreuz oder das Heiligenbild jedes Mal, wenn er im Begriff steht, eine sündliche Handlung zu begehen, vorher abzulegen, so wie er den Stubenheiligen zudeckt, damit dieser nicht Zeuge seiner bösen Thaten sei. Nach vollbrachter That wird das Bild wieder umgehängt und der Vorhang wieder aufgezogen. Diejenigen Russen, welche an Sonn- und Festtagen die Kirche nicht besuchen, unterlassen doch nie, ihre Hausandacht zu halten. Der Herr des Hauses tritt mit sämmtlichen Hausgenossen vor das Heiligenbild, vor welchem Lichter brennen. Man bückt und bekreuzet sich, ruft mehrere Male Gospodi pomilui; die Andächtigsten knieen auch wohl nieder, stemmen die Hände auf die Diele und be-

rühren dieselbe mit der Stirn. Dieß Alles geschieht noch weit öfter in der Kirche, wo auch die Gebildeten und Vornehmen die Ceremonie nicht unterlassen.

Wenn man sagt, der Russe müßte durch Strenge und harte Strafen zum Arbeiten gezwungen werden, so ist das nicht durchaus wahr. Billige Vorgesetzte und gerechte Herren haben das nicht nöthig, und es gilt nur von solchen Leibeigenen, die durch lange Knechtschaft an das Prügeln und Knuten gewöhnt sind. Leider sind Billigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit nicht eben die Tugenden der russischen Großen und Erbherren, und diese haben allerdings ihre Untergebenen harthäutig gemacht. Sie prügeln die Postknechte, wenn diese nicht schnell genug fahren; Deutsche, Engländer oder Franzosen die in Rußland reisen, haben das aber nicht nöthig und kommen mit einem kleinen Geschenke an Geld oder einem Glase Branntwein eben so weit.

Es ist unglaublich, was diese Menschen aushalten können und wie weit ihre Abhärtung, Stärke und Festigkeit geht. Manche halten 30, 60 ja 100 Knutenhiebe*) aus. Manche bekommen mit Batoggen, d. h. kleinen hölzernen Stäben (liegend, wobei zwei Männer Arme und Füße festhalten), 400—500 Hiebe, wodurch der ganze Rücken zerfleischt wird, und stehen dann wieder auf, ohne gehalten oder geführt zu werden. Die Ausdauer und Unverwüstlichkeit ist eine Folge theils des rauhen Klimas, theils der harten Erziehung.

Es geschieht oft, daß Eltern ihre Kinder erst in heißem Wasser baden und dann nackt in den Schnee stecken, daß sie so roth werden wie gesottene Krebse. Die meisten halten es aus, weil sie einen gesunden Körper auf die Welt bringen. Die Kinder werden auch sehr früh an die härtesten

*) Die Knute ist eine fürchterliche, höchst schmerzhafte Strafe, welche bei groben Verbrechen die Stelle der Todesstrafe vertritt. Eigentliche Hinrichtungen finden nur höchst selten (z. B. im Falle des Hochverraths) statt. Die Knute ist eine etwa fünf Fuß lange und ½ Pfund schwere Peitsche, und besteht aus einem zwei Schuh langen Riemen von Juchtenleder von der Dicke eines Thalers, am Stiele acht, an der Spitze drei Linien breit. Um diesen Riemen recht hart und einschneidend zu machen, wird er in Milch geweicht und dann an der Sonne getrocknet, wodurch er recht elastisch wie Horn und Pergament wird. Vermittelst einer eisernen Zwinge ist er an einem starken Stiele befestigt. In der Hand eines geschickten und grausamen Knutenmeisters kann der Missethäter mit sechs bis acht Hieben zu Tode gepeitscht werden, wenn die Schläge längs dem Rückgrate stark auffallen; durch schwächeres Zuhauen kann der Mensch mit 150—200 Hieben zu Tode gemartert werden. Bei der Exekution tritt der Nachrichter drei Schritte hinter den Delinquenten, der mit entblößtem Rücken an einen schräg stehenden Pfahl gebunden ist, und haut jedes Mal im Sprunge, um dem Streiche desto stärkeren Nachdruck zu geben, weßhalb er auch vor jedem Hiebe einige Schritte zurücktritt. Der Knutpfahl selbst besteht aus einem dicken und breiten Blocke oder einer dergleichen Bohle und hat oben einen halbrunden, auf beiden Seiten aber vier solcher Einschnitte, in welche der Kopf, die Arme und Beine mit Riemen oder Stricken eingeschnürt werden, wodurch alle Muskeln des Rückens ihre stärkste Ausdehnung erhalten.

Arbeiten gewöhnt, sie bekommen wenige und nur harte Kost zu essen und werden bei kleinen Vergehen nachdrücklich gestraft, obwohl die Russen große Kinderfreunde sind. Diese Strenge bewahrt sie frühzeitig vor Entnervung und Weichlichkeit; sie bildet Kernmenschen, die sich in der Folge in alle Umstände schicken, keine Gefahr noch Schwierigkeit scheuen, alle Strapatzen ertragen, Alles aushalten, Alles unternehmen, jeder Mühseligkeit trotzen. Daher ihr Muth, ihre Kühnheit, Unerschrockenheit, Unverdrossenheit, Beharrlichkeit, Ausdauer bei Frost und Hitze, bei Hunger und Durst, im Felde, auf dem Meere, in der Wüste, bei jeder Witterung. Ihr ganzes Aussehen zeugt von Kraft, Muth und Stärke. Sie haben große Lust zu Leibesübungen, und diese sind alle von solcher Art, daß man die Härte ihrer Körper mit in Betracht ziehen muß, um ein Vergnügen darin zu entdecken. Man sieht sie fast täglich ringen, sich balgen, schlagen, werfen, mit Fäusten stoßen, sich einander ein Bein stellen, zu Boden strecken, und sonst noch ihre Stärke versuchen. Ihr größtes Vergnügen ist das Schaukeln und Herumdrehen auf den bekannten, den Windmühlen ähnlichen russischen Schaukeln, das Glitschen auf dem Eise und das pfeilschnelle Herabfahren auf kleinen Schlitten von künstlich gemachten Eisbergen. Das schnelle Fahren überhaupt, im Winter wie im Sommer, lieben alle Russen.

Ohne Bad kann kein Russe leben, und er muß wenigstens jede Woche eins haben; doch lieben Alle die heißen Bäder mehr als die kalten. Wenn es ihnen im Leibe nicht recht ist, trinken sie ein oder zwei Glas Branntwein, essen Schießpulver, kauen Tabak und gehen darauf ins Schwitzbad. Eine solche Badestube ist in vielen Häusern, und jedes Dorf hat deren wenigstens zwei bis drei. Sie sind so gebaut, daß sie bis zu einem hohen Grad erhitzt werden können, und wo es angeht, legt man sie gern an einem Flusse an, damit man nach dem Dampfbade sich gleich wieder abkühlen kann. In diesem Dampfbade waschen und reiben sie vermittelst grüner und dürrer Birkenbüschel nicht nur den ganzen Körper mit heißem Wasser, sondern sie reinigen auch ihre Kleider und Hemden von allerlei kleiner Einquartierung, indem sie selbige über das Feuer ausschütteln, oder an den heißen Ofen hängen, da dann die Hitze Alles, was lebt, tödtet. Viele machen sich hinterher noch das Vergnügen, daß sie mit dem hochroth aufgedunsenen Leibe aus der heißen Badestube nackend herauslaufen, in den nah gelegenen Fluß springen oder sich im Schnee herumwälzen, darauf wieder in die heiße Stube zurückkehren und es so lange wiederholen, bis sie es satt haben. Nach der Versicherung Vieler soll diese Kur sehr angenehme Empfindungen erregen. Die Weiber und Mädchen der gemeinen Klassen machen es wie die Männer und schämen sich ihrer Nacktheit nicht im Geringsten. Die vornehmen und reichen Russen haben ihre Badestuben durchgehends in den Landhäusern und bedienen sich derselben eben so gern als der gemeine Mann. Sie sind aber viel größer und bequemer, und oft mit ausgesuchter Ueppigkeit eingerichtet.

Mit Recht hat man dieser Gewohnheit der Russen, die stärkste Hitze

eines Dampfbades mit der größten Kälte abwechseln zu lassen, die Stärke, Abhärtung und Dauerhaftigkeit ihrer Natur zugeschrieben, da sie von frühester Jugend dazu gewöhnt werden.

Wenn man von ihrer Trunkenheit spricht, so muß man nicht glauben, daß sie dieselbe zur Gewohnheit machen, sondern derselbe Mensch, der heute betrunken sich auf der Straße wälzt, ist nicht bloß morgen, sondern mehrere Wochen nachher wieder der nüchternste, mäßigste und arbeitsamste Bursche und löscht seinen Durst mit Wasser, ohne nach Branntwein zu gelüsten. Er fordert auch zu Hause nie barsch, sondern fast immer bittend, und ist dankbar, wenn man ihm Etwas über seinen kärglichen Lohn giebt. Will er sich einmal Etwas zu Gute thun, d. h. berauschen, so bittet er ganz naiv um Erlaubniß dazu und sagt: „Väterchen, ich kann es nicht länger mehr aushalten, ich muß mich einmal besaufen! Morgen früh bin ich wieder nüchtern und mache Alles gut und ordentlich." — Man thut nicht wohl, wenn man ihm das abschlägt oder ihn in seinem löblichen Vorsatze stört, denn er läßt es doch nicht und wird von dem Augenblicke an mißtrauisch. Man gönne ihm immerhin einmal das Vergnügen, einen halben Tag lang wahnsinnig zu sein; er verrichtet nachher seine Geschäfte noch einmal so willig.

In ähnlicher Weise ist es auch mit dem Essen. So starke Mahlzeiten der Russe zu sich nehmen kann, wo sie ihm nichts kosten, so lebt er doch im Allgemeinen mit seiner Familie sehr frugal; die Genügsamkeit ist ein Hauptzug im Charakter der Russen, der lustig und heiter bleibt auch in der größten Entbehrung.

Die alte Gastfreundschaft des Nordländers ist noch jetzt eine russische Nationaltugend. Vom Bauer bis zum Fürsten nimmt Jeder seinen Gast, sollte er auch ein ganz Fremder sein, freundlich auf und setzt ihm das Beste vor. Auffallend ist die Art, wie der Mann mittlern und niedern Standes seinen Freund bewirthet. Nach dem Frühstück, welches meistens aus harten und geräucherten Fleischspeisen oder getrockneten und gesalzenen Fischen besteht, bietet der Hausvater ein Schälchen (Glas Branntwein); eben dieß thut die Frau, dann kommen die Söhne, und endlich die Töchter, je mit einem Gläschen Schnaps, welches abzuschlagen die größte Unhöflichkeit sein würde. Beim Mittagsessen wird Quas, Bier, selten Wein getrunken; nach Tische Thee mit Kirschbranntwein oder dergleichen; um vier Uhr auch wohl Punsch (mit Branntwein statt Arak), dann wieder Bier, Schälchen, und so auch bei dem Abendessen. Wer alsdann noch bei Verstande ist, geht nach Hause oder legt sich schlafen. Der rohe echte Russe aber singt und lärmt fort, tanzt und macht allerlei tolle Späße, je wilder desto besser. Ohne das geht es nicht hoch her, und so darf namentlich bei der Hochzeit der „Hanswurst" nicht fehlen, welcher auf dem Zuge nach der Kirche und aus der Kirche zurück seine Späße macht und die Hochzeitsgäste zum Lachen bringt.

3. Der griechische Cultus.*)

Russische Gotteshäuser.

Wie die christliche Religion, so wurde auch der Baustyl der ihr dienenden Gotteshäuser von Konstantinopel nach Rußland übertragen. Beide wurden natürlich auf dem fremden Boden und bei der verschiedenen Nationalität sehr modifizirt, und es entstand daher die griechisch-russische Kirche und ein ihr eigenthümlicher byzantinisch-russischer Baustyl.

Kein Land in Europa hat aber so wenig alte Kirchen als Rußland, weil man früher dort Alles von Holz baute, das leicht ein Raub der Flammen und Fäulniß wurde. Die wenigen steinernen Kirchen, wie sie jetzt noch existiren, wurden erst gegen Ende des Mittelalters gebaut und finden sich vorzugsweise in Kiew und auf dem Moskauischen Kreml. Sie wurden nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel aufgeführt, aber äußerst klein, mit dicken Mauern umgeben und unglaublich finster. Ihr Dach erhebt sich in fünf winzigen Kuppeln, wovon die größere in der Mitte steht, die vier anderen im Quadrat regelmäßig um sie herum liegen. Jede Kuppel endet in einem hohen vergoldeten Kreuze, das auf einem Halbmonde steht, mit allerlei Ketten umhangen ist und durch sie an die Kuppel selbst befestigt wird. Von außen sind die Kuppeln mit den grellsten Farben angestrichen, schreiend-roth, grasgrün oder auch wohl über und über vergoldet oder versilbert, was zu dem Charakter dieser kleinen Gebäude dann sehr gut paßt. In das Innere der Kirchen lassen die Kuppeln immer von ihrem Plafond (Decke) ein gigantisches Bild herabblicken, dessen großartige Häßlichkeit aber mehr erschreckt, als zur Anbetung reizt. Gewöhnlich ist es das Brustbild des Erlösers, der Maria oder des Johannes, und in der mittlern Kuppel das Bild eines alten, greisen Mannes, unter dem man Gott den Vater vorstellen wollte. Die Wände sind gewöhnlich eben so von oben bis unten mit grotesken Heiligen- und Engelsfiguren bemalt, die alle ungefähr in dem Style der 15 Ellen hohen hölzernen Maria in der Kirche zu Marienburg in Preußen ausgeführt sind, in welcher Manier auch die Bildhauer zu Bremen ihren Markt-Roland meißelten. Jetzt sind sie indeß schon ziemlich verblichen, und schwerlich wird man sie wieder herstellen lassen.

So wenig alte Kirchen Rußland aufzuweisen hat, so zahlreich drängen sich die neueren Kirchen in den Städten dieses Reiches, und ohne Zweifel werden wohl in diesem Augenblicke in keinem Lande der Welt so unendlich viele neue Kirchen gebaut als in Rußland, theils weil der Zuwachs der Bevölkerung so ungeheuer ist, und die Städte sich schwindelnd rasch entwickeln, theils weil an die Stelle der alten gebrechlichen meist neue, geschmackvolle, steinerne treten. Es ist jetzt keine Stadt in Rußland, die

*) „Reisen im Innern von Rußland und Polen. Erster Theil: Moskau." Von J. G. Kohl.

nicht, aus der Ferne betrachtet, mit ihren vielen weißschimmernden Kirchen, unzähligen Kuppeln und Thürmen wie ein kleines Konstantinopel oder wie das hunderttempelige Fez aussähe. Ja, Ortschaften, die in der Nähe betrachtet, kaum für Flecken gelten würden, ihrer Holz- und Lehmhäuser wegen, machen in weite Ferne hinaus für's Auge so viel Lärm, daß man eine Residenz vermuthet; Alles bloß durch ihre zahlreichen neuen Kirchen.

Diese werden nun durchweg in einem eigenen neurussisch-byzantinischen Style gebaut, der sich wie der alte auf eine quadratische Kirche mit einer großen Kuppel in der Mitte und vier kleinen auf der Seite reducirt. Dazu kommt dann aber als hauptsächlichste Neuerung eine Menge von Säulen, gewöhnlich der reichen korinthischen Ordnung, nebst einer bedeutenden Vermehrung der Fenster und Vergrößerung der Räume. Jetzt haben die Kirchen einer kleinen russischen Kreisstadt für mehr Gläubige Platz, als die alten Kathedralen der großmächtigen Republik Nowgorod. Die fünf Kuppeln der Kirche sind auch größer und gewölbter, und die Gemälde darin fallen weg, oder werden durch Stuccaturzierrathen*) ersetzt. Die Wände sind weiß, das Aeußere ist überkalkt, und zu dessen Weiß steht das Grün der Kuppeln recht hübsch. Fast in ganz Rußland sind diese Kuppeln, wo nicht mit Kupfer-, so doch mit Eisenblech gedeckt und grün angestrichen. Manche Klöster haben freilich noch vergoldete und versilberte Kuppeln. Am feinsten und nach orientalischem Geschmack äußerst schön und wohlgefällig sehen die himmelblau angemalten und mit goldenen Sternen geschmückten Kuppeln aus, dergleichen man in Petersburg und Moskau bei mehreren Kirchen sieht.

Säulen finden sich jetzt selbst bei den unbedeutendsten Dorfkirchen in Fülle. Gewöhnlich läuft eine Säulenreihe um jede Kuppel; dann tritt eine Säulenhalle vor dem Haupteingange hervor, das Frontispice**) tragend. Ja zuweilen führt um die ganze Kirche ein Säulengang herum.

Auf jeder der fünf Kuppeln steht ein großes vergoldetes Kreuz, jetzt meist ohne Halbmond und Kettenschmuck. Die Kuppeln und Thürmchen sind bloßer Zierrath und dienen nicht wie unsere Kirchthürme zu andern Zwecken. Die Sitte, die Uhren in den Thürmen zu haben, ist in Rußland völlig unbekannt; auch hängt man keine Glocken in ihnen auf. Dazu hat man bei allen Kirchen ein eigenes Gebäude, den sogenannten „Kolokolnik," d. h. den Glockenträger. Dieser Kolokolnik ist bei den ländlichen Kirchen in baumreichen Gegenden gewöhnlich eine alte Eiche, die in ihren Aesten das ganze bunte Geläute der Kirchen trägt, als wären die Glocken große Baumfrüchte. In den Gegenden der Fichtenbäume hängen die Glocken der Reihe nach bloß an einem dicken Balken, den zwei andere in der Erde steckende in der Höhe tragen. Der elegantere Baustyl hat nun diesen rohen hölzernen Glockenträger theils in einen aus Steinen aufgeführten Bogen verwandelt, der einer Triumphpforte nicht unähnlich sieht, unter

*) Man bezeichnet mit diesem Namen die aus einer weichen Masse von Gyps und Kalk an Decken, Wänden und Gesimsen angebrachten Verzierungen.

**) So nennt man den mittleren Vorsprung eines Gebäudes — die Giebelseite.

der die Glocken hängen, theils aber an seine Stelle einen Thurm gesetzt, welcher von der Kirche ganz abgesondert und für sich in einiger Entfernung von ihr aufgebaut ist.

Gewöhnlich hängen diese Thürme voll Glocken, wie die Palmbäume voll Cocosnüsse, voll kleiner, mittelgroßer, riesengroßer, brummender, brüllender, klingender, schreiender und schellender Glocken. Wenn sich so ein russischer Kolokolnik dann an einem Festtage in Arbeit setzt, aus allen seinen Luftlöchern feuert und mit allen seinen Lungen leiert und schreit, oder wenn in einer Hauptstadt deren zwanzig bis dreißig auf einmal ihr Concert beginnen, dann Gnade Gott allen Ohren, deren Nerven einigermaßen tongerecht gestimmt sind. Die Russen finden indeß ihr Geläute nicht so unleidlich, wie wir Fremden. Denn gerade an Feiertagen sind die Kolokolniks immer sehr besucht und gewöhnlich von oben bis unten mit Menschen garnirt, die sich in ihrem Sonntagsschmuck unter dem Glockengeläute hinsetzen und in die Welt hinausschauen.

Einen russischen Küster läuten zu sehen, gewährt einen besonderen Anblick. Er selbst setzt die Glocken nicht in Bewegung, diese hängen vielmehr fest, haben auch keinen Klöppel. Bei jeder Glocke ist ein Hammer beweglich angebunden. Von diesen Hämmern führen nun auf allen Seiten Stricke zu dem Küster, der entweder, wenn er nur mit ein paar Glocken läutet, auf einem Stuhle in der Mitte sitzt und abwechselnd bald an diesem, bald an jenem Stricke zieht, oder, wenn er viele Glocken zu bearbeiten hat, dabei steht. Alsdann hält er ein paar Stricke in den Fingern jeder Hand, einen andern hat er sich über den Rücken gebunden, und noch ein paar dirigirt er mit den Beinen. Die Bewegungen, die er nun rückwärts, vorwärts, bald zur Rechten, bald zur Linken macht, sind oft sehr komisch, und ein russischer Czar soll die Sache so vergnüglich gefunden haben, daß er bei seiner Hofkirche gewöhnlich selbst den Küster spielte.

Von den Stadtkirchen weichen aber die Dorfkirchen sehr ab. In Großrußland sind die meisten Dorfkirchen nur einfache, hohe, hölzerne Häuser mit einem großen Kreuze auf dem Dache, ohne Thurm und anderweitige Auszeichnung; nur befindet sich der meist schiefe und halbzerfallene Kolokolnik zur Seite. Die kleinrussischen Kirchen aber sind also gebaut: ein längliches Haus, ein hoher Thurm auf dem einen Ende und ihm zur Seite zwei kleinere (auf die heilige Dreieinigkeit hindeutend), alsdann ein Glockenthurm, der aber mit der Kirche durch einen langen Gang in Verbindung steht.

Im Norden hat auch die Härte des Klimas einen Unterschied zwischen Sommer- und Winterkirchen eingeführt. Gewöhnlich sind beide in einem Gebäude der Art mit einander verbunden, daß die Sommerkirche über die Winterkirche gesetzt ist. Jene ist dann ein hoher, luftiger, heller Raum im zweiten Stockwerk des Gebäudes, diese ein niedriges, dunkles Gewölbe, in das nur spärlich Licht und Luft eindringt. Solcher doppelten Kirchen findet man selbst in Petersburg einige, und in Moskau noch viele. Da

aber auf diese Weise weder die eine, noch die andere sich architektonisch entwickeln kann, so setzt man jetzt in die neueren Kirchen viele große Oefen, die beständig geheizt werden, und versieht den Eingang mit doppelten Thüren. Diese Kirchen mit den Oefen und der angenehmen warmen Luft, gleichen, besonders wenn man noch eine gewöhnliche Hausuhr darin picken hört, unsern Wohnzimmern.

Was das Innere betrifft, so zerfällt dieses wesentlich nur in zwei Theile, nämlich in den großen, für die Gemeinde bestimmten Raum und in das davon getrennte Allerheiligste, in welchem der Altar steht. Beide Theile werden durch eine Art von spanischer Wand, die gewöhnlich aus Holz gezimmert ist, von einander geschieden. Diese Wand heißt „Ikonostas," d. h. Bildergerüst, weil sie auf der nach der Kirche zugewandten Seite von oben bis unten mit Heiligenbildern bedeckt ist. Vor dieser Wand her läuft noch eine niedrige Gallerie, welche einen etwas erhöhten Raum, zu dem man auf einigen Stufen hinansteigt, abschließt. Dieser Raum stellt eine Art von Vorhof oder Vorbühne des Allerheiligsten vor.

In der Mitte des Allerheiligsten steht zunächst der Altar mit Teppichen und anderen Sachen geschmückt. Die Dinge, welche immer auf ihm liegen, sind ein großes Evangelium, häufig mit Gold und Edelsteinen bedeckt, alsdann ein Kreuz von Silber, in dem aber, weil die griechische Kirche keine Sculpturen und erhabene Arbeit duldet, der Heiland gewöhnlich nicht vorgestellt ist, sondern in das nur Engelsköpfe und andere Verzierungen eingeritzt sind. Dieses Kreuz liegt gleichfalls platt auf dem Tische. Stehende Kreuze sieht man überhaupt gar nicht in den russischen Kirchen. Alsdann befindet sich in der Mitte des Altars zwischen dem Evangelium und dem Kreuze die Hostie, welche nicht wie bei den Katholiken in einer Monstranz aufbewahrt wird. Zuweilen stellt man sie in ein kleines Schränkchen oder in einen aus Metall gebildeten Berg, der über und über mit Engeln besetzt ist, und worin in einer Höhle ein kleiner silberner Sarg steht, in dem die Hostie liegt.

Da das Allerheiligste in der ganzen Kirche, der Altar aber im Allerheiligsten und dieses Schränkchen mit der Hostie auf dem Altare das Wichtigste ist, so ist letzteres eigentlich als der Centralpunkt der ganzen Kirche zu betrachten, auf welchem sich alle Blicke konzentriren, und um den sich eigentlich das ganze Leben der Kirche dreht, weshalb man denn auch alles Mögliche angewandt hat, dieses Hauptstück aller Kirchengeräthschaften recht glänzend zu machen. Sehr häufig ist jener ganze Berg von massivem Silber, ja in der Uspenki-Kathedrale in Moskau ist er sogar von reinem Dukatengolde, drei Fuß hoch mit allen seinen Figuren, Höhen und Gipfeln.

Weiter stehen noch auf dem Altare ein Becher und silberne Teller für's Abendmahl, bedeckt mit den schön gestickten „Wosduchi." Das sind bunte Tücher, mit welchen die Becher in dem Augenblicke bedeckt werden, wo die Verwandlung des Weines vor sich geht. Die russischen Frauen betrachten es als ein Werk der Frömmigkeit, dann und wann solche Tücher für die Kirche zu sticken.

In der einen Ecke des Allerheiligsten ist noch ein Tisch, auf dem der Wein und das Brot in Tellern und Bechern zubereitet werden, ehe die Priester sie in feierlicher Prozession zur „Verwandlung in den Leib und das Blut Christi“ (Transsubstantiation) auf den Altar tragen. In der andern Ecke hängen ein Kamm, Spiegel und andere Toilettengeräthschaften für die Priester. Doch haben diese gewöhnlich noch ein eigenes Zimmer für Anlegung und Aufbewahrung der Kleider, Mützen (Mitren), Bischofsstäbe u. s. w.

Was dem in eine russische Kirche Eintretenden zuerst und am meisten in die Augen fällt, ist jene große, buntgeschmückte spanische Wand, das Ikonastas. Sie ist von drei Thüren durchbrochen, durch welche das Allerheiligste mit dem übrigen Raume der Kirche kommunizirt. Die mittlere dieser Thüren heißt die „königliche“ oder „czarische Pforte,“ weil durch dieselbe außer dem Oberpriester — welcher dieselbe nur bei den feierlichen Handlungen des Gottesdienstes, z. B. beim Hineintragen des Brotes und Weines, passirt — nur noch der Kaiser, und auch der nur beim Genusse des heiligen Abendmahls, eintreten darf. Diese Thüren sind daher gewöhnlich verschlossen und öffnen sich während des Gottesdienstes nur selten, die Osterwoche allein ausgenommen, wo sie sieben Tage und sieben Nächte lang offen stehen. Die beiden Seitenthüren dagegen sind immer geöffnet, und die Priester gehen durch sie aus und ein. Auch ist sonst jedem Manne, von welcher Religion er auch sei, der Durchgang verstattet, so wie der Eintritt in das Allerheiligste; aber Beides ist den Frauen auf das Strengste untersagt, mit Ausnahme der Nonnen.

Die beiden Seitenthüren haben nichts Besonderes, desto mehr Industrie wird aber auf die prächtige Ausschmückung der königlichen Pforte verwendet. Das, was hinter ihnen beim Gottesdienste am Altare geschieht, soll allerdings dem Zuschauer in einigem Dunkel erhalten werden. Dennoch aber muß, damit dem Geheimnisse nicht sein Reiz genommen, und die Spannung erhöht werde, ihm etwas von dem innern Getriebe im Allerheiligsten wahrnehmbar sein, das Ganze aber deßhalb in einem gewissen Helldunkel erhalten werden. Zu diesem Ende sind daher die königlichen Pforten immer von durchbrochener Arbeit, so daß große Zwischenräume zum Durchblicken bleiben, und hinter ihnen hängt allemal ein halbdurchsichtiger Vorhang, gewöhnlich von rothschimmerndem Seidenstoffe. Hinter diesem Vorhange agiren denn die Priester wie hinter einem Schleier.

Die königlichen Thüren selbst, die immer in vergoldeten Stoffen gearbeitet sind, stellen in halb erhabener Arbeit sehr Verschiedenes dar. Zuweilen sind sie nur ein buntes Gitterwerk mit goldenen Frucht- und Blumenguirlanden. Zuweilen ist es eine große goldene Sonne mit tausend Strahlen, die sich dann während des Gottesdienstes auf einmal auseinander thut und den Altar zeigt. Zuweilen ist es der Berg Zion, von oben bis unten mit Zinnen und Tempeln besetzt, der sich dann plötzlich in zwei Theile spaltet und der Welt den Altar zeigt.

Das Ikonastas selbst ist von oben bis unten mit Bildern bedeckt, ganz auf die Weise, wie die Wände in Gemäldegallerien. Aber die Bilder sind nur zur Hälfte Oelgemälde und größtentheils mit Silberblech überzogen. Es ist nämlich in der griechischen Kirche Sitte, nur Gesicht und Hände eines heiligen Gemäldes unbedeckt zu zeigen, alles Andere aber mit einem Silberblechpanzer zu überziehen, in welchem dann das Verdeckte durch halb erhabene Arbeit dargestellt wird — Häuser, Bäume, Mäntel, Mützen, Schwerter, Kreuze u. s. w. Dieses Alles ist von Silber, und durch die gelassenen Oeffnungen küssen dann die Gläubigen die Stirn, Füße und Hände.

Der Raum zwischen den Bildern ist mit reichen Gewinden vergoldeter Blumen, mit Blättern, Aehren und Früchten geschmückt, namentlich mit Weintrauben, denn „die Traube ist die reichste Frucht und besonders dazu geeignet, die Fülle der Gnade, an der die Kirche so reich ist, vorzubilden.“

Auf der kleinen Vorbühne vor dem Ikonastas stehen viele mächtige Leuchter mit vergoldeten, dicken Wachskerzen zur Beleuchtung desselben, wozu auch die vielen aufgehängten Lampen dienen, die statt der Oelflammen gewöhnlich Wachskerzen tragen. Vor der königlichen Thür auf der Vorbühne liegt ein Teppich, auf dem bei den meisten Verrichtungen der Oberpriester steht. Auf diesem Teppiche erblickt man Wolken gestickt, und in der Mitte den heiligen Geist in Gestalt einer Taube, die aber zuweilen so groß ist wie ein Adler.

Diese Vorbühne ist dann auch für das Sängerchor bestimmt, welches immer zur Seite in einer der Ecken aufgestellt ist. Orgeln fehlen, so wie auch keine Blas- und Streichinstrumente angewandt werden dürfen.

In dem übrigen Raume ist dann Alles ziemlich leer, und an den Pfeilern und Wänden hängen noch Heiligenbilder mit brennenden Kerzen oder Kriegstrophäen, Fahnen, Schlüssel eroberter Festungen u. dergl; sonst aber sieht man gar keine Sitze für die Versammlung. Das stete Knieen, Bekreuzen und Stirnschlagen verbietet das Sitzen. Auch giebt es keine besonderen Abtheilungen für den Magistrat, für höhere und höchste Personen; Alles drängt sich hier republikanisch durcheinander, ohne Unterschied des Geschlechtes, Ranges und Alters. Selbst die kaiserliche Familie zieht sich nicht in separirte Logen zurück. Vielmehr ist für den Kaiser und sein Haus nur ein um einige Stufen erhöhter, mit Sammet überzogener und mit einem Baldachin überdeckter Platz errichtet, zu dem ein paar Stufen hinaufführen, und wo der Kaiser, wenn er einmal auf Reisen in einen solchen Ort kommt, dann mitten unter seinen Unterthanen und wie sie stehend dem Gottesdienste beiwohnt.

Die griechische Messe.

Eines der allermerkwürdigsten Schauspiele, welche die russische Kirche bietet, ist der sonntägige und auch sonst an allen Feiertagen dem besondern Gottesdienste des Tages vorausgehende allgemeine Gottesdienst, die gewöhnliche Messe, mit der Ertheilung des heiligen Abendmahls verbunden.

Kein Fremder, der sich vom Geiste dieses Volkes anwehen lassen will, darf es versäumen, die Messe öfter zu besuchen. Da sie das Hauptstück des ganzen Gottesdienstes von über 50 Millionen Menschen ausmacht, und da sie so äußerst viel Charakteristisches für diese Menschen enthält, so wollen wir es versuchen, von ihr eine getreue Darstellung zu geben.

Vorschriftsmäßig zerfällt die Liturgie der russischen Messe in drei Theile, nämlich in die Vorbereitung durch Gebet und Bibellesung, nebst der Zubereitung des Brotes und Weines, in die Verwandlung des Brotes und Weines, und in die Vertheilung desselben nebst dem Schlußgebete. Aus diesem Einfachen haben aber die Priester ein sehr Zusammengesetztes gemacht, daß sie eine vollständige Messe, wie sie indeß nur in den Klöstern von den müssigen Mönchen abgehalten wird, drei bis vier Stunden dauert. In den gewöhnlichen Kirchen, wo Manches abgekürzt wird, dauert sie aber auch noch lange genug.

Wenn die Gemeinde vor der Gallerie des Allerheiligsten versammelt steht, und die Stunde des Anfangs gekommen ist, so tritt zunächst ein Diakon aus einer der beiden Seitenthüren des Ikonastas hervor, stellt sich mitten vor die verschlossenen königlichen Pforten desselben, das Gesicht gegen die Zuschauer gewendet, und mit der linken Hand ein langes, breites, goldgesticktes Band, das ihm über die Schultern herabhängt, an dem einen Zipfel ergreifend und hoch emporhaltend, ruft er aus, „daß im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes der Gottesdienst beginne." Man nimmt immer einen in Figur und Stimme vollendeten Herold zu dieser Ausrufung, wo möglich einen Riesen mit einem erschütternden Basse, der die Ankündigung überlaut in die Kirche hineinruft. Gleich nach der Eröffnung fährt derselbe Diakon mit seiner Ankündigung fort, die gleiche malerische Stellung beibehaltend, im Namen welcher Personen man jetzt das Brot zur Begehung der heiligen Handlung schneide. Er spricht mit mächtiger Stimme: „Im Namen unsers Herrn und allergnädigsten Kaisers Nikolaus Paulowitsch! Im Namer unserer Kaiserin Alexandra Feodorowna! Im Namen des ganzen kaiserlichen Hauses, des Staats, des Militairs, des Civils! Im Namen aller rechtgläubigen Russen und unserer ganzen christlichen Brüderschaft!" Während dessen gießt der Priester, aber unsichtbar hinter der Bilderwand — auf einem kleinen, zur Seite des Altars stehenden Tische den Wein in den Becher, zerschneidet das Brot in kleine Stückchen und schüttet es auf einen silbernen Teller.

Darauf nun wird das Evangelium hervorgetragen, ebenfalls aus einer der Nebenthüren. Der Diakon, von einigen dienenden Diatschoks gefolgt, hält es hoch empor, indem er es nur an der untern Kante mit der Stirn berührt. Er küßt es und legt es auf ein Pult nieder, das in der Kirche mitten vor den königlichen Thüren steht. Diese Prozedur ist keine leichte Arbeit, da die Bibeln der russischen Kirchen immer ungemein groß und schwer sind. Auf dem Kreml in Moskau giebt es Bibeln, die der Art mit Edelsteinen, Silber- und Goldschmuck versehen sind, daß zwei Priester oft

nicht hinreichen, sie zu tragen. Kraftvolle Diakonen setzen dann etwas darin, sie doch allein zu übernehmen und fortzutragen.

Nun liest einer der Geistlichen aus dem Evangelium einen sehr langen Abschnitt vor, so rasch, daß kein Mensch ein Wort davon versteht. Ich fragte einen Priester, warum man so rasend schnell lese. „Ach, Väterchen," antwortete er, „wir müssen wohl eilen. Es ist so viel zu thun. Wir würden sonst in einem halben Tage nicht fertig werden." Der Leser wird häufig von dem Sängerchor mit den oft wiederholten Worten: „Herr, erbarme dich unser!" (Gospodi pomilui) unterbrochen.

Während dieser Zeit sieht man durch die durchbrochene Arbeit der königlichen Thüren hindurch den Oberpriester vor dem Altar mit allerlei Zurüstungen beschäftigt, die sich auf die „Verwandlung" beziehen.

Wie die Vorbereitung mit einer kraftvoll gesprochenen Ankündigung, so fängt die Verwandlung mit einem herrlich gesungenen Psalme an, den anzuhören in allen russischen Kirchen angenehm, in den Kathedralen der Hauptstädte aber ein großer Genuß ist. Die königlichen Thüren öffnen sich, und es zeigt sich auf einmal dem Volke der geschmückte Altar und das glänzende Innere des Allerheiligsten. In demselben Augenblicke öffnen sich auch die Seitenthüren, und aus einer von ihnen tritt die ganze Priesterschaft der Kirche in Prozession, Brot und Wein bringend, hervor. Voran schreitet ein Diatschok mit brennender Kerze. Dann kommt der Oberpriester mit dem silbernen Weinbecher in der Hand, und ihm folgt auf dem Fuß ein anderer mit dem silbernen Brotteller hoch auf dem Kopfe, hintennach noch viele andere Priester. Sie stellen sich einen Augenblick vor den königlichen Thüren in dieser Haltung auf, und der Diakon spricht laut ein Gebet für den Kaiser und seine Familie. Alsdann treten sie durch die königlichen Thüren ins Allerheiligste zurück und setzen unter einem Gesange Brot und Wein feierlichst auf den Altar nieder, wo nun die Verwandlung vor sich gehen soll. Der Oberpriester kniet beim Altar nieder und liest viele Gebete für sich, um sich noch besonders zur Einweihung des Brotes und Weines zu heiligen und um Gottes Beistand zu flehen.

Indem dieß ein Priester drinnen nicht hörbar, aber sichtbar verrichtet, tritt wiederum der Diakon in seiner frühern Stellung als Herold hervor und ruft oder singt mit einer gewaltigen Stimme die Worte in die Kirche hinaus: „Geht hinaus, ihr Ungläubigen, so daß kein Ungläubiger in der Kirche weile. Wir gläubigen Gesichter*) wollen abermals und abermals den Herrn um seinen Frieden bitten."

Diese Ceremonie mag sich aus den ältesten Zeiten des Christenthums, wo Heiden und Christen in den Städten Griechenlands noch gemischt waren, herübergeerbt haben. Doch auch jetzt noch müssen die Juden und Muhamedaner, die etwa in der Kirche sein sollten, hinausgehen, weil sie bei dem bevorstehenden heiligen Momente der Verwandlung nicht zugegen sein dürfen.

*) Wörtlich übersetzt.

Gleich darauf beginnt der Diakon das lange, eigenthümliche Gebet: „Wir bitten dich, Herr, um das Heil unsrer Seelen! Um die Reinheit der Lüfte! Um die Mehrung der Früchte! Um die Befreiung der Gefangenen! Um das Glück der Reisenden! Um die Genesung der Kranken! Wir bitten dich für unsere Eltern, unsere Brüder, unsere Kinder! Für die hier versammelte Gemeinde und für die, welche sich nicht in der Kirche befinden! Herr, wir bitten dich!" An dieses allgemeine Gebet schließt sich dann sogleich wieder das besondere Gebet für den Kaiser, seine Familie und den Staat; es beginnt mit den Worten: „Für Se. kaiserliche Großheit, unsern großen Herrn, Herrn Nikolai, Pauls Sohn, Selbstherrscher aller Reußen, Gott, wir bitten dich! und für seine Gemahlin, unsere Kaiserin Alexandra, Friedrichs Tochter, Herr, wir bitten dich!" — und so geht man das ganze kaiserliche Haus durch, indem alle Mitglieder desselben besonders namhaft gemacht werden.

Sind nun des Diakons laute und des Oberpriesters leise Gebete beendigt, so tritt jener unter einem einfallenden Psalme des Sängerchors zu diesem heran und spricht langsam und feierlich, auf den Kelch mit dem Weine weisend, die Worte: „Segne, Wladiko*) diesen Becher!" Hat der Priester den Wein gesegnet, so fordert der Diakon dasselbe für das Brot mit den Worten: „Segne, Wladiko, dieses Brot!" Alsdann wird das Brot zum Wein in den Becher geschüttet und es heißt: „Segne beide!" Der Moment dieses Segens ist der Augenblick der Verwandlung des Brotes und Weines. Jetzt fallen die Priester platt am Altar zu Boden, die Gemeinde bekreuzt sich in endloser Bewegung und küßt wiederholt den Boden, und die Glocken der Kirche brechen auf einmal alle los, damit auch außer der Kirche dieser Vorgang durch ein Gebet gefeiert werde. Von dem schönen Psalme, der nun vom Sängerchor angestimmt wird, bekommt man wegen des unaufhörlichen Geläutes wenig zu hören. Hierauf öffnen sich die königlichen Pforten des Ikonastas von neuem — denn die letzten feierlichen Handlungen schimmern nur durch den durchsichtigen Vorhang — und es beginnt der Schlußakt, die Vertheilung des heiligen Abendmahls selbst.

„Tretet herzu mit Gottesfurcht und Glauben," spricht der Oberpriester zu Denen, die das heilige Abendmahl empfangen wollen, und dann betet er über sie: „O Gott, gieb, daß wir eine gute Beichte gemacht haben. Vergieb uns alle Sünden, die wir mit oder ohne unser Wissen begangen haben. Gieb, daß wir nicht uns zum Unglück, sondern zur Rettung das Abendmahl nehmen, und daß wir dich nicht wie Judas, sondern wie der Räuber küssen und sprechen: Ich hoffe mit dir in der andern Welt im Paradiese zu sein!" Alsdann treten die Kommunikanten, einer nach dem andern, herzu, fallen zuvor dreimal auf die Kniee und empfangen nun das heilige Abendmahl, indem sie die Hände kreuzweis auf die Brust legen. Es wird ihnen dasselbe — ein Stückchen Brod mit etwas Wein vermischt —

*) Meister, Herr.

in einem kleinen silbernen Löffel gereicht. Darauf küssen sie den Becher, in dessen Metall sich meist verschiedene Heiligenbilder eingegraben finden, fallen noch einmal auf die Kniee und treten ab.

Den Beschluß machen viele lange Gebete für den Staat, für die Reinheit der Lüfte u. s. w., wie oben, die theils gesungen, theils gesprochen werden, und endlich kommen die Vorlesungen aus der Bibel.

So nähert man sich dem Abschiedssegen, den der Oberpriester, gewöhnlich ein alter Mann, mit schwacher Stimme auf die Gemeinde herabbittet: „Von Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste! Von Johannes dem Täufer, von Joseph und Anna! Von der Gottesmutter! Vom Heiligen des Tages! Vom heiligen Antonius! Von Michael und Nikolai! Und von allen übrigen wunderthuenden Höhlenbewohnern (Einsiedlern)!"

Es schließen sich nun die königlichen Pforten, die Sänger stimmen einen Psalm an, und es entfernt sich die kreuzschlagende Gemeinde. Bis nun aber der Oberpriester und seine Gehülfen zum Hinausgehen kommen, dauert es wenigstens noch eine halbe Stunde, besonders wenn ein Bischof oder Metropolit fungirte, wo die Ceremonien des Aus- und Ankleidens, des gegenseitigen Küssens und Bedienens, des Segenspendens und Begrüßens, des Kniebeugens und Bekreuzens kein Ende nehmen. Selbst wenn der Bischof sich schon völlig in seine Alltagskleider geworfen hat und bis zur Kirchenthür gelangt ist, wo sein Vierspänner schon lange vorgefahren, liegt ihm dort noch ein Teppich mit umstellten Chorknaben und Wachskerzen bereit, auf dem er das Thürgebet verrichtet. Das Einzige, was die Gemeinde während der ganzen dreistündigen Ceremonie thut, ist ein häufig wiederholtes Bekreuzen und ein Berühren des Bodens mit der Stirn, das Niemand, selbst nicht die vornehmste Dame, unterläßt.

Die Versammelten haben durchaus gar kein Buch in der Hand, weder zum Nachlesen, noch zum Mitsingen; sie sind bloße Zuschauer, und das Ganze ist ein Schaugepränge. Nichts erleuchtet den Geist, nichts fördert die Erkenntniß, nichts erbaut das Herz, nichts sucht die schlummernden Keime des Gewissens zu wecken. Eigen aber ist es, daß die Leute dieses Schauspiels nie überdrüssig werden, daß man nie einen auch nur Unachtsamen findet, geschweige gar einen Schlafenden, wie doch häufig in unsern protestantischen Kirchen, und daß sie alle Feiertage mit demselben Eifer auf dieselbe Weise *dasselbe* hören und sehen. Dieß ist noch die erfreulichste Bemerkung, welche beweist, daß die Zuschauer noch höhere Ideen mit *dem* verbinden, was die Priester nur zu einem Schauspiele machen. Man versuche es, dem russischen Publikum Jahr aus Jahr ein dasselbe Schauspiel *ohne tiefere Bedeutung* zu geben; wie bald würde es dessen überdrüssig werden!

4. Ein Blick vom Kreml auf das kirchen- und kuppelnreiche Moskau.*)

In der Kirche des Kreml wird der Czar gekrönt, dort ist der nationale und kirchliche Mittelpunkt des ganzen Reichs. Vom alten Kreml überblicken wir am besten das alte Moskau, dessen größerer Theil jetzt gerade vierzig Jahre alt ist. Von der Terrasse unterhalb des Czarenpalastes gewinnt man in der That einen überraschenden Einblick in die Macht und Lebensfähigkeit des nationalen Glaubens durch das Schauspiel, das sich vor uns entfaltet. Die einzige andere Stadt, welche eine entfernte Aehnlichkeit mit Moskau besitzt, ist Konstantinopel; da es bei Moskau weder ein Meer, noch steile Hügel giebt, so muß die Ideen-Vergesellschaftung, wenn man auf der Esplanade des Kreml steht, zunächst in den unabsehbaren minaretähnlichen Thürmen gesucht werden. Der auffallendste Charakterzug an der Stadt ist in der That die Menge und die eigenthümliche Gestalt der Kuppeln, die auf Thürmen oder Pfeilern stehen, schlank und hoch gleich Minarets emporragend von den Seiten oder Hauptheilen der Kirchen. Sie haben die Form einer Zwiebel, das breite Ende abwärts, und auf der Spitze erhebt sich stets ein vergoldetes oder plattirtes Kreuz. Diese Kreuze stehen oftmals in den Sicheln großer Halbmonde, welche die Tataren bei ihren siegreichen Einfällen in Rußland auf die Spitzen der Kreuze gestellt, die Russen aber, nach der Niederlage der Tataren, umgekehrt haben sollen. Diese auf den Kuppeln stehenden Cylinder sind wohl ohne allen Zweifel morgenländischen Ursprungs, wie ja auch die Kirchen den byzantinischen nachgebildet sind, nur modificirt durch die Phantasie der italienischen und deutschen Baumeister des Mittelalters. Die Kirchen sind meistentheils sehr klein und fassen nur einige Hundert Menschen — ein Umstand, der sich aus der Kälte des Klima's erklärt, das dem russischen Baumeister, welcher seine Kirche warm und behaglich zu halten wünscht, große Schwierigkeit macht. Aus der Kleinheit ergiebt sich die Menge der Kirchen und — Priester.

Viele dieser Kirchen sind auf dem Giebel mit pfeilerähnlichen Thürmen umringt, auf deren jedem eine birnartige Kuppel angebracht ist, mit einem das Kreuz tragenden Halbmond darauf; von der Mitte dieser Thürme erhebt sich ein großes Helmdach, auf dessen Gipfel wieder ein größerer oder kleinerer Thurm mit Kuppel, Halbmond und Kreuz auf seiner Spitze angebracht ist. Häufig sind den Kirchen noch besondere Glockenthürme beigegeben, deren einige die Kegelform haben, in kleinen Kuppeln und Kreuzen endigend, andere vielseitige, reich verzierte Pyramiden sind. Der Blick verwirrt sich in der unendlichen Mannigfaltigkeit dieser Glockenthürme, Minarets, Dome, Kuppeln und Thürme. Die ungeheuren Kreuze und Halbmonde sind durchaus reich vergoldet und plattirt und die Dome und Kuppeln ebenso kostspielig geschmückt. Einige der Kreuze sind mit vergoldeten Ketten

*) Vgl. Korrespondenz der Times (A. A. Z. 280).

an die Kuppeln befestigt, die Dome anstatt der Vergoldung hier und da grün, ultramarin oder tiefpurpurroth bemalt, so daß im Sonnenlicht die verschiedensten Farben zurückgeworfen werden.

Der Mittelpunkt dieses Meeres grüner, mit Domen und Thürmen erglänzender Dächer ist der Kreml — die eigenthümlichste Anhäufung von Kirchen, Palästen, Glockenthürmen, Zeughäusern, Schatzkammern, Curiositätensammlungen, Gallerien, Baracken und Paradeplätzen in der Welt. In früheren Zeiten lag ganz Moskau innerhalb der Mauern des Kreml, jetzt aber ist er für die kaiserliche Residenz und den Hof, sowie für die Leibwache des Kaisers vorbehalten. Die Mauern, welche je nach den Wellungen des Bodens von einander an Höhe verschieden sind, beschreiben ein unregelmäßiges Vieleck, dessen Winkel durch Thürme bezeichnet sind. Die Spitze der Mauern ist krenelirt, doch haben diese kein alterthümliches Ansehen, da sie aus Backsteinen erbaut sind; der weiße Anstrich ist an vielen Stellen geschwunden und zeigt dem Auge den rothen Stein. Die Häuser in Moskau sind theils von Backstein, theils von Holz erbaut. Der Backstein wird stets mit Stuck bedeckt, welcher hart, weiß, limonen- oder rosenfarbig angestrichen ist, was der Stadt ein reinliches, helles Ansehen giebt.

Im Jahr 1812 während der Besetzung der Franzosen und des allgemeinen Brandes hat der Kreml am wenigsten gelitten; erst bei ihrem Abzuge machten die Franzosen einen Versuch der Sprengung in der Nähe des Iwan Welikoi, um, wie man behauptete, jenen höchsten Thurm unter den zahlreichen Zinnen des ehrwürdigen Kreml zum Sturz zu bringen, was aber durchaus mißlang.

Dritter Abschnitt.

1. Die ungarischen Pußten und Dörfer.*)

Die ganze 200 □Meilen große Strecke zwischen der Donau und Theiß, von Pest bis Theresienstadt und Zombor hinab ist Sandebene, ohne Fluß, ohne Wald- und Obstbaum. Nur hier und da sind gleich den Oasen in der Sahara einzelne fruchtbare Striche mit wallenden Kornfeldern und grünen Wiesen, auf denen die zahlreichen Schaf- und Rinderheerden und die schnellfüßigen Rosse weiden. Keine gebahnten Wege und Straßen, nur Wagenspuren zeigen hier und da, wo am meisten gefahren wird. Meilenweit erblickst Du kein Haus, geschweige ein Dorf; endlos wölbt sich über Dir der blaugraue Steppenhimmel, dessen Wolkengebilde Dir den Anblick der Berge ersetzen, und dessen Luftspiegelung der Phantasie Fluß und See vorzaubern. Mit den Bäumen sind auch die leichtbeschwingten Sänger geschwunden, und nur die Haidelerche erhebt sich trillernd von der Grasfläche oder der Ackerfurche; hier und da sitzen vereinzelte Aasgeier auf ihrem Funde oder durchziehen Schaaren von Krähen die Gegend.

Die fern von Stadt und Land gelegenen, zu Ackerbau und Viehzucht benutzten Landstriche heißen „Pußten," vom slavischen pusty (leer), womit die Ungarn auch Wüsten und Steppen überhaupt bezeichnen. Sie sprechen von der Pußta Sahara, wie von der gesegneten, in den ungarischen Volksliedern gefeierten Pußta Hortabagy, im weiteren und engeren Sinne des Worts. Die Häuser der Pußta sind gewöhnlich von gestampfter Erde aufgeführt und mit Rohr gedeckt, welches in den ungeheuren Sumpfgegenden der Donau und Theiß in so großer Menge wächst, daß

*) A. de Gerando: Voyage en Transylvanie.

man es in diesen holzarmen Gegenden zum Heizen der Stuben und Backöfen verwendet. Weiter ab von den Strömen wird auch getrockneter, mit Stroh vermischter Kuhdinger als Feuerungsstoff gebraucht.

Von ihren slavischen Nachbarn haben die Magyaren (spr. Madjaren) den Ackerbau gelernt, aber ihre ursprüngliche Nomadennatur hat sich nicht verwischen lassen. Diese treuen Gefährten Arpad's*); seit einem Jahrtausend sind sie immer noch dieselben geblieben. Gleich ihren Vätern tragen sie immer noch denselben Schnurrbart, dieselben bespornten Stiefel; der friedsame Bauer zeigt Dir noch immer dasselbe kriegerisch-männliche Gesicht und denselben kriegerisch-trotzigen Gang. Auf dem Boden, den er als Soldat erobert hat, ist der Ungar Soldat geblieben; er lebt mit seinem Pferde noch immer wie ein Reitersmann. Schon der erste Anblick eines Dorfes zeigt Dir die Herkunft seiner Bewohner; man merkt, daß es ein kriegerisches Nomadenvolk war, welches sich da festgesetzt hat; — eine lange und breite Straße, durch eine Häuserreihe gebildet, deren Linie überall von gleicher Höhe, von gleichen Zwischenräumen durchbrochen ist, giebt dem Ganzen das Ansehen eines Lagers. Es sieht gerade so aus, als sollten beim ersten Signal diese Zelte abgebrochen werden, und als wollten die Einwohner ihre Pferde besteigen, um ein anderes besseres Land zu suchen und zu erobern. Die Kirche in der Mitte des Dorfes bezeichnet die Stelle, wo früher das Hauptzelt des Anführers stand.

Vergebens suchst Du in diesen Dörfern und Flecken nach Schatten; es scheint, als hätten die Ungarn aus ihrer asiatischen Heimath den erblichen Haß der Morgenländer gegen die Bäume auch in Europa nicht vergessen.

Wie bei den Städten des Orients befindet sich hier am Eingange jedes Dorfes der Gottesacker, aber ohne Zaun noch Mauer. Auf den Gräbern stehen geneigte Pfähle, und die Todten haben alle ihr Gesicht nach Osten gekehrt.

Es sind alle diese Flecken bloße Stationen, wo im Momente der Eroberung einzelne Theile des großen Heeres Halt machten. Wenn man Ofen, die Hauptstadt des Adels, und Pesth, die prächtige Handelsstadt, nebst ein paar neuangelegten Städten ausnimmt, so sind alle diese Häuserhaufen von 10,000, 20,000 und noch mehr Einwohnern trotz ihrer Größe doch bloße Dörfer mit breiten sandigen Straßen, in denen Hunderte von Pferden mit Bequemlichkeit galoppiren könnten. Nur die Zahl der Straßen ist vervielfacht.

Die Kleidung der Ungarn ist noch höchst eigenthümlich. Die Bauern tragen ein Hemd mit weiten Aermeln, das nur bis auf die Hüften reicht, und wenn es von dem Winde aufgehoben wird, den von der Sonne ge-

*) Die Magyaren oder Ugren, eine trefflich berittene Räuberhorde, vielleicht Nachkommen der Hunnen, waren zuerst aus Asien in das Land am Kaukasus gekommen, drangen dann weiter unter Almus bis nach Pannonien an die Ufer der Donau und Theiß vor und setzten sich hier, nachdem sie den Mährenfürst Swatopluk geschlagen hatten, unter Arpad, dem Sohne Almus, fest. (900 n. Chr.)

bräunten Rücken sehen läßt. Von den Hüften an beginnt das weite Beinkleid von Leinwand, gagya genannt, das in die Stiefeln geht. Die gagya wird vermittelst eines Riemens oder eines Tuches an den Leib befestigt, so daß der Bauch zurück und die Brust rund gewölbt hervortritt. Ueber die Schultern werfen sie die bunda, einen Pelz von Schaffellen. Ihr Kopf ist mit einer Mütze in der Gestalt eines tschako bedeckt, oder auch von einem Hute mit breiten Rändern. Die reichen Bauern und kleinen Edelleute tragen über die gagya noch eine engere Hose von Tuch, die mit Tressen besetzt ist und gleichfalls in die Stiefeln geht; ganz husarenmäßig ziehen sie den Dolman an und lassen den Pelz darüber hängen. Dieser Anzug hat eigentlich erst die Husarenuniform hervorgerufen. Der Riemen um den Leib hat sich in den reichen Gürtel umgestaltet und die Bunda in den kurzen goldgestickten Pelz.

Nach der Erzählung der alten Geschichtsschreiber trugen die Magyaren ursprünglich geflochtene, mit Bändern verzierte Haare; die sarmatische Sitte, den Kopf zu scheeren, ward unter den polnischen Königen eingeführt, hörte aber mit Eintritt der österreichischen Herrschaft auf; dann flochten die Ungarn abermals ihre Haare und ließen sie in langen Flechten herabhängen, eine Gewohnheit, welche die nach Frankreich von Ludwig XIV. berufenen Husaren noch beibehielten, als sie schon in ihrem Vaterlande abgekommen war. Heutzutage tragen Einige das Haar rund um den Hals abgeschnitten, Andere lassen es auf die Schultern herabhängen.

Die Frauen tragen ganz so wie die Männer schwarze oder rothe Stiefeln. Sie gehen in einem kurzen Unterrock, einem farbigen Leibchen und des Winters in einem Schafpelz; ihre Haare, die sie in Einer Flechte auf den Rücken fallen lassen, so lange sie Jungfrauen sind, knüpfen sie als verheirathete Frauen auf der Spitze des Kopfes zusammen.

Der magyarische Bauer übt in seinem Hause eine unbestrittene Gewalt aus. Er nennt seine Hütte und den Raum, der sie umgiebt, wäre er auch bloß fünf Fuß breit, stolz „mein Gut," seine Frau und Kinder „meine Leute." Ihrerseits spricht die Frau von ihm und zu ihm nie anders als „mein Herr" und dutzt ihn niemals.

Das Haus des magyarischen Bauers wird mehrere Male im Jahre geweißt. Ganz nach morgenländischer Art ist es selten, daß ein kleines Fenster auf die Straße hinausgeht. Die Stühle sind von Holz und sehr hoch; zwei, höchstens drei bereits gestiefelte und gespornte Kinder spielen am Herde. Der Ungar hält es für unwürdig, sein Haus mit den „Schreihälsen" anzufüllen.

Vier Jahr alt wird der Kleine schon auf ein Pferd gesetzt; er klammert sich mit seinen beiden kleinen Händen an die Mähne des Pferdes fest, und so bald er merkt, daß er festsitzt, bedenkt er sich nicht lange, das Pferd mit seiner Stimme anzuregen. An dem Tage, wo er galoppirt, ohne herunter zu fallen, spricht der Vater mit ernster Wichtigkeit zu ihm: „Ember vagy" — „Du bist ein Mann." Das stolze, edle Selbstgefühl,

welches einst seine Vorfahren belebte, ist noch vorhanden; das Wort „Ehre“ — „bestület“ kehrt oft in seiner Rede wieder; Alles, was er thut, ist bestület, eines Mannes von Ehre würdig. Wenn er Dich im Galopp eine ganze lange Poststation gefahren hat, spannt er seine Pferde aus, grüßt und wünscht Dir eine glückliche Reise. Du mußt ihn daran erinnern, ob er denn nicht ein Trinkgeld nehmen wolle, und wenn er es empfangen hat, ist er damit zufrieden, es mag wenig sein oder viel; er wird nie ein Mehreres fordern, denn das wäre nicht bestületes. Des Abends, wenn er sein Tagewerk vollbracht hat, raucht er, vor seiner Thür sitzend und den Schnurrbart streichend.

Wenn er auch der unumschränkte Gebieter in seiner Behausung ist, so behandelt er doch die, welche er „seine Leute“ nennt, mit vieler Güte; er ist wie alle Starke sanftmüthig. Nie mißhandelt er seine Frau, niemals zwingt er sie zu überschweren Arbeiten; sie weiß, daß sie an ihm einen Freund, eine Stütze, einen Beschützer hat, empfängt auch von ihm die zärtlichsten Namen „meine Rose, mein Stern“ u. s. f. Die magyarische Sprache ist gleich allen asiatischen mit Metaphern angefüllt, sehr bilderreich und anschaulich. Sie enthält eine Menge von Höflichkeitsformeln, die man an seine Nachbarn, seine Freunde, seine Gäste richtet. Wenn Du in irgend einem Dorfe Halt machst, so wirst Du aus dem Hause, vor welchem Du still hältst, alsbald den Bewohner desselben treten sehen, wie er seinen Hut abnimmt und Dir seine Gastfreundschaft anbietet. Wenn Du von ihm scheidest, wird er eine förmliche Dankrede an Dich halten und die Segnungen des Himmels auf Dich herabflehen; das Alles mit einer wunderbaren Leichtigkeit, Gefälligkeit und Würde, wie solche nur den Orientalen eigen ist.

Der Magyare ist gern Soldat, denn er folgt da nur seinem eigenen kriegerischen Naturtriebe; unter dem Feuer unerschrocken, wie der Franzose, ist er wie dieser geschickter zum Angriff als zur Vertheidigung. Am liebsten kämpft er zu Pferde, denn „lora termet a’ magyar“ — „der Ungar wird zu Pferde geboren,“ sagt ein altes Sprüchwort. Man kann auch wirklich sagen, daß diese Nation ihr Leben auf dem Pferde zubringt; sie hält den Mann für keinen Mann, der kein Reiter ist. Ihre Pferde, von der tatarischen Race, sind klein und mager; sie scheinen aus lauter Athem zusammengesetzt zu sein, denn sie laufen mit unglaublicher Ausdauer und Behendigkeit, ohne Eisen, oft ohne Gebiß, ohne anderes Geschirr als einen einfachen Strick, der einmal um ihre Brust gewunden ist. Sie stampfen ungeduldig mit ihren Hufen den Boden, bis sie das Wort ne ihres Reiters vernehmen, um wie der Wind davon zu brausen. Jedesmal, wenn ihr Herr zu ihnen spricht, heben sie den Kopf in die Höhe und bewegen die Ohren; nur sehr selten kommt er in den Fall, sie zu schlagen; er begnügt sich, mit der Peitsche einen Kreis um ihren Kopf zu beschreiben.

2. Heerden und Hirten.

Die Pferdeheerden, welche die Steppen bevölkern, leben ausschließlich in der freien Luft; sie werden von dem Csikos (Tschikosch) gehütet, d. h. von dem kühnsten Reiter. Die Thiere verbleiben mehrere Jahre lang in ihrem halbwilden Zustande bis auf den Tag, wo die Zähmung festgesetzt wird. Eines Morgens sucht sich der Csikos ein Pferd aus, das ihm gefällt; freundlich zu ihm sprechend, geht er ihm immer näher, die eine Hand ausstreckend, als wollte er es liebkosen. Das Thier blickt den Menschen von der Seite an, als ahnte es die Gefahr für seine Freiheit; es dehnt seine Nasenlöcher aus und sträubt seine Mähne, sobald es die Hand auf seinem Nacken fühlt, es ist im Begriff die Flucht zu ergreifen.... aber der Csikos hat seine Mütze ins Gesicht gedrückt, die Zähne zusammengebissen und sitzt schon auf dem Rücken des Pferdes, ehe noch dasselbe sich in Bewegung gesetzt hat. Nun beginnt zwischen dem Thiere und seinem Reiter ein furchtbarer Kampf. Ueberrascht und bestürzt macht das Thier verzweifelte Versuche, die ungewohnte Last abzuschütteln: es bäumt sich, springt seitwärts und rückwärts — Alles vergeblich, der Csikos stößt in regelmäßigen Zwischenräumen seinen Mund voll Tabaksrauch aus in geduldiger Erwartung, bis es dem Thiere gefällig ist, ein Ende zu machen. Es wirft sich endlich auf die Erde, aber in dem Augenblick, wo es sich bückt, zieht der Reiter seine Beine empor, bleibt dabei immer im Gleichgewicht, und wenn das Pferd wieder aufspringt, trägt es den Mann nach wie vor auf seinem Rücken. Nun schießt es wie ein Pfeil vorwärts, es will der unerträglichen Last entfliehen, und bietet seine letzten Kräfte auf, um zu entkommen. Das hatte der Csikos eben erwartet. Er schaut nach der Sonne, merkt sich die Richtung, in welcher sein Renner die nackte Steppe durcheilt, und läßt ihn laufen. Ist das Pferd erschöpft, so fällt es nieder; dann legt ihm der Reiter das Gebiß ein, läßt es sich wieder erholen und führt es zahm und geduldig zurück.

Es ist ganz charakteristisch für den ursprünglich nomadischen Magyaren, daß er einen so großen Reichthum von Worten für die Viehzucht hat. Während der Kuhhirt eines Dorfes schlechtweg Csordas genannt wird (von Csorda, die Heerde), heißt der, welcher die Rinderheerden der Pußten, vornehmlich die zur Mast bestimmten Ochsen hütet, der Gulyas (Guljahsch), von Gulya, die Rinderheerde. Die Gulyasen sind starke, stämmige Burschen, die auch den Kampf mit dem wüthendsten Stiere nicht scheuen. Die ungarischen Rinder sind hoch und schlank gebaut, aus ihren Augen leuchtet ein lebhaftes Temperament; werden sie in der Hitze von Insekten geplagt, so rennen sie wohl im schnellsten Lauf wild nach allen Richtungen. Aber der Gulyas macht sich aus der nächsten besten Pferdeheerde beritten und rennt ihnen nach, und mit Hülfe der drei Klafter langen Peitsche und der nie fehlenden Hunde sind die Flüchtigen bald wieder

vereinigt. Man sieht diese Gulyasen auch wohl in eine Rinderheerde hineinreiten, ein schweres einjähriges Kalb beim Schwanze packen und es mit einem Ruck in den Sattel heben.

Die Lieblingsspeise dieser Hirten, das Gulyasfleisch, ist zugleich eine ungarische Nationalspeise und wird aus klein geschnittenen Stücken Rindfleisch (auch wohl Schöpsenfleisch) mit Speckwürfeln gemischt, was man zusammenschmoren läßt, bereitet. Als Gewürz dient der rothschotige spanische Pfeffer Paprika (capsicum annuum), der in so reichem Maaße hinzugethan wird, daß es dem ungewohnten Gaumen wie Feuer dünkt.

Der Schafhirt der Pußta heißt Juhasz (Juhaßß) von Juh, das Schaf. Die Juhaszen sind unter allen ungarischen Hirten die gutmüthigsten und vergnügtesten; sie spielen vorzüglich den in Ungarn so beliebten Dudelsack oder eine Art Pfeife, welche Furolya genannt wird. Der langsamen Gangart ihres Wollenviehes entsprechend reiten sie auf einem Esel, der bei gutem Wetter auch die zottige Bunda trägt, welche zugleich Mantel, Matratze und Deckbett ist. Stundenlang schauet der Juhasz auf seinen Stock gelehnt der weidenden Heerde zu, schnitzt auch wohl zum Zeitvertreib Löffel oder strickt Strümpfe. Die Pfeife darf ihm aber nicht ausgehen, und er spricht auch wohl den vorüberziehenden Wanderer um Feuer oder eine Pfeife Tabak an. Seine treuen Begleiter sind die großen, langhaarigen, weißen Schäferhunde, vor denen die Wölfe mit Recht so großen Respekt haben. Man glaubt, daß die Magyaren diese Hunderace aus dem nördlichen Asien mitgebracht haben, da sie große Aehnlichkeit mit den sibirischen Hunden zeigt.

Auf 80 bis 100 Schafe kommt ein Schäfer; da man nun im Ganzen wohl 17 Millionen Schafe in Ungarn zählt, so ist die Zahl der Juhaszen nicht gering.

Etwas verrufen sind die Kanaszen*) oder Schweinehirten, wilde Gesellen, die einen weißen, aus Kotzentuch verfertigten Mantel tragen, der mit rothem Tuch gefüttert ist und „Szur" genannt wird. Von ihren Schläfen hängen die schwarzen Haarzöpfe herab, auf die sie täglich viel Sorgfalt und Schweinefett verwenden. Als beständige Handwaffe dient ihnen die „Balta," ein kurzstieliges Beil, das sie mit großer Sicherheit werfen, und womit sie im Bakony-Walde früher auch wohl manchen Reisenden umgebracht haben mögen. Wollen sie ein Schwein aus einer Heerde rauben, so saust die Balta dem ausersehenen Opfer ins Genick. Wegen der Eichelmast sind die Schweineheerden im Bakony-Walde besonders zahlreich, doch werden sie auch in die slavonischen Wälder aus den angrenzenden Komitaten Ungarns getrieben.

Unter den Kanaszen ist der Kastengeist besonders ausgebildet, und sie halten eine Art Vehmgericht über diejenigen, welche nicht in Allem fest an ihren Gebräuchen und Gerechtsamen halten. Auch haben sie bestimmte

*) Kan — das männliche Schwein.

Plätze im Lande, wo sie zusammenkommen, um sich über ihre Angelegenheiten zu berathen und mit denen einen Kontrakt zu schließen, die ihrer Dienste bedürfen.

3. Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.*)

Land und Volk.

Mit mancherlei Vorurtheilen tritt gewöhnlich der Fremde in Ungarn ein. Je nachdem nun diese günstig oder ungünstig sind, je nachdem ist auch der Eindruck, den er empfindet, wenn er zum ersten Mal in diese Länder kommt. Wer es sich so gedacht, als ob darin Milch und Honig fließe, der wird sehr enttäuscht, wenn er von der westlichen oder nördlichen Seite kommt und in den Karpathen ein rauhes Klima, magere Vegetation und eine arme Bevölkerung findet. Erst wenn er dann wieder vordringt bis auf die fruchtbaren Ebenen, dann gewahrt er den großen Reichthum der Natur, welcher noch zum größten Theil in der Erde schlummert. Er kostet, wenn er einen Rasttag hält, den Nektar des Landes, das „trinkbare Gold," den feurigen Ungarwein. Aber oft wird er enttäuscht, wenn er statt des erwarteten Nektars ein Getränk bekommt, womit man seine Feinde quälen könnte, namentlich in den Dorfwirthshäusern, die herrschaftlich und verpachtet sind, wo der Pächter genöthigt ist, seinen Wein nach einer bestimmten Taxe vom Grundherrn zu nehmen, der ihm gerade die Sorten giebt, die sonst nicht anzubringen sind.

Tritt man in Ungarn von Hradisch in Mähren ein, über Skalitz, so wird man, mit eigner Equipage und einem Kutscher in Livree fahrend, von der Thorwache mit angezogenem Gewehr salutirt. Stadtsoldaten, gut montirt und mit martialischem Ausdruck, versehen die Wache, gestatten es sich aber, unter dem Gewehr gemüthlich ihr Pfeifchen zu rauchen. Die Revision, welcher sich jeder Reisende auf der Grenze unterwerfen muß, ist sehr streng, denn Ungarn ist gegen die österreichischen Grenzländer strenger abgesperrt, wie diese gegen fremde Staaten. Ehe wir Skalitz verlassen, wird, da eben die Uhr geschlagen, unsere Aufmerksamkeit nach dem Thurme hinaufgerichtet, auf dessen Plattform der Wächter die Trommel rührt, was dasselbe ist, wie in Deutschland an einigen Orten die Trompete auf dem Thurme bei jedem Stundenschlage.

Bei Holitsch machen wir die erste Bekanntschaft mit einer Zigeunerbande, welche hier ihre Hütten aufgeschlagen, woraus ein Heer von ganz und halb nackten Kindern uns bettelnd nachläuft und uns so lange verfolgt, bis es eine Gabe erzwungen hat.

Haben wir endlich die Karpathen im Rücken und kommen nach Tyrnau, so finden wir uns in eine freundliche, gut gebaute Stadt versetzt, in welcher wir in Deutschland uns zu befinden wähnten, wenn uns nicht das alsbald hervortretende slavische Wesen eines Andern belehrte. Ueberhaupt

*) Nach J. G. Elsner. Vergl. „Ausland" 1845. Juli.

geht von hier das Gemisch der Nationen schon an, welche Ungarn bewohnen; denn bald kommt man in slavische, bald in ungarische, bald in deutsche Dörfer; in manchen ist die Bevölterung von allen drei Nationen zusammengesetzt. Die Juden spielen in diesem Völkergemisch eine nicht unwichtige Rolle. Zwar sind sie meistentheils verachtet und zurückgesetzt, aber sie wissen sich Geltung und Wichtigkeit namentlich bei Denen zu verschaffen, welche sie am verächtlichsten behandeln, und das sind die Adeligen. Die Mehrzahl derselben befindet sich fast immer in Geldverlegenheiten, und die Kinder Israel müssen diesem Mangel abhelfen.

Je tiefer man hinabkömmt, um so mehr tritt der Charakter des Landes hervor: unabsehbare Ebenen mit dem reichsten und fruchtbarsten Boden dehnen sich vor dem Blicke aus, zahlreiche Viehheerden bedecken die Pußten, und es geben insbesondere die weißen Rinder mit ihren mächtig langen, hübsch geformten Hörnern einen schönen Anblick.

Dem Deutschen erscheint es unbegreiflich, daß die Bevölkerung auf diesen fruchtbaren Ebenen so gering ist, daß er oft viele Meilen weit fahren muß, bevor er in eine Ortschaft kommt; es macht einen traurigen Eindruck auf ihn, wenn er diese ungeheuern, mit dem besten Boden begabten Strecken unangebaut und mit so wenigen Gräsern und Kräutern bewachsen sieht, daß das Vieh nur eine magere Weide, und auch diese nur im Frühjahr darauf findet, weil im Sommer Alles vertrocknet.

In Ungarn ist beides, Armuth und üppiger Reichthum, vereint, wie denn überhaupt die entlegensten Gegensätze sich in diesem Lande begegnen. Im Süden, an der untern Donau, hat dasselbe ein fast italienisches Klima, im Norden an den Karpathen fast ein sibirisches, so daß es keine Seltenheit ist, daß, wenn dort die Ernte beinah reift, hier die Frucht erst aufgeht; daß, wenn man dort mit Bequemlichkeit zwei Ernten in einem Jahr gewinnen kann, man hier oft genug die eine nicht einbringt. Im Süden kommen zwar auch zuweilen strenge Winter vor, aber sie gehen rasch vorüber, und die Vegetation tritt mit einer Kraft und Ueppigkeit hervor, wie man es sich kaum vorstellt. Im Norden dauert der Sommer nur wenige Monden, ist auch, außer in geschützten Thälern, meist feucht und kühl, und die Vegetation entwickelt sich in dem Gebirgslande langsam. Hier versagt die Natur fast Alles, während sie dort ihr volles Füllhorn ausgeschüttet hat. Wenn man die Menschen und Thiere beider Enddistrikte neben einander stellte, so würde man sie nicht für Bewohner eines und desselben Vaterlandes ansehen. In den reichen Marschländereien der Donau- und Theißniederungen herrscht, mit seltenen Ausnahmen, fast dauernd ein Ueberfluß, mit dem man die größte Verwüstung treibt; dagegen leiden die Ein- und Umwohner der Karpathen nicht selten den drückendsten Mangel, erliegen wohl gar der Hungersnoth. Der Mangel an gebauten Straßen und an Kommunikationsmitteln überhaupt sperrt die Gegenden von einander ab, so daß für die einen der Ueberfluß ebenso ein Uebel wird, wie für die andern der Mangel.

Der ungarische Bauer hat in seinem oft sehr geräumigen Gehöfte keine Scheuern, weil er sich nicht die Mühe nimmt, sein Getreide einzufahren, sondern es gleich im Freien in Haufen, „Triften" genannt, aufstellt. Hier läßt er es von seinen Pferden austreten. Wie viel dabei oft verwüstet wird, läßt sich denken.

Auch in den Städten zeigen sich die größten Kontraste. Pesth ist eine fast aus lauter Palästen zusammengesetzte Stadt, eine der schönsten in ganz Europa. Welch eine Kluft aber zwischen ihr und den kleinen Landstädten! Ich will eine von den letzteren, deren es in großer Menge giebt, nur mit wenigen Umrissen zeichnen. Drei Meilen von Arad liegt das Städtchen Symany (Schimani). Wenn man dasselbe betritt, so hat man auf einem von Koth zusammengeworfenen Damme, der zugleich als Straße gilt, sehr aufmerksam zu balanciren, damit man nicht in die neben demselben sich hinziehenden Lachen und Sümpfe geräth, wo man in flüssigen Koth versinken und Gefahr laufen würde, zu ersticken. Zur Rechten und Linken stehen einzelne Hütten, von denen eine immer noch erbärmlicher ist als die andere. Häuschen mit Erdgeschoß, deren Wände von gestampfter Erde und etwas mit Kalk übertüncht sind, erscheinen hier als Paläste, zumal wenn sie noch grüne Jalousien vor den Fenstern haben. Auf dem Platze (Markte) sieht man mehrere Schlammgruben, in denen an den Markttagen die Schweine sich gütlich thun. Neben einer derselben ist das Rathhaus, ähnlich einer Hirtenwohnung in einem deutschen Dorfe. Die ganze Stadt besteht aus zwei Gassen, die sich auf dem Markte durchkreuzen, und in der Bodenlosigkeit des Weges wetteifern. Bei nasser Witterung schleift der Wagen auf den Achsen fort, weil die Räder keinen Grund finden, auf dem sie eingreifen und sich umdrehen könnten. — Wie aber, fragt man, kommen da die Fußgänger fort? Wer nicht stark und kräftig ist, der wagt sich nicht heraus, und es tragen Männer und Frauen große juchtene Kothstiefeln, in welchen sie den Feind überwinden. Gewohnheit macht übrigens die Sache erträglich.

Wer aber glauben möchte, ich hätte übertrieben, der komme nur in eine solche Stadt, und er wird noch Manches hinzuzusetzen finden.

Reist man von Pesth weiter nach Osten, so kommen schon Szenen, die gar nicht mehr europäisch sind und den sonderbarsten Eindruck machen. Da sieht man z. B. Karavanen von Fuhrwerk, das von lauter Wallachen besetzt ist. Der Habitus dieser Menschen ist so eigenthümlich und hat so viel Aehnlichkeit mit dem, wie man sich die Wilden in Amerika denkt, daß man im Anfang ganz in ihren Anblick sich vertieft. Man tritt zu diesen Menschen voller Furcht und Mißtrauen heran, findet aber bald, daß sie viel Gutmüthigkeit besitzen, ja noch ehrlicher sind, als viele sehr civilisirte Leute.

Ist man auf einer und derselben Ebene zwei Tage lang im vollsten Galopp gefahren, dann empfindet man ein wahrhaftes Wonnegefühl, einmal wieder Berge zu erblicken. Sobald man den ersten Gebirgskranz überschritten hat, tritt man in ein neues, von Ungarn gänzlich verschiedenes

Land — Siebenbürgen. Enge Pässe führen in dies romantische Bergland, wo noch Bären und Wölfe hausen, wo die Bergeshäupter noch im Schnee erglänzen, wenn auf der Ebene schon die Ernte naht, wo man Zuflucht findet vor dem Staube und der Hitze der Pußten, und das Auge sich wieder erquickt an dem saftigen Grün der Bergwiesen und an einer frischblühenden mannichfaltigen Flora.

Das Volk ist arm, aber fröhlich und heiter. Sorgloser können selbst die Wilden nicht sein, als die Wallachen. Wird ihm eine reichliche Ernte zu Theil, so sieht der Wallache das als eine Fügung des Himmels an, der Ruhe und dem Müssiggange sich zu überlassen. Da darf man sich nicht wundern, wenn die Dörfer nur nothdürftige Hütten sind und allenthalben die bitterste Armuth sichtbar ist. Uebrigens hat dieser Volksstamm außerordentlich wenig Bedürfnisse, und solche, die leicht zu befriedigen sind. Was mir an den Ortschaften der Wallachen gefiel, und was sie vor denen der Magyaren auszeichnet, das sind die Obstgärten. Ueberall, auch um die elendesten Hütten, zieht sich ein Gärtchen mit Obstbäumen, wo bei den Ungarn Alles kahl und öde ist. Die Pflaumen (Zwetschen) pflegt man vorzüglich, denn sie geben den Stoff zu dem beliebten Slibowitz (Zwetschenbranntwein), den man in jeder Haushaltung selbst zubereitet. Daher ist auch die Trunkenheit — ohnedies eine Leidenschaft der Wallachen — in den Jahren am größten, wo die Zwetschen gut gerathen.

In einem Dorfe an der Marosch in Siebenbürgen, einem Grafen gehörig, wurden Schafe gewaschen; die dabei angestellten Wallachen und Zigeuner waren alle sehr munter und betrachteten die Sache als ein Fest. Da die Schafe Thiere von edlem Blute waren, so mußte große Sorgfalt auf sie verwendet werden, welche die Leute aber, da sie bereits anfingen von dem gespendeten Branntwein berauscht zu werden, mitunter aus den Augen setzten. So kam es denn, daß ein edler Widder aus der Reihe ging und in den Strom gerieth, von welchem er fortgetrieben wurde. Kaum sah ich dies, als ich einem dabei befindlichen deutschen Schäfer zurief, ihm nachzugehen; er getraute sich aber nicht, weil er des Schwimmens unkundig war. Da wandte ich mich rasch an einen alten, nicht weit von mir im Wasser stehenden Zigeuner, zeigte ihm einen Zwanziger als Prämie, und im Nu stürzte er sich in den Strom, kam dem Widder nach, erfaßte ihn bei den Hörnern und brachte ihn im Triumph heraus. Der Jubel seiner Kameraden war groß, aber alle beneideten ihn um den erhaltenen Preis, und man sah es ihnen an, daß, hätten sie anders gekonnt, sie noch mehrere der edeln Thiere hätten in den Strom treiben lassen, um eine gleiche Prämie zu gewinnen. Nach vollendeter Wäsche belustigten sie sich damit, einander ins Wasser zu werfen. Da mehr Wallachen als Zigeuner waren, und diese von jenen geringschätzig behandelt werden, so wurden von ihnen mehrere an Händen und Füßen gefaßt und platt ins Wasser geworfen, so daß sie tief untertauchten und oftmals weite Strecken mit dem Strome trieben. Dennoch gerieth keiner in Gefahr zu ertrinken. Indeß mußte auch

mancher Wallach das kalte Bad nehmen, wenn ihn die Zigeuner unerwartet angriffen und über Hals und Kopf in den Fluß warfen. Sieht man diese Menschen in ihrer äußern Erscheinung, so hält man sie für elend und bedauernswerth; beobachtet man sie aber in ihrem Leben und Treiben und sieht den überall herschenden Humor, so möchte man sie fast beneiden.

In den Dörfern selbst duldet man die Zigeuner nicht, sondern gestattet ihnen nur, sich außerhalb in der Nähe derselben anzusiedeln, wo sie sich Erdhütten bauen, die sie oben mit Baumzweigen, Maisstroh und Erde bedecken. Sie wählen dazu gern Hügel und lehnen sich an dieselben, indem sie sich gleich Hamstern hineinarbeiten. Diese Hütten sind immer sehr zahlreich bewohnt, und es haust darin Alles durcheinander, Jung und Alt, Mensch und Vieh.

Die größeren Städte dieses Landes fand ich, wenn auch nicht eben schön gebaut, doch schön gelegen. Die Hauptstadt Klausenburg, am Fuße des Gebirges in einem reizenden Thale gelegen, mit dem ganz malerisch auf einem Felsen thronenden Schlosse, fand ich sehr belebt, und ich hatte anfangs Mühe, ein Unterkommen in einem Wirthshause zu finden. Endlich führte mich mein guter Stern vor das Thor, und da fand ich denn eine ganz komfortable Herberge, gute Küche, ein reinliches Zimmer und eine hochgewachsene hübsche Wallachin als Stubenmädchen. Ich hatte von dem Wohlklange wallachischer Lieder gehört, und bat daher meine Kellnerin, mir eins zu singen. Ohne sich zu zieren, bemerkte sie blos, es werde sehr schlecht ausfallen; sie sang aber mit einer klaren und vollen Stimme so anmuthig, daß ich ihr Stunden lang hätte zuhören können. Die Aehnlichkeit der wallachischen Sprache mit der italienischen macht auch den Gesang in ihr für das Ohr sehr wohlklingend.

Sehr romantisch liegt Thorda (Thorenburg), und es nimmt sich diese Stadt in der Ferne besonders schön aus, so häßlich und schmutzig sie auch in ihrem Innern ist. Viel kleiner als Klausenburg, ist sie auch weit weniger belebt, und gleicht, namentlich wegen der großen Viehheerden, denen man zur Zeit des Austreibens begegnet, mehr einem Dorfe als einer Stadt. Zu den Zeiten der Römer war sie aber ein wichtiger Platz, und man stößt in ihr allenthalben auf römische Alterthümer.*) Reist man weiter gegen Süden, so kommt man bei Karlsburg in die Nähe der reichen Gold- und Silberbergwerke, in denen noch unermeßliche Schätze verborgen liegen, welche zwar angesprochen, aber bei weitem nicht in dem Grade ausgebeutet werden, als sie es verdienen. Der Bergbau ist hier noch in seiner Kindheit. Oft sind schon große Stücke von gediegenem Gold und Silber hier gefunden worden. Die österreichische Monarchie ist bis zu ihren äußersten Enden mit Schätzen gesegnet, welche, da man erst anfängt, sie zu benutzen, noch für eine späte Zukunft ausreichen und sich nützlich machen werden. Im Osten

*) Die weltbeherrschenden Römer hatten auch in diesem fernen Lande, von ihnen Dacia genannt, ihre siegreichen Adler aufgepflanzt. Die Provinz Ungarn hieß Pannonia.

von Thorda giebt es Salzberge, die wie abgespülte Felsen zu Tage stehen und Millionen von Zentnern Salz enthalten. Die reichfließende Sole wird aber von einer Regierungswache in Beschlag genommen, und die Umwohner dürfen nur an gewissen Tagen ihre Krüge füllen, um ihren nothwendigen Bedarf zu decken.

In den Thälern und an den Bergabhängen machen die überall zerstreuten kleinen Häuschen einen sehr freundlichen Eindruck. Sie werden von Feldhütern bewohnt, die zugleich Bienenwirthe sind. Denn es ist die Bienenzucht sehr einträglich, und könnte es im Großfürstenthum noch mehr sein, wenn sie besser betrieben würde.

Kommt man ins Land des echten Husarenvolkes der Szekler, die vielleicht die Ureinwohner des Landes sind, so erstaunt man über die Ordnung und Reinlichkeit, die man allenthalben findet; auch wird man überrascht von den vielen mineralischen Quellen, die meistentheils sehr stark sind. Man fühlt eine besondere Genugthuung, wenn man diesen kräftigen, kernigen magyarischen Volksstamm, der wie zum Soldaten geschaffen ist, aus eigener Anschauung kennen lernt.

Aber vor Allem wohlthuend ist der Eindruck, den das Land der Sachsen auf den deutschen Reisenden macht. Ist auch der Boden nicht gerade der fruchtbarste, so bringt ihn doch Fleiß und Mühe zu einem guten Ertrage. Ueberall bemerkt man Wohlhabenheit und Behaglichkeit, was neben dem so eben gerühmten Fleiße von der persönlichen Freiheit abzuleiten ist, die hier ein Jeder genießt. Es sind aber die hiesigen Deutschen weniger den Sachsen als den Württembergern und Baiern an Sprache und Sitte ähnlich, stammen auch wohl ursprünglich zum großen Theil aus beiden Staaten und heißen nur deßhalb Sachsen, weil man in Siebenbürgen alle Deutschen mit diesem Namen beehrt, wie man sie in Ungarn ohne Ausnahme Schwaben nennt. In Hermannstadt fühlt man sich ganz nach Deutschland versetzt, und zwar in seine besten Gegenden. Die Stadt ist gerade nicht prachtvoll gebaut, sie hat das Ansehen einer alten deutschen Mittelstadt, spricht aber sehr durch die Gemüthlichkeit seiner Bewohner an, die in den gebildeten Klassen fast alle aus Deutschen bestehen. In den untern Klassen findet man viele Wallachen, auch Zigeuner fehlen nicht. An Sonn- und Festtagen herrscht hier ein Leben, wie in den volkreichsten Gegenden Deutschlands, und es fehlt nicht an Vergnügungen aller Art, wozu unter Anderm auch Gesellschaftsgärten, in denen im Sommer Konzerte gegeben werden, gehören. Man vergißt hier völlig, daß man an der Grenze des civilisirten Europa ist.

Geselliges Leben.

Gastfreiheit ist ein Hauptzug im Charakter des echten Magyaren, obgleich sie in neuerer Zeit sehr in Abnahme kommt, besonders bei Denen, welche man Magyaromanen*) nennen muß. Sonst aber und bei den Mei-

*) Magyaromane, Czechomane u. s. w., der die „Manie" hat, Magyare oder Czeche sein zu wollen, und seine Nationalität ohne Rücksicht auf andere geltend macht.

sten ist noch jetzt der Fremde mit Liebe und Zuvorkommenheit aufgenommen, und er wird, wenn er auch nur wenige Tage verweilt, ein Mitglied der Familie. Ohne allen Zwang kann er sich bewegen, alle steifen Formen sind verbannt.

Im westlichen Theile des Landes ist im geselligen Leben manche Sitte aus Deutschland angenommen worden, im östlichen aber, und besonders im Banat, wo viele Serben in früherer Zeit einwanderten und Landbesitz erlangten, trifft man vieles Orientalische.

Ich hatte in Wien die Bekanntschaft eines ungarischen Magnaten gemacht, dessen Besitzungen an der Gran gelegen sind. Als ich ihn auf seinen Gütern besuchte, ward ich sogleich als Freund vom Hause aufgenommen; es ward mir mein Zimmer angewiesen und mir ganz überlassen, wann ich dort verweilen oder mich in den Familienkreis begeben wollte. Das ganze Hauswesen war auf deutschen Fuß eingerichtet, und auch die Dienerschaft trug nur an Gallatagen ungarische Tracht. Wie in Oesterreich ward der Früh- und Nachmittagskaffee, „die Jausen" (Vesperbrot) gemeinschaftlich im Eßzimmer genommen. Des Abends besuchte gewöhnlich der Pfarrer des Orts den Grafen, unterhielt ihn und las ihm die Zeitung vor, versteht sich, die Augsburger Allgemeine, die bis an die äußerste Grenze von Ungarn wandert. Bei Tische mußte man dem Grafen im Trinken Bescheid thun, und es verdarb ihm die Laune, wenn dies nicht geschah. — Ich reiste nach Belieben in der Umgegend umher, kam wieder, wann und zu welcher Tageszeit es mir beliebte, und fühlte mich ganz wie in meiner eigenen Wohnung. Einstmals kam ich durch ein eingegangenes Geschäft in Geldverlegenheit; kaum ward das dem Grafen bekannt, so bot er mir seine Kasse an, und ich mußte ohne lange Erörterung davon Gebrauch machen.

Später führten mich meine Geschäfte nach Niederungarn. Hier trat ich in das Haus eines jungen, reichen Kavaliers, und fand in der ganzen Einrichtung desselben viel Morgenländisches. Als ich ankam, war der Grundherr mit einer großen Anzahl von Gästen auf der Wolfsjagd. Zwar mochte die Dienerschaft von meiner muthmaßlichen Ankunft unterrichtet sein, aber der vielen Angekommenen wegen war nur noch ein kleines Zimmer unbesetzt geblieben, das mir sogleich eingeräumt wurde. Im Gesellschaftszimmer, worin zur Unterhaltung der Gäste ein Billard aufgestellt war, liefen den Wänden entlang gepolsterte, niedrige Bänke, deren auch einige einen Tisch umgaben; daneben standen einige schön gepolsterte Lehnstühle, auf denen ein paar junge Magyaren sich nachlässig dehnten, ohne von meinem Eintreten Notiz zu nehmen. An diese Lebensweise noch nicht gewöhnt, blieb ich eine Weile stehen, in der Erwartung, man werde mich zum Sitzen nöthigen. Vergebens! Da entschloß ich mich kurz und streckte mich auf eine der weichgepolsterten Bänke aus. Das gefiel den beiden jungen Edelleuten, und nun erst hatten sie die Ueberzeugung gewonnen, mit mir auf gleichem Fuße verkehren zu können, ohne sich etwas zu vergeben. Als endlich die Jagd heimkehrte, ward es lebendig, nicht anders, als wenn

ein fremdes Kriegsheer anrücke. Pfeifen, Hundegebell, Singen, Lärmen, Alles bunt durcheinander. Die Lakaien rannten gegen einander und zankten sich weidlich, ohne daß ihre Herren darauf achteten. Endlich trat einige Ruhe ein, und nicht lange darauf sah ich den Besitzer des Schlosses, den ich noch nicht persönlich kannte, in meinem Zimmer. Er begrüßte mich ohne alle Ceremonie, aber mit freundlicher Herzlichkeit, und führte mich dann bei der Gesellschaft ein, in der er mich nur einigen älteren Herren vorstellte. Nach einer Weile ging es zur Tafel. Von der Treppe an bis in den Speisesaal machte eine reich galonirte Dienerschaft Spalier. Ein jeder der Gäste suchte sich seinen Nachbar und nahm an der Tafel Platz, wo es ihm beliebte. Ich wurde bald mit meinen Tischnachbarn so bekannt, als hätte ich seit Langem mit ihnen die vertrauteste Bekanntschaft gepflogen. Uebrigens hätte ich auch ohnedies keine Langeweile fühlen können, da die Abwechselung der Speisen und des Weins, die beide fortwährend geboten wurden, Unterhaltung genug gewährten. Wenn ich sage, daß zu Ende des Mahls jeder Gast zehn Gläser an seinem Gedecke stehen hatte, so weiß man, wie viel Weinsorten servirt worden waren. Und dennoch Keiner eigentlich berauscht, weil die äußerst lebhafte Konversation keinen Rausch aufkommen ließ. Nach aufgehobener Tafel durchzog die Gesellschaft die Appartements des Hausherrn und ergötzte sich an den dort vorhandenen Skulpturen und Malereien.

Viele von den Kavalieren im Banate gehen im Winter nach Pesth oder auch nach Wien. Die es nicht so weit treiben wollen oder können, beziehen während dieser Jahreszeit ein Quartier in Temesvar. Diese, obgleich die Hauptstadt im Banate, ist doch nur eine Mittelstadt zu nennen. Doch fehlt es ihr keineswegs an Unterhaltung. Der dasige Aufenthalt ist aber nicht wohlfeil, denn ein Logis von fünf bis sechs Zimmern, die nicht einmal viel Komfort bieten, kostet monatlich 40—50 Fl. Konventionsmünze (circa 35 Thaler preuß. Kour.). Nur die einfachsten Lebensmittel, Brot und Fleisch, sind wohlfeil; alles Andere, selbst Gemüse, ist theuer. Man findet dies überhaupt in ganz Ungarn, daß überall, wo nur etwas Industrie im Spiele ist, auch theuer bezahlt werden muß.

Zum Kauf- oder Gewerbsmann ist der Ungar (Magyar) weder geneigt, noch geschickt, daher findet man ihn auch nur selten in den großen Städten in diesem Stande. Hier hat überall der Deutsche sein Feld, was er an vielen Orten mit den Slaven theilt. Für den Magyaren ist dies Fach zu mühsam, und er befindet sich wohler auf seinen weiten Ebenen, wo die Natur für ihn arbeitet, und er nur die Früchte zu sammeln braucht.

Sittliches Leben.

Was äußere Zucht und Sitte betrifft, so herrscht in Ungarn weit mehr Freiheit und Ungebundenheit als in Deutschland, aber keineswegs weniger Moralität; es ist nur die größere Natürlichkeit, die sich hier unbefangener

und freier äußert, während in civilisirteren Ländern sich oft hinter der glatten, abgeschliffenen Außenseite ein schlechter, verdorbener Kern verbirgt.

Das Laster der Trunkenheit herrscht in Ungarn weniger als in Deutschland, was man ganz besonders dann beobachten kann, wenn die Bauern von Wochenmärkten nach Hause zurückkehren. Leider fängt man jetzt in Ungarn an, sich an das Trinken des Branntweins anstatt des Weines zu gewöhnen, und es werden von Jahr zu Jahr immer mehr Branntweinbrennereien errichtet. Da nimmt denn auch das Laster der Trunkenheit mehr und mehr überhand. Allerdings ist der Wein, wie ihn das gemeine Volk trinkt, meistentheils von der Art, daß sein Genuß wenig Vergnügen gewährt, und daß er eher krank macht, als berauscht. Deßhalb zieht man den Branntwein vor. In Niederungarn wird namentlich viel Slibowitz gebrannt und getrunken.

So wie im Rausche jeder Mensch sein inneres Wesen nach außen kehrt, so hat auch jede Nation ihre Eigenthümlichkeit darin. Der Magyar ist großsprechend und abstoßend, wenn er betrunken ist, und schimpft auf Alles, was nicht ganz in seinem Sinne ist, kommt darüber auch leicht zu Händeln, obwohl er dieselben eher vermeidet, als sucht. Der Deutsche bleibt sich und seinem Charakter treu, d. h. er zeigt sich im Rausche meistentheils gutmüthig und zankt nur ausnahmsweise; man kann ihn während desselben zu Vielem bringen, wozu er im nüchternen Zustande nicht zu bewegen war. Der Slave wird häklig, sucht Streit, obgleich er einen Augenblick zuvor noch vom lieben Brüderchen sprach, und schweift so sehr aus, daß er zuletzt alles Bewußtsein verliert. Bei dem Wallachen zeigt sich weit mehr Gemüthlichkeit, auch malt sich auf seinem Gesichte das Glück, das er im Zustande des Rausches empfindet.

Es charakterisirt die Nationalität, wenn man die Verbrecherlisten näher ansieht und findet, in welcher Art die eine Nation sich vor der andern auszeichnet. So z. B. sind von den Ungarn die meisten wegen Mord und Todtschlag, von den Slaven die meisten wegen Zank, Diebstahl, Raub und Meuchelmord, von den Deutschen die meisten wegen Zank, Dieberei und Betrug in den Komitatsgefängnissen eingesperrt.

Die letzte Revolution mit den blutigen Kämpfen, die sie herbeiführte, und der Umkehr aller bisherigen Verhältnisse, hat viel Zuchtlosigkeit nicht bloß unter das gemeine Volk, sondern auch unter den Adel gebracht. Die aufgelöste Revolutionsarmee hat wieder manches Kontingent von Räubern und Mördern geliefert, und das neugegründete Polizeiinstitut der Gensd'armerie hat einen harten Stand, so daß es zwischen den Hütern des Gesetzes und den kühnen, verwegenen Uebertretern desselben oft zu blutigen Gefechten kommt. Indessen wird die österreichische Regierung mit aller Entschiedenheit allmählig einen besseren geordneten Zustand der Dinge herbeiführen, in welchem Person und Eigenthum wieder sicher gestellt sein wird.

Durch Aufhebung der Feudalrechte des Adels ist der Bauer zwar frei geworden, aber diese Freiheit hat zunächst seiner Trägheit Vorschub geleistet,

und der Tagelöhner fordert unmäßige Preise für seine Arbeit. An einer rationellen Bewirthschaftung des Bodens ist großer Mangel. Viele Edelleute außer Landes sind durch Aufhebung des Moratoriums *) veranlaßt worden, ihre Grundstücke zu veräußern. Die Reformen der Regierung werden noch keineswegs in ihren wohlthätigen Folgen, sondern überwiegend in den Opfern, die sie dem Einzelnen auflegen, empfunden. Die Eisenbahnen, welche den Verkehr mit dem übrigen Europa unendlich erleichtern und den Ackerbau wegen des leichtern Absatzes der Früchte mächtig heben werden, müssen erst ihre Wirkung äußern. Dennoch erleidet es keinen Zweifel, daß aus dem Chaos des alten Ungarn sich ein neues, besseres und herrlicheres Ungarn herausbilden werde, das den Schwerpunkt Oesterreichs bildet, nicht bloß weil es muß, sondern weil es will, und im treuen Festhalten am österreichischen Kaiserhause sein eigenstes Beste erkennt. Der Ungar ist zwar hochmüthig, aber er ist auch edelmüthig, nicht so hinterlistig und wankelmüthig wie der Italiener, und auch in religiöser Beziehung nicht so blasirt, wie dieser. Im Lande wie im Volke Ungarns steckt noch viel natürliche Frische mit mancherlei Entwickelungskeimen für die Zukunft, die allerdings nur durch den befruchtenden deutschen Geist zum Wachsthum gelangen können.

---

4. Polnische Dörfer. **)

1.

„In einer Quadratmeile hat man das ganze polnische Reich gesehen.“ Diese bekannte Redensart hat insofern Recht, als in der ganzen Welt kein Land gleichfarbiger und einförmiger in Sitte, Dialekt und Lebensweise seiner Bewohner wie in Bodenbildung, Kultur und Fruchtbarkeit ist, als Polen. Die Bürger von Slupce gleichen denen von Terespol dergestalt, daß man die Terespoler nach Slupce und die Slupcer nach Terespol setzen könnte, ohne irgend eine Veränderung zu bemerken. Noch auffallender ist die Einförmigkeit des Bauernstandes: wie es dem Einen im Glück, Unglück, in Arbeit und Genuß, in Besitzthum und Verpflichtung geht, so geht es Allen — leider aber Allen schlecht.

Sobald man von deutscher Erde, also nicht durch das Großherzogthum Posen oder Galizien, den Fuß über die deutsche Grenze setzt, sieht man augenblicklich, daß man in eine andere Welt gerathen ist. Feld, Wald und Wiese, Alles hat ein anderes Aussehen.

*) Das Moratorium ist eine Frist, welche den Schuldnern während des Krieges und nach demselben gegeben wurde, innerhalb deren sie von ihren Gläubigern nicht gedrängt werden durften.

**) Grenzboten II. 1851.

In der Wildniß des Waldes sind die durchführenden Fahrstraßen unbestimmt, d. h. so breit, daß ein Regiment Soldaten in Front marschiren könnte, wenn nicht allenthalben noch einzelne Baumstümpfe und Büsche ständen, denn die Wege werden nie künstlich gebahnt und sind nicht mehr als die sichtbare Spur von Wagenrädern und Stiefel- und Fußsohlen. Daher macht jeder Wagen und jeder Fuß nach Laune sein eigenes Geleis nach rechts und links, Büsche und junge Bäumchen niederfahrend, und jeder Weg wird zu einer Menge von Pfaden, in deren Terrain, das oft sehr groß ist, weder Busch noch Baum emporkommen kann. Dadurch entstehen weite wüste Bodenflächen, welche zum Walde gezählt werden und doch kaum ein Büschchen hervorbringen. Diese Flächen sehen aus wie Plätze der alten Gespensterromane, auf welche ein Fluch geschleudert worden. Von einer Anpflanzung ist nirgends etwas zu sehen. Wer sollte den Wald anpflanzen? der Edelmann? wozu? der Herr hat ja für sein Kamin immer noch Holz genug! Oder der Bauer? der arme Teufel wäre toll, da der Nutzen doch nur dem Edelmann zu Theil wird! Und was würde aus der Pflanzung werden? Der herrschaftliche Hirt soll doch sein Vieh nicht etwa von den jungen Pflanzen zurückhalten? das wäre dem Burschen viel zu unbequem! Und die Bauernkinder, deren eins seines Vaters drei Schafe, zwei Schweine und fünf Gänse, das andere eine Kuh, ein Pferd, eine Ziege und drei Zinskapaunen zur Waldweide getrieben bringt? Die Lust, dem Herrn Edelmann, der ihre Eltern peinigt, Schaden zuzufügen, steckt in ihnen als ein Blutsvermächtniß. Es müßte ein Wächter angestellt werden. Aber einen Wächter um eines Nutzens willen, der erst den Kindeskindern zu Theil wird — das würde jeder polnische Grundherr für eine unverantwortliche Tollheit halten. Die Wüsten bleiben demnach, und es ist am besten so. So will es das alte Herkommen und die Einsicht, die in der neuesten Zeit immer noch die alte ist.

Tretet aus dem Wald auf die nächste Wiese. Auch diese Wiese gleicht durchaus nicht einer deutschen. Sie ist ganz voll Schilf, sehr versumpft, und nirgends ist ein Graben, der merken ließe, daß der Mensch hier wenigstens die Absicht gehabt habe, den Sumpf weg zu schaffen und einen gesunden Graswuchs zu erschaffen. Wozu eine solche Idee? Frißt das Vieh nicht auch Schilf, und ist es nicht zufrieden, wenn es satt ist? philosophirt der hochbetitelte, „erleuchtete, vielvermögende“ Grundherr. Was kommt darauf an, ob es ein wenig mehr oder weniger gesund ist, ob es ein wenig mehr oder weniger Milch giebt, ob ihm statt der Wolle Borsten auf der Haut wachsen, ob die borstige Wolle so weitläufig ist, daß sechzehn und siebzehn Pelze zu einem Stein gehören, ob zur Schurzeit bisweilen auf den Büschen der Trift mehr Wolle zu finden ist, als auf den Häuten der Thiere? Giebt dann nicht die Heerde Milch genug für die Herrschaft und das Gesinde, und schlägt man denn nicht trotz alledem so viel Geld aus dem Schafvieh, als der Herr auf Ungarwein braucht? — Nein, Gräben werden nicht gezogen. Bleibt man auch im Winter ein Mal mit dem Reit-

pferd im Sumpfe stecken, es schadet nichts; man steigt ab und watet heraus, das Pferd findet endlich auch seinen Ausweg, so gut wie die Kühe und Ochsen, die ja nach der Heuernte täglich diese Tour tanzen müssen. Es kommt zuletzt auch nicht auf einen Beinbruch an, denn er thut nur höchstens einem Stück Vieh weh; und daß die Rasendecke total zertreten wird, schadet auch nicht, denn aus den tausend fußtiefen Löchern, welche durch die Heerde getreten werden, kommen nächstes Jahr ebenso viele Tausend Schilfhalme hervor, und diese sind gut, denn das Vieh frißt sie. Kurz, die Sache ist in der Ordnung, wir sind in Polen, und hier hält man nichts von deutscher Philosophie.

Das Feld jenseits der Wiese hat aber auch seine Merkwürdigkeiten, und diese harmoniren mit dem Uebrigen. Zuletzt zahllose Steinblöcke und Baumstümpfe. Wo diese Steine hergekommen sind, ob als erratische Blöcke aus dem hohen Norden oder als Alluvialtrümmer aus den Felsengebirgen im Krakauer Gubernium und den Karpathen, ist mir unbekannt. Es sind Granitblöcke oft von einer Höhe von drei Ellen über der Erde und einem verhältnißmäßigen Durchmesser; ihre Anzahl ist auf manchem Feldstücke ungeheuer; auf keinem fehlen sie ganz. Der Pflug muß sich natürlich bequemen, den steinernen Klumpen höflich auszuweichen, und zieht daher seine Furchen in Linien, welche den Windungen eines Flusses nicht nachstehen. Viele dieser Steinblöcke sind aber nicht größer als die Prellsteine an den Häusern unserer Städte, und wären sehr leicht weg zu schaffen. Manche Feldfläche könnte durch zwei bis drei Handarbeiter und einige Fuhrgeschirre in wenigen Tagen völlig von den Blöcken gereinigt werden. Aber wozu das wieder? Die Blöcke thun ja keinem Menschen etwas, und die fröhnenden Bauern werden sich schon mit dem Pfluge durch sie hinzuwinden wissen; und bleibt auch hier und da ein Streifen Land ungepflügt, so kommen die Gräser, die darauf sprossen, nach der Ernte doch dem weidenden Vieh zu Nutzen; auf den Flächenraum aber, welchen die Blöcke an sich wegnehmen, ist auch nichts zu geben, denn auf dem übrigen Raum wächst immer noch Getreide genug! Sie sehen, die Philosophie des polnischen Grundherrn, der fast durchweg seine Güter bewirthschaftet, bleibt konsequent.

Die Baumstümpfe ferner, welche man zahlreich auf dem Ackerland erblickt, kommen von der Gewohnheit, von Zeit zu Zeit das Feld mit dem Wald zu vertauschen. Man läßt dann eben so viel Feld bewalden, als man Wald zu Feld machen will. Letzteres könnte leicht dergestalt geschehen, daß kein Baumstumpf stehen bliebe. Allein die Bäume mit der Wurzel auszuheben, ist hier zu Lande zu mühselig, die Klötze auszuroden ist noch viel mühseliger. Es bleibt also weiter nichts übrig, als die Stümpfe der Verwesung zu überlassen. Diese aber erfordert bei kienigem Holz eine sehr lange Zeit, und oft sind die Stümpfe kaum von der Fäulniß angegriffen, wenn die Zeit da ist, das Feldstück aufs Neue zu bewalden. Bisweilen kommen die Bauern der Fäulniß zu Hilfe, indem sie Feuer an die Stümpfe

legen. Sie richten zwar damit nicht viel aus, ein Sturz bleibt doch übrig, und der Klotz in der Erde, diese Thätigkeit aber macht ihnen eine kleine Freude und Aufregung.

Noch mehr fallen dem Fremdling auf den polnischen Feldern die Schlehengebüsche und wilden Aepfel- und Birnbäume auf. Oft findet man sie in großen Gruppen stehen und so zahlreich, daß das Feld einem weitläufig bepflanzten Obstgarten nicht unähnlich sieht. Wer den ersten Tritt auf den Boden des Polenreichs thut, begreift diese wilden Obstbäume im Fruchtfelde durchaus nicht, da er nicht ihren Nutzen, sondern nur den Schaden kennt. Unter dem Schatten eines Baumes wächst bekanntlich nie ein kräftiges Getreide, der Halm wird dünner und die Aehre kümmerlich und meist taub. Der Sonnenstrahl ist die segenspendende Göttin aller Früchte. Warum verhüllt der Pole seine Früchte vor dem Antlitz der Göttin?

Man muß wissen, daß dies Buschwerk die Obstpflanzung des polnischen Bauers ist, er kennt ja keinen andern Apfel als den Holzapfel, und keine andere Pflaume als die Schlehe, denn ein edler Stamm kommt nicht in sein Bereich; der ist ein Vorrecht des edelmännischen Gartens. Aber selbst viel Edelleute können keine edlen Obstbäume in ihrem Garten aufweisen, und erfreuen sich an diesem heillosen Obst, das in Deutschland kein Bettelbube gern zum Munde bringt. Man muß die Ernte im Herbst mit ansehen. Da ziehen Bäuerlein und Weib, Söhne und Töchter, Magd und Knecht hinaus unter die Feldbäume. Man nimmt Säcke und Wagen mit. Die großen Schafpelzmützen steigen hinauf in die Aeste, die Haarflechten und Hauben raffen unten am Erdboden auf, und den oben, wie den unten merkt man an, daß sie etwas Kostbares ernten. Zwar zieht ihnen jeder Biß in die herben kleinen Früchte den Mund zusammen, gleichwohl essen sie mit wahrer Begeisterung.

Allerdings wird nur der geringste Theil dieses Obstes frisch genossen. Entweder legt man es auf die Böden, läßt es im Winter frieren, damit es weich und mürbe wird, und genießt es dann zum Brot, oder man bäckt es im Ofen, oder man ißt es gekocht als Gemüse, oder man säuert damit Wasser, welches dann als Suppe genossen wird und den Namen Quas (Sauer) führt. Dieser Quas ist das unentbehrlichste Nahrungsmittel des Bauers. In jeder Bauernstube findet man in der Nähe des Ofens ein aufrechtstehendes Faß. Das ist das Quasfaß, die Lebensquelle der Familie, die ewige Zuflucht der Hausfrau, die Würze jedes Mahls. Ist nur noch Quas im Fasse, so ist das Volk zufrieden. Die Hausfrau schickt dies saure Wasser im Henkeltopfe nebst einem tüchtigen Stück Brod auf's Feld und ist ruhig, ihre Hauspflicht ist gethan, alles Andere ist Nebensache. Man hat eine Art Doppeltöpfe im Gebrauch, zwei Töpfe an einem Henkel. Der eine Topf ist ausschließlich zu Quas, der auch Partschtsch heißt, bestimmt. In den andern kommen Kartoffeln, Kraut, Erbsen oder sonst etwas. Diese zweite Speise, obschon gekocht, befindet sich in sehr trockenem

Zustande. Der Bauer nimmt nun aus der einen Topfhälfte etwas von dem Trocknen auf seinen hölzernen Löffel, dann taucht er ihn in die andere Topfhälfte, läßt etwas Quas dazu laufen, und so bringt er die Speise lecker zum Munde. Seine Frau giebt ihm nur die Elemente seines Mahles, er kombinirt sie. Der Quas aber ist dabei die Substanz, ohne welche keine andere Freude macht; er ist gleichsam der Vokal der Küche, Erbsen, Kraut u. s. w. sind die Konsonanten. Es ist gar nicht uninteressant, einen polnischen Bauer essen zu sehen.

Ich lebte fast ein Jahr auf dem Gute eines Polen als Gast. Ich hatte mich dazu verstanden, in seiner Wirthschaft einige deutsche Einrichtungen zu treffen. Meine erste Thätigkeit während des Winters war, von den nächsten Aeckern die Steinblöcke wegschaffen zu lassen. Die Bauern halfen mir mit Freuden. Nun aber sollte die Verheerung an ihre geliebten Obstbäume gehen. Als ich am Abend den Aufsehern den Befehl gab, für den nächsten Tag die Bauern zu Ausrottung des wilden Baumwuchses zu bestellen, sahen sie sich einander mit sehr langen Gesichtern an. Ich legte mich zur Ruhe, sie gingen, um zu bestellen. Kaum war ich eingeschlummert, als sich vor meinen Fenstern hundertstimmig das Geschrei erhob: „kochang panie, proszemi pana!“ (Lieber Herr, wir bitten Sie!) Man verlangte eine Audienz. Ich war gnädiger als hier Brauch, sprang von meinem Heusack — ein Heusack unter dem Schläfer, eine schöne seidene, wattirte Decke über ihm und ein Roßhaarkissen von Saffian unter dem Kopf, so ist es in Polen Sitte und Gewohnheit — und öffnete die Thür, welche unmittelbar ins Freie führte, wie man das in Polen sehr häufig findet.

Alsbald drangen mit thränenbethauten Gesichtern und Zetergeschrei wohl an dreißig Bauern und Bäuerinnen in das Zimmer. Ihr einziges Wort war: „proszę pana, darui drzewinoni!“ (Wir bitten Sie, verzeihen Sie den Obstbäumen.) Es sollte das heißen: schonen Sie die Bäume! Ich versicherte, daß sie der Feldfrüchte halber weggeschafft werden müßten; allein ich machte dadurch die Leute nicht verstummen. Endlich versprach ich, jedem Hauswirth im Frühjahr ein Dutzend edler Obstbäume zum Geschenk zu machen. — „Ach nein, nein, Herr,“ entgegnete man mir, „die dürfen wir nicht haben.“ — „Und warum denn nicht?“ — „Nein, das erlaubt der Herr Graf nicht.“ — „Und warum nicht!“ — „Weil solches Obst nur den Edelleuten zukommt.“ — „Und habt Ihr denn den Herrn Grafen schon deshalb befragt?“ — „Nein, aber wir wissen es.“ — „Ja, gütiger Herr Deutscher,“ nahm ein würdiger Bauer das Wort, „das wissen wir ganz bestimmt, denn ich hatte mir ein Mal zwei Pflaumenbäume, die mir ein Samenhändler statt Vorspannlohn gab, hinter die Hütte gesetzt. Kaum waren sie von dem gnädigen Herrn Grafen bemerkt worden, so knickte er sie um mit der Erklärung, solche Bäume kommen dem Bauer nicht zu. Obendrein bekam ich am Wege weg ein paar Hiebe von ihm.“

Unter solchen Verhältnissen wäre es eine Barbarei gewesen, den Befehl ausführen zu lassen. Ich nahm ihn zurück, und die abscheulichen

Bäume stehen ohne Frage heute noch im Felde. Man sieht hieraus, wie eng verknüpft die Uebelstände der polnischen Landwirthschaft mit den Verhältnissen der Menschen sind, und wie schwer es ist, zu reformiren. — So oft man Wald in Feld umwandeln will, wüthet die Axt der frohnenden Bauern mit einer wahren Mordlust gegen die Stämme, aber vor dem Schlehengebüsch, den Holzäpfel- und Holzbirnenbäumen weicht sie mit Pietät zurück. Diese Gewächse gehen wie ein geheiligtes Inventarium von dem Walde an das Feld über.

Auffallend ist ferner an dem polnischen Felde die Methode der Beackerung. Der Acker bildet kein breites Beet, sondern schmale Rücken aus fünf zusammengeworfenen Furchen. Die letzte Furche, welche zwischen zwei Rücken fällt, wird dergestalt ausgestrichen, daß sie den Raum von drei Fruchtfurchen einnimmt. Es ist sehr begreiflich, daß in der ungepflügten Scheidefurche nichts wächst, und so eine ungeheure Bodenfläche vergeudet wird. Ich setzte ein Mal einem polnischen Edelmanne seinen Verlust bei solcher Arbeit auseinander und erhielt die Antwort: „O, wir bauen ja Getreide genug für uns, wenn wir noch mehr baueten, was sollten wir denn damit machen!" — Was ich hier schildere, ist die Regel, aber eine allgemein gültige Regel. Außer den deutschen Kolonien sind es nur einige große oder besonders energische Grundherren, welche gerade diese Uebelstände zu beseitigen suchen; meist mit Hülfe deutscher Beamten.

Doch weiter über das Feld. — Was dort vor uns liegt, sieht aus wie eine Versammlung von großen alten Strohhaufen, die unter dem Einfluß langjähriger Regentropfen und Sonnenstrahlen schwarz gefärbt sind. Es ist das Dorf selbst. Nur eine einzige Farbe ist an diesen verdächtigen Gestalten, den Gebäuden, sichtbar, das häßliche Grauschwarz, welches die Zeit mit ihrem Borstenpinsel den leblosen Dingen aufzustreichen pflegt.

Die Hütten sind von Holzbohlen erbaute und mit Stroh oder Schilf gedeckte ärmliche Gebäude. Ihre Länge richtet sich nach der Länge der Bohlen, die man zum Bau zu verwenden hatte, denn die Bohle muß von einer Ecke des Hauses bis zur gleichseitigen andern reichen. An jedem Ende wird ihr ein Falz eingeschnitten, in welchen sich die Bohle der andern Seite des Quadrates mit ihrem Falz hineinsenkt. So verbinden und befestigen sich die Hölzer gegenseitig. Durch Schichtung von Bohle auf Bohle entsteht nun ein großer hölzerner Kasten, der im Innern durch zwei hölzerne Scheidewände drei Abtheilungen erhält. Die mittle und größte ist die Stube, auf der einen Seite der Stall für die Kuh und Schafe, auf der andern Seite die Hausflur, welche vor die Oeffnung des Backofens führt und zugleich die Futterkammer abgiebt. Ofen und Backofen sind eins, ein ungeheures, plumpes, quadratförmiges Lehmgemäuer. Dasselbe nimmt ungefähr den vierten Theil des Stubenraumes weg, reicht aber nicht bis zur Decke empor. Die Oberfläche oder das Plateau dieses Riesenofens gewährt Kindern, Knecht und Magd die Stätte für die Nachtruhe. Hart ist sie zwar, aber warm. — Die Stube besitzt auf jeder Seite ein Fensterchen

von zwei Scheiben. Von außen ist auch nicht das Mindeste für das gute Aussehen des Baues gethan, weder Kalk noch Farbe sind sichtbar. Man erblickt nur in den Fugen und Lücken der Bohlen alte Lappen und Moosflocken, welche der eindringenden Zugluft wehren. In der Nähe der Hütte steht Scheuer und Ochsenstall, Räume, die nicht einmal aus Bohlen, sondern aus rohen jungen Fichtenstämmen zusammengesetzt sind. Eine Barrière der rohesten Art umschließt diese Gebäude und bildet den Hof.

Aus solchen Gütern besteht das polnische Dorf, und man bedauert die Menschen, die in so melancholischen Nestern wohnen. Da ist auch nichts Erheiterndes zu erblicken, Alles häßlich und finster, und das ganze Dorf wegen der sehr weitläufigen Aufstellung der Gebäude öde und leblos. Wer gewöhnt ist an das liebliche Bild der deutschen Dörfer, deren rothe Dächer, weiße Schornsteine und blaue Thurmkuppeln aus dem fetten dunkeln Grün der Obstbäume hervorschauen wie bunte Blumen aus den Blättern eines Kranzes, der erschrickt vor einem polnischen Dorfe. Keine Bäume um das Dorf, unter zwanzig Dörfern besitzt nur eins eine Kirche, aber auch diese giebt dem Dorfe kein besseres Ansehen, denn sie ist nichts mehr als eine schwarzgraue große Breterbude, vor deren Thür sich auf ebener Erde ein niedriges offenes Balkengerüst befindet, in welchem die Glocken hängen. Dagegen ragen überall riesige Kreuze in die Luft. Jedes Ende des Dorfes, jeder Kreuzweg, selbst mancher Hof besitzt sein Kreuz. Es starrt gewöhnlich weit über die Hütte empor, besteht aber aus nichts weiter als zwei plumpen Balken, oft sogar aus zwei rohen Baumstämmen, welche durch gedrehete Weidenruthen mit einander verbunden sind. Die Kreuzwuth der polnischen Bauern ist sehr groß. Häufig pflanzen sie vor ihre Höfe eine junge Fichte, um die emporgewachsene in ein Kreuz umzuwandeln. Die Krone wird abgeschlagen, die Aeste desgleichen, ein Querholz oben daran gebunden und der fromme Schmuck der polnischen Dörfer ist fertig. Ein schlechter Schmuck sind noch die hohen Schwengel der Brunnen, die wie riesenhafte Wagebalken hoch über dem First der Hütten in die Luft schweben. Jeder Hof hat seinen Brunnen, der nicht mehr als ein viereckiges Loch ist, dessen Erdwände durch Holzbohlenstücke abgesteift sind.

Die Menschen zu diesen tristen Dörfern passen zu Dorf, Feld, Wiese und Wald. Es sind schlotternde, mißvergnügte Gestalten, die Männer in langen, wollenen weißen Kitteln, ungeheuren Stiefeln, in denen die Füße mit dicken Strohwickeln umwunden stecken, ungeheuern Schafpelzmützen und Beinkleidern von der gröbsten Leinwand; die Frauen in einem weißen Rock und turbanartigen Kopftuch, am Oberkörper bloßes Hemd. Gewöhnlich tragen sie auch eine Schürze vor dem Leibe und eine zweite auf dem Rücken, deren Bänder auf der Brust über Kreuz laufen und auf dem Rücken zusammengebunden sind.

Die Männer gleichen entweder wandelnden Baumstümpfen oder aufrechtgehenden Eisbären. Die dumme Miene der schnurrbärtigen Gesichter und die langen steifen Haupthaare erhöhen das Ungemüthliche des Anblicks.

Die Frauen sind gewandter und lebendiger, der leichtere Sinn des Geschlechts hebt sie besser über die drückenden Verhältnisse empor. Auch die Jugend hofft noch und will gefallen. Die Tracht der Burschen ist kleidsamer. Sie tragen schwarze niedrige Filzhüte, das leinene Hemd hängt kuttenartig über die Beinkleider und wird von einem breiten rothwollenen Hüftgürtel zusammengehalten. Auch die Mädchen verhüllen die Brust durch nichts weiter als das dünne Hemd, welches durchweg den Schnitt eines deutschen Männerhemdes hat.

Aus allen Gesichtern aber spricht das Verhältniß der Knechtschaft; Trägheit, Lebensunlust, Scheu und Angst zeigen sich schnell in Blick und Geberde. Wo möglich, weicht der Bauer dem Edelmann und städtisch Gekleideten — denn jeden solchen hält er für einen Edelmann — aus. Aber wenn es nicht möglich, so entblößt er schon auf vierzig bis funfzig Schritte Entfernung sein Haupt und geht bis zur Erde niedergebeugt, die Mütze dem Empfänger der Huldigung zugestreckt, vorüber. Die Bäuerin dagegen umfaßt mit ihren Armen die Füße des Begrüßten und küßt ihm die Knie.

In jeder Beziehung ist der Bauer abhängig. Als Bursche oder Mädchen wird er genöthigt, dem Herrn als Knecht oder Magd zu dienen, die letztere sogar mit ihrem Leibe; als Bräutigam oder Braut ist er dem Edelmann unterwürfig, da er von ihm Erlaubniß zur Ehe bedarf; als verheirathete Person ist er abhängig, da es von dem Herrn abhängt, ihn zu einer Wirthschaft und dadurch zu einer Art von Selbstständigkeit gelangen zu lassen; als Wirthschafter ist er abhängig, da nichts von der ganzen Wirthschaft sein, sondern Alles des Edelmanns Eigenthum ist; als Vater ist er abhängig, da das Schicksal seiner Kinder von dem Edelmann abhängt, der die Zuversicht des Bauers in Bezug auf die schreckliche Militärpflicht seiner Söhne ist.

Natürlich hat das Dorf keine Schule. Außer in den deutschen Kolonien sind etwa nur zwanzig Dörfer in Polen, welche etwas wie eine Schule besitzen. Die Russen sind ebenso wie die polnischen Edelleute der Meinung, daß es nicht gut sei, wenn der Bauer viel verstehen lerne. Man meint, er werde es dann eben so machen, als jenes Roß, welches plötzlich Menschenverstand bekam, den Reiter abwarf und zertrat. Diese Ueberzeugung übt im ganzen russischen Reiche eine sehr vielfältige Wirkung aus.

Und gewissermaßen muß man jene Meinung theilen. Was würde Unterricht dem polnischen Bauer zunächst bringen als eine tiefere und noch peinlichere Empfindung seiner jämmerlichen Lage? Und das ist dem armen Teufel nicht zu wünschen, wenn gleich sich damit eine Aussicht auf eine späte bessere Zukunft verbindet. Seine Dummheit hält ihn wenigstens in einer gewissen Empfindungslosigkeit. Er gleicht dem Grase, das sich ruhig mit Füßen treten läßt und alle Jahre neue Halme treibt.

Die Geistlichen sind wackere Leute; sie tragen eifrig dazu bei, die Bauern in Gras zu verwandeln und wie Gras zu rupfen. Man sehe das Geberden der Bauern, wenn sich ein Nordlicht blicken läßt, ihre Capriolen

vor den Kreuzen und Heiligenbildern bei einer Mondfinsterniß, man höre ihr Gebrüll in der Christnacht und an den Tagen gewisser Heiligen, ja man sehe nur einen Bauer sein Morgen- und Abendgebet verrichten, wie da die Lippen vom Gebet bewegt werden, während seine Hand den Hund prügelt; wie schnell er den Hund losläßt, um bei dem bestimmten Worte das Antonius- oder Marienbild an der Wand oder das Weihbecken an der Thür zu küssen; wie er dann wieder zum Tische geht, die große Schafpelzmütze nimmt und mit betenden Lippen eine Jagd gegen gewisse unbeliebte Thierchen in der Mütze anstellt. So etwas muß man ansehen, um zu wissen, wie viel die Geistlichkeit dazu beiträgt, den Bauer in thierischer Dummheit zu erhalten. Freilich sind die einzelnen Geistlichen in der Regel nicht viel klüger.

Die Wirthschaften, in welche der Edelmann Bauern einsetzt, bestehen ungefähr aus folgendem: zwölf Morgen Boden (keine Wiese und kein Garten), eine Hütte zum Wohnen, eine Scheuer und ein Stall, ein paar Zugochsen, eine Kuh, vier Schafe, zwei Ferkel, sechs Hühner und ein Hahn, ein Wagen nach Landessitte, ohne irgend eine Spur von Eisenbeschlag, ein Pflug ohne Räder für das Ochsenjoch eingerichtet, eine Egge aus Weidenruthen geflochten, eine Laterne, eine Flachsbreche, eine Graupenstampfe, ein Kleien- und ein Wasserfaß, eine Waschgelte, zwei Tränkeimer, vier Milchäsche, ein hölzerner Eßnapf und sechs hölzerne Eßlöffel. Das ist das Inventarium, was der Grundherr dem Bauer zur Benutzung übergiebt. Dazu kommen noch als unbewegliche Gutstheile: ein Tisch, dessen Füße als Pfähle in dem Erdboden der Stube eingeschlagen sind, und ein großes aus plumpen Balken gezimmertes Bettgestell, welches mit der hölzernen Wand des Gebäudes dergestalt in Verbindung steht, daß es zu dem Gebäude gehört, ebenso wie die Bank, welche gleichfalls beim Bau der Hütte entstanden und ein wandelbarer Theil der Bohlenschichten der Wand ist. Zu allem dem gehört noch eine auf dem Schilfdache liegende und zum Schornstein führende Leiter, welche auf einem dicken aus der Erde hervorragenden Stamme fußt.

Eigenthum des Bauers ist ein Federkopfkissen, ein Deckbette und ein Betttuch, welches zugleich statt des Tragkorbes, den man hier nicht kennt, zum Transport der Marktwaaren benutzt wird. An dies Privatvermögen hält sich auch in der Regel der Grundherr, wenn er den Bauer wegen rückständiger Frohnen, Kapaunen- oder Eierzinsen auspfändet. Und fast scheint es, als ob wegen solcher Auspfändung keinem Bauer eine Wirthschaft übergeben werde, der nicht ein Kopfkissen, Deckbett und Betttuch besitzt.

Bei solcher Einrichtung ist es nur schwer möglich, zu Wohlhabenheit zu gelangen; fände der Bauer aber doch den Weg, so tritt ihm der Edelmann sogleich entgegen, indem er ihm das Erübrigte geradezu wegnimmt, und zwar mit der Behauptung, daß dem Bauer nicht mehr zukomme, als ihm übergeben sei, oder indem er ihm die Wirthschaft schmälert. Bestellt der Bauer sein Feld mit Fleiß, und macht er gute Ernten, so wird der

Grundherr nicht lange zögern, ihm ein Stück des Feldes wegzunehmen. Hat der Bauer in seiner Viehzucht Glück, erzieht er vielleicht einige Stiere, oder vergrößert die Zahl seiner Schafe, so ist augenblicklich der Grundherr da und nimmt ihm das überzählige Vieh mit der Behauptung, daß er nicht mehr zu besitzen das Recht habe, als ihm übergeben sei, und ihm nur dann ein Stück Vieh nachzuziehen erlaubt sei, wenn eins von dem Inventarium durch Schlachten oder Sterben in Abgang gekommen sei. Will der Bauer also seine Viehzucht nützen, so muß er wie ein Spitzbube verfahren, die nachgezogenen Stücke auf alle mögliche Weise verbergen (wozu allerdings die Weide in den finstern Wäldern ein Mittel bietet) und sie so pfiffig als möglich auf den Wochenmarkt der nächsten Stadt zum Verkauf bringen. Er muß der räuberischen Hand des Herrn mit spitzbübischer Schlauheit zuvorkommen. Der Herr erfährt natürlich, daß der Bauer Vieh verkauft hat und fordert das Geld von ihm. Der Bauer verweigert das unter Vorwänden aller Art und rettet es dann wohl, darf sich aber eine Ladung Stock- oder Knutenhiebe nicht verdrießen lassen, deren Ertheilung der Herr zur Versöhnung seines Herzens nöthig hat. Ich war Augenzeuge, daß ein Bauer in dem hier angegebenen Falle sechzig Hiebe bekam. Die Exekution fruchtete nicht, und auf Befehl des Herrn wurde sie an verschiedenen Tagen fünf Mal wiederholt. Allein der Bauer war nicht zu bewegen, sein Geld herauszugeben oder den Ort zu bezeichnen, an welchem er es aufbewahrte. Als er nun auch nach der sechsten Exekution noch männlich behauptete, er dürfe das Geld nicht hergeben oder verrathen, weil ihm sein Patron, der heilige Antonius, im Traum geboten habe, lieber den Tod zu erleiden, als das zu thun, so war die Geduld des Herrn erschöpft. Wüthend reißt dieser die Knute aus der Hand seines Aufsehers, walkt den Bauer eigenhändig noch mit einigen furchtbaren Streichen und schließt den Prozeß mit den Worten: „Jetzt behalte Dein Geld, Hundsfott!“ Wie von einem Gott ergriffen, springt der Bauer, dessen Schmerzgebrüll eben noch das Gehöft erfüllte, empor von der Strohschütte, umarmt und küßt die Füße des Herrn, stürzt wie toll unter ein nahes Kreuz und umarmt dieß, unaufhörlich in höchster Freude schreiend: „Herr Gott, nun danke ich dir, nun ist das Geld mein.“

2.

Folgen Sie mir aus dem Bauernhof auf den Edelhof. Er ist vom Dorfe getrennt, und beide liegen zuweilen weit von einander ab. Vielleicht soll die Entfernung den Abstand des Adels vom Bauernstande andeuten. Allein in der Erscheinung ist kein großer Unterschied zwischen ihm und dem Dorfe. Die Brandstiftungslust der Bauern macht eine sehr weitläufige Aufstellung der Gebäude nöthig, daher findet man sie in der Regel wie die Häuser einer Kolonie über einen großen Flächenraum zerstreut.

Die Scheuern stehen oft tief im Felde und scheinen gar nicht zu den übrigen Gebäuden zu gehören. Die Ställe und der Speicher befinden sich auf verschiedenen Seiten näher dem Wohnhaus, am nächsten dem Pferdestall, denn die Pferde sind die Lieblinge des Herrn, obgleich wegen der schlechten Zuchtung oft elende, krüppelhafte Thiere. Der Gutsherr nennt seinen Pferdestall Marstall, er ist aber in der Regel nicht mehr, als ein ungeheurer Kasten von Bohlen oder rohen Baumstämmen.

Sein Wohnhaus nennt der Edelmann Palac (Palast), weil er selbst ein jasnie wielmozny Pan (ein erlauchter und vielvermögender Herr ist). Daß die Mitglieder des polnischen Adels einst unter blutigen Prügeleien „Könige gemacht" haben, das wird nie von ihnen vergessen werden und bläst sie durch alle Geschlechter auf. Wehe dem Bauer oder Aufseher, der es wagen wollte, das Haus des Herrn anders zu nennen, als panski palac, eine unmäßige Tracht von Prügeln würde die unverzögerte Folge sein. Das Sprüchwort des Edelmanns ist: „jam Król na woijem grundie" ich bin König auf meinem Grund und Boden. Aber sein Palast ist doch nicht viel besser als eine Hütte ohne Stockwerke, nur mit Schindeln gedeckt, und wie ein Bauernhaus aus Holzbohlen zusammengesetzt, aber durch weißen Kalkanstrich geschmückt. Auch der Umfang des Palastes ist bedeutender als der der Chalupa, zum wenigsten enthält er einen Küchenraum, eine große Parzelle, welche Speisesaal genannt wird und der Familie zum Empfang der Gäste und geselligen Verkehr dient; außerdem noch zwei Stuben des Herrn, die andern der gnädigen Frau. Alle diese Zimmer sind gedielt, auch sind die Bohlenwände bisweilen mit Kalk übertüncht und geebnet. Allein der Kalk ist der ganze Farbenschmuck, denn ein gemaltes Zimmer ist sehr selten zu finden. Gardinen, Bilder und andere Bedürfnisse des europäischen Westens fehlen sehr oft, und die Möbel sind dann die rohen Produkte axtgeschickter Bauern, gewöhnlich mit schwarzer Oelfarbe überstrichen. Sekretäre, Kommoden, Spiegel und Sopha findet man in der Regel nicht; Stühle, Tische und plumpe in die Holzbohlenwand gearbeitete Schränke, welche ebenso wie die Wände mit Kalk bestrichen sind, bilden den Hausrath, dazu einige große hölzerne Kasten, welche den Dienst des Kleiderspindes verrichten. Kammern sind selten vorhanden; man schläft in den Stuben, die Gäste im Speisesaale auf einer Streu, die am Tage wieder weggeräumt wird. Jeder Pole ist, da ihm die Gebräuche seines Landes heilig sind, mit derartigen Gastbetten vollkommen zufrieden. Auf der Besitzung eines Grafen Skarbek war ich einmal der Schlafgenosse eines jungen Fürsten Lubecki, eines ungewöhnlich stolzen Burschen, aber weder die Streu noch ihre kleinen Insassen befremdeten ihn. Natürlich giebt es viele Ausnahmen. So besitzt der Graf Potocki in Wilanow ein ganz hübsches Wohnhaus, und auf dem ehemalig Czartoryskischen, wie auch auf den fürstlich Zamoiskischen und Jablonowskischen Herrschaften findet man einige Gebäude, die den Titel Palais zu führen berechtigt sind. Aber solche sind

so große Seltenheiten, daß die Polen sie für Sehenswürdigkeiten halten und zum Zielpunkt ihrer Vergnügungsreisen machen.

Seltsamer Weise befinden sich in der Regel nahe beim Palast die Schweineställe. Sie zeichnen sich durch Tüchtigkeit und Eleganz des Baues vor allen andern Wirthschaftsgebäuden aus. Es ist dies sonderbar, da der polnische Edelmann nie etwas vom Schwein genießt, ausgenommen das wenige Fett, welches die Zubereitung der Speisen erfordert. Das Fleisch der Schweine wird dem Gesinde zu Theil. Und doch ist ihre Zucht die einzige Branche der polnischen Landwirthschaft, welche den deutschen Viehzüchtern zum Beispiel dienen könnte. Die Race ist ungleich kräftiger als in Deutschland. Die fortwährende Weide während des Sommers, welche freilich in Deutschland, außer etwa in Westphalen u. s. w., unmöglich wäre, ist ihnen besonders zuträglich, und die polnischen Schweine besitzen deshalb eine Lebenslust, welche den Deutschen in Verwunderung versetzt. Man muß eine Heerde sich in den Brüchen und Morästen des Landes tummeln sehen. Welch grotesker Humor in diesen für dumm und melancholisch gehaltenen Thieren!

Es macht keine Freude, die übrigen Theile des Edelhofes aufzusuchen und zu betrachten. Dort enthält eine erbärmliche hölzerne Hütte eine Art von Branntweinbrennerei, hier ein eben solches Gebäude eine schlechte Brauerei. Ein gutgefügtes Bohlengebäude in der Nähe des Palais umschließt die Naturalienvorräthe, und mit ihm in Verbindung steht in der Regel ein ebenso dicht und festgebautes Ställchen, in welchem die Füchse aufbewahrt werden.

Denn der polnische Edelherr ist ein überaus leidenschaftlicher Freund der Fuchshetzen. Das ganze Jahr hindurch fängt er Füchse, kauft dieselben auch wohl auf, um im Herbst seine Hetzen zu halten. Dazu ladet er die ganze adelige Nachbarschaft ein. Zunächst wird ein splendides Mahl eingenommen, dann schwingt sich Alles auf die Pferde. Der Grundherr dirigirt — das ist sein Vorrecht — die Hundekoppeln und reitet daher in einer wahren Wolke von Windhunden. So geht es auf den Hetzplatz, gewöhnlich eine ebene, vom Walde begränzte Feld- oder Wiesenfläche. Die Reiter außer dem Grundherrn und einigen Hetzgehülfen besetzen den Wald. Nun werden die Füchse je zwei in großen Körben oder Säcken gebracht, und der erste Akt beginnt, indem der Grundherr die Hunde ihre Feinde wittern läßt und ihre Begierde reizt. Der erlauchte Festgeber geräth dabei zuweilen in Balgerei mit seinen gierigen Hunden, und es mag nicht selten vorkommen, daß er, wie einst Herr von Kozowski, der Besitzer der Stadt Lowicz, von den Hunden an den Koppelleinen vom Pferde gezogen und mit fortgeschleift wird. Endlich entläßt man zwei Füchse aus ihrem Gefängniß. Einen Augenblick stehen die Thiere verdutzt, plötzlich ergreifen sie die Flucht, hinter ihnen toben die wüthenden Hunde. Natürlich eilt der Fuchs dem Walde zu; aber noch ist er demselben nicht nahe, da sprengt ihm ein Reiter in den Weg. Er läuft in eine andere Richtung, allein er

findet ein gleiches Hinderniß. So werden die von Angst gequälten Thiere eine Zeitlang auf dem Platze umhergetrieben, bis der Grundherr das Ende einer Koppelleine seiner Hand entschlüpfen läßt. Sogleich stürzen sechs bis acht Windhunde den Füchsen nach. Nun erreicht das Schauspiel seinen Höhepunkt. Alles ist in gewaltigster Thätigkeit, die Füchse, um in den Wald zu entkommen, die Hunde, um die Füchse zu packen, die Reiter, um sie nicht durch ihre Linie kommen zu lassen, und der Grundherr, um die Uebersicht über die Wendungen des Schauspiels zu behalten und im schlimmsten Falle eine zweite Koppel zu entsenden. Das gewöhnliche Ende ist, daß die Füchse von den Hunden gefaßt und zerrissen werden. Doch geschieht es auch nicht selten, daß ein Individuum des schlauen Geschlechts entkommt. In der höchsten Noth sind die furchtsamen Thiere wohl auch einer Art von Heldenmuth fähig, sie wenden sich dann um und stürzen auf die Hunde, bisweilen sogar auf die Pferde. Bei einer Fuchshetze unweit Szczebrzeszyn geschah es, daß ein Fuchs ein Pferd biß. Das Pferd bäumte und überschlug sich mit dem Reiter, Reiter und Pferd wälzten sich am Erdboden, die Windhunde in der Blindheit ihrer Begierde stürzten auf Beide und zerfleischten sie gräßlich. Das Pferd kam besser weg als der Reiter, der fast zerrissen wurde. Der Fuchs aber, den die Hunde bei dem Ereigniß aus den Augen verloren hatten, entkam glücklich.

Man sieht daraus, daß Fuchshetzen auch ihre kleinen Gefahren haben. Ueberhaupt sind die Windhunde nicht ungefährliche Jagdgehilfen. Sie sind sehr dumm, sobald ihre Begierde, Etwas zu packen, erregt worden ist. Wehe dem lebendigen Wesen, welches zufällig zwischen sie und das Ziel, auf welches sie losschießen, geräth, denn sie unterscheiden in ihrer Wuth sehr schlecht. Ich bin mehrere Male bei den Fuchshetzen Augenzeuge von gefährlichen Angriffen der Windhunde auf Menschen gewesen.

Der patriarchalische Zustand des polnischen Edelhofes wird auch an den Wirthschaftsgeräthen sichtbar. Sie sind ganz von der unvollkommnen Art wie die des Bauers, und bestehen auch nur in Wagen, Pflug und Egge. Die Wagen entbehren nicht so gänzlich des eisernen Beschlags, wenigstens haben die Pferdewagen zwei Spanneisen, welche die Zugwage mit den äußersten Enden der Vorderachsen verbinden. Auf vielen Edelhöfen findet man Pflüge und Eggen gar nicht, weil die Feldarbeit von den Bauern verrichtet werden muß Die Edelherren halten es sogar bisweilen unter der Würde ihres Hofes, dieselben Geräthe zu besitzen, mit denen ihnen der Bauer zum Dienst verpflichtet ist. Dagegen setzen sie einen Stolz darein, Geräthe von ungewöhnlicher ausländischer Konstruktion als Schaustücke zu besitzen.

Seit die Maschinenfabrik von Evans in Warschau eine Menge fremdländischer Acker- und Wirthschaftsgeräthe produzirt und auf die Gewerbe- und Industrieausstellung des Landes, deren erste im Jahre 1839 stattfand, gebracht hat, hat sich bei den Landedelleuten eine wahre Wuth entwickelt, mit dergleichen fremden Dingen zu kokettiren. Manchmal kennt der

Edelherr nicht einmal den Gebrauch, oder er weiß, daß sich das Geräth in seiner Wirthschaft nicht anwenden läßt, allein er kauft es und stellt es unter seinem Fenster auf, denn es ist doch immer ein Ding, welches Staunen erregt. So habe ich oft auf den Edelhöfen die besten deutschen Pferdepflüge mit Rädern und mit Oelfarbe schön überstrichen gefunden, während in der Wirthschaft der polnische Ochsenpflug herrschte; selbst kostbare Säemaschinen, zum Theil mit farbigen Bildern bemalt — denn die Fabrikanten verstehen, die polnischen Herren bei ihrer schwachen Seite zu fassen — findet man, und kann sich des Lachens nicht enthalten, wenn man auf die Felder und ihre schmalen fünffurchigen Rücken blickt, welche den Gebrauch solcher Maschinen geradezu unmöglich machen. Einen Herrn, der eine buntgemalte französische Säemaschine auf einer hohen Balkenunterlage zwischen seinem Palast und dem vogelbauerartigen Pferdestalle wie eine Statue aufgestellt hatte, fragte ich, wozu er das Ding besitze, da es sich bei seiner Feldbestellung gar nicht anwenden lasse? „O, angewendet soll es auch nicht werden," entgegnete er, „aber es ist gut, solche Dinge zu haben, denn man muß mit der ausländischen Landwirthschaft vertraut sein." — Aber Nichts macht den polnischen Edelmann so glücklich und stolz als eine Dreschmaschine. Das Geklapper und Gebraus derselben ist für den Besitzer eine wahre Triumphmusik, und hier verzeiht man dem Manne die Eitelkeit gern, weil die Maschine doch wirklich gebraucht wird, und die durch sie ersparte Zeit eine für die Wirthschaft sehr heilsame Folge haben könnte. Denn der Mangel an Arbeitskräften ist in Polen sehr fühlbar. Ein Dorf von acht bis zehn Bauerhöfen, welches vielleicht kaum fünfundzwanzig bis dreißig erwachsene und arbeitstüchtige Leute besitzt, hat oft ein Bodengebiet von ein bis zwei Quadratmeilen und würde daher zehnmal mehr Arbeiter nöthig haben, wenn der Boden gehörig durch Feldbau benutzt werden sollte. Allein die Dreschmaschinen haben bis jetzt zu einer ausgedehnteren Feldarbeit schwerlich beigetragen, und dürfte dies erst geschehen, wenn sie aufhören Eitelkeitsgeräthe zu sein.

Diese Maschinenwuth der Edelleute hat in den wenigen Jahrzehnten die Fabrikanten zu Millionären gemacht und Polen mit landwirthschaftlichen Maschinen reichlich versorgt. Es dürften sich wenige Edelhöfe finden, die nicht wenigstens ein derartiges Instrument erobert hätten.

Hinter dem Palast liegt der Garten mit einer Umfriedigung von aufrecht stehenden Pfählen und jungen schlanken Fichtenstämmchen, welche durch Weidenruthen horizontal an die Pfähle gebunden sind. In diesem Palastgarten (ogród palacowi) werden bei den meisten Edelleuten nur Speisekartoffeln und Gemüse erbaut. Bisweilen freilich sieht man ganz hübsch eingerichtete Obst- und Gemüsegärten, Kunstgärten sehr selten, auch giebt es in der Welt keine ungeschickteren Gärtner, als in Polen. Gewöhnlich ist es ein gemeiner Bauer, welchen der Edelmann aus persönlichem Wohlwollen zum Ogródnik gemacht hat. Herr und Diener werden von den im Herbst und Frühjahr umherziehenden deutschen Baum- und Saamen-

händlern schändlich betrogen. Und was der deutsche Schelm noch Brauchbares geliefert, das verderben die einheimischen Jünger der Pomona, denn von verständiger Pflege der Bäume und Blumen ist keine Rede. Daher sind auch deutsche Früchte sehr geschätzt. In Warschau kauft man oft einen guten deutschen Apfel für 2 Silbergroschen, also zu demselben Preise wie bei uns eine Apfelsine. Diese italienischen Früchte sind merkwürdiger Weise in Polen billiger als in Deutschland.

---

5. Besuch bei österreichischen Bauern.*)

Die Bauern von Nieder- und Oberösterreich haben von allen Bauern der österreichischen Monarchie — mit einziger Ausnahme der Po-Bauern im Mailändischen — ohne Zweifel die höchste Stufe von Wohlbefinden und Freiheit erreicht. Der Landmann in Galizien, Böhmen und Ungarn ist, im Ganzen genommen, noch leibeigen, und der Bewohner der Alpenprovinzen Steiermark, Tirol u. s. w. ist arm. Strich- und stellenweise ist freilich der Landbau in allen diesen Ländern in besserem Zustande und der Bauer freier und wohlhabender.

Die Hanna in Mähren ist berühmt, die Zips in Ungarn, das Sachsenland in Siebenbürgen, das Egerthal in Böhmen und viele reiche Thäler in den Alpen machen bemerkenswerthe Ausnahmen. Auch dürfte man in allen den anderen bezeichneten Strichen der Monarchie nicht alle Bauern so schlechtweg als Sklaven verachten oder bedauern und müßte dabei noch manche, mildernde Ausnahmen begründende Umstände erwägen. — Summa summarum aber bleibt es nichtsdestoweniger doch ausgemacht, daß der österreichische Donaubauer alle anderen, sowohl in Bezug auf Bildung, Solidität des Charakters, feste Begründung und Anerkennung seiner Menschenrechte, als auch in Bezug auf den Betrieb der Landwirthschaft und seine Wohlhabenheit bei Weitem übertrifft.

Zu den reichsten und berühmtesten unter diesen Bauern gehören die in der Gegend des Klosters St. Florian. Einige von ihnen sind sogar so ausgezeichnet, daß sie schon mehr als einmal ihre Kaiser bei sich empfangen haben, und einer von diesen ist der vielgenannte „Meier in der Tann'." An dem heutigen schönen Sommertage stand ihnen indeß nur der Besuch eines gewöhnlichen Reisenden bevor. Durch schöne Waldungen, über üppige Wiesen, zwischen gut bestellten Aeckern und Obstgärten wanderte ich auf schmalen Fußpfaden zu dem Gehöfte dieses reichen Mannes, ein kleiner Wegweiser vom Kloster mir voran.

Die Florianer und überhaupt die österreichischen Bauern, die von ob der Enns jedoch mehr als die von unter der Enns, wohnen häufiger in

---

*) J. G. Kohl.

einzelnen, isolirten Gehöften, um die sich dann ihr Landsitz arrondirt, als in Dörfern. Sie nennen das „Einschichten" oder „einschichtige Höfe." Vielleicht mag diese auch in Westphalen und anderen Gegenden Deutschlands übliche Weise hier zunächst, wie die Bevölkerung selbst, aus Bayern gekommen sein, wo man auch in einigen Donaugegenden von einschichtigen Höfen spricht, die man dann weiterhin in Bayern selbst „Einöden" nennt.

Die Bauern haben alle einen doppelten Namen, erstlich einen Familiennamen, der auf alle ihre Kinder forterbt, und dann einen Namen als Besitzer des Gehöftes, der blos auf ihre Nachfolger übergeht. Die letzteren Namen sind ohne Zweifel uralt, ebenso wie die Gehöfte und ihre Gebiete selbst. Solche Namen sind z. B. folgende: „der Lehner im Föhrenbach," „der Meier im leeren Busch," „der Zehnter auf'm Gömmering," „der Meier in der Tann'," „der Schildhuber," „der Dindelhuber," und der vollständige Name eines solchen Bauern, den sie auf ihren Papieren als Unterschrift setzen, ist dann oft ganz prächtig und lang, z. B. „Johann Plaß, Meier in der Tann'," oder „Joseph Fimberger der Schildhuber." Im gewöhnlichen Leben aber ist die Bezeichnung nach dem Gehöfte gewöhnlicher als die nach der Familie. Man sagt daher häufiger: „der Schildhuber war heute da," und nicht: „Joseph Fimberger." Die Frauen aber werden gewöhnlich nach ihren Familiennamen genannt, jedoch auch auf eine von unseren Gewohnheiten abweichende Weise. Es wird nämlich alle Mal die weibliche Endung angehängt, z. B. „Maria Fimbergerin," „die Möserin," statt, wie wir sagen würden, „Frau Möser," und so schreiben sie auch.

Der „Meier in der Tann'," sagten mir Alle, „ah, der hat a Haus wie ein G'schloß," und in der That sind die meisten dieser großen Bauernhäuser wie Schlösser mit vier Flügeln in einem Carré gebaut. Durch eine enge Thür kommen die Fußgänger in dem einen Flügel in's Wohnhaus, und durch einen großen Thorweg im andern Flügel fahren die beladenen Wagen in das innere Gehöft ein. Die Stallungen, Wagenschuppen, Kornböden, Heuscheuern u. s. w. sind in den anderen Flügeln vertheilt. Das Ganze ist zweistöckig und von stattlichem Ansehen. Das Haus ist außen und auch innen über den Thüren mit frommen Sprüchen versehen, und ebenso sind auch die Hausgeräthschaften bis auf die Teller herab mit Bibelstellen und Versen geschmückt. Beim Meier in der Tann' fand ich sogar die Mehlsäcke in erster Person reden, und wo wir weniger poetischen Norddeutschen uns einfach mit einem Stempel oder mit den Worten: „Fritz Meier" begnügt hätten, stand hier auf den Mehlsäcken:

„Es wisse hiermit Jedermann:
„Ich gehöre allezeit dem Meier in der Tann'."

Das große Hauptzimmer des Hauses, das gleich in der Nähe des Vorhauses liegt, nennen sie die „Meiersstube" oder nach österreichischer Aussprache die „Moiesstubn." Sie ist der gewöhnliche Aufenthalt und Sammelplatz aller Hausmitglieder, sowie auch das Speisezimmer; auch sitzen die Weiber im Winter darin zum Spinnen und zu andern häuslichen

Geschäften vereinigt. Daneben befinden sich gleich die Schlafstuben des Ehepaars und ihrer Kinder und gegenüber, auf der andern Seite des Vorplatzes, die Schlafstuben der Knechte und Mägde, von denen aus eine Thür in die Küche und dann in den Pferdestall führt. Der „Meier in der Tann'" hatte auch noch sein eigenes Arbeitszimmer und Kabinet daneben.

Oben im zweiten Stock befinden sich die Gast- und Sonntagszimmer und Vorrathskammern. Manche haben in den Sonntagszimmern sich selbst und ihre nächsten Verwandten und Ahnherrn porträtirt bis zum Großvater und Großenkel hinauf. Beim Meier in der Tann' sahen diese Ahnenbilder alle wie venetianische Edelleute aus, denn sie waren, Männer wie Weiber, alle von Kopf bis zu Fuß in rabenschwarzer Kleidung. Man findet auch immer hier eine Reihe von Betten mit magnifiken Federgebirgen und bunten Decken belegt, für Gäste, die etwa kommen könnten. In diesen Sonntagsstuben liegen denn auch in Schränken, Kasten und Truhen der Brautschmuck, die Leinwand- und Metallschätze und die Feierkleider der Frau — ein schwarzer Spenzer, ein schwarzseidener „Kittel" (so nennen sie selbst das beste Kleid) und eine hübsche, oben auf der Spitze mit einem aus Perlen zusammengesetzten Sterne versehene Ohrhaube von Otterfell verborgen, lauter Dinge, die noch jetzt in Form und Stoff vielfach an das Mutterland Bayern erinnern. Dann ist aber auch das „Kastl" (Zimmer) zum Obst, wo man ganze Kasten voll getrockneter Aepfel, Pflaumen und Birnen findet, alsdann eine eigene „G'schirrkammer," in der die Fülle von Pferdegeschirren, die Ordnung und der einfache Schmuck unter ihnen mehr gefällt als der brillanteste Putz und die peinlichste Accuratesse in einem königlichen Marstalle, weil es eben bei Bauern ist. Zuweilen findet man da auch alte, lange gesparte Sattel, mit rothem Sammet überzogen, die ihrer Form nach so alt scheinen, wie die Reitkunst. In manchen Bauernhöfen giebt es nicht weniger als vierzig solcher Zimmer und Räume.

Die berühmteste und am meisten verbreitete Pferderace in allen den Ländern zwischen München und Wien im Süden der Donau ist die Pinzgauer, „'s Pinzger G'schlag," sagen die Oesterreicher. Es sind dies sehr große, stattliche Thiere. Sie kommen als Füllen gewöhnlich hierher, werden auf den schönen Wiesen der Donauebene aufgezogen, als Ackerpferde von den Bauern eine Zeit lang gebraucht und gehen dann wohl nach Wien, wo man diese Riesenthiere im Dienste der Schlächter und Bierbrauer das Pflaster treten sieht. Beim „Lehner im Föhrenbach" sah ich einen zweijährigen Pinzgauer Hengst, den ich gewiß für ein antidiluvianisches Thier gehalten hätte, wenn ich nicht bestimmt überzeugt gewesen wäre, daß die Sündfluth an diesem Tage längst abgebüßt gewesen.

Auch das Hornvieh der Donauebenen bekommt von den Gebirgen her, wo oft Viehzucht die einzig mögliche Beschäftigung ist, einen beständigen Zuwachs. Aus dem Pinzgau, Pongau und von den steierischen Alpen her wandert immer nach der Donau hin das Vieh hinab, um hier die Lücken zu füllen, welche der Tod und der Schlächter in den Stallungen

machten, und welche die geringere Viehproduktion der Ebene nicht völlig wieder ausfüllt.

Die merkwürdigsten Stallungen sind aber bei diesen österreichischen Bauern ihre Schweineställe, besonders für Jemanden, der aus einem Lande kommt, wo „Swinekowen" gebräuchlich sind, ich meine, für einen Norddeutschen. Es sind diese österreichischen Schweineställe hohe, große Räume, in denen sich lange Reihen von kleinen, allseitig geschlossenen, nur oben offenen Kasten befinden. Jeder dieser Kasten ist die Wohnung eines Schweines. Gewöhnlich sind diese Kasten aus dicken Balken zusammengezimmert, bei den reicheren Bauern aber bestehen sie aus soliden, plattbehauenen Quadersteinen. Die Fütterung wird jedem Schweine besonders in seinen Kasten gegeben. Auf diese Weise haben die Schweine beständig frische Luft, und doch sind sie eng genug eingeschlossen, um sich dem Fettwerden mit gehöriger Muße und Bequemlichkeit überlassen zu können. Dabei schützt sie das Isolirungssystem eines vor dem anderen, und in dem steinernen Kasten läßt sich auch bei diesem schmutzigen Thiere die größte Reinlichkeit erzielen. Ich glaube, es sind dies die vollkommensten Schweineställe, die man in Europa findet, und denke, daß selbst Kirke für Ulyß und seine Gefährten keine besseren hatte.

Auch die „Mostpresse" muß man in einem österreichischen Bauernhause bewundern. Obgleich sie nur Zider pressen (denn in Oberösterreich giebt es noch keinen Weinbau), so machen sie doch großes Wesen davon und gewinnen sowohl von Birnen als von Aepfeln den berauschenden Saft. Die Früchte werden zuvor unter einem großen Steine, der von einem Pferde in Bewegung gesetzt wird, zerdrückt und dann auf Pressen völlig ausgequetscht. In großen Wirthschaften sieht man oft zehn bis zwölf solcher Pressen. So wenig uns das saure Getränk so vieler Umstände werth scheint, so ist es hier doch ein unabweisliches Bedürfniß geworden, und die „Zehnter im Gömmering" und die „Meiers im leeren Busch" würden morgen am Tage ihre Knechte verlieren, wenn sie ihnen nicht die gewohnte Portion „Aepfelwein" mehr ertheilen wollten. Weiter oben nach der Donau hinauf, im Lande der biertrinkenden Bauern, hört dann auch der Zider auf. Weiter unten hinab kommen aber die saueren österreichischen, dann die süßen ungarischen Weine.

Der „Meier in der Tann'" hat nicht weniger als vierzig Leute, seine Kinder eingerechnet, in seinem Hause. Er erzählte mir viel vom Kaiser Franz und vom Erzherzog Maximilian, die wiederholt bei ihm eingekehrt waren. Die Frau und die Kinder machten Nudeln für den morgenden Festtag. Es waltete dabei Zucht und Ordnung, und hinter dem Christusbilde an der Wand sah ich dasjenige Erziehungshilfsmittel stecken, welches wir gewöhnlich hinter dasjenige Hausmöbel verbergen, das uns täglich und stündlich die angenehmsten und unangenehmsten Wahrheiten sagt.

Als der „Meier in der Tann'" mich über seinen Hof zu seinem Thore hinaus begleitete, fragte ich ihn: „Diese fetten „Händel" da verkaufen

Sie wohl in die Stadt?" — „Nä," antwortete er, „warum soll ich sie zur Stadt verkaufe? Ich kann sie ja selber esse, 'sisch besser äso!" — Später erst lernte ich, daß dies eine stehende Redensart der reichen österreichischen Bauern bei manchen Gelegenheiten sei. „I kann's ja selber brauche, 'sisch besser äso!" sagen sie von vielen Dingen.

Der „Bua" und „'s Diandel" begleiteten uns; der Bua hieß Seppi und 's Diandel Barbara, zwei frische, freundliche Kinder. Als wir unter den großen Bäumen, die das Gehöft umgaben (wie denn gewöhnlich jedes dieser Gehöfte von solchen alten Bäumen umgeben ist), ankamen, wünschten sie mir freundlich ein „Behüt' Ihne Gott! behüt' Ihne Gott!" — und ich sagte ihnen auf ihre Weise mein „Gelt's Gott, Kinder! Gelt's Gott!" und trat die Rückreise nach Ebelsberg an, durch alle die gesegneten Fluren, auf welche die rauhen und armen Hochgebirge beständig so neidische Blicke werfen.

Der reichste Bauer in ganz Oberösterreich ist der Stedinger. Auch ihn hatte ich später Gelegenheit zu besuchen, doch glich sich auf diesen Gehöften, im Ganzen genommen, Alles wie ein Ei dem andern.

Von persönlichen Leistungen der Bauern an die Grundherrschaft, von Frohnden oder, wie die Oesterreicher sagen, „Roboten" ist in den Ländern ob und unter der Enns wenig mehr die Rede. Es sind in der Regel Geldabgaben an ihre Stelle getreten. Aber der Zehnte, den die Grundherrschaften überall erheben, die vielen Einquartierungslasten, die Militärkonskription, welcher der Adel nicht unterworfen ist, und viele kaiserliche und herrschaftliche Steuern drücken den Bauernstand vorzugsweise. Da das Land im Ganzen aber fruchtbar ist, die Leute fleißig und mäßig leben und dabei die gerichtliche Praxis der Ungünstigkeit der bestehenden Steuergesetze zum Trotze den Unterthanen so günstig sich zeigt, daß selbst Kaiser Franz sich zuweilen beklagte, er könne in seinen Prozessen gegen seine eigenen Bauern nicht Recht erhalten, so ist bei dem Allen der Ackerbau in so gutem Stande, wie wir ihn oben schilderten. — Ein merkwürdiges Gesetz bei ihnen ist noch das, daß nicht auf den ältesten, sondern auf den jüngsten Sohn das Bauerngut übergeht. Man nimmt an, daß die älteren Brüder beim Tode der Aeltern sich schon anderweitig haben versorgen können, während der jüngste dann oft besonders einer Erbschaft bedarf. Bei uns ist wohl die richtigere Idee herrschend, daß in der Regel der älteste Sohn auch der tüchtigste und natürlichste Vormund für die anderen sei und also besonders in Stand gesetzt werden müsse, um auf wirksame Weise an die Stelle der Aeltern treten zu können.

6. Böhmisches Land und Volk.*)

Böhmen ist von der Natur selbst nach Außen hin zu einem streng abgeschlossenen, nach Innen zu einem höchst eigenthümlichen Länder-Einzelwesen gestempelt. Von seinen vier Seiten mit hohen Gebirgsmauern eingefaßt, stellt es sich dar als eine große Terrasse mit vorherrschender Kesselform; es ist aber nicht sowohl Ein Kessel, als eine Verbindung vieler Kesselbildungen, deren Mannigfaltigkeit durch den Rahmen des Gebirgsrandes zur Einheit zusammengefaßt ist. Die Hauptsenkung des Bodens ist eine zweifache: von Süden nach Norden, durch die Richtung der Moldau und der mit ihr zusammengeflossenen Elbe bezeichnet, und von Westen nach Osten einerseits, von Osten nach Westen andrerseits, — dort durch Beraun und Eger, hier durch obere Elbe und Iser bezeichnet. Der tiefste Punkt des gewaltigen Terrassenkessels ist aber nicht die räumliche Mitte, nicht des Landes Hauptstadt, sondern die nordwestliche Spitze im Leitmeritzer Kreise, wo nach der im Süden vorangegangenen Vereinigung des Elbwassers mit Iser und Moldau die Eger in die Elbe tritt, die aber darauf bald das vorlagernde Sandsteingebirge, das Sachsen von Böhmen scheidet, durchbricht und ihre böhmischen Gewässer dem nördlichen Deutschland zuführt. Diese physikalische Mitte des Böhmerlandes hat nur 321 Pariser Fuß über der Meeresfläche, während Leitmeritz noch 406, Prag aber 600 Fuß absolute Höhe hat.

Unsere geographischen Lehrbücher pflegen Böhmen als einen großen Kessel, hermetisch verschlossen durch einen ringsum laufenden Gebirgswall, darzustellen; — diese Darstellung und Vorstellung ist aber keineswegs entsprecheud. Das Böhmerwaldgebirge ist kein Wall, sondern ein Mannigfaltiges von Gebirgsketten und Gebirgsmassen, die zwar meist gleichlaufend streichen, oft aber auch ganz isolirt dastehen, und — was die Hauptsache ist — des gemeinsamen Kammes entbehren. Mitten in dem Hauptzuge des Böhmerwaldes, da, wo der Weiße Regen entspringt, ist eine drei Meilen weite Lücke, theilweise durch einige kleinere Bergmassen ausgefüllt, aber auch in Tiefebenen ein Thor nach Bayern öffnend. Ebenso sinkt auch auf dem böhmisch-mährischen Gebirgszuge die Wasserscheide des Donau- und Elbgebietes öfters bis zur Tiefebene hinab, und man kann von Böhmen nach Mähren wandern, ohne einen Berg übersteigen zu müssen. Die niedrigste Stelle in dem ganzen böhmischen Gebirgskranze ist die, wo sich das mährische Gebirge von den Sudeten scheidet; die bekannte Berglinie, welche den Norden Europas vom Süden trennt, fällt hier noch unter 600 Fuß hinab. Im Uebrigen ist aber Böhmen auf höchst merkwürdige Weise von seinen Nachbarländern abgeschlossen und steht mit seinem großartigen Bergsaume da wie eine Insel auf dem Festlande.

*) Vom Herausgeber. (Vergl. dessen „Skizzen böhmischer Kulturbilder," Leipzig 1844.)

Blicken wir nun in das Innere, so zeigt sich die bemerkenswerthe Eigenheit, daß fast jeder Kreis wieder ein eigenes Becken, eine eigene Terrasse für sich bildet, und die Gestalt des Ganzen im Kleinen wiederholt. Randgebirge, Hoch- und Tiefebenen, die wieder von Hügelreihen durchschnitten sind, enge Schluchten mit weiten Thälern abwechselnd — eine Mannigfaltigkeit der Formen, wie man sie sich im sächsischen Flachlande und märkischen Sande nicht träumen läßt. Welche Gegensätze, und wie nah oft zusammengerückt! Hier begegnet dem Auge des Reisenden eine großartig wilde Natur von Granitblöcken, dürren Haideflächen und schwarzem Moorgrunde; aus vormaligem Seeboden und uraltem Bruche treten so eben erst einige Wiesen hervor; die Ackerfelder mit ihren von Granittrümmern gebildeten Zäunen sind eben erst dem widerstrebenden Felsboden abgerungen worden und schauen aus den dunkeln Tannenwäldern wie grüne Oasen hervor. Der Eigenthümer hat sich selbst die Baumstämme zu seiner Wohnung gefällt, und links um dieselbe lagert sich patriarchalisch sein Besitzthum von Wiese, Acker und Wald, Alles zusammen; die kleine Heerde weidet, von seinen Kindern bewacht, in der Nähe; kein Laut von dem geräuschvollen Treiben des Weltlebens dringt in diese Stille. Sieht man dazu noch (im Böhmerwalde) die vom Winde gefällten Baumstämme unbenutzt vermodern, weil hier noch kein Bedürfniß vorhanden ist, das Holz weiter als aus der nächsten Umgebung zu holen: so kommt der Eindruck fast dem der amerikanischen Urwälder gleich, und die Bewohner erscheinen wie eben sich ansiedelnde Anbauer einer neuen Welt. Als ich vom Kamme des Erzgebirges herabstieg, begegnete mir ein Mann mit einem Fuder Holz; dieses Holz hatte er selbst gefällt und zugehauen, und zwar auf seinem eigenen Grundstücke; er fuhr sein Holz mit eigenem Geschirr, Wagen und Pferde hatte er selbst beschlagen, denn er war von Profession ein Schmied, und das Holz wollte er zu einem Meiler aufthürmen, um es zu verkohlen. So vereinigte er den Förster, Kohlenbrenner, Fuhrmann, Gutsbesitzer, Bauer und Handwerker in Einer Person.

Indem sich aber die Natur des böhmischen Landes, von dieser Seite betrachtet, noch völlig neu, jugendlich frisch und einer großen Entwickelung fähig darstellt, so erinnern andererseits die vielen Trümmer alter Burgen, die uralten Städte und Dörfer, die fruchtbaren, seit Jahrhunderten durchfurchten Ackerfluren, die Denkmäler gewonnener und verlorener Schlachten an die reiche geschichtliche Vergangenheit, welche das Land bereits hinter sich hat.

In einer Gegend sind Berg und Thal wie übersäet mit Häusern und Hütten; es lebt da eine Volksmenge, welche die englischen Fabrikdistrikte noch übertrifft, mit allem Elend und Jammer der Fabrikländer, Alt und Jung den Maschinendienst des Spitzenklöppelns treibend, und dahinsiechend unter der zwar stillen und wenig anstrengenden, aber entnervenden Arbeit, die kaum hinreicht, die Hungersnoth abzuhalten; daneben arme Bergleute, welche ohne Arbeit sind, weil die zwar noch immer erzhaltigen, aber mit

Wasser angefüllten Gruben brach liegen; endlich Bauern, deren Aecker und Wiesen mehr Steine als Halme tragen — und dort, nur einige Stunden weiter ins Land hinein, das beste, fetteste Ackerland, der üppigste Wiesengrund, Gemüse und Obst in Ueberfluß, kurz, eine Gegend von den fruchtbarsten in Europa, und tritt mit der wohlhabendsten Bevölkerung, die sich bequem auf ihrem Territorium ausbreitet.

Bei dem Anblicke der zahlreichen Eisenwerke, Maschinenwerkstätten, Leinwand-, Porzellan-, Glas- und Kattunfabriken fühlt man sich ganz in der industriellen Gegenwart; und wiederum bei dem Anblicke der zahlreichen Mineralquellen, die heiß und kalt aus verborgener Tiefe hervorsprudeln, der sonderbaren Gasquellen, die in aufschäumenden Bläschen dem mineralischen Moore entströmen, der Klingsteinberge und Basaltkegel, welche einzeln und massenweis die Erdrinde durchbrochen haben: da wird man ganz in die Vergangenheit zurückgeworfen, in die alten grauen Zeiten, wo Neptuns Gesellen und Plutos Geister in heißem Kampfe entbrannten. Seit Jahrhunderten, wer weiß, wie vielen, entströmen diese Gase und Heilwasser der mütterlichen Erde und werden aus verborgener Tiefe heraufkommen, wer weiß, wie lange? Man ist bei dem Anblicke des gewaltigen Karlsbader Sprudels, der sein mit einer Hitze von 138 Grad Fahrenheit siedendes und brausendes Wasser oft 9 Fuß emporwirft, noch immer in dem Falle jenes Bauers, der die Küche zu sehen wünschte, wo man das heiße Wasser koche.*) Das vulkanische Produkt, der Basalt, spielt in keinem Lande eine solche Hauptrolle, wie in Böhmen. Der Donnersberg bei Milleschau, dieser Riesensohn vulkanischer Gewalten, ist mit seiner Höhe von 2641 Fuß der höchste Basaltberg, den wir kennen.

Mit dieser vulkanischen Natur des Landes harmonirt vielfach seine Geschichte; auch diese hat etwas Abenteuerliches, Pittoreskes, Gewaltiges. Man denke an Ottokar, Huß, Cziska (Tschischka), Wallenstein! Ein plötzliches Aufleuchten, aber auch eben so plötzliche Finsterniß, gewaltige Kräfte, das gewohnte Gleis des Lebens kühn durchbrechend und über die gemeine Oberfläche hoch emporragend, aber stoßweise, zerstörend, revolutionär.

Man trifft in Böhmen eine Natur, welche sowohl der Einförmigkeit des norddeutschen Tieflandes wie des bayerischen Hochlandes ganz und gar entgegengesetzt ist. Diese kühnen und wildromantischen Felsgebilde bei Aders-

*) Dieser merkwürdige Quell hat sich selbst eine Decke aus Kalktuff (Sprudelstein) gebildet, auf welcher fast ganz Karlsbad steht. Die Kruste ist stellenweis nur eine halbe Elle dick, wird auch, wenn man sie verletzt, von der Gewalt des andringenden Wassers gesprengt, und so bilden sich hier und da heiße Quellen in den Häusern und Stuben! Bei einer früheren Untersuchung des unterirdischen Kessels fand man einen großen Teich, der gegen den Markt hin immer tiefer wurde. Mit zusammengebundenen Stangen von 30 Klaftern Länge, die man in der Richtung gegen das Rathhaus hineinschob, konnte man weder die Seiten noch den Grund des großen Beckens erreichen. Das Wasser aber kochte mit furchtbarem Brausen, und der heftig ausströmende Dampf machte nähere Untersuchungen unmöglich.

bach, diese erhabene Alpennatur im Riesengebirge, diese freundlichen Hügellandschaften, wo die Elbe das Land verläßt, diese pittoresken Ufer, wo sie entspringt, diese schwarzen Fichtenwälder an den schroffen Abhängen des Böhmerwaldes, und diese Moldau- und Elbufer mit ihren weinbegränzten Höhen: welch ein Reichthum schöner Naturansichten! Aber auch welch ein Reichthum an Produkten! Wenn man das einzige und nothwendige Naturprodukt des Salzes, an welchem Böhmen auffallenden Mangel leidet, abrechnet, so vereinigt dieses Land in seltener Weise Alles, was zu des Lebens Nothdurft und Annehmlichkeit gehört: gesegnete Kornfelder, holzreiche Waldungen, erzhaltige Berge, große Braun- und Steinkohlenlager, fruchtbare Wiesen, ergiebige Obstgärten, treffliche Weinberge, vorzügliche Hopfenfelder — und dazu schiffbare Flüsse. Darum wird auch Böhmen mit Recht der schönste Diamant in Oesterreichs Krone genannt. Das Klima bietet eine herrliche Mitte von Wärme und Kälte; nur in den Hochflächen und Gebirgslandschaften ist es rauh. Der hohe Wall des Erzgebirges wie der noch höhere der Sudetenkette schützt indessen das anliegende tiefere Land vor den Nord- und Ostwinden. Da, wo die Moldau in die Elbe tritt, in der reizenden Gegend von Melnik, gedeihen seit Jahrhunderten Burgunderreben auf das Beste, und liefern in guten Jahren einen Wein, der fast das Originalgewächs übertrifft.

Gleicherweise für den Ackerbau wie für die Industrie sind alle Bedingungen, insofern sie von der Natur des Landes abhängen, äußerst günstig. Böhmen übertrifft hierin England, denn es hat nicht bloß den ausgezeichneten Reichthum an Wäldern und Kohlenlagern und eine ausgezeichnete Fülle von Wasserkraft, sondern auch eine viel reichere Produktion des Bodens, und darum wohlfeileres Arbeitslohn, als England. Wären die Staats- und Handelsverhältnisse eben so günstig, so müßte Böhmen mit den besten rheinischen, belgischen und englischen Fabrikdistrikten wetteifern.

Unter den österreichischen Landestheilen steht Böhmens Gewerbfleiß unbedingt obenan. Leinenwaaren werden für die Ausfuhr im Großen ausschließlich in Böhmen (am Riesengebirge) verfertigt, über eine Million Stück jährlich, und die „Rumburger" Leinwand ist auch in der nicht-böhmischen Frauenwelt rühmlichst bekannt. Die Shawls und Wollenstoffe, die Kattune und Halbwollenfabrikate sind ausgezeichnet. Auch die Wollen- und Baumwollenspinnereien kommen jetzt mehr und mehr in Schwung. In der Glasfabrikation aber behauptet Böhmen seit Langem entschieden den Vorrang; man rechnet 75 Glashütten und 22 Glasschleifereien. Böhmisches Glas ist in Syrien und Aegypten, in Spanien und Mexiko bekannt. Die böhmische Industrie muß noch eine große Zukunft haben, denn bis jetzt hat man erst einen kleinen Anfang gemacht; viele Kräfte schlafen noch, in der Natur- wie in der Menschenwelt, und warten der Auferstehung. Dies gilt namentlich auch von den reichen Braun- und Steinkohlenlagern.

In Hinsicht der Bevölkerung weicht Böhmen nur dem lombardisch-venetianischen Königreiche, das 7000 Einwohner auf eine Quadratmeile

zählt. Auf einem Flächenraume von 948½ Quadratmeilen wohnen in Böhmen etwa 4,800,818 Einwohner, also kommen auf eine Quadratmeile im Durchschnitt 5318 Bewohner, 2000 mehr als die Durchschnittszahl der österreichischen Gesammtbevölkerung, die 3399 auf die Quadratmeile angeschlagen wird. In dem nördlichen Theile von Böhmen jedoch, in den außerordentlich betriebsamen Gegenden des bunzlauer und bidschower Kreises kommen 12,000--20,000 Einwohner auf die Quadratmeile, eine Bevölkerung, welche die dichteste von Europa, nämlich die auf Malta, Gozzo und Comino, übertrifft, wo 15,000 auf eine Quadratmeile kommen.

Auch in Bezug auf die Menge der Städte behauptet Böhmen den ersten Rang; denn während in den deutschen Provinzen Oesterreichs auf eine Stadt 8, in Italien 22, in Ungarn aber 58 Quadratmeilen kommen, ist dies in Böhmen schon auf drei Quadratmeilen der Fall. Dieser Ruhm wird aber sehr dadurch verdunkelt, daß unter den böhmischen Städten die meisten elende Nester sind, oft armseliger als in andern Ländern die Dörfer. Jene kleinen Landstädte, „Stadels" genannt, sind unglückliche Zwitter zwischen Stadt und Dorf. Weil Böhmen keinen bürgerlichen, durchgebildeten, gehobenen Mittelstand hat, so ist auch das städtische Leben nicht entwickelt. An großen Städten fehlt es ganz und gar. Die Zahl von 130,000 Einwohnern der Hauptstadt Prag sinkt auffallend sogleich auf 16,000 (Reichenberg, die betriebsame Fabrikstadt), 10,000 (das alte Eger) u. s. w.

Darum überkommt den Reisenden bei längerm Aufenthalte auf den sonst so einladenden und so manche Genüsse darbietenden böhmischen Landgütern doch bald jenes trostlose Gefühl der Einsamkeit und Abgeschiedenheit, trotz der biedern Gastfreundschaft der Bewohner und der Schönheit ihrer Natur. Es mangelt der Hintergrund einer lebendigen Stadtwelt, welcher durch seinen Gegensatz den Reiz des Landlebens nicht bloß erhöht, sondern im Grunde erst erzeugt. Dazu mag noch der Umstand kommen, daß auf den böhmischen Herrenhofen die Landwirthschaft bisher ganz überwiegend durch die Frohnarbeit der Bauern betrieben wurde, also das Getümmel von Wagen und Pferden und Knechten, wie man es auf norddeutschen Höfen sieht, wegfiel. Nun, da der Frohndienst aufgehoben, wird sich auch in der Oekonomie Manches lebendiger gestalten.

Einen überraschenden Eindruck und alle Erwartung übertreffend machte auf mich Böhmens Hauptstadt. Mit Prag möchten sich von den deutschen Städten wenige an Schönheit und Eigenthümlichkeit der Lage messen können. Wenn man von dem Plateau des Weißen Berges her in das hochgelegene Burgviertel der Stadt, den Hradschin, vorschreitet auf den Vorsprung, der jäh zum Moldauthale abfällt, und dann von dieser Bergstadt herab auf einmal tief unter sich eine noch viel größere Flußstadt erblickt, ein Meer von Häusern und Palästen, aus dessen Wogen eine zahllose Menge von Kirchen, Thürmen und Kuppeln wie Schiffe mit ihren Masten hervorragt: so ist das fast ein orientalisches Bild, großartig und prächtig. Zu

den Füßen schlängelt sich die breite, stattliche Moldau, welche tief in die Hochfläche sich hineingegraben und malerische Hügelreihen an ihren Ufern gebildet hat. Dort erhebt sich der schroffe Cziskaberg, auf welchem die Hussiten 1420 ihren ersten Sieg erfochten; und weit im Hintergrunde der feste Wissehrad, pittoresk das Gemälde begrenzend. Wendet man sich um, so hat man die Ansicht des großen königlichen Schlosses, das die kaiserliche Hofburg zu Wien noch an Größe übertrifft; daneben das prächtige erzbischöfliche Palais, rechts aber die ehrwürdige gothische Kathedrale, der Dom von St. Veit (leider unvollendet) mit seinem himmelanstrebenden Thurme. Auf der entgegengesetzten Seite das reiche Prämonstratenserstift Strahof mit seiner schönen Kirche, und dahinter auf einem mit Wein- und Obstgärten begrenzten Hügel die freundliche Laurenzi-Kapelle mit ihren zwei zierlichen Thürmen; — eine Mannigfaltigkeit der An- und Aussicht, wie sie dem Auge selten zu Theil wird. Steigt man sodann hinunter zwischen den hohen Häusern, die, auf schroffem Abhange erbaut, wie Festungswerke erscheinen, und stellt sich auf die 1790 Fuß lange und 55 Fuß breite alterthümliche steinerne Brücke, welche die Altstadt mit der Kleinseite verbindet, zwischen die 28 Heiligen und Apostel, die, aus Stein gehauen, auf den Brückenrändern Wache halten, in der Mitte die bronzene Statue des heil. Nepomuk, Schutzpatrons von Böhmen, — so hat man wieder einen Anblick, wie man ihn weder auf der Dresdner, noch sonst einer Brücke finden kann: die Ansicht des Hradschin. Gegenüber der steinernen hängt eine zweite Brücke, kühn über dem breiten Moldauspiegel schwebend, und zu den alten Bauwerken den Kontrast der Neuzeit bildend: es ist die eiserne Kettenbrücke, ein schönes Denkmal der Baukunst unserer Tage. Neben ihr, in den Strom gelagert, lacht freundlich das baumbegrenzte Eiland der Sophieninsel herüber, und weit hinter ihr, in blauer Ferne verschwimmend, erscheinen wieder die schroffen Ufer der Moldau. Man bekommt auf der alten Karlsbrücke zugleich den Eindruck alt-christlicher Mythologie, mittelalterlicher Romantik und moderner Kunst. Ueberall — das kommt hier zum Bewußtsein — ragt in die Stadt das Land, in die Gegenwart die Vergangenheit, in das weltliche das kirchliche, in das Kultur- das Naturleben hinein, und das macht eben Prag so merkwürdig, so eigenthümlich. Es läßt sich kein vollerer Gegensatz denken, als zwischen einer Stadt wie Berlin mit einer Stadt wie Prag. — Berlin in einer durchaus flachen, einförmigen Sandebene an der unscheinbaren Spree; — Prag in einem wechselreichen Hügellande, zum Theil selbst auf Bergeshöhen erbaut, an den pittoresken Ufern der Moldau; um Berlin die Natur des norddeutschen Tieflandes mit seinem Repräsentanten, der Kiefer — um Prag schon süddeutsche Natur, Wein- und Obstgärten; die Straßen von Berlin alle breit, regelmäßig, geradlinig — in Prag kaum zwei breite, gerade Straßen, alle andern krumm und eckig; in Berlin fast alle Häuser wie Paläste, schön, freundlich, aber einförmig und prosaisch, ohne geschichtliche Erinnerungen — in Prag viele rußige alterthümliche Häuser, unregelmäßig, oft bizarr,

mit gewölbten Vorbauten und Laubengängen, die Paläste aus ältester Zeit, jedoch mit seiner Geschichte ein Repräsentant der alten Zeit; kein Haus dem andern gleich, ein bunter Wechsel; — in Berlin Alles fein, abgeschliffen, äußerst elegant, vornehm, ein, so zu sagen, spirituelles Wesen im Ganzen; — in Prag viel Schmutz, ein ganzes Judenviertel, ein mehr materieller, plebejischer Anstrich; man sucht vergebens nach einem Westminster oder einer Wilhelmstraße; überall böhmische Bauern, Juden und Pöbel, an allen Ecken und Enden Fleisch- und Semmelbuden, Hökerweiber und dampfende „Würstel," nirgends etwas Exclusives. In Berlin sind Kirchen und Glocken eine Seltenheit, in Prag ist Beides im Ueberfluß; Berlin, die Residenz der Friedriche und der Philosophen, Prag, die Residenz der Erzbischöfe.

Das anziehendste und wichtigste Schauspiel bietet Böhmen dar in der Mischung zweier grundverschiedener Nationen, die seine Bevölkerung bilden. Von den fünftehalb Millionen sind nämlich 2,500,000 Czechen (Tschechen), der übrige Theil Deutsche, von dem das Volk Israel noch in Abzug zu bringen ist, das sich überall an das Slavenvolk, wie die Klette an die Wolle, anklebt. — Wie zwei feindliche Elemente sind jene zwei Völkersubstanzen oft zischend und brausend gegen einander gefahren, haben sich zuweilen mechanisch verbunden, aber nie chemisch: eine drohte die andere zu verschlingen, und doch war nur die eine oben, wenn die andere zu Boden fuhr; das czechische Volkselement schien endlich aufgelöst, und siehe da! es lebte wieder auf mit neuer frischer Kraft. Daß die Deutschen in Böhmen, obwohl die geringere Zahl, nicht den Czechen erlegen sind, kann nicht Wunder nehmen, da sie die große west-europäisch-germanische Kultur zur schützenden Grundlage hatten, wenn sie auch nicht die regierenden Herren gewesen wären. Daß aber die czechischen Slaven, von ihrem Volksstamme abgerissen, ohne nationale und geistige Einheit mit einem größern Ganzen doch ihr eigenthümliches Wesen bewahrt haben, selbst unter dem schweren Drucke des deutschen Scepters: dies beweist, daß sie von einem urkräftigen, derben Grundstoffe sind, der noch reiche Entwickelung verspricht. In Literatur und Wissenschaft stehen die Böhmen jetzt an der Spitze der ganzen slavischen Nation; sie haben die europäische Kultur aufgenommen, ohne ihre Eigenthümlichkeit daran zu geben; was die Gründlichkeit und Tiefe ihrer Bildung betrifft, könnte man sie die Germanen unter den Slaven nennen. Einige Züge mögen den Czechen charakterisiren.

Er hat nicht die kindliche Heiterkeit des Russen, noch die heitere Lebenslust und das ritterliche Wesen der Polen: er ist trüber, verschlossener, weniger beweglich; bei ihm verschmilzt leicht die sittliche Leichtfertigkeit des Slaven und die gemessene Reflexion des Deutschen zu einer gewissen Arglist; welche das Vertrauen des Deutschen zu ihm niederdrückt und sein Vertrauen zu dem Deutschen hindert. Slave und Deutscher sind von Haus aus keine freundlichen Brüder. Der Deutsche nennt seinen czechischen Landsmann „Stockböhme!" Ein Erbfehler des czechischen Stammes scheint ferner die Rechthaberei und Zanksucht zu sein; auch legt man nicht mit Un-

recht dem Volke Unbeständigkeit und Vergnügungssucht, geringe Besonnenheit im Unglück und Uebermuth im Glücke, wie auch große Rachsucht bei; die Geschichte liefert manch' Lebensbild zu diesen Zügen. Die Deutschen in Böhmen zeichnen sich dagegen wieder durch größere Berufstreue und Ordnungsliebe, so wie durch größere Reinlichkeit aus. Sie bewohnen nicht blos die schönsten und theilweis fruchtbarsten Gegenden von Böhmen (z. B. den leitmeritzer Kreis), sondern sind auch in den minder fruchtbaren Strichen die besten Landwirthe; der berühmte böhmische Hopfen wird von Deutschen gebaut, das geschätzte Obst kommt meist aus deutschen Gärten, das beste böhmische Glas wird in deutschen Fabriken gemacht, und die gerühmte musikalische Bildung gilt nur von den Deutschböhmen.

Haben die Slaven eine zähe Nationalität, so haben sie die Deutschen nicht minder. In dem czaslauer Kreise existirt z. B. eine ganz kleine, rings von Czechen eingeschlossene Gemeinde, eine deutsche Kolonie, und dennoch haben diese Menschen, ähnlich wie ihre Stammgenossen in Siebenbürgen und im südlichen Rußland, nichts von fremden Sitten und Gebräuchen angenommen, sondern streng, bis auf den Dialekt, ihr deutsches Wesen bewahrt. Uebrigens ist fast jeder Eingeborene der zwei Landessprachen mächtig; der Böhme spricht fertig deutsch, und der Deutsche fertig böhmisch; auch tauschen die Eltern zur leichteren Erlernung der andern Sprache ihre Kinder oft gegenseitig um.

Der slavische Typus in den Gesichtszügen ist auch bei den czechischen Böhmen immer noch durchscheinend genug, obwohl man Mühe hat, in Böhmen, wie der französische Marquis Custine in Rußland, jenen seelenvollen Blick des länglichen Eidechsenauges „voll Sympathie und Schalkheit" in den böhmischen Augen wiederzufinden. Aber der mehr länglich ovale Schnitt derselben, die meist dunklere Farbe des Haares, so wie die unter schärferm Winkel geschnittene, nach unten breitere Nase und der breitere Mund unterscheiden die czechische Physiognomie merklich von der deutschen, die viel weniger markirt, aber auch viel offener und heller ist.

Wenn die Unterscheidung der Temperamente nicht immer etwas Einseitiges behielte, so möchten wir den Russen das phlegmatische, den Polen das sanguinische, den Czechen das cholerische, den Donau-Slaven (Serben und Kleinrussen) das melancholische*) zuweisen. Auf manchen echt böh-

*) In einer Stelle aus Mickiewicz' „Vorlesungen über slavische Literatur u. s. w." heißt es sehr bezeichnend also: „Diese wunderbare und leere Waldstätte (es ist von den Ebenen der unteren Donau die Rede), wo die Ueberlieferung keinen Stein findet, auf dem sie ausruhen könnte, hier, nach den Worten eines alten Sehers, auf dieser von Pferdehufen durchwühlten, von Leibern der Gefallenen gedüngten, mit ihren Gebeinen besäeten und einem Regen warmen Blutes benetzten Ebene ist üppig aufgeschossen das Trauergefühl. Sehnsucht und Trauer athmen hauptsächlich die Dichtungen jener Gegenden." „Die Türken fielen über das kaum erblühte Reich der Serben her; — die Führer fielen, der Adel, die Geistlichkeit, die Blüthe des Volks — Alles ging unter oder flüchtete. Es blieb nur das Volk, abgeschnitten von seiner Vergangenheit, weil es nicht zu lesen verstand und nichts von seiner alten Geschichte wußte. So haben sich

mischen Gesichtern steht der Jähzorn deutlich geschrieben, und das cholerische Temperament ist, wie die Geschichte lehrt, der Böhmen Unglück gewesen; jedenfalls hätten sie mit russischer Geduld weit mehr erreicht, als mit czechischer Ungeduld.

Während man in den hoch kultivirten Ländern oft lange und vergebens sucht, um einmal etwas Individuelles, Naturwüchsiges, von der Alles zersetzenden „Aufklärung" noch nicht Aufgelöstes anzuschauen, braucht man in Böhmen nur zuzugreifen, um alterthümliche Gebräuche, merkwürdige Sagen, lebendige Volkspoesie kennen zu lernen. Aus dem reichen Schatze sei hier nur Ein Beispiel mitgetheilt.

Im taborer Kreise liegt ein Berg Blanik, aus dem rieselt eine Quelle hervor mit grünlichem Wasser und weißem Schaume. In alten Zeiten, wo ein sehr mächtiger Feind das Czechenvolk bedrängte und endlich unterjochte, hatten sich aus der letzten unglücklichen Schlacht noch einige Tausend Eingeborene gerettet und, vom Feinde hart verfolgt, im Innern jenes sonderbaren Berges, der sich plötzlich der Reiterschaar geöffnet, Schutz und Zuflucht gefunden. Daselbst schlafen sie nun schon viele hundert Jahre sammt ihren Pferden, sterben aber nicht, sondern werden wieder hervorkommen, wenn die Zeit erfüllet ist, und Böhmen wieder in der größten Bedrängniß sein wird; dann aber werden sie siegen. Zuweilen heben sie die Köpfe empor und fragen, ob es nicht Zeit sei? Dann spitzen die Pferde die Ohren, aber alsbald fällt auch Alles wieder in Schlaf. Wer an dem rechten Tage und zur rechten Stunde an den Blanik kommt, dem ist der Anblick der Reiter verstattet.

Am St. Gregoriustage (den 12. März) halten die Knaben aus der Umgegend noch alle Jahre einen kriegerischen Umzug um den Blanik, indem sie die Sage dramatisch darstellen. Ein Anführer wird gewählt, der läßt Halt machen und fragt, ob es noch nicht Zeit sei? Ein Anderer ist der Sendbote, der wird fortgeschickt, um zu erkunden, wie es auf der Oberwelt steht, und der darauf erzählt, was er weiß, bis der Anführer spricht: „Noch ist es nicht Zeit!" und das kleine Heer sich auflöst.

Wen überrascht nicht die auffallende Aehnlichkeit dieser Sage mit der von unserm Friedrich Rothbart auf dem Kyffhäuser? Das dichtende Volksgemüth offenbart sich unter allen Nationen nach denselben Gesetzen, und solche Sagen sind nicht aus der Luft gegriffen, sondern bilden sich mit innerer Nothwendigkeit aus dem natürlichen Leben des Landes, wie des Volkes und seiner Geschichte.

---

alle Rückerinnerungen der Serben in einen Kampfplatz eingeschlossen, ihre ganze nationale Poesie irrt traurig um einen einzigen Grabhügel von Kossowo (Amselfeld) herum. Die Geschichte der hier längst vorgefallenen Schlacht ist für sie wunderbar frisch und gegenwärtig, und heute noch geht der Serbe weinend an diesem Orte vorüber."

6. Freiberg im Erzgebirge.*)

Jene Bergmassen, die sich unter dem Namen des Erzgebirges zwischen der Elster und Elbe in der Richtung von Südwest nach Nordost aufthürmen und das böhmische Kesselland von den sächsischen Ebenen scheiden, werden wohl nur selten ihrer landschaftlichen Schönheit willen besucht. Mancher aber durchkreuzt das Land, der in den Heilquellen Teplitz oder Karlsbad am Südabhange seine Gesundheit sucht. Die Masse, welche das Erzgebirge bildet, ist eine Platte, welche nur nach Süden zu schroff, nach Norden aber sehr langsam abfällt; sie ist wenig zerklüftet und nur hier und da von einzelnen Thälern durchfurcht, in welchen die Mulde, Zschopau und ihre Nebenbäche rinnen. Nur wenn man nach Süden ins Böhmerland absteigt, bemerkt man, daß man einen ansehnlichen Bergrücken überschritten hat, dessen mittlere Erhebung mehr als 1500 Fuß über Böhmen beträgt.

Die wenig fruchtbare und spärlich angebaute, des Schmuckes der grünen Wälder gar sehr beraubte Oberfläche trägt aber doch einige Merkmale, welche auch dem flüchtigsten Blick sogleich verrathen, daß das Gebirge mit seiner äußeren Form nicht seinen inneren Bau eingebüßt hat, und sein Name ein charakteristischer ist. Fast überall finden sich nämlich Schuttmassen von Bruchsteinen zerstreut, „Halden" genannt, auf denen kleine Zechenhäuser erbaut sind, die den Mund der Schachte bedecken. Wem noch ihr Zweck und Ursprung fremd sein sollte, würde ihn bald von den zahlreichen Bergleuten erfahren, die im schwarzen Grubenkittel und Leder, mit der Blende im Gürtel, bei Tag und Nacht über die dürftigen Kornfelder im Sommer, über die weiten, öden Schneeflächen im Winter nach der Grube eilen, wenn die Glocke sie „zur Schicht" ruft, oder davon herkommen, wenn sie ihnen das Ende ihrer Arbeitszeit verkündet.

Wer den Bergbau des Erzgebirges ordentlich kennen lernen will, der wandere nach Freiberg; dort, kaum einen Büchsenschuß weit von der Stadt entfernt, auf dem linken Thalrande der Mulde, steht das umfangreichste Grubengebäude, die „Himmelfahrt" genannt. Diese „Himmelfahrt" ist der Altvater der Freiberger Gruben. Nicht lange, nachdem im Harz am Rammelsberg der Silberbau eröffnet worden, als noch das Erzgebirge weithin mit jenen mächtigen Edeltannen bedeckt war, von denen sich noch einige bei Olbernhau erhalten haben, Riesenstämme von 7 Fuß im Durchmesser, stießen wahrscheinlich Jäger oder Fuhrleute auf einen reichen Erzgang, dessen Ende bloß lag. An diese Entdeckung, die vor 700 Jahren geschah, knüpft sich der Bergbau des ganzen Reviers und die Gründung der einst so blühenden Bergstadt Freiberg, die lange Zeit Haupt- und Residenzstadt der sächsischen Kurfürsten war. Der Reichthum der Frei-

*) Vergl. Morgenblatt, 1852, IX.

berger war einst sprüchwörtlich, so groß war der Ertrag des Bergbaues wegen des ungemein hohen Silberwerthes. Im Laufe der Zeit mag der ganze Ertrag des Erzgebirges an reinem Silber 90,000 Centner betragen haben.

Da das Erz sich nur selten gediegen findet, so ist eine lange und mühselige Bearbeitung nöthig, bis aus der rohen, vielfach verunreinigten Erzstufe der reine Silberblick leuchtet. Das lehren schon die Massen von Abfällen, welche die Halden bilden. Zahlreiche kleine, oft nur zwölfjährige Pochjungen sind auf Himmelfahrt mit dem Ausschlagen und Anschütten des tauben Gesteins beschäftigt und lassen auf eine große Menge von Arbeitern schließen, die in den Tiefen der Grube ihr mühseliges Tagewerk verrichten. In der That fahren an 1500 Knappen auf diesem einen Gebäude an, welches das ausgedehnteste im ganzen Gebirge ist Von je acht zu acht Stunden ruft eine helle, weit schallende Glocke die Knappen zur Schicht, und dann sieht man es selbst in dunkelster, stürmischer Nacht lebendig werden. Ueberall tauchen Männer, in schwarze Bergkittel gekleidet, aus den niederen Hütten auf; aber es sind keine bösen Gnomen, denn sie eilen zum Gebet nach dem Zechenhaus, bevor sie ihre Arbeit beginnen. Der Bergmann fühlt es, daß sein Leben in Gottes Hand steht, und wie es seine Vorfahren gehalten haben, bewahrt auch der Nachkomme die fromme Sitte. Alle seine Gebräuche und Sitten sind fast Jahrhunderte alt und ebenso unveränderlich, wie seine Tracht, die man nur da findet, wo der Bergbau auf deutschen Schultern ruht. Den schwarzen Bergkittel und den Schachthut sah man im Harz schon zu Heinrichs des Finklers Zeit, als der Kaiser den Grundstein zur alten Bergstadt Goslar legte! Fahrkappe und Leder wird getragen, so lange die Knappschaft das Fäustel schwingt und das Eisen führt. Diese ersten einfachen Werkzeuge, welche das Wappenbild des Bergmanns bilden, die aber freilich schon seit Jahrhunderten durch Bohrer und Pulver ersetzt sind. Das „Glückauf" des einfahrenden Knappen und das „Komm gesund wieder!" des Dankenden, der „über Tag" bleibt, das „Macht gesund Schicht!" des von der Arbeit Abgelösten und der Wunsch des Andern: „Fahr gesund aus!" finden sich überall in den deutschen Bergrevieren.

Doch treten wir nun in das thurmähnliche Gebäude, welches den Schacht überbauet. Die mehr oder weniger gesenkte Oeffnung von prismatischer Gestalt, etwa 18 Fuß lang und 6 Fuß breit, ist das Mundloch des Schachtes, der auf dem Ausstreichenden des Erzganges zunächst begonnen, und, wie die Erzader fiel, auch abgesenkt wurde, so daß der Fall bald vom senkrechten „saigern Schacht" zum flachgehenden „Schloppschacht" überspringt. Der Schacht ist die große Heerstraße der Knappen, auf der sie ein- und ausfahren. Neben ihrem Wege fördern mächtige Tonnen die Erze aus der Grube und schütten sie oben von selbst aus. Aus der Tiefe schallt lautes Rauschen herauf, ähnlich einem Wasserfall, der sich wild über Felsen stürzt. Weit und breit auf der ganzen Oberfläche des Gebirges sammelt man jeden Tropfen des flüssigen Elements, das als

Regen zur Erde fällt oder als Schneewasser die kleinen Bäche speist, in ziemlich großen Teichen. Von diesen aus führen lange Rinnen die streng vertheilten Wasser nach den Gruben, wo sie als Aufschlagwasser auf die vielen Räder stürzen, die unten im Bergwerk in den Radstuben hängen, und nicht blos die Tonnen in die Höhe führen, sondern auch die Pumpen in Bewegung setzen, welche das in der Grube angesammelte Wasser zur Oberfläche treiben und aus der untersten Tiefe es emporheben. So werden die einen Wasser aus der Tiefe hervorgeholt, die andern fallen sprungweise von Rad zu Rad hinab bis in den Stollen (einen wenig geneigten, fast horizontalen Gang), der dann die ganze Wassermasse oft meilenweit in ein tieferes Thal des Gebirges führt. Je tiefer der Stollen liegt, desto größer ist die Macht der Aufschlagwasser, und aus desto größeren Tiefen kann man das Grubenwasser heben. Je mehr Wasser man einer Grube zuführen kann, und je höher dasselbe herabfällt, desto besser geht der Bergbau von Statten; aus Mangel an Wasser — ein seltsamer Widerspruch — mußte eine Grube ersaufen. Doch haben in der letzten Zeit die Dampfmaschinen gute Dienste geleistet, den Stollen unabhängig zu machen von den Wasserrädern und langen Wasserkanälen.

Tag und Nacht arbeiten diese Räder und Stempel, die Lebensorgane der Grube. Wie die Zusammenziehungen des Herzens das Leben desselben verrathen, so ist das Glöckchen, das bei jedem Umgang am Kunstgezeug erklingt, der hörbare Pulsschlag der Wasseradern, die ihren Inhalt zur Oberfläche der Erde schaffen. Wenn dieses Glöcklein verstummt, dann ist Todesgefahr da unten; es fehlt an frischer Luft, böse Wetter bedrohen die Arbeiter, oder die Maschine kann die sich anhäufende Wassermasse nicht mehr bewältigen. Das ist indeß ein seltener Fall. Man bekommt aber einen Begriff von den Wassermassen in der schwarzen Tiefe, wenn man sieht, wie das Wasser von oben selbst durch den dichtesten Fels hindurchträufelt, auch wenn man alle Spalten und Ritzen noch so sorgfältig verstopft. Die wasserreichsten Monate in der Grube fallen um sechs Monate später als auf der Oberwelt, denn so lange Zeit braucht das Wasser, um hindurchzudringen. Selbst in der untersten Tiefe sprudeln die Quellen aus noch viel größerer Tiefe und verrathen durch ihre größere Wärme, daß sie tiefer heraufkommen. Denn je weiter der Bergmann in die Schaale der Erdoberfläche eindringt, desto wärmer wird die Temperatur; auf je 100 Fuß steigt das hunderttheilige Thermometer 1 Grad. Aus der Stetigkeit, mit der die Wärme aller Orten zunimmt, wo man durch Schachte oder artesische Brunnen sich das Erdinnere erschlossen hat, folgert man mit gutem Recht die Feuerflüssigkeit des Erdballs in der Tiefe.

Die Steinmassen, zwischen denen der Bergmann sich mühsam vorwärts bohrt, scheinen beim ersten Anblick so fest wie die Berge, in denen die Baue getrieben werden. Aber der Knappe kennt aus tausend bitteren Erfahrungen das Trügerische der Wände, welche ihn umgeben; er weiß, daß sie fortwährend drohen, über ihn zusammenzubrechen, wenn er nicht

unausgesetzt seine Vorkehrungen dagegen trifft. Nicht blos füllt er daher die abgehauenen Oerter mit den tauben Steinmassen wieder aus, sondern wo nur irgend auf Stollen und Strecken das Gestein sich mürbe zeigt oder zerkluftet, da unterstützt er es bald durch Mauerwerk, bald durch Zimmerung. Da aber das Holz in der Grubenluft sehr leicht verdirbt, so zieht er gewöhnlich die Mauerung vor. Nirgends findet man eine sorgfältigere Arbeit, als die der Bergmaurer ausführt, denn er muß dabei meist des Mörtels entbehren.

Wenn der Laie die kleinen Modelle eines Bergwerks sieht, welche wandernde Bergleute häufig auf den Jahrmärkten zeigen, so meint er wohl, es sei in Wirklichkeit solch reges Leben da unten im Reiche der Gnomen; ringsum in den Bauen Picken und Hauen, Bohren und Sprengen. Aber selbst viele Hunderte von Arbeitern verlieren sich in den weiten Strecken, wo die „Oerter" oft sehr weit entfernt von einander liegen. Nur dann und wann sieht man das Licht einer Blende sich auf dem Krystall des silbergrauen Bleiglanzes oder des weißen Quarzes brechen, und nur zuweilen verräth weithallender Donner, der seltsam dumpf in den Bauen wiederhallt, daß thätiges Leben in den Tiefen ist. Selbst auf den Eingeweihten macht das einsame Schaffen, so ganz verschieden von dem am Sonnenlicht, und die seltsame Tonwelt der Baue einen wunderbaren Eindruck, und das Gemüth wird erregt von Gedanken an die mährchenhaften Kobolde und Berggeister, die in geheimnißvoller Tiefe ihr Wesen treiben. Nur auf den Strecken, wo die gewonnenen Erze nach den Fördertonnen gebracht werden, herrscht reger Verkehr. Da sieht man von Zeit zu Zeit in kleinen vierrädrigen Wagen, „Hunde" genannt, oder in Handkarren die reichen Stufen nach dem Füllloch fahren. Am Harz im Rammelsberge laufen sogar die „Hunde" schon seit Jahrhunderten auf Eisenbahnen dem Schacht zu, denn die Strecken bilden geneigte Ebenen. Aber auf der „Wassersaige" im Erzgebirge schiebt der Knappe mühsam selber den Hund, und nur ein schmaler Raum bleibt in den Gängen zum Ausweichen, wenn man ihm begegnet.

Nicht gering ist die Masse von Glaserz, Rothgültigerz, von Kupferglanz und selbst von gediegenem Silber, welche der erzgebirgische Bergmann dem Schooße der Erde abgewinnt; aber er, der so reiche Schätze fördert, hat selber den kärglichsten Lohn davon. Immer in edlen Metallen wühlend, verdient selbst der „Ganghäuer" kaum einen halben Gulden täglich, wenn er auch zwölf Stunden in der Grube das „Gezähe" führt. Das Leben des Bergmanns ist höchst armselig, und von der Einfachheit und Genügsamkeit der Bewohner dieser kahlen Höhen hat der reichere Fremdling aus dem Tieflande kaum einen Begriff. „Arm wie ein Bergmann" ist fast sprüchwörtlich geworden, immer ist aber der Bergmann noch reich zu nennen neben dem Weber und Spitzenklöppler, der nachbarlich mit ihm das Gebirge bewohnt. Wenn das Roggenmehl über einen gewissen Preis steigt, wird es dem Bergmann aus den Magazinen zu einer

bestimmten Taxe verabreicht. Doch ist das Mehl schon ein Gegenstand des Luxus, die Nahrung der großen Mehrzahl besteht nur in Kartoffeln und einem dünnen Cichorienwasser, das sich vom Kaffee den Namen geborgt hat. Ist es aber nicht seltsam, daß mitten im alten Europa viele Tausende von einer Pflanze leben, die uns das ferne Amerika gebracht hat? Ohne die Kartoffel müßte ein großer Theil der Erzgebirger verhungern, und leider zieht mit jeder Mißernte die größte Noth ins Land.

Weit über die Berghalden zerstreut stehen der Bergleute einsame Hütten, bald dicht an den Zechenhäusern, bald fern ab in den zerstreuten Dörfern am Wege; in Freiberg selbst nehmen sie ein ganzes Stadtviertel ein. Die Grube ist aber das eigentliche Haus des Bergmanns; dort bringt er den größten Theil seines Lebens zu, und oft findet er in ihr sein Grab. Da hat er sein Stockwerk, in dem er wohnt, die Strecke, in der er arbeitet, da kennt er die Geschichte jedes Balkens, jedes reichen Ortes, wo er vielleicht selbst einst eine köstliche Stufe gefunden. Dort blühen seine Blumen, und reifen seine Garben — nicht beschienen vom freundlichen Lichte der Sonne.

Vierter Abschnitt.

1. Höhenbilder und Profile aus dem Alpengebirge. Physiognomie der Alpen. Das rhätische Alpengebirge (Lage, Aufbau und vergleichende Uebersicht). Das Thal Engadin in Graubündten. — 2. Der Kanton Appenzell und die appenzeller Landesgemeinde. — 3. Sitten und Sagen im Kanton Glarus. — 4. Der Genfersee. — 5. Der Bregenzerwald. — 6. Ein Bild aus Tyrol. Die Gletscher in Tyrol. — 7. Zum Splügen nach Chiavenna. (Charakteristik eines Gebirgspasses.) Chiavenna. — 8. Der Kaukasus. (Eine Parallele mit dem Schweizer-Alpengebirge.) — 9. Die Tscherkessen. (Charakterbilder eines kriegerischen Bergvolkes.)

1. Höhenbilder und Profile aus dem Alpengebirge.*)

Physiognomie der Alpen.

Die Erhebungsform des Alpengebirges ist im ganzen Zuge von der Südseite rascher und steiler als auf der Nordseite. Die lombardische Ebene hebt sich nur 300—400 Fuß über das Mittelmeer, und selbst die Seen am Südsaume der Alpen, wie der Comersee und Lago maggiore (lange See), zeigen nur eine Höhenlänge von 640 – 650 Fuß.

Von diesen Seebecken aber erhebt sich nach Norden hin das Alpengebirge der östlichen Schweiz, mit der ganzen Masse seines Landes aufwärts sich abstufend, über bewaldete Rücken und Vorberge zu den erhabenen Berggräten und Hochgipfeln, und senkt sich dann allmählig gegen die nördlichen Vorländer, an deren Saum der Spiegel des Bodensees immer noch eine Höhenlänge von 1200 Fuß behauptet.

In dieser Abstufung und Senkung stellt sich ein höchst mannigfaltiger Gürtel eines wechselnden Naturlebens dar, vorzüglich im Klima, in der Wasserbewegung, im Pflanzen- und Thierleben. Ganz anders ist in jeder dieser Zonen die Temperatur der Luft und des Wassers; in anderer Gestalt schlagen sich die Dünste nieder, und auf andere Weise wirken Winde und Sonne; nach eigenthümlichen Gesetzen bewegt sich auf jeder Höhenstufe das

*) Vgl. „Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz," 15. Heft: Der Kanton Graubündten, bearbeitet von Röder und von Tscharner.

Alpengewässer, und die Jahreszeiten sind völlig verschieden in ihrer Zeit wie in ihren Gaben. Jede dieser Zonen stellt, wie in der physikalischen Gestaltung, so auch in der organischen Schöpfung einen andern Schauplatz des Seins und Lebens dar, so daß man in einer Wanderung vom südlichen Alpensaume über die ewig beschneieten Gipfel der höchsten Gebirge fast alle die klimatischen Erscheinungen und Lebensformen trifft, welche von der Südspitze Europa's bis zur Polarnatur Finnmarkens sich dem Beobachter darstellen. Und in jeder dieser stufenweis emporsteigenden Alpenzonen ist der Mensch ein anderer, weil andere Natureinflüsse auf ihn einwirken.

Als in den Tagen der Schöpfung die Naturgewalten durch den Felsenleib der Alpen die Längen- und Querthäler zogen, sei es nun, daß die mächtigen Feuerskräfte (vulkanistisches Erhebungssystem) aus den innersten Tiefen des Erdballs die Höhen aufthürmten; sei es, daß Sturmfluthen des Alles überwogenden Ozeans in den geschlossenen Felsenbuckel (Plateau) durch zerstörende Stromgewalt die Tiefen und Thäler einfurchten, oder daß schon im uranfänglichen Grundplane des Erdgerippes jener Wechsel von Höhen und Tiefen gelegt war, den die streitenden Elemente nur ausarbeiteten und so vollendeten, wie wir ihn jetzt erblicken: so viel steht fest, daß schon in jener Urbildung des Alpenlandes die ganze Geschichte desselben vorgezeichnet wurde, eine Geschichte, die sich ganz anders gestaltet haben würde, wäre dasselbe Land eine einförmige Ebene geblieben oder ein geschlossener Gebirgsbuckel, wie es deren in Asien giebt — kalt, unfruchtbar, unzugänglich, unbewohnbar.

Wie ganz anders ist nun die Physiognomie des Alpengebirges! Von den Wasserbecken einerseits des Bodensees, andererseits des Comer- und Langensees ziehen die Thalränder in allmähliger Abstufung und vielfach sich verzweigend gegen die Hochgebirgsstöcke und zwischen den Gebirgsketten aufwärts. Aus diesen Thalgründen erheben sich die Gebirgsgänge und bieten in jeder größeren Erhebungsstufe andere Naturbilder dar. Manche Thäler, wie die in Graubündten, liegen schon so hoch, daß ihre Sohlen die Höhe des Erzgebirges und der Schneekoppe im Riesengebirge überragen, und doch bewegt sich in ihnen eine mannigfaltige Menschenwelt. Auf der Nord- und Südseite des genannten Alpenzuges liegen in der Höhe von 2000—5500 Fuß die sogenannten Voralpen, die man im rhätischen Alpenlande die Niederalpen nennen kann. In diesen Niederungen wohnt der Mensch; hier liegen theils im Thale, theils auf sonnigen Berghängen und Terrassen seine verstreuten Wohnungen, Höfe, Dörfer und Städte; hier ist die Stätte des gewerblichen und staatlichen Lebens. Wie die Thalgründe aufwärts steigen, heben sich auch Haus, Garten, Ackerland, Wiese, die noch dem Menschen eine Nahrungsquelle sind, wenn Garten und Acker längst vor der kalten Luft zurückgewichen sind. Hoch über den Wäldern und Thalgründen, in der Nähe des ewigen Schnees, hat der Alpenbewohner seine Bergtriften, Sennereien, sein Jagdrevier, da ist der Schauplatz des sommerlichen Hirtenlebens. Innerhalb des Höhen-

streifs der Niederalpen von 300—5000 Fuß und noch höher hinauf auf dem Südabhange oder in geschützten Lagen auf der Sonnenseite*) wachsen über den Dorfschaften und Städten die stolzen Bergwälder mit den schlanken, kernfesten Tannen, Lärchen, Fichten und Arven (Zirbelkiefern). Im Frühjahr wird diese Region zuerst vom Winterschnee befreit und bietet den Viehheerden die erste Frühlingsweide dar.

Wo dann aber der hohe Baumwuchs in den eigentlichen Bergwaldungen seine Höhengrenze erreicht, wo das Gebiet der Krüppelbäume, der Stauden und eigentlichen Alpenkräuter beginnt, da steigt man in die Region der Mittelalpen, welche mit ihren eigenthümlichen Naturscenen bis 8000 und 8200 Fuß sich hinaufziehen. Diese Region enthält schon viele Felswände und nacktes Gestein, ausgedehnte Schutthalden und pflanzenarme Gegenden. Die Gewässer stürzen hier als Wildbäche und tosende Alpenströme in tiefe eingefressene Schluchten, oder fallen in gedrungener Masse senkrecht mit tosender Wuth herab, oft auch schleierartig in Wasserstaub aufgelöst; sie bringen Bewegung und Schall in die sonst lautlose Einsamkeit. Neben den schauerlichen Bildern der hohen Alpennatur breitet sich aber auch der schöne Teppich einer buntfarbigen Alpenflora aus, wo die reine Alpenluft würzige und duftige Kräuter erzeugt und über jeden Hügel, selbst über die verwitterten Trümmer eingestürzter Kuppen, schwellende Rasendecken zieht. Hin und wieder steigen auch noch Waldstreifen in diese Region aufwärts; niedrige Bergkiefern (Krummholz), das schöne Gesträuch der Alpenrosen und Heidelbeeren bedecken ganze Abhänge und ziehen eine Menge von Thieren an, die hier ihren Sommeraufenthalt nehmen. Da streifen die Marder und Wiesel und Iltisse umher, um auf die Eier und Jungen der Berg- und Schneehühner, des Steinschmätzers und Flüevogels und andern Geflügels Jagd zu machen. Das Murmelthier macht Ausflüge aus seiner Höhle, und der Steinbock unternimmt seine gefährlichen Spaziergänge. Heerden von Gemsen, wenn auch nicht mehr so zahlreich als ehedem, ziehen noch immer den kühnen Jäger an, der sein Leben muthig dem strengen Berggeiste zum Opfer bringt. Aber in demselben Maaße, als das Belebte gleichsam erobernd aufwärts streift, ziehen sich durch düstere Schluchten die Leben vernichtenden Gletscherarme in tiefere Thalgegenden abwärts, und offenbaren den ewig sich erneuernden Kampf der Natur zwischen Tod und Leben. In diesem Höhengürtel ist die eigentliche Bildungsstätte des Gletschereises, hier lagern die unerschöpflichen Magazine der Bewässerung für die Tiefländer. Was die Natur in der Polarzone durch die Nebel, in den Troppenländern durch den periodischen Regen erzielt — Befeuchtung des Landes — eben dasselbe hat sie durch diese Gletschermagazine und Schneelager in unserm Erdstriche zu erreichen gesucht, damit die Quellen nicht versiegen, die Flüsse gespeist werden, und das trockene Land Nahrung empfange.

*) Im Bündtnerlande bis zu 7000 Fuß Höhe.

Viele von den Alpengewächsen sind zugleich Bürger der nördlichen Polarregion. Die größte Wärme und Kälte des Polarsommers und Winters treffen in Zeit und Stärke mit den Jahreszeiten und der Temperatur jener Alpenhöhen zusammen. Hier wie dort ist fast keine Uebergangsperiode zwischen Winter und Sommer; kaum hat die rückkehrende Sonne den Schneemantel von diesen Höhen gezogen, so herrscht der Sommer mit all' seiner Macht, und so wie derselbe weicht, breitet auch alsbald der Winter seinen Schneemantel über die Landschaft aus. Wie in dem hohen Norden, ist auch in dieser Alpenregion das Lebensgebiet der Berghasen, Schneehühner, Wurzelmäuse und anderer Thiere, die durch dichten Pelz oder Winterschlaf vor der langen Kälte geschützt sind.

Jene Felsenmassen und Höhen, die über die Schneeregion emporragen, also die Höhe von 8000 Fuß übersteigen, machen das Gebiet der Hochalpen aus, deren stolze Kuppen und zackige Felsenkronen mit ihrem blendenden Schneemantel weit hinaus über Berg und Thal erglänzen. Hier ist nun das Reich des ewigen Winters und ewigen Schnees, der, wo er nur irgend zu haften vermag, dauernde, weite und tiefe Lagerstätten einnimmt, oder — wo ihn die warmen Lüfte und heißen Sonnenstrahlen noch auflösen können, in erstarrte Eismassen übergeht, die in langgestreckten Armen bis zu den Mittelalpen sich senken und selbst noch zu der blühenden Vegetation der Niederalpen herabstreifen. Der größte Theil dieser Hochgebirgsregion besteht aus nackten, zerrissenen Felshörnern oder verwitterten Felswänden, die meist zu steil sind, als daß der Schnee oder eine Erddecke darauf haften und sie gegen die Verwitterung schützen könnte. Daher kommen in den Hochthälern die großen Trümmerhaufen zerstörter Bergkuppen und die oft weitgedehnten Schutthalden, welche der stürzende Schnee, selbst der Tritt des Jägers oder Gewildes leicht in rollende Bewegung bringt.

Die eigentliche Eiszone erreicht die höchsten Hörner nicht; denn ihre günstige Werkstätte findet sie im Allgemeinen in dem Höhenstreif von 8000 — 9000 Fuß über dem Meere, der indeß auf der Südseite unter günstigen Bedingungen noch 1000 Fuß höher steigt. Dennoch thront ein ewiger Winter auf diesen emporragenden Wolkenstühlen, und alle Dünste schlagen sich als Schneenebel nieder, den selbst der warme Föhn nicht in Regen zu verwandeln im Stande ist. Wie schön auch die Sonne diese Schneekuppen zu vergolden und mit Purpurlicht zu umsäumen weiß, sie zu erwärmen oder zu schmelzen gebricht es ihr an aller Kraft.

Die Alpenmenschen, sowohl die Bewohner der Thäler wie des Hochgebirgs, werden vielfach von der wilden, übermächtigen Bergnatur bedroht, beängstigt, gefährdet durch Windstürme, Wildbäche, Lawinen, Gletscherbewegung und Bergstürze; aber eben dadurch wird auch ihre gesammte Kraft des Körpers und des Geistes mächtig aufgeregt, zum Kampfe gerüstet, stets frisch erhalten und in der Uebung gebildet. Dieses Verhältniß des Menschen zu seiner Hochgebirgsnatur ist die große Erziehungsschule

dieser Alpenvölker, in der sie den Geist des Muthes und der Freiheit empfangen, das Bewußtsein ihrer Würde und Selbstständigkeit, die Kunst, sich selbst zu helfen, und die Energie, wodurch sich ihre Industrie kenntlich macht, und mit der sie neue Erfindungen zu machen und zu entwickeln wissen.

Das rhätische Alpengebirge.

(Lage, Aufbau und vergleichende Uebersicht).

Das rhätische Hochgebirge ist ein Glied des großen Alpenzugs, der, als die mächtigste Gebirgsgestaltung in unserm Erdtheile zwischen dem 44. und 48. Breitengrade gelagert, in seiner Längenausdehnung im Ganzen die Richtung von West-Süd-West nach Ost-Nord-Ost bewahrt, den Meridian (die Mittagslinie) unter einem Winkel von 67 Grad durchschneidet, und in seinem langen Zuge von der Meeresküste bei Nizza bis zur ödenburger Ebene in Ungarn den erhabenen Scheidewall zwischen Italien, Frankreich und Deutschland aufthürmt.

In diesem Gebirgsgürtel bildet das schweizerische Alpengebirge vom Montblanc über die Gotthardsgruppe bis zum Orteles den eigentlichen Leib des großen Gebirgsganzen. In diesem lehnt sich östlich vom Gotthard das rhätische Alpengebirge an und durchzieht mit gewaltigen Gebirgsstöcken und vielverzweigten Bergketten den Kanton Graubündten.

Zu einer richtigen Vorstellung dieser Alpennatur muß man sich von einigen beliebten, aber nichtsdestoweniger irrigen Vorstellungen lossagen. So wenig als überhaupt die Alpen ist das rhätische Gebirge eine geschlossene Kette, die wie ein Gebirgsstrahl von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, vom St. Gotthard, ausläuft, der nach einer falschen Vorstellung alle schweizerischen Alpenzüge wie Radien aussendend gedacht wird; — noch stellen sich überhaupt die rhätischen Alpen als ein Kettengebirge dar, d. h. als eine einzige, gradlinige Zentralkette, in deren gemeinsamem undurchbrochenen Kamm — ähnlich der Rückenwirbelsäule in einem Thierleibe — alle höchsten Berggipfel eine regelrechte, lückenlose Gebirgsfirste bilden und gleichmäßig nach beiden Seiten — wie Rippen — ihre Nebenketten aussenden.

Das rhätische Gebirge ist in seinem (horizontalen und vertikalen) Aufbau ein gegliedertes Gebirgsganze, d. h. eine Verbindung von Gebirgsstöcken und Ketten, welche einzeln gewissermaßen als Individuen zu betrachten sind, weil jeder Gebirgsstock auf eigenthümliche Weise seine Ketten aussendet, seine Glieder gruppirt, seine Thäler und Gewässer niederschickt. Die Bergstöcke also sind die Hauptpfeiler im Aufbau der rhätischen Zentralalpen; von ihnen laufen theils in der Länge, theils in der Quere und in vielfältiger Beugung die kettenartigen Bergreihen aus, welche da, wo sie ähnlichen Armen und Nebenketten anderer

Zentralstöcke begegnen, fortlaufende Kämme und Wälle bilden. Lassen sie in ihrem Laufe eine Lücke, oder schießen sie zu eingesenkten Niederungen ab, so entstehen zwischen zwei Hauptzügen trennende Thäler, Querdurchbrüche, Rinnsäle der Gewässer, Sättel für bequeme Alpenpässe. Mannigfaltig ist diese Gestaltung, wie die Bildung der Natur in allen ihren Werken. Viele der von den Gebirgsstöcken auslaufenden Arme ziehen auch in der Querrichtung durch's Land und erfüllen es mit Berg- und Thalrevieren. Denn vorherrschend bei den Stöcken, seltener bei den kettenartigen Bergreihen, entspinnen sich die Thalsenkungen und bilden theils größere Längenthäler, theils stufen sie sich in den Nebenarmen als Querthäler ab. Beide Thalformen bedingen eben so wohl den Zug der flüssigen Elemente, der Luft und des Wassers, als sie die Zugänglichkeit, Bewohnbarkeit und Kulturfähigkeit des Alpenlandes erleichtern.

Dies Alles gilt mehr oder weniger vom ganzen Alpengebiet; um so eher trägt seine Beachtung zu einer richtigen Auffassung einzelner Alpenglieder bei. Dem rhätischen Alpengebirge ist aber das eigenthümlich, daß sein senkrechter Aufbau, mehr als das Hochgebirge der Westalpen, dem Gesetz der Massenbildung folgte. In den Alpenzügen westlich vom Gotthard waltete die Neigung zur Gipfelbildung vor; dort finden sich daher neben ausgezeichneten Höhen auch die tiefsten Einschnitte in die Erde oder sogenannte Tiefthäler. Anders ist es im Osten der Gotthardsgruppe, wo die Erdrinde mit der ganzen Summe ihrer Land- und Bergmasse außerordentlich gehoben ist. Dies tritt am deutlichsten in der geringen relativen Erhebung der Gebirgshöhen über die anliegenden Thalgründe hervor, obgleich beide, Berg und Thal, eine bedeutend absolute Erhebung behaupten. Dieses Bildungsgesetz schuf in den rhätischen Alpen die vielen Hochthäler, welche in der Nähe der Bergstöcke noch fruchtbare und bewohnte Kulturländer darstellen, obgleich sie, wie das Ober-Engadin, Avers, Rheinwald, Tametsch u. s. w., an absoluter Höhenlage die kahlen Gipfel des Riesengebirges, Harzes und Schwarzwaldes nicht bloß erreichen, sondern noch um 1000 Fuß überbieten.

Wie tief sind dagegen die Einschnitte und Thaltiefen in den westlichen Alpen, wo namentlich der Montblanc in seiner relativen Erhebung über die Allée blanche sogar die des Chimborasso über das Thal von Quito übertrifft. Im rhätischen Gebiet ist verhältnißmäßig nirgends ein Unterschied von solcher Beträchtlichkeit, und die Zusammenstellung einiger Vergleichungspunkte wird das veranschaulichen. Wenn Martinach an der Rhone 1480 Fuß über dem Meere liegt, so entspricht ihm Chur am Rhein mit 1837 Fuß. Wo die Rhone den Lemansee verläßt, zeigt die Lage von Genf nur 1150 Fuß, dagegen hat der östliche Grenzpunkt am Inn, Martinsbruck, eine Höhenlage von 3840 Fuß. Die Thaltiefen der Aare, gegen den Thalgrund am obern Inn gehalten, zeigen uns Meyringen nur 1904 Fuß, den Thunersee nur 1760 Fuß, selbst Lauterbrunnen nur 2450 Fuß und Grindelwald bloß 3150 Fuß über dem Meere, während

die mittlere Erhebung des Ober-Engadins mit seinem Getreidebau und den großen Dörfern schon 5300 Fuß absoluter Höhe ansteigt, worin es noch vom Fettthal und Avers übertroffen wird.

Ungeachtet nun die Massenerhebung im rhätischen Alpenaufbau vorwaltete, so schuf sie einerseits doch kein geschlossenes Plateau, d. h. hohe kahle Felsenbuckel, sondern in seiner ganzen Ausdehnung ein aufgeschlossenes Gebirgsland mit einem reichen Wechsel von Höhen und Niederungen; andererseits haben nichtsdestoweniger die rhätischen Alpenstöcke sehr ansehnliche Gipfel, die zum guten Theil noch von keinem Naturforscher erstiegen und gemessen sind, ja nicht einmal einen Namen haben. Eine ansehnliche Zahl erreicht sicher die Höhe von 10,000 Fuß, und die Höhen der Berninagruppe können selbst mit der Jungfrau und dem Finsteraarhorn sich messen.

Das Thal Engadin in Graubündten.

Das Engadin ist nicht bloß eins der merkwürdigsten Thäler des schweizerischen Alpenlandes, sondern von ganz Europa; doch hat das Ober-Engadin viel Eigenthümliches und Seltenes vor der untern Thalhälfte voraus.

Die Thalfläche des Ober-Engadin sinkt vom Maloja sanft wie der Inn, der sich durchschlängelt, gegen Nordosten. Die Höhenzüge, welche gleich erhaben und nirgends mit steilem Abfall es begleiten, schieben nur hier und da einen Schuttkegel vor, wodurch die Thalebene unterbrochen wird. Vier See'n, durch den Stromfaden des anwachsenden Inn mit einander verbunden, ruhen in dem obern Thalbecken und geben der Alpenlandschaft das feierliche Aussehen, wenn die Umrisse der bewaldeten Ufer oder die schneebedeckten Gipfel der Hochgebirge sich darin abspiegeln. Auf diesen Hochgebirgen hat die Natur eine ihrer ergiebigsten Werkstätten zur Bildung des Gletschereises aufgeschlagen; sie übertreffen Alles, was die östlichen Alpen in dieser Hinsicht aufzuweisen haben. Wie hoch das Thal liege, lehrt die einfache Anschauung, denn man gelangt fast ebenen Fußes zu den Eisfeldern, die vom Bernina herab in die Thäler starren; man erreicht fast unbemerkt die Bergpässe des Maloja und Bernina, welche doch für Alle, so aus Italien heraufsteigen, als beträchtliche Berghöhen sich fühlbar machen.

Diese Höhenlage giebt dem Ober-Engadin das Klima der Berge, mit welchem es den langen Winter, den Mangel an Laubholz, die Flora und Fauna der Alpenregion gemein hat. Eisbedeckte Hochgebirge, auf denen selbst der glühende Sirokko sich abkühlt, die das Land vom belebenden Hauche der Südwinde abschließen, das sich dagegen den rauhen Nordostwinden öffnet, dazu eine Meereshöhe, auf der anderswo bei gleicher Breite die Vegetation in Gestrüpp und Moos übergeht: — kein Wunder, wenn der Bewohner eines solchen Thals mit übertreibendem Spott das Klima

seiner Heimath in den Worten schildert: „Neun Monate Winter und drei Monate kalt.“ Freilich, wer in schönen Sommertagen das Engadin kennen lernt, wird jener ungünstigen Zeichnung alle Wahrheit absprechen, denn die Sonnenstrahlen sind dann oft so brennend, daß sie auf den Thalwiesen und Gehängen alles Gras versengen und der Rasenfläche das röthliche Aussehen geben, welches so unangenehm gegen das helle Grün der geschützten Bergweiden absticht. Aber wunderbar rasch wechselt hier die Temperatur. Oft weht bei den brennenden Strahlen der Mittagssonne plötzlich ein schneidender Luftzug, und auf den wärmsten Julitag folgt eine Nacht mit Reif. Wie heiter und lieblich mitten in den Junitagen das Alpengelände dich anlachte, es erfolgt auf den schönen Abend ein kalter Morgen, und über Berg und Thal, über Wiesen und Dörfer streut der tückisch hereinbrechende Winter seine Schneedecke. Nicht mit Unrecht murmelt dann der Nachbar aus Italien seinen Spruch: Engiadina terra fina, se non fosse pruina! (Engadin wäre ein feines Land, wäre daraus der Reif verbannt.) Im Allgemeinen weht im Frühjahr eine trockene reine Luft, die aber an heitern Sommertagen sehr angenehm ist. Die leichte Atmosphäre, der reine tiefblaue Himmel, die bunte Flora auf den Thalwiesen, das helle Berggrün der Alpenweiden erheitern das Gemüth. Doch reißend schnell ist der Uebergang vom Sommer zum Winter. In kaltem Reif erglänzt das Thalgefilde, die Natur erstarrt, die See'n gefrieren, im Wintergewande schlummert die Erde, und abermals blickt der reinste Himmel auf sie nieder. Nun werden die Eisflächen der See'n zu glatten Straßen, und das Schlittengeläute rasselt über sie hin.*)

Meisterlich und mit der ganzen Frische lebendiger Anschauung zeichnet L. v. Buch das Bild des Ober-Engadins also:

„Wenn man dieses Thal erreicht, glaubt man kaum vom Bernina heruntergestiegen zu sein, und würde sich nicht verwundern, sich hier zwischen Sennhütten und Alpenwohnungen zu finden. Allein ein solches Thal, welches in jeder andern Lage ein hohes Gebirge sein würde, und zu dem emporzusteigen man Tage lang Zeit gebraucht hat, so bewohnt, mit so großen und schönen Dörfern in seiner ganzen Ausdehnung besetzt zu finden, wird allemal sonderbar überraschen. Die Grenze der Bäume läuft nicht hoch über dem Grunde an den Abhängen des Thales fort; die Alpennatur ist auf den Wiesen entwickelt, und Schneegipfel steigen von beiden Seiten ganz nahe über den grünen Alpen hervor. Doch sind es hier nicht Alpenhütten, welche die Menschen bewohnen, sondern Paläste — so groß, geräumig und zierlich sind hier die Häuser gebaut. Balkons mit künstlichen eisernen Geländern, große Freitreppen, symmetrisch vertheilte Fenster und blendend weiße Wände lassen keinen Alpenhirten

*) Am 4. Mai 1799 fuhr französische Artillerie über diese Eisspiegel. — Eine zehnjährige Beobachtung zeigte als höchsten Wärmegrad + 20,3; als höchsten Kältegrad — 28,1.

hinter solchen Mauern erwarten. Noch weniger die Menge der schnell auf den wohlerhaltenen Chausseen fortrollenden Wagen, die sich auf einer Höhe bewegen, zu der man die Saumpferde und Bergwägelchen nur eben mit großer Mühe auf schmalem Fußwege sich hat hinaufarbeiten sehen. Ein solches Schauspiel bietet Europa schwerlich zwei Mal dar, und bei dieser Lebendigkeit und Kultur würde man die so noch sichtliche Grenze des aufhörenden Lebens an den Bergen gern für Täuschung halten. Sie ist es aber nicht.

Noch hat man in den Alpen nicht bloß kein ähnliches, sondern überhaupt kaum ein höher bewohntes Thal gefunden; denn das Thal von Urseren am Gotthard, welches man oft für das Aeußerste der Bewohnung hält, weicht ihm an Höhe bedeutend — es ist nur 4500 Fuß über der Oberfläche des Meeres; dagegen wohnt man z. B. in St. Moritz 5571 Fuß, und in Cresta bei Celerina, das ungefähr die Höhe der größern Hälfte des Ober-Engadins hat, immer noch 5231 Fuß. Dem Klima verdankt das Thal wenig, aber Alles der Anhänglichkeit an den väterlichen Boden, der Betriebsamkeit und Freiheit seiner Bewohner."

Eine ganz andere Physiognomie hat das Unter-Engadin. Das Thal verengt sich, die Füße der beiderseitigen Gebirgsketten treten näher zusammen und wechseln dann bis nach Martinsbruck in einer Folgenreihe von Thalengen und Thalweiten. Die Gehänge der südlichen Gebirge sind fast durchgehends mit den dichtesten Waldungen besetzt und dienen seit Jahrhunderten als Holzmagazine für die Salzpfannen zu Hall in Tyrol. Im Allgemeinen ist diese Schattenseite weniger angebaut und weniger fruchtbar als die (nördliche) Sonnenseite, und es ist ein charakteristischer Zug im Gemälde dieses Landes, daß in der ganzen Ausdehnung von 18—19 Stunden nur vier Pfarrdörfer auf dem rechten (südlichen) Ufer des Inn erbaut sind, und sonst nur einzelne Höfe und Weiler oder kleine Bergdörflein an sonnigen Stellen sich finden. Die der Sonne geöffneten Halden der Nordseite dagegen sind besäet mit menschlichen Wohnungen. In den Niederungen giebt es viele fruchtbare Ackerfelder, die bis an den Saum der Wälder sich emporziehen und schöne Gerste, so wie vortrefflichen Roggen liefern. Früher trieb das Unter-Engadin auch mit seinen Feldfrüchten einen regelmäßigen Tauschhandel in die benachbarten Landschaften bis nach Tyrol hinein. Selbst der Obstbau, wie einzelne Versuche gelehrt, würde, mit Umsicht getrieben, gedeihlichen Fortgang haben. Die Gartengewächse gedeihen noch hoch aufwärts bis zum Dorfe Fex; bis Sils im Ober-Engadin findet man noch den Flachs.

Die Einwohner des Thales, die im Lande bleiben, treiben Feldbau und Viehzucht; wo aber der Getreidebau ein Ende nimmt, da wird die Heuernte zur frohen Zeit. Indeß fließen die Hauptquellen des Wohlstandes, der sich überall ankündigt, nicht im heimathlichen Thale, sondern im Auslande. Den Bienen und Zugvögeln ähnlich, wandert ein ansehnlicher Theil der männlichen Bevölkerung in alle Länder unsers Erdtheils, auch über

den Ozean in die neue Welt, wo sie sich mit eben so unermüdlicher Betriebsamkeit als natürlicher Gewandtheit in Handelsgeschäften, mehr noch in Zuckerbäckerei und Kaffeewirthschaft, ihren Unterhalt, häufig auch Wohlstand und Reichthum erwerben. Wem dann die Glücksgöttin ihre Gunst erwiesen, den treibt eine tiefgewurzelte Anhänglichkeit auf sein Hochland zu den heimischen Gebirgen, aus dem Gewühl der schönsten Städte in das menschenarme Vaterdorf, aus den reizenden Gefilden Hesperiens in den langen Winter des Engadins zurück, um mit dem erworbenen Vermögen die übrigens Lebenstage in Ruhe zu genießen. Neben den andern Gebäuden auf der vaterländischen Erde sich ein neues stattliches Haus zu bauen, ist ein fast instinktartig hervortretender Naturtrieb des Begüterten. Im Kreise der aus dem Auslande zurückgekehrten Thalbewohner hört man alle Sprachen; die Volkssprache aber ist derjenige Dialekt des Romanischen, den man das Ladin nennt. Seine romanische Abkunft giebt der Engadiner deutlich genug zu erkennen durch die (sonst nur in den südlichen Himmelsstrichen bemerkbaren) scharfgezeichneten Gesichtszüge und größtentheils dunkelfarbigen, oft sogar krausen Haare. Leicht in einander verfließende Formen der Gesichtsbildung, so wie glattes, hellfarbiges Haar, wie man es in vielen der übrigen Kantone so häufig antrifft, gehört hier, namentlich bei den Männern, zu den seltenen Ausnahmen.

---

2. Der Kanton Appenzell und die appenzeller Landesgemeinde.*)

Der nördlichste Stock des schweizerischen Alpengebirges ist der Säntis, isolirt dastehend, wie ein gewaltiger Markstein oder wie ein Flügelmann vor der langen Reihe der Alpenhörner. Stolz schaut er (7700 Fuß hoch) über den Bodensee und das schwäbische Oberland hin, bis an die Rauhe Alp, auf deren Vorsprüngen er überall gesehen wird, von Ulm bis an den Dreifaltigkeitsberg ob Spaichingen. Südlich begrüßt er seine Nachbarn, die Kette der sieben Kurfürsten, von denen ihn eine Gebirgssenkung trennt, in welcher die Thur ihre Quelle hat; da liegt das Dorf Wildhaus, 3340 Fuß über dem Meere, der Geburtsort des Reformators Ulrich Zwingli. Südwestlich lagern sich einige Stunden weit die Nagelfluhberge der Toggenburg an, alle einige tausend Fuß niedriger als die Kuppe des Säntis; nördlich senkt sich der Kalkfelsenkamm des Gebirgs im Altenmann, der Bruderkuppe, der Säntishöhe, um höchstens 20 Fuß, dann aber sehr bedeutend im Kamor, denn die höchste Spitze desselben, der „Hohe Kasten", erhebt sich nur noch 5550 Fuß über das Mittelmeer. Darauf verschwindet

*) Nach Bumüller: „Buch der Welt", 1844.

der Kalkstein und macht der Nagelfluhe und dem Sandstein*) Platz, und damit hört auch die Kuppen- und Hörnerbildung auf, welche das Alpengebirge auszeichnet; das Gebirge verflacht sich in ein tafelförmiges Hochland (Plateau), das da und dort in langgestreckte Rücken anschwillt. Dieses Tafelland endet auf jeder Seite, gegen den Rhein, den Bodensee und die Thur, in einem scharfen Rande, und fällt endlich gewöhnlich in zwei Stufen in die Thalfläche ab. Eine gerade Linie von der Säntisspitze bis zum Bodensee ist nahezu sechs Stunden lang, und die Abdachung beträgt in dieser Richtung 6500, die Höhe des Säntis zu 7700 Fuß, die des Bodensee's zu 1200 Fuß, in runden Zahlen angenommen; eine Linie von Südost nach Nordwest durch die größte Breite dieser Gebirgsinsel gezogen, vom Kamor bis Herisau (5500—2474 Fuß), mißt fünf Stunden, und die Senkung erreicht beinahe die Hälfte der obigen (3160 Fuß).

Dieses Hochland nun von der Säntiskuppe bis an den Rand der Hochfläche ist der Kanton Appenzell; ihn umgiebt St. Gallen rundum, so daß es bis zum Rande des Plateau's aufsteigt. Demnach bildet das sechs Quadratmeilen große Ländchen der Appenzeller, so klein es auch ist, ein geographisches Ganzes, das amphitheatralisch emporsteigt, und in das der Wanderer, von welcher Seite er auch kommt, bergan hinaufsteigen muß. Jetzt führen schöne Kunststraßen auf die Höhe, die vor kurzer Zeit beschwerliche Hohlwege waren; vor Jahrhunderten wurden sie durch Verhaue und rohe Schanzen, aus Felssteinen und Baumstämmen dammartig aufgeführt, geschlossen, und von dieser Festung ward von den Appenzellern mancher Feind blutig zurückgeschlagen.

Ein solches Hochland hat begreiflich einen langen Winter, der in der Regel vom November bis Ende Mai dauert; wenn der Appenzeller im Hügellande des Thurgau's Alles treiben und sprossen sieht, wenn er den Bodensee mit grünem Saume umwunden erblickt, deckt seine Heimath noch der Schnee, welcher erst der wärmenden Frühlingssonne und dem Südwinde (Föhn, favonius) ganz weicht, auf dem Säntis aber der Sonne und dem Föhne Trotz bietet. Getreidebau wird eigentlich gar nicht betrieben; der Anbau beschränkt sich auf die Kartoffel und einiges Gemüse. Dafür giebt es herrliche Wiesen und Weiden, deren saftiges Gras eine Menge der schönsten Kühe nährt, und da, wo an den Berg- und Felsenwänden noch Gras und Kraut wurzelt, klettern Schafe und muthwillige Ziegen, letztere gewöhnlich das Eigenthum armer Leute, welche keine Kuh zu halten vermögen. Die Viehzucht ist demnach ein Hauptnahrungszweig der Einwohner, besonders im hintern oder höhern Landestheile, am Säntis und Kamor, weniger im vordern Lande, das ungewöhnlich stark bevölkert ist.

*) Dem Gestein nach werden die Alpen eingetheilt in Granit- und Urkalkalpen, deutsche Kalkalpen und italische Kalkalpen, obwohl die größte Mannigfaltigkeit von Steinart zwischen ihnen zu finden ist, und manche Vorberge, z. B. der Rigi, ganz aus Nagelfluhe bestehen. Dies ist eine Steinart, die aus lauter zusammengeketteten Geschieben älterer Gebirgsarten sich erzeugt hat.

Der ohnehin so kleine Kanton ist doch noch in zwei Staaten getheilt: Appenzell-Inner-Rhoden und Appenzell-Außer-Rhoden; Rhoden ist mundartig für „Rotten", ursprünglich die militairische Eintheilung des Ländchens bezeichnend, daher es eigentlich die Innern Rhoden und die Aeußern Rhoden geschrieben wird. Inner-Rhoden ist etwas kleiner als Außer-Rhoden und beschränkt sich auf das eigentliche Gebirgsland; es ist ein Hirtenländlein mit etwas mehr als 10,000 Einwohnern; Außer-Rhoden nimmt hauptsächlich das Plateau ein und zählt über 40,000 Einwohner, die hauptsächlich von dem Ertrage ihres Kunstfleißes leben; Inner-Rhoden ist arm, Außer-Rhoden aber reich, jenes katholisch, dieses protestantisch. Vor 300 Jahren machten die beiden Rhoden nur Eine Volksgemeinde aus; als aber zur Zeit der Reformation der eine Theil die neue Lehre annahm, und der andere der alten treu blieb, hielten sie es nicht mehr für möglich, gemeinsam hauszuhalten. Sie gingen aus einander, aber in Frieden, und nahmen auch später an den Religionskriegen in der Schweiz keinen Antheil.

Es giebt nicht leicht einen lohnendern Ausflug als eine Fußpartie durch das Appenzell; denn in drei Tagen kann ein rüstiger Fußgänger das Ländchen durchkreuzen, und dann hat er eine wahre Vorschule für eine rechte Schweizerreise gemacht. Im katholischen Inner-Rhoden blicken wir noch in die stillen Hallen der Nonnenklöster, und aus einem andern Kloster tritt uns der ehrwürdige Kapuziner entgegen; in Gonton, Weißbad und Gais treffen wir Badegäste aus halb Europa und lustiges, gesellschaftliches Leben. Auf den Bergwanderungen kehren wir in den Sennhütten ein, um uns zu erquicken; die Hütte ist roh aus Balken und Steinen zusammengefügt, die Fugen sind mit Moos verstopft. Stühle zum Niedersetzen giebt es nicht, außer dem Melkstühlchen mit einem Fuße. Wir müssen auf dem Boden Platz nehmen, wenn nicht ein Holzklotz aufzutreiben ist. In der einen Ecke hängt der große Käsekessel über dem Feuer, dessen Rauch zur Thür hinauszieht, oder durch Ritzen und Spalten Nebenwege sucht. Auf der andern Seite endet die Hütte in einen kleinen Stall, dessen Bewohner sich durch Grunzen zu erkennen geben. Auf der Decke des Stalles ist Heu ausgebreitet, ein paar grobe leinene Tücher oder Säcke verrathen bald ihre Bestimmung — hier ist das Bett des Sennhirten. Dieser holt aus einer Höhle, die im Hintergrunde der Hütte in den Berg gegraben ist, Milch, Butter und Käse, und ermahnt tapfer zu essen, denn beim Bergsteigen bekommt man Hunger — und daß er Recht hat, beweisen wir. Aber welcher Wohlgeschmack, diese Milch und diese Butter! Wer noch nie in den Bergen gewesen ist, kann es gar nicht glauben, daß sie so ganz anders schmecken als in den Ebenen. Da wachsen freilich auch ganz andere Futterkräuter, als im Thale; betrachte einmal den Rasen der Alp (so nennt der Senne seine Bergweide), wie dunkelgrün, wie dicht, unter dem Fußtritte anschwellend wie ein grünes Sammetpolster; da sieht man keine hochgeschossenen dürren Halme, keine Disteln und Herbstzeitlosen, aber ver-

schiedene Arten von Klee, mit rother, gelber und weißer Blüthe, und andere würzige Kräuter, welche die Ebene nicht kennt.

Schon im Anfang Mai ziehen die Sennen mit Ziegen und Schafen auf die Alp; vier Wochen später langen dann auch die Kühe an, gewöhnlich in Zügen von 24 Stück mit einem Stier, welches man ein Sennthum heißt. Gemeiniglich befinden sich dabei auch 2 — 3 Schweine und 4 — 6 Ziegen. Von einem Sennthum besitzen oft verschiedene Bauern einen verhältnißmäßigen Antheil, und dies ist die einzig übliche Art der Gesellschaftssennereien. Wo mehrere Sennthume zusammenkommen, kämpfen die Stiere um die besten Weideplätze, und die schwächeren müssen den stärkeren weichen. Als solche Plätze bezeichnet man namentlich die, wo das Rahmblümli (Leontodon aureum, goldener Löwenzahn) reichlich gedeiht.

Der Senne bleibt bis in den September auf seinen Bergeshöhen, kommt während der ganzen Zeit vielleicht nicht ein einziges Mal in sein Dorf herab, wird nur besucht, wenn man den Käse abholt, oder wenn eines seiner Angehörigen ihm Brot oder irgend ein Werkzeug bringt. Seine Nahrung ist Milch und magerer Käse, und er behilft sich oft wochenlang ohne Brot; zeigt aber ein Reisender, der bei ihm einkehrt, Schinken, kalten Braten oder gar eine Weinflasche, so sieht man den sonst so genügsamen Mann vor Begierde zittern, so sehr verlangt ihn nach jenen gaumenreizenden, pikanten Nahrungsmitteln, und er giebt gern Butter, Käse und Milch die Fülle für den ihm überlassenen Antheil.

Die Kleidung des Sennen ist so einfach als möglich: zwillichene Hosen, die bis über die Kniee reichen, und eine blaue Blouse, hier Fulterhemd genannt; er geht barfuß oder auf hölzernen Sohlen, auf dem Kopfe sitzt ein schwarzes ledernes Käppchen, und eine kleine Pfeife läßt er selten aus dem Munde; schon die Buben rauchen, und sollten sie die Pfeife mit dürren Heublumen füllen müssen. Man trifft unter den Sennen häufig große Männer von kräftigem Körperbau, in der Regel aber ist der Appenzeller mehr untersetzt gebaut, stark geschultert, braun- oder blondhaarig; aus den grauen Augen, dem breiten Gesicht spricht Schalkheit und trotzige Derbheit. Er ist stolz auf seine Heimath, seinen Beruf und selbst auf seine Lebensweise; der Fremde, der ihn meistern oder gar seiner spotten will, wird mit einem Hagel von beißenden Witzen bombardirt und nicht allzu sanft heimgeschickt. Die Appenzeller sind durch ihren Mutterwitz in der Schweiz sprichwörtlich, und ihre Lustigkeit ist nicht geringer; eine Gesellschaft Appenzeller, besonders innerrhodischer Hirten, macht mehr Lärm, als zehn Mal so viel Norddeutsche. Da heißt es laut sprechen und schnell sprechen, und das geschieht in sehr hohen Noten mit einem eigenthümlich hüpfenden Accente, so daß einzelne Worte fast geschleudert werden. Schauplätze solcher Lust, wohl auch der Ausgelassenheit, sind an schönen Sonntagen einzelne Punkte, die wegen ihrer herrlichen Fernsicht von dem Wanderer aufgesucht werden. An solchen Punkten hat das kleine Land einen unglaublichen Reichthum, und von der Erhabenheit einer Aussicht in das

Gebirge der Alpen, in die tiefen Flußthäler, über den Bodensee hin bis in die bläuliche Ferne des deutschen Hügellandes kann man sich gar keine Vorstellung machen; da reicht keine Beschreibung zu, selbst der Pinsel giebt nur schwache Vorstellung dieser Herrlichkeit.

Wir machen von Gais einen Ausflug an den Stoß, einen Paß nach Altstätten im Rheinthal; dort steht eine Kapelle, zu welcher alle Innerrhoder ein Mal im Jahre in feierlicher Prozession wallfahrten, weil da ihre Väter am Frohnleichnamstage 1405 die Feinde siegreich zurückschlugen. Dem Fremden aber läßt die Aussicht nur wenig Zeit zur Erinnerung an die alten Heldenthaten. Da schaut er hinab in das breite tiefe Rheinthal, durch welches er den Fluß wohl zehn Meilen raschen Laufes daherströmen sieht. Zu beiden Seiten liegt ebenes, wohl angebautes Gelände, besäet mit Dörfern und Städtlein. In gewaltigen Massen steigt das Gebirge des Vorarlbergs und Tyrols empor, nicht allmählig, sondern plötzlich, nur wenige Stunden von dem Beschauer entfernt. Man sieht die Umrisse des Gebirgs so deutlich, die Fluhen, Felsen, Schnee- und Eismassen liegen so klar da, daß man glaubt, man müsse die Gemse sehen können, die zufällig über Fels- oder Eisstöcke hinwegsetzte. Und wie mannigfaltig ist die Beleuchtung dieser Landschaft! Wie dunkel der Fichtenkranz, der die untere breite Seite der Berge gürtet, wie hell strahlt Fels und Gletscher im Sonnenlicht, wie zittert das von den Bergwänden des Rheinthals vielfach zurückgeworfene Licht über dem breiten Thale tief unter uns, wie schimmert der Strom in seinen fernsten Windungen!

Von Weißbad machen wir einen Ausflug auf die Ebenalp und das Wildkirchlein; in zwei Stunden sind wir dort. Die Ebenalp ist eine Felsplatte mit schwacher Neigung gegen Norden; sie ist schon begrünt und reicher an Alpenpflanzen als der Rigi; eine trichterförmige Vertiefung von 50 Fuß im Umfange, das Wetterloch, enthält das ganze Jahr hindurch Schnee und Eis. Die Aussicht ist herrlich; sie erstreckt sich über den Bodensee, die östliche Schweiz mit den zahllosen Alpenfirsten und einen bedeutenden Theil des südlichen Baden, Württemberg und Baiern. Durch eine Felshöhle, 100 Schritte lang, 60 Fuß breit, mit einer Wölbung von 70 Fuß, von welcher Kalkwasser tropft, gelangt man zum Waldkirchlein, eine natürliche Grotte in Kalkfelsen, die in eine Kapelle verwandelt ist. Ein Glockenthürmchen ist daneben angebracht worden, und ein bärtiger Einsiedler verkündet mit hellem Glöcklein die Tageszeiten über die reizende Gebirgsöde entlang. Er bewohnt eine kleine Hütte; eine Felsengrotte dient ihm als Keller, aus dem er den Reisenden Speise und Trank herbeiholt. Da sitzen wir 4600 Fuß über dem Meere, an hoher Felsenwand, und betrachten mit Entzücken die reizende Gebirgswelt. Da möchte man Tage lang weilen und scheidet mit schwerem Herzen von diesem erhabenen Schauspiele.

Wir wollen aber noch höher, auf die Säntishöhe von 7700 Fuß, um von diesem erhabensten Punkte des Appenzell in die weite Welt zu

blicken. Diese Bergfahrt dauert sechs Stunden. Gegen Abend brechen wir unter Leitung eines kundigen Führers auf, steigen vier Stunden rüstig bergan und übernachten in einer Sennhütte. Ans Schlafen ist nicht viel zu denken, und es macht Freude, das lustige Feuer von dürrem Tannenholz wohl anzuschüren. Mit dem ersten Tagesgrauen steigen wir wieder bergan, um den Gipfel vor Sonnenaufgang zu erreichen. Schon glühen die Alpenhörner Tyrols in rosiger Pracht, immer weiter schreitet das purpurne Licht über die Berggipfel der gegen Süden und Südwesten gelagerten Alpen, während der Fuß der Berge und die Thäler noch vom nächtlichen Grau umschleiert sind. Wir gelangen endlich auf den Gipfel, und die Sonne taucht empor über die östlichen Berge, ihre Häupter mit Licht überfluthend; jetzt glänzen die Firsten silberhell, das Dunkel in der Tiefe verschwindet, und eine unermeßlich weite Welt liegt ausgebreitet vor dem erstaunten Blicke. Vor Allem stellt sich das Alpengebirge in seiner Großartigkeit vor; von den steierischen, salzburger und tyroler Alpen gleitet das Auge über die bündtnischen zu den glarnischen und die Alpen von Uri bis zu den Riesen des Berner Oberlandes, dem Finsteraarhorn, Schreckhorn und der Jungfrau — eine Strecke von mehr als hundert Stunden! Wenn das Weltmeer Wogen von vielen tausend Fuß aufthürmte, und diese plötzlich überstürzend und Flammen gleich wieder aufsteigend, gebrochen und gerundet im Augenblicke zu Eis erstarrten, so möchte das einen ähnlichen Anblick gewähren. Ein Schauer überkommt uns, wenn wir auf diese zertrümmerte Welt blicken, und die Seele erbebt, indem sie die Allmacht Gottes schaut.

Wenden wir nun das Auge nach andern Richtungen, so sehen wir den tiefen Einschnitt des Rheinthals bis Graubündten, das Thal der Ill, das wie eine dunkle Kluft aus dem Gebirge tritt, den Spiegel des Bodensee's, der die Breite eines Stromes zu haben scheint. Ueber die oberschwäbische Hochebene von Württemberg und Bayern hin sehen wir bis an die Alp und die Donau, und westlich bis an die Berge des Schwarzwaldes und das bernische Juragebirge, und südlich erblicken wir noch etwas vom See bei Zürich. Aber wie klein erscheinen die Städte und Dörfer! Es kostet Mühe, die ferneren mit dem Tubus zu erkennen, und doch können wir es nicht lassen, von dieser hohen Warte aus nach Deutschland zu schauen. So vergehen Stunden wie Augenblicke; wir haben uns nicht satt gesehen, aber die Luft ist empfindlich kalt, es thürmen sich Wolkenschichten um dem Gipfel herum, und der Führer prophezeit Gewitter und Sturm, die oft in dieser Höhe toben, während in dem Thale unten kaum ein leichter Regen fällt. Rasch geht es abwärts; munter schreiten wir über das Schneefeld und den Gletscher, den nördlichsten der ganzen Alpenkette; es freut uns, die scheue Gemse fliehen zu sehen, denn diese schönen Thiere sind wieder zahlreich am Säntis, seitdem eine Kolonie derselben hingewandert ist, welche durch das Gesetz vor den Jägern geschützt wurde, welche die ganze Gattung ausgerottet hatten. Wir sind glücklich wieder in die Dörfer hinuntergelangt; unsere Seele ist von einem mächtigen Gefühle

ergriffen, das dem ähnlich ist, welches wir empfinden, wenn wir Zeugen einer großen Begebenheit sind.

Inner-Rhoden verlassend, wandern wir nun nach Außer-Rhoden; da ist die Bevölkerung so dicht, wie in wenigen Gegenden Europa's, denn es kommen über 10,000 Seelen auf die Quadratmeile, und der Reisende, welcher gewohnt ist, in den Berggegenden hölzerne Häuser mit armen Bewohnern zu treffen, erstaunt über die herrlichen Dörfer, durch welche ihn sein Weg führt: man trifft da Häuser, welche der Hauptstadt einer Residenz wohl anständen. Tausende von Häusern liegen wie herumgesäet an Berg und Bühel, auf Anhöhen und in Gründen, welcher Anblick Jeden in Erstaunen setzt, der etwa auf dem Bodensee von Konstanz nach Friedrichshafen fährt. Alle Häuser, auch die kleinsten, sind zierlich gebaut, von vielen Fenstern freundlich glänzend, besonders auf der Mittagsseite. Das Dach ist nie so hoch, als man in dem benachbarten Schwaben findet, die Thür groß, mit schöner Schwelle, messingener Klinke und mit Oelfarbe angestrichen; ein gewöhnlich mattgrün angestrichener Schindelschirm*) schützt gegen den scharfen Wind und gegen die Nässe, wenn Nordost und West Schnee und kalten Regen gegen die Wohnung schlagen. Fast vor jedem Hause ist ein laufender Brunnen von klarem, kühlem Bergwasser, denn das ganze Ländchen ist außerordentlich quellenreich. Auch im Innern sind alle Häuser sauber und zierlich, die Stuben ausgetäfelt, die Geschirre blank. Und doch sind viele dieser netten Häuser und Hütten bloß aus Holz gebaut, wie in den Gebirgsgegenden überhaupt. Dort sind sie aber oft rauchig und rußig, in Außer-Rhoden schmuck, ich möchte fast sagen, so hübsch, wie ein angemalter Vogelkäfig. Freilich flammen diese hölzernen Häuser bei Brandunglück wie Fackeln auf und sind selten mehr zu löschen. — Auch die Menschen sind sauber und reinlich angezogen, und der Mann, welcher eine Kuh am Horne über die Gasse führt, läßt einen schneeweißen Hemdärmel sehen. Die Nahrung der Außer-Rhoder ist einfach. Das Frühstück ist fast in jedem Hause Kaffee und geröstete Kartoffeln, bei Wohlhabenderen kommt dazu noch Butter und Käse; das Mittagsmahl bietet in guten Zeiten Fleisch- oder Mehlspeise, wobei Obstmost oder Wein nicht fehlen darf; am Abend aber kommt wieder Kaffee mit Kartoffeln, und in armen Häusern, oder wenn der Verdienst stockt, hat man Tag aus Tag ein Kaffee mit Kartoffeln. Die Bäcker liefern ein schneeweißes Brot, denn die Appenzeller essen kein Roggen- oder gar Gersten- und Haferbrot; der schwäbische Bauer aber, der das Korn gebaut hat, würde das Brot bewundern, aber schwerlich in die Länge seinem Schwarzbrote vorziehen, weil es etwas trocken und fade schmeckt, wenn man an Roggenbrot gewöhnt ist.

Die Nettigkeit der Häuser, diese musterhafte Reinlichkeit, wohl auch

*) Die Häuser sind mit ganz kleinen Schindeln wie mit einem Schuppenpanzer umgeben.

die übrige Lebensweise erklärt sich aus dem Umstande, daß die Außer-Rhoder größtentheils von ihrem Kunstfleiße leben; von 40,000 Einwohnern beschäftigen sich wenigstens 21,000 mit der Fabrikation, wenigstens 10,000 mit der Mousselinweberei. Man webt Mousseline in glatten Stücken zu Vorhängen und Halstüchern, verziert sie mit mannigfaltigen Stickereien aus weißer Baumwolle, zu Chemisetten, Hauben, Röcken, oder aus gefärbter Baumwolle zu Schürzen, Turbanen, Tapeten, Chorhemden, Manschetten, Bettdecken, Tauftüchern, Shawls, Schleiern und Flor. Zu ähnlichen Stoffen wird die Stickerei auch gehöhlt, festonnirt oder mit dem Plattstich verbunden. Außer Mousselinen webt man auch Baumwollengaze, Perkale, Tüll, Kattun, Barchent u. s. w. Es giebt Fabrikanten, die einige Hundert Weber und 5000 auswärtige Stickerinnen beschäftigen. Die besten Stickerinnen sind in Inner-Rhoden, und sie verdienen jährlich von den Fabrikanten Außer-Rhodens eine Summe, die zu 30,000 Fl. berechnet wird. Da kann man kunstreiche Finger sehen, die auf dem weißen Grunde Blumen entfalten, welche an Farbenschönheit und zarten Umrissen ihren lieblichen Schwestern auf Wiesen und Auen nichts nachzugeben streben. Man trifft aber in Außer-Rhoden nicht bloß große Fabriken, sondern es wird hauptsächlich familienweise gearbeitet, daher in jedem Hause ein Webkeller, Webgaden, ist. Mancher kauft Baumwollengespinnst, verarbeitet es und trägt es dann wohl auf dem Rücken zu dem Kaufherrn, besonders nach St. Gallen, verwerthet es, so gut er kann, und Mancher hat so angefangen, der jetzt Hunderttausende besitzt. Die Arbeiten der Appenzeller gehen in die ganze Welt, besonders aber „über's Meer," wie die Stickerinnen sagen, wenn man sie fragt, wer denn die Mousseline kaufe. Welches Geld dadurch ins Land kommt, mag man daraus abnehmen, daß der Lohn der Fabrikarbeiter in einem mittelmäßigen Jahre auf 1,700,000 Fl. berechnet wird.

Ich habe die schmucken Häuser mit einem Vogelkäfige verglichen, und die Bewohner geben den Vögeln an Gesangeslust nichts ab. Da jodelt der Hirte, wie überall, wo Matten grünen; aber außerdem trifft man wohl nirgends auf der Welt so viele Dörfer, wo man einen so schönen vierstimmigen Gesang hört, und man kann Außer-Rhoden mit vollem Recht ein Sängerland nennen. Seine Chöre sind daher auch bei allen Gesangfesten in Schwaben und der Schweiz, in Lindau und Ravensburg, in St. Gallen und Zürich willkommen, und bei Wettgesängen tragen sie stets einen Preis davon. Es giebt viele Familien, wo nach vollbrachter Tagesarbeit Abends Mann und Frau, Söhne und Töchter zusammensitzen und sich den Rest des Tages mit Gesang erheitern.

Das Hauptfest ist aber die Landsgemeinde, die jährlich regelmäßig einmal in Hundwyl, einmal in Trogen im Frühjahre abgehalten wird. Eine solche Landsgemeinde ist für den Fremden sehr anziehend, und wäre in Frankreich, England und Nordamerika ein Außer-Rhoden, so würde man in Deutschland viel mehr darüber lesen. Die Feier ist in folgender Weise:

Schon am Samstagabend, denn es wird immer am Sonntag landsgemeindet, finden sich die ferner wohnenden Appenzeller in Trogen,*) Speicher und den umliegenden Ortschaften ein, wo sie bei Gastfreunden wohnen oder die Wirthshäuser füllen; hier und dort läßt sich Einer mit einem tüchtigen Jodler hören, zwischendrein knallen Schüsse und die Buben lassen Frösche springen oder Petermännchen sprühen. Die ernsteren Männer sitzen beim Glase Wein beisammen und besprechen dies und das, die Fabrikation, den Verdienst und vor Allem die Landsgemeinde. Jeder hat das gedruckte Memoriale in der Hand, in welchem der Landrath die Gesetzesvorschläge, welche in der Landsgemeinde zur Entscheidung kommen sollen, vier Wochen vorher öffentlich vorgelegt hat. Man spricht bescheiden, wie es ehrbaren Männern geziemt, deren Stolz ihre Landsgemeinde ist, und wenn der Fremde Auskunft über diesen oder jenen Artikel verlangt, so wird sie bereitwillig und vollständig ertheilt; nur hüte man sich, von der Landsgemeinde vornehm abzuurtheilen oder spöttisch zu sprechen, wenn man nicht unwillkürlich das Feld räumen will. Hat man so dem Gespräche der einen oder der andern Gesellschaft aufmerksam zugehört, so kann man den Gesetzesvorschlägen so ziemlich ihr Schicksal voraussagen, denn es werden keineswegs alle angenommen. Der Appenzeller will nicht gern etwas Neues und ist gegen die Herren, besonders gegen die „Studirten," mißtrauisch; er fürchtet nämlich, daß am Ende so viele Gesetze gemacht würden, daß der gemeine Mann gar nicht mehr daraus klug werden könne und alle Einsicht darein verliere, so daß zuletzt die Beamten thun könnten, was ihnen gefiele. Darum wird z. B. in Appenzell kein Advokat geduldet, weil man von diesen Leuten nur Verwirrung in Recht und Gericht befürchtet; darum hat auch die Landsgemeinde ein Schulgesetz verworfen, weil sie nach ihrem Willen das Schulwesen einrichten will. So konnte es der Landrath nicht durchsetzen, daß Bürger, die 300 Fl. Grundbesitz haben, vom Staate auch nur mit einer geringen Steuer belegt werden; die Männer meinen, mancher Fabrikarbeiter stehe durch seinen täglichen Verdienst besser, als so ein armer Grundbesitzer, und da jener nicht besteuert werden könne, dürfe es auch dieser nicht werden.

Endlich wird es Sonntag Mittag; von allen Seiten ziehen jauchzende Truppen heran; Jeder ist mit einem Seitengewehr versehen; dieser hat einen Infanteriesäbel, Jener einen Galanteriedegen, ein Anderer einen Hirschfänger u. s. w. Wenn es schönes Wetter ist, wird die Waffe über die Schulter gelegt und daran Jacke oder Rock getragen. Endlich ist Alles auf dem schönen großen Platze in Trogen versammelt, wohl 8—10,000 Männer, vom achtzehnjährigen Jüngling bis zum Greise. Im Vordergrunde steht eine Bühne und auf ihr der Landamman im schwarzen Frack, einen aufgeschlagenen dreieckigen Hut auf dem Haupte, den Degen an der Seite; neben ihm steht der Landschreiber und der Landwai-

*) Die Landsgemeinde, welche hier abgehalten wird, ist die interessanteste.

bel, dieser im schwarzweißen Wappenrocke,*) kurzen schwarzen Hosen und weißen Strümpfen. Auf einer andern Bühne seitwärts haben die andern Landesobrigkeiten Platz genommen. Der Landamman eröffnet mit einer kurzen Rede die Landsgemeinde, und die Geschäfte nehmen ihren Anfang. Zuerst wird der neue, regierende Landamman gewählt und auf die Bühne geführt; zwei Pfeifer und zwei Hellebardiere begleiten ihn; jene spielen einen alten Marsch auf ihren Pfeifen, die mit silbernen Denkmünzen behangen sind, ein Geschenk des jeweiligen Landammans; diese machen langsam voranschreitend Platz durch die Menge. Eine gleiche Ehre widerfährt jedem Landrathe, der auf die Bühne gerufen wird. Endlich werden die Gesetzesvorschläge des Memoriale Paragraph nach Paragraph vorgenommen; der Landwaibel, das Sprachrohr des Landammans, ruft: „Wem's wohlgefällt, daß — — (jetzt wird der betreffende Paragraph wörtlich wiederholt) — der hebe die Hand auf!" Augenblicklich fliegen die rechten Hände in die Höhe, wie es scheint, fast alle. Das sind aber zarte, kleine, weiße Hände, denen man es ansieht, daß sie nur das Webschifflein oder den Baumwollenfaden handhaben. Kämen da zufällig deutsche Bauernhände darunter, so würden sich diese ausnehmen wie aus knorrigen Eichen geschnitten. Doch es ist seit dem ersten „Mehr" (so heißt die Abstimmung durch die erhobene Rechte) kaum eine Minute vergangen, so ertönt es wieder von der Bühne herab: „Wem's aber nicht so gefällt, sondern wem's besser gefällt — — —, der hebe die Hand auf!" und zu unserm Erstaunen erheben sich mehr Hände, als das erste Mal, und der Vorschlag ist verworfen. Sind über einen und denselben Gegenstand mehrere Anträge vorgelegt, so wird einer nach dem andern in's „Mehr" genommen, was gewöhnlich lange dauert, und oft damit endet, daß alle verworfen werden. Auch dem geübtesten Auge wird es oft schwer, zu entscheiden, für welchen Antrag das Mehr ergangen ist; dann ruft der Landamman zwei Landräthe auf die Bühne und läßt noch ein Mal abmehren. Getrauen sich auch diese nicht, zu entscheiden, welches Mehr das zahlreichere gewesen, so werden noch mehrere Räthe gerufen, und die Hände müssen längere Zeit in der Höhe bleiben; wenn aber das Mehr immer noch nicht entschieden würde, müßte die Landsgemeinde in zwei Parteien aus einander treten und Mann für Mann abgezählt werden, wie es vor einigen Jahren in Schwyz geschah, in Appenzell aber noch nicht vorgekommen ist. Nun könnte freilich Dieser und Jener einwenden, die Herren auf der Bühne könnten leicht das Mehr als das überwiegende erklären, das ihnen gerade zusagte, denn wer will sie beaufsichtigen? Aber die Männer auf der Bühne haben einen Eid abgelegt, nach Gewissen und guter Treu zu sprechen. Verlöre das Volk sein Vertrauen zu den beeidigten Vorstehern, dann wäre es auch mit der ganzen Landsgemeinde vorbei.

---

*) Auch die Tamboure und Pfeifer tragen einen Frack, der auf der einen Seite weiß, auf der andern Hälfte schwarz ist.

Zuletzt werden auch noch die andern Landesobrigkeiten aus den vorgeschlagenen Männern gewählt, und am Ende wird allen Anwesenden ein feierlicher Eid abgenommen: sie heben die Schwurfinger in die Höhe und geloben bei Gott, die Gesetze und Satzungen ihres Landes zu halten. Dann geht Alles aus einander, die angenommenen Gesetzesvorschläge bilden fortan einen Theil des Landbuches, und noch lange Zeit nachher ist die Landsgemeinde ein Gegenstand des Gesprächs der Männer.

3. Sitten und Sagen im Kanton Glarus.

Allgemeine Freudentage sind der Altjahrabend und Neujahr, Fastnacht und Kilbi. Am Altjahrabend findet man im ganzen Lande, in den Häusern der Reichsten wie in den Hütten der Armen, die Familien um einen Nidel (geschwungenen Rahm) und selbstgebackenes Birnbrot (außer getrockneten fein geschnittenen Birnen noch Kirschen und dergleichen, nebst allerlei Gewürz, enthaltend) versammelt; bei Vielen wiederholt sich diese Brösolete auch am Neujahrstage, den man auch wohl durch Auswechselung von kleinen Geschenken feiert. In mehreren Ortschaften ziehen in der Neujahrsnacht Sängergesellschaften von Haus zu Haus und singen Neujahrslieder. Die Fastnachtsmummereien sind jetzt durch strenge Verbote untersagt, da manches Unglück dabei vorgefallen. Es ist nur noch unter jungen Leuten die Sitte geblieben, ihren Bekannten wo möglich das Gesicht zu brämen (schwärzen), und am sogenannten schmutzigen Donnerstage dem unvorsichtigen Nachbar, der seine Küchenthür nicht sorgfältig verschlossen, das Fleisch aus dem Hafen zu holen. Im Hinterland wird von den Reformirten die alte Fastnacht (Bauernfastnacht), von den Katholiken die neue (Herrenfastnacht) gefeiert. Fastnachtküchli und Tanz findet man da überall. Die Gemeinde Matt hat aber das Eigenthümliche, daß die jungen Leute am Fastnachtabend an einem Bergabhange, meistens oberhalb eines großen Felsens, Feuer anzünden und dünne, buchene, eckig zugeschnittene, in der Mitte mit einem runden Loche versehene Stücke Holz (Schibe) an lange Haselstöcke stecken, sie am Feuer anzünden, drei Mal in die Luft schwingen und dabei ausrufen:

> „Schibe, Schibe überribe, die sol mi und N. N. (hierbei wird die Person genannt, der man sie dedizieren will) blibe!"

und sie dann auf einem schiefgestellten Brete abschlagen. Die feurige Scheibe fliegt dann weit durch die Lüfte, und in dunkeln Nächten gewährt dies „Schiebefleuge" ein recht interessantes Schauspiel. Diese uralte Sitte ist vielleicht noch ein Ueberbleibsel aus alt-rhätischer Zeit, auch erinnert die Gemeinde von Matt in mancher Beziehung an die (rhätische) Bevölkerung von Graubündten.*)

*) Die Rhätier, ein Volk von eigener Sprache und nicht zum deutschen Stamm gehörig, wohnten im Stromgebiet des Po, weit nach Italien hinein, wurden aber von den Galliern (Celten), die von der Rhone her vordrangen, aus ihrem ruhigen

Die Alpfahrt ist ein Festtag für die Aelpler. Eine oder zwei der stärksten Kühe ziehen mit großen Glocken behangen (Vorschellen) und nicht selten mit Blumensträußen geschmückt der Heerde voran; die Hirten, welche den Zug leiten, lassen ihr fröhliches Juchheien oder Jodeln ertönen, und die Kinder der Dörfer singen ihnen zu:

„D'Rafausle, d'Rafausle, die wachsed uf der Alp,
Und wenn der Schnee zergange ist, so fahret Bura z'Alp!"
(Rafausle = Alpenröschen, Bura = Bauer.)

— und freuen sich nicht wenig der munteren Heerden, die an ihnen vorbeiziehen. Im Sommer kommt es nicht selten und in allen Ortschaften vor, daß die jüngeren Leute an schönen Sonntagen die Alpen besuchen. Schon mitten in der Nacht brechen sie in fröhlichen Schaaren auf, um bei Sonnenaufgang einen Berggipfel zu erreichen, der eine weit ausgedehnte Aussicht gewährt.

Der größte Freudentag des Jahres ist aber die Kirchweih (Kilbi), auf die sich die Kinder schon Monate lang vorher freuen. In der Kilbiwoche zieht der Vater auf die Alp und holt da ein Kilbiböckli oder Kilbischäfli, das großentheils in dieser Festwoche aufgezehrt wird; dazu kommen noch Ankenbrüt (Butterbrot) mit Hunig (Honig) und Chriesimuß (Kirschsaft), ohne welche keine Kilbi gefeiert werden kann. Getanzt wird gewöhnlich von Montag bis Mittwoch Tag und Nacht, beinahe ununterbrochen. Auch „Schießet" werden immer mit der Kilbi verbunden. Vom Ende August bis Anfang November ist fast alle Sonntage in einer Ortschaft des Landes Kilbi, und gar Viele feiern nicht bloß die ihres Dorfes, sondern ziehen von einem zum andern.

* * *

Interessant ist jenes vielleicht älteste Kinderlied, das durch die ganze Schweiz verbreitet ist und wahrscheinlich aus der Alemannenzeit stammt: „Rite, rite, Rößeli — det obe stat es Schlößeli — det obe stat es guldig Hus — lugen dri Jungfrauen drus. — Die erste spinnt Side — die ander schnetzlet Chride (auch: spinnt Goldwieden) — die drit gat in's Sonnenhus — und lat die guldig Sonne us" u. s. w. Man deutet diese drei Jungfrauen auf die drei Schicksalsschwestern der deutschen Altvordern, die Nornen, welche in der nordischen Sage als spinnende Jungfrauen vorkommen.

Die meisten Sagen der Glarner beziehen sich auf die Alpen und suchen eigenthümliche Naturerscheinungen derselben zu erklären, z. B. warum in den Hochalpen statt milchreichen Grases ungenießbare Flechten und Moose, statt grüner Triften ausgedehnte Gletscher und Schneefelder

---

Besitze verdrängt und flüchteten zum großen Theil in die unwirthlichen Theile des Gebirges. — Der Kanton Glarus ist (außer Matt) rein deutsch, das Volk stammt von den Alemannen und hat das deutsche Gepräge entschieden bewahrt.

sich finden. Da die Urväter aus den deutschen Ebenen in diese Gebirgsländer kamen, mußte ihnen diese Natur sehr fremdartig vorkommen und die Entstehung solcher Sagen begünstigen. Die Sage, welche die Verwilderung der Alpen erklären will und in einzelnen Fragmenten sich in allen Gebirgskantonen der Schweiz wiederfindet, tritt im glarner Lande in zwei Formen auf.

„Vor alte Zyte — so erzählt man — ischt e prächtiges melchs Gresli bis uf die höchste Grät ufe gewachse. Jetzt find't mes nu noch wyter unde. Worum ächt? Darum, daß es d'Pure z'guet händ g'ha derby und übermüethig worde sind. Wenn sie an de—n undere Stäfle gsi sind, so sind sie viel nidsi g'gange zu tanze—n— und gu wüest thue. Ab de-n obere — n — abe hets es aber nüd möge g'gi. D's Gras ist so guet gsi, daß sie drüe Mal heid müese melche z'Tags; drum heid sie müese dobe blibe. Das hed ne gar nüd g'falle, und si heid mängmal g'seit: wenn nu der Tüfel das Gras nähm. Weget dem ist d's best Gras, das Mutteri in der Höchi obe vertüret, und es het Fideri drus g'gi."

Vor alten Zeiten ist ein prächtiges Milchgras bis auf den höchsten Gebirgsrücken hinauf gewachsen. Jetzt findet man es nur noch weiter unten. Warum eigentlich? Darum, weil es die Bauern dabei zu gut gehabt haben und übermüthig geworden sind. Wenn sie auf den unteren Stufen gewesen sind, so sind sie auch viel hinunter gegangen, um zu tanzen und zu toben. Auf den oberen (Stufen) hat es aber keine Feste gegeben. Dort ist das Gras so gut gewesen, daß sie drei Mal des Tages haben melken müssen; darum mußten sie oben bleiben. Das hat ihnen gar nicht gefallen und sie haben manchmal gesagt: Wenn nur der Teufel das Gras holen möchte! Darum ist das beste Gras, das „Mutteri," in der Höhe oben vertrocknet und „Fideri" daraus geworden.

Nach Andern haben die Aelpler durch unbarmherzige Behandlung eines alten Weibleins die Verwandlung der milchreichen Kräuter der Hochalpen verschuldet. Dieses habe, die Aelpler verwünschend, ausgerufen: „Milcherchrut und Cypriu — sölled ebig dürre stu" (Milchkraut und Cypergras sollen ewig dürr stehen!) — worauf die Verwandlung erfolgt sei. „Cypriu" nennt man hier zu Lande die auf der Erde sich ausbreitenden Flechten, besonders das isländische Moos; „Fiberi" dagegen die mehr staudenartigen, mit fein zertheilten Aesten (Farrenkräuter).

4. Der Genfersee.*)

Die Rhone, dieser herrliche, westlich vom Gotthardsknoten dem Furkagletscher entquillende Strom, stürzt sich zunächst zwischen den beiden Hochketten der Alpen, die nach Westen und Südwesten streichen, in das

*) Nach L. Vulliemin: „Der Kanton Waat."

Thal Wallis, wo sie nicht weniger als 80 Zuflüsse erhält. Dann biegt sie fast ganz nördlich ins Waatland und rauscht eng zusammengezwängt durch das riesige Felsenthor, das die Dent de Morcles mit der gegenüberstehenden Dent du Midi (Mittagshorn) bildet. Die Ebene, welche die Rhone nun von der walliser Grenze bis zu ihrer Mündung in den See durchfließt, ist 6 Stunden lang und von ungleicher Breite. Je nach den Windungen der Berge rückt sie bald vor und tritt bald zurück, trifft hier auf Marmorfelsen, dort auf Weinberge und Kastanienwälder. Auf mittlerer Bergeshöhe erscheinen und verschwinden zahlreiche Dörfer, über diese erheben sich dunkle Wälder, dann grüne Weiden und einzelne Sennhütten. Auf der walliser Seite kann sich das Auge nicht satt sehen an der schönen Form und der Großartigkeit der Gebirge, an der Anmuth ihrer Krümmungen und an der Fruchtbarkeit ihrer vom schönsten Baumwuchse beschatteten Abhänge; hier an der auf einer Halde ruhenden Kapelle, dort am geheimnißvollen Thale, und überall an dem Reichthum und der Farbenpracht der Natur. Es scheinen die Alpen einen Gefallen daran gefunden zu haben, dem majestätischen Strome ein würdiges Bette zu bereiten, und bei seiner Annäherung zum See schmücken sie sich vollends, gleichsam um seine Ankunft zu feiern, mit neuer Pracht und Größe In zwei Arme getheilt wälzt sich die Rhone durch die breiter gewordene Ebene fort und ergießt endlich ihre brausenden und schlammigen Fluthen in den Leman,*) der zurückweicht, als hätte er Furcht, daß bei diesem Zusammentreffen der himmelblaue Krystall seines Gewässers befleckt werden möchte. Doch widersteht er, und es kommt zwischen ihnen zum Kampf. Der schäumende Strom und der blaue See werden handgemein, und eilt der Nordwind dem Leman zu Hilfe, so fahren die Wellen empor und stürzen von vorn und von der Seite auf den feindlichen Strom, setzen ihm hart zu und treiben ihn in die Enge. Man glaubt, zwei kämpfenden Heeren zu begegnen; darum haben die Uferbewohner diesem Streite auch den Namen „la battalière“ beigelegt. Fährt ein Nachen über die wogende Fläche, so verspürt er an den heftigen Stößen den Zorn der Fluthen. Noch eine Viertelstunde weit vom Ufer ist der Aufruhr fühlbar. Endlich ergiebt sich der Strom in die Nothwendigkeit, in das blaue Grab hinabzusteigen, aus dem er 20 Stunden weiter unten reiner und schöner wieder hervortritt.

Der See bespült den Fuß des Jura und der Alpen, das Savoyerland und den Schweizer-Kanton Waat; sein heller Halbmond biegt sich von Genf nach Neustadt (Villeneuve). Von der geringen Breite bei Genf erweitert er sich zu der ansehnlichen zwischen Rolle und Thonon von 7150 Klafter. Am nördlichen Ufer mißt seine Länge 42,445 Klafter (circa $7\frac{1}{2}$ geographische Meilen); am südlichen 36,852 Klafter. Die Höhe des Le-

*) Der Waatländer nennt mit einem gewissen Stolze den See, von dem er den größten Theil des Ufers besitzt, nicht Genfersee, sondern Leman — Lacus Lemanus der Römer, im Mittelalter Lac Losannete, Mer du Rhone (Rhone-Meer), jetzt Lac de Genève (Genfersee).

man über dem Meere beträgt 1152⅗ Fuß. Die Tiefe des großen See's, am Ufer noch unbedeutend, nimmt plötzlich zu. Bei Chillon beläuft sie sich auf 500 Fuß; Meillerie gegenüber auf 800—1000 Fuß; nördlich von Evian auf 1200 Fuß. Der See bildet also einen großen Trichter, der in seinem von oben nach unten abnehmenden Umkreise bis auf 1⅕ Stunde sich verengt. Der Boden dieses Trichters liegt nicht viel höher als der Wasserspiegel des Meeres; er entspricht genau der Höhe der Rhone in der Nähe von Montelimar; derjenigen des Po unterhalb Pavia, der Seine oberhalb Paris, und der Donau an der niedrigsten Stelle der ungarischen Ebene.

Der Wärmegrad beträgt in einer Tiefe von 150 Fuß 4½ ⁰ R., wie dies bei den vorzüglichsten Schweizerseen überhaupt der Fall ist,*) und Sommer und Winter bleibt dieser Wärmegrad unverändert. In den Jahren 762 und 805 soll der See zugefroren sein, welcher Fall seitdem nicht wieder vorgekommen ist.

Der Wasserstand des Sees ist von einer Jahreszeit zur andern, ja von einem Tag zum andern verschieden. Man hat berechnet, daß das Seebecken im Sommer 56,000 Millionen Kubikfuß mehr Wasser enthält, als im Winter. Die Zeit des höchsten Wasserstandes fällt gewöhnlich in die Mitte Augusts; jedoch sieht man denselben auch im Juli und September. Der Zuwachs hängt fast ganz von der Rhone und vom Schmelzen des Schnee's in den hohen Alpen ab. Abgesehen von diesen jährlich wiederkehrenden Veränderungen des Wasserstandes bemerkt man im Sommer bisweilen ein kleines Steigen und Fallen, das sich in einem Tage oft mehrere Male wiederholt und einige Stunden anhält. Diese Schwankungen sind um so stärker, je näher die Ufer einander sind, und wo sie am weitesten von einander abstehen, beträgt die Verschiedenheit kaum einen Zoll. Dieselbe Erscheinung wird auf allen Seen bemerkt, die bei hinreichender Länge eine ungleiche Breite haben, und man schreibt sie der durch die Elektrizität erzeugten Aenderung im Gewicht der Luftsäulen, die über dem See stehen, zu.

Unaufhörlich führt die Rhone Schlamm, Grus und Gerölle in den See und drängt ihn durch ihre allmähligen Ablagerungen immer weiter zurück; auch die savoyischen Gewässer setzen bedeutende Ablagerungen darin ab. Der dadurch eingeengte und oft vom Sturme angeschwollene See wirft sich auf das waatländische Ufer, frißt es an und nöthigt so durch seine steten Angriffe zur Erbauung von kostbaren Widerlagen und Dämmen.

Obgleich der Leman weniger fischreich ist als alle andern Schweizerseen, so besitzt er doch 21 Arten Fische, worunter sich besonders die Weißwölfchen (Salmo fera) und Forellen (Salmo lacustris) auszeichnen. Unter den Vögeln, welche die Seeufer bewohnen, bemerkt man verschiedene

*) De Saussure.

Arten von Möven, Tauchern und Enten. Im Winter lassen sich auch Züge von Schwänen sehen, und was die durchreisenden geflügelten Gäste betrifft, so sieht deren wohl kein Land so viel, als das Waatland. Indem es nämlich im Westen vom Jura, im Osten von den waatländischen und freiburgischen Alpen, im Süden von den savoyischen Gebirgen, welche bei Neustadt und Genf einen Ausgang nach Mittag gestatten, eingeschlossen ist, und sich nur im Norden durch den Neuenburger, Bieler und Murtener See, nach dem Aarethal zu öffnet, welches in das den Quellen der Donau nahe liegende Rheinthal mündet: so kann dieses Becken als der Mittelpunkt angesehen werden, wo die von Norden, von Süden, ja selbst von Osten herkommenden Vögel zusammentreffen.

Den verschiedenen Winden, welche auf dem See herrschen, haben die Schiffsleute besondere Namen gegeben. Die Bise oder der Nordostwind braust laut anschwellend im östlichen, aber nicht im westlichen Theile des Leman. Die Vaudaire, die aus dem Wallis kommt, ist wieder im Kleinen See nicht fühlbar. Dieser heftige Wind treibt die Wellen oft zu einer bedeutenden Höhe, ja er hat sogar schon Gebäude umgeworfen. Der furchtbarste von allen ist aber der Bornand, der plötzlich und unerwartet aus den savoyischen Schluchten hervorbläst. Der Joran kommt über den Jura. Der Genfer Wind (aus Süd) bringt Regen. Der Rebat ist der sanfte Wind, welcher zur Sommerszeit um Mittag weht; er kommt bald von Nordost, bald von West, und dann bedeckt sich der See mit Rauten und rechtwinkeligen Vierecken. Noch ein anderer Wind aus Süden, der Sechard — Austrockner — wird schon durch seinen Namen bezeichnet. Alle diese Winde ringen mit einander auf dem See, indem sie bald scherzend über dessen Fläche hinstreichen, Furchen ziehen, oder andere stets wechselnde Gestalten darauf zeichnen, bald grimmig einander anfallen und den Sturm erzeugen. Am 1. Juli 1841 waren die Wellen so gewaltig, daß sie einen 6000 Pfund wiegenden Block aus der Stelle hoben und einige Ruthen weit forttrugen. Zuweilen treibt der Joran die Wellen gleich jener grünlich schäumenden Brandung, welche sich an dem steilen Meeresgestade bricht; manchmal auch, wenn die letzten Windstöße des Sirokko über die Alpen hereindringen, wüthet der See und reißt die Barken mit einer Schnelligkeit fort, als wenn Möven mit ihren leichten Schwingen auf der Wasserfläche hinstreiften. Schnell ist jedoch die Windsbraut vorüber, und der See spiegelt in seinem stillen, ruhig klaren Gewässer wieder den Frieden und die Majestät seiner Ufer ab. Kaum kräuselt dann der Abendwind seine durchsichtige Fläche, und bricht die Nacht herein, so hüllt er sich in Schweigen, und alle Sterne des Himmels strahlen wider in seinem Spiegel.

Eine Menge von Kähnen und kleinen Schiffen belebt die Wasserfläche. Drei Arten von Segelschiffen werden zum Fortschaffen der Waaren gebraucht, nämlich die Barken, die Brigantinen und die Kochèren. Die beiden ersten haben Verdecke und sind an den Seiten mit hervor-

springenden Balken versehen, auf die blos bewegliche Bretter gebracht werden, um beim Sturme weggenommen werden zu können. Die Kochèren sind große starke Kähne, wovon nur der Vordertheil ein Verdeck hat, das als Kajüte und Waarenhaus dient. Man zählt auf dem Leman etwa 100 Barken und Brigantinen und doppelt so viel Kochèren, die meist den Savoyern gehören. Die Barke unterscheidet sich von der Brigantine nur durch ihre Stärke und Größe. Die stärksten tragen 3600 Zentner; die gewöhnliche Ladung beträgt im Durchschnitt 2500 Zentner; die der Brigantine 1000—1800 Zentner. Ein kleiner Kahn dient zum Ausladen oder zum Bugsiren. Die größten Kochèren tragen 800 Zentner. Man gebraucht sie besonders zur Fortschaffung von Baumaterialien und von Obst, Geflügel und Vieh, womit Savoyen zum Theil die benachbarten schweizerischen Märkte versieht. Alle genannten Fahrzeuge haben zwei dreieckige Segel, die an zwei Masten befestigt werden. Sie werden in den verschiedenen Landungsplätzen des Genfersee's, doch meistens an dessen südlichem Ufer, gebaut. Die Savoyer verstehen sich ganz vorzüglich auf diese Arbeit, wie sie denn auch die kühnsten, oder vielmehr die verwegensten Schiffer auf den Gewässern des Leman sind.

Jede Barke steht unter der Leitung eines Patrons, der für Alles verantwortlich ist, und dem zwei oder drei Schiffsgesellen untergeordnet sind. Bald ist der Patron Mitbesitzer der Barke, bald steht er blos im Dienste der Eigenthümer derselben. Der Geselle erhält monatlich 30 Franken Lohn und die Kost, die gemeinsam genossen wird; in einigen Fällen wird er jedoch für die Fahrt, je zu 10 Franken, bezahlt. Gewöhnlich zählt man wöchentlich zwei Fahrten; allein es wird oft gefeiert. Die Schiffer, meistens Savoyer, sind stark, kühn und feurig bei der Arbeit; da sie aber unaufhörlich der Witterung ausgesetzt, die mühsamsten Arbeiten verrichten und auf die übermäßigsten Anstrengungen oft Tage lang müssig gehen, so ergeben sie sich dem Weine und wilden Vergnügungen und gelangen daher selten zu einem hohen Alter. Ein Schiffer, der nach dem 43. Jahre noch „den See aushält,“ ist etwas Seltenes. Obgleich die Schifffahrt leicht ist, und man überall an den Ufern landen kann, so sind doch die Schiffbrüche noch ziemlich häufig. Fast jedes Jahr fallen einige vor, und fast immer werden sie durch Nachlässigkeit oder Trunkenheit veranlaßt.

Seit der Errichtung von Dampfschiffen besteht zwischen den Landungsplätzen des nördlichen Ufers eine regelmäßige alltägliche Verbindung. Im Jahre 1823 hat ein Amerikaner, Herr Church, das erste Dampfschiff, Wilhelm Tell, erbaut; darauf sind mehrere nachgefolgt. Auf das Ersuchen einer Gesellschaft hat jetzt ein Ingenieur, Fraisse, den Plan zu einem Kanale aufgenommen, welcher den schon längst bestehenden zwischen Ifferten und Entreroches bis an den Leman fortführen soll, und zugleich hat er den Riß zu einer Eisenbahn entworfen, welche den Genfer mit dem Neuenburger See verbinden wird. Vermittelst des Dampfes

wird einst Genf mit Genua, Marseille und Havre in Verbindung kommen. Auch handelt es sich jetzt um Schiffbarmachung der Rhone von Genf bis nach Lyon. Der Ingenieur Vallée möchte vermittelst Wehre dem Leman einen veränderlichen Wasserstand geben, und ihn durch die ganze Gegend, durch die er fließt, die Rolle spielen lassen, welche nun die Windmühlenflügel in den Maschinen, den Speichern des Ueberflusses zu Zeiten des Mangels, über sich nehmen.

Oft, und besonders in den neuesten Zeiten, ist das Bild des Genfersee's, seiner Ufer und seines Amphitheaters entworfen worden. „Der Ozean," sagt Boufflers, „hat einmal dieses Thal besucht, und da er sich in dasselbe verliebte, ließ er ihm sein Bildniß zurück." „Es ist etwas Schönes," sagte Pezay, „um ein Land, wo es keine Gärten giebt, weil es selbst einer ist." Durch Rousseau sind die Namen Clareus und Meillerie von ganz Europa wiederholt worden. Matthisson bat (in seinem „Genfersee") den Himmel nur um eine Hütte, ein Gärtchen am Leman, ein Grab an seinem Gestade, und als Denkstein nur das Moos, die Rose, die Trauerweide und eines Freundes Thräne. Chenedolle hat (in seinem „Génie de l'homme") sehr schön die Anmuth besungen, womit der Wechsel des Tages- und Nachtgestirns den Genfersee schmückt:

— — — — —
Bald strömet auf den See von hoher Himmelsbahn
Der Lichtquell reichlich seine Fluthen nieder,
Bald sanft sich neigend zu dem schimmervollsten Plan,
Bewegt er sich in goldnen Wogen hin und wieder.
— — — — —
Und bald mit Silber säumend das Gewand der Nacht,
Verklärt der stille Mond des Leman's Wasserauen,
Gleichwie die Täuschung und der süßen Träume Macht
Noch freundlich scheidend auf den Lebensabend schauen.
Seht, ohne Regung schlummert hier im weichen Gras
Der Glanz, der dort auf schwanken Wogen sanft sich wieget,
Und Luna sieht ihr holdes Bild im feuchten Glas,
Um das sich Zephyr schmeichelnd bald, bald zürnend schmieget.
Wie gerne seh' am Sommerabend ich des See's Krystall,
Woraus die Silberscheibe mir entgegen strahlet,
Und diese Zauberufer, jener Berge Wall,
Deß Firne-Kron' im Wasserspiegel tief sich malet;
Und dort den Stern mit goldner Stirn, mit Flammenschein,
Und hier der schwanken Weiden ungewissen Schatten.*)
O heller Leman, König du der See'n,
O schön geleg'ne himmelblaue Fluth,
Bezeug's, der oft mein nasses Aug' gesehen,
Es pries dich höher, als mein Sang je thut.

*) Tantôt l'astre du jour, du haut de sa carrière
Disperse sur le lac des torrents de lumière;
Et tantôt sur son sein, plus radieux encore
A plis etincelants traine des vogues d'or.

Wo ist in der neuesten Zeit ein Dichter, der nicht vom Leman in seinen Liedern irgend eine Erinnerung zurückgelassen hätte? Byron, Lamartine und Viktor Hugo haben sein Lob gesungen — aber wer vermöchte je die Pracht dieses Gemäldes zu schildern? Wer die Reinheit des See's, die Schönheit seiner Windungen, die Kühnheit, Größe und Harmonie seiner Ufer darzustellen? Wer mit Worten den Eindruck wiederzugeben, den der Anblick der savoyer Alpen mit dem Riesen Montblanc gewährt? Diese savoyer Riesenpyramiden stehen da, um vom schweizerischen Ufer aus betrachtet und bewundert zu werden, während letzteres, von Savoyen aus gesehen, ganz unscheinbar erscheint. Zwischen den beiden Ufern herrscht ein durchgreifender Gegensatz: auf der einen Seite der Friede, auf der andern das unruhvolle Leben; hier der Protestantismus und der Freistaat, dort der die heilige Jungfrau feiernde Priester und das Königthum; hier das zerstückelte Land, dort das Erstgeburtsrecht; in der Schweiz der Reichthum, in Savoyen die Armuth. Aber auf beiden Seiten waltet die Natur in ihrer Größe und Anmuth, ein mannigfaltiger Reichthum an ernsten und heiteren Farben, scharfe Umrisse und geheimnißvolle Tiefe; überall Reiz, Zauber — überall Gott, den die Seele wohl zu empfinden, aber das Wort nicht auszusprechen vermag.

5. Der Bregenzer Wald.*)

Der Bregenzer Wald**) — das ist ein düsterer Klang, das scheint Laubnacht und Fichtendunkel zu bedeuten, einen schwarzen Forst, durch den die Sonne nicht scheint, unwegsames Gehölz, worin ein paar weit aus einander gelegene Köhlerhütten, ein paar Jägerhäuschen, einige zerlumpte

— — Et tantôt de la nuit argentant les rideaux,
De la clarté paisible elle enchante les eaux.
Ainsi l'illusion, de doux songes suivie.
Jette un regard mourant sur le soir de la vie.
Voyez sur le gazon dormir sans mouvement
Ces feux qui sur les eaux flottent si mollement,
Phoebé s'y réfléchit, et le Zéphyr volage
Caresse tour à tour et brise son image.
O combien j'aime à voir, dans un beau soir d'été,
Sur l'onde reproduit son croissant argenté,
Ce lac aux bords riants, ces cimes élancées,
Qui dans le grand miroir se peignent renversées,
Et l'étoile au front d'or, et son éclat tremblant,
Et l'ombrage incertain des saules vacillants.

*) „Drei Sommer in Tyrol,“ von Ludwig Steub (München 1846).

**) Von der Stadt Bregenz benannt, von der man im Thale der Ach (oder Ache) in den „Wald“ hinaufsteigt. Die Bewohner desselben heißen „Wälder.“

Kinder und viel wohlgenährtes Hochwild —, das denkt man sich etwa, aber es trifft nicht zu. Der Bregenzer Wald hat nichts Düsteres als den Namen, und ist eins der reizendsten Gelände Süddeutschlands. Die Schriftsteller nennen es ein Alpenland, aber für dies sein Herzblatt wohl nur insofern passend, als sie die Hauptbeschäftigung der Einwohner, welche die Viehzucht ist, im Auge haben, denn im Uebrigen ist diese Landschaft ein schönes, mattenreiches, von lichten Hainen durchzogenes Thal, das nur ansehnliche Hügel begrenzen, an denen die einzelnen, zum Theil sehr zusammengegangenen Nachkommen des alten „Waldes“ hinaufwachsen. Allerdings steigt noch über Schnepfau die steile Wand der Kanisfluh bis über 6000 Fuß empor, und hinter Bezau erhebt sich die nicht viel niedrigere Winterstauden, aber die erste liegt noch weit hinten im Walde, wo er seine idyllischen Reize noch nicht so reich entfaltet, und die andere steht zur Seite und thut der milden Freundlichkeit des Bildes noch keinen Eintrag. Wir sprechen hauptsächlich von dem sonnenhellen Thalspiegel zwischen Schwarzenberg, Egg und Andelsbuch, wo rechts und links der Ache, die unten in der Schlucht hinrauscht, von ein paar schwindelnden Brücken übersprungen, die reinlich aus Holz geschnitzten Häuser, die Dörfer und unzähligen Höfe stehen, die in ihrer schimmernden Rüstung aus allen Winkeln und Ecken herausglänzen. Die Hügel wogen da so freundlich in einander; es ist ein Entgegenkommen und Händereichen von allen Seiten, und an diesen runden in einander verlaufenden Hügeln gehen die Häuschen zu sechs und sieben, zu zwei und drei aufwärts bis an die Giebel. Wälder und Auen sind schicklich vertheilt, um die Einförmigkeit zu verhüten, aber die Kornfelder fehlen, denn im Bregenzer Wald wird kein Getreide gebaut. Tiefe Stille liegt über dem grünen Thale; nur die Glocken der Heerden oder das Jauchzen der Sennen schallt zuweilen von den Bergen wider.

Der Hauptort des Gerichts im Bregenzer Wald ist Bezau, ein schönes Dorf von circa 700 Einwohnern. Eine halbe Stunde weiter aufwärts an der Ache liegt Reute, ein kleines Dorf mit einem besuchten Bade. Hier giebt es bereits „Stände,“ von denen man sonst im Bregenzer Walde noch nichts weiß. Als wir hinkamen, waren meist Damen da — schöne Fräuleins aus den Seestädten, aus Feldkirch, schöne Jüdinnen von Hohenems, freie Schweizerinnen nebst einigen Müttern. Herren fehlten und schienen auch sehr vermißt zu werden — was ist ein Badeleben ohne Paladine!

In diesem friedlichen Revier stehen weiter unten jenseits der Ache auf wechselnden Höhen die Häuserhaufen von Schwarzenberg, wo der Vater der Angelika Kaufmann seine Heimath hatte. Sie selbst wurde bekanntlich 1741 während eines vorübergehenden Aufenthaltes ihrer Eltern zu Chur, der Vaterstadt ihrer Mutter, geboren und verlebte nur wenige Monate auf den grünen Hügeln zu Schwarzenberg. Ihr Vater zog dann auf lange Zeit ins Veltlin und nach Mailand, und erst in ihrem funfzehnten Jahre sah die junge Künstlerin zum ersten Mal den Wald, das

Stammland ihrer Väter; dann wieder fünfundzwanzig Jahre später, als sie auf der Höhe ihres Ruhmes von England nach Italien übersiedelte, beide Mal nur auf einige Wochen. Trotz dem ist Angelika noch immer die Löwin des Waldes; den Fremden erinnert man gern an die berühmte Wälderin und die Anfänge ihrer Kunst; ihre frühesten Zeichnungen und auch spätere Arbeiten, die in ihre Heimath gelangten, werden in der Verwandtschaft ehrfurchtsvoll aufbewahrt und dem nachfragenden Wanderer mit freudigem Stolze gezeigt.

Noch weiter abwärts, im äußern Walde, an den Ufern des Subersbaches und der Bolgenach liegen theils in freundlichen Auen, theils am leichtbewaldeten Mittelgebirge noch verschiedene Gemeinden. Dort finden sich aber keine beträchtlichen Ortschaften mehr, sondern es leben die Einwohner, wie im angrenzenden bayerischen Allgau, in kleinen nahe an einander liegenden Weilern oder in vereinzelten Höfen. In dieser Gegend, und zwar zum Hof in Lingenau, ist die älteste Pfarre des Waldes, im Jahre 1150 gegründet, vom Kloster Mehrerau bei Bregenz, einem Stifte, das um die erste Ausrodung und Bebauung des Waldes große Verdienste hatte.

Die Höhen, welche von außen um den Bregenzer Wald herumlaufen, gebieten fast alle über unendliche Fernsichten. Der allmählige Abfall des Gebirges, das niederschwäbische Hügelland, das bis an den Schwarzwald und die Rauhe Alp offen daliegt, die schönen Ufer des Bodensees, der glänzende Spiegel des schwäbischen Meeres selbst, die appenzeller Gebirge und die höhern bündtner Alpen — das Alles erlaubt entweder dem Blick in der weiten reichen Ferne zu schwelgen, oder giebt ihm in der Nähe einen großartigen Schlußstein. Die Lose zwischen Schwarzenberg und Dorenbüren, die Lorenne oder Alberschwende, jede mit einem wunderbaren Ueberblick des schönen Rheinthals, dann der Hochheteri in der bolgenacher Gemeinde, von dessen Spitze die Städte Augsburg und Ulm zu erschauen sind, werden hoch gerühmt.

Von den Einwohnern sagt schon Sebastian Münster in seiner Kosmographie: „Dies Thal hat schön, stark und viel Volk, das rauh lebt und gleichwohl nit arm ist; heißt ihre Meitlin und Junkfrawen irer Sprach nach Schmelgen.“ *) So scheinen die bregenzer Wälder schon von jeher in gutem Rufe gestanden zu haben, und in der That sind sie auch ein liebenswürdiger Schlag von Leuten; die Männer verständig, bieder, gutmüthig, aber zu Scherz und Spaß geneigt; die Mädchen und Frauen von milder, freundlicher Art, frohsinnige Plauderinnen, wenn auch mit ihrem abgekappten Alemannischen, das mit hoher singender Stimme vorgetragen wird, dem Nichtwälder etwas unverständlich. Beiden Geschlechtern eigen ist ein Streben nach ehrenhafter, stattlicher Häuslichkeit, darum sind sie

*) Die Mädchen und Jungfrauen heißen „Schmelgen.“

reinlich und sparsam, ohne Abneigung gegen erlaubten Schmuck des Lebens, den der allverbreitete Wohlstand auch reichlich zuläßt.

Der Hauptbetrieb des Thales ist Viehzucht und Sennerei — Beschäftigungen, denen die volle Liebe der Wälder zugewendet ist. Daher auch die seltsame, fast einzeln stehende Erscheinung, daß hier die schöne Waidmannsfarbe der Fluren nirgends mit dem Gold der Aehren abwechselt, während beinahe in allen übrigen Thälern Vorarlbergs und Tyrols der Boden bis in die innersten Winkel hinein gezwungen wird, Getreide zu tragen. Das Vieh ist die ganze schöne Jahreszeit über auf den Alpen, im Frühjahr und im Herbst auf den „Maisäßen," den niederen Höhen, die früher schneefrei werden und es länger bleiben, im Sommer auf den Hochalpen, die rückwärts gegen das Allgau und den Tannenberg zu tief im Gebirge liegen, oft viele Stunden von den Mutterhöfen entfernt.

Man dingt von Zeit zu Zeit ihrer größern Geschicklichkeit in der Käsebereitung willen viele Schweizer, die beträchtliche Löhnung beziehen. Auch sind schon Sennen aus dem Walde nach der Schweiz und selbst nach Niederdeutschland gegangen, um sich in ihrem Geschäft zu vervollkommnen. Eine sehr schmackhafte Speise ist der weiche, streichbare Backsteinkäse, der im Walde bereitet wird. Der Käsehandel ist beträchtlich, geht weit in die Fremde hinaus und bringt viel Geld ins Land. Ein großes Verdienst an dem segensreichen Aufschwung dieses Erwerbszweiges hat Herr Peter Bilgeri, der stattlichste, hochstämmigste der Wälder, der auf den Wiesen bei Andelsbuch haushält. Sein Haus, aus Holz gezimmert und mit dem Schindelpanzer bekleidet, wie die übrigen, ist eines der angesehensten im Walde und ein treffliches Muster aller der Reinlichkeit und Heimlichkeit, die in diesen niedlichen Wohnungen überall herrscht. Da giebt es glänzend gebohnte Tische und Thüren, helle Fenster mit feinen Vorhängen, sorgfältig gescheuerte Böden und zierliche Vertäfelung der Wände, an denen schöne Bilder prangen. Die Räume sind nicht so gewaltig, wie in den großen steinernen Häusern der Tyroler, aber gerade die Einschränkung erregt das Gefühl des Wohnlichen und Heimischen. Im Winter bricht die Sonne so klar durch die großen Fenster, und der grün glasirte Kachelofen verspricht die behaglichste Wärme für den Winter.

Die Wälder sind übrigens nicht zur Sennerei allein aufgelegt, sondern üben auch andere Handthierung mit großer Fertigkeit. Das schöne Hausgeräth, die saubere Vertäfelung der Stuben, die Thüren mit den messingenen Schlössern werden sämmtlich von den Meistern des Waldes gemacht. In einem Wirthshause zu Bezau sah ich ein fertiges und sehr gut gelungenes Piano, das der Hausherr in seinen Nebenstunden als „Pästelarbeit" hergerichtet hatte. Viele von den Aermeren verdienen sich durch Lodenweben ihren Unterhalt, oder schnitzen Rebhölzer für die Weingärten am Rhein. Andere ziehen als Stukkaturarbeiter ins Ausland, in die wälsche Schweiz und nach Frankreich. Die Wälderinnen bringen durch Mousselinsticken manchen Groschen in den Haushalt. Dieser noch nicht sehr alte Verdienst

wurde durch schweizerische Handelshäuser in Gang gebracht, und so kommt noch jetzt „der Zeug“ mit den bereits eingezeichneten Blumen meistentheils über den Rhein und wandert, wenn die Arbeit vollendet, wieder nach St. Gallen und Appenzell. Dieser Erwerbszweig hat sich nun über den ganzen Wald verbreitet, und selbst in der Wildniß des Schreckens wird gestickt. Die Mittelsmänner, welche von Zeit zu Zeit in die Schweiz fahren, die gelieferte Arbeit hinüberbringen und neue Aufträge holen, heißen die „Stückle-Fergen,“ vom alten deutschen Worte „Ferge,“ das aus den Nibelungen bekannt ist.

Die Tracht der Männer des Bregenzer Waldes hat nichts Auffallendes mehr — sie ist jene ländlich städtische, welche die Landleute des Rheinthales und der Ufer des Bodensees angenommen haben. Dagegen ist die der Mädchen und Frauen höchst eigenthümlich. Auf dem Haupt sitzt eine hohe kegelförmige Mütze von schwarzer Wolle, Kappe genannt. Den Hals verhüllt bis unter das Kinn ein schwarzer, eng anliegender Sammetfleck, das Goller, an das sich der gleichfalls schwarzsammetne Brustfleck anschließt, von dem indeß nur ein Streifen sichtbar ist, auf welchen die Anfangsbuchstaben des Namens eingestickt sind. Das Hauptstück der ganzen Gewandung ist die eigenthümliche Juppe, ein schwarzes, leinenes, ärmelloses Hemd, das um die Hüften ein lackirter Ledergürtel zusammenhält, der ehemals in massiven goldenen oder silbernen Buchstaben den Namen seiner Herrin trug, welche Aufgabe jetzt aber dem Brustfleck geworden ist. Dieses Hemd, das etwa bis an die Knöchel reicht, ist von oben bis unten in unzählige Fältchen gebügelt und geglättet und gewinnt dadurch einen seltsamen metallischen Glanz. So hat die volle Tracht der Wälderinnen in ihrer verhüllenden Züchtigung, mit dem schimmernden schwarzen Rock, etwas Ernstes, Frommes, Priesterliches, das zu ihrem hohen, schlanken Wuchse trefflich stimmt. Noch vestalischer muß das Gewand ehemals ausgesehen haben, als die Juppen noch weiß waren. Diese weißen Juppen haben sich im dreißigjährigen Kriege in denselben Zeitläuften verewigt, als die Lechthalerinnen (nach der Sage) auf der Mortenau das Vorrecht erkämpften, in der Kirche zur rechten Seite zu knieen. Einstmals lagen nämlich schwedische Völker im äußern Walde und verübten vielen Frevel. Dessen zur Steuer thaten sich viele Wälderinnen zusammen und zogen an den Fellenbach, d'en Schweden entgegen. Als aber diese der weißen Juppen von ferne ansichtig wurden, meinten sie, kaiserliche Mannschaft zu gewahren, und kehrten sehr eilig zur Flucht. Die weißen Juppen stürzten jedoch den fliehenden Schweden in heißer Kampfbegierde nach und erschlugen sie bis auf den letzten Mann. Die Wahlstatt heißt noch bis auf den heutigen Tag „die rothe Ecke.“ Der Sieg ist Nachmittags 2 Uhr erfochten worden, und daher wird in den Pfarreien von Egg, Andelsbuch und Schwarzenberg, denen die meisten Kämpferinnen angehörten, Jahr aus Jahr ein um selbe Stunde mit der Glocke geläutet zum ewigen Angedenken.

Die Juppe wird im Gehen gern aufgeschürzt, und dann zeigt sich

das mit brennend rothen Zwickeln gefaßte Unterkleid. Zum vollen Anzuge gehört ferner noch ein Schnappmesser, welches an einem langen Riemen vom Gürtel herniederhängt und „Schnaller" oder „Hagel" genannt wird. Das Kleinod der Tracht ist aber das „Schäpele," ein Kopfputz, den die Jungfrauen bei Bittgängen und Hochzeiten auf die vollen Haare setzen. Es ist ein Reif von schwarzem Sammet, der ein Krönlein aus Filigranarbeit trägt, ein funkelndes Krönlein von Gold, Silber und farbigen Steinen — eine Hauptzierde, die auch in mehreren Gegenden Oberschwabens gebräuchlich ist. Selbst beim Festzuge, der 1842 zur Feier der Vermählung des Kronprinzen von Bayern in München gehalten wurde, erschienen viele Bauernbräute und Kranzeljungfern aus altbayerischen Landschaften mit den neu hervorgesuchten „Schäpelen."

Die beschriebene Tracht wird von Frauen und Mädchen auch dann nicht abgelegt, wenn sie zu hohem Wohlstande und Ansehen gelangt sind. Noch immer hält die Frau Landammännin für ihre hochgeachtete Person denselben Kleiderschnitt ganz passend, in welchem das ärmste Landmädchen erscheint.

Seltsam, wie die Tracht der Wälderinnen, ist auch ihre Sprache. Die Männer richten sich im Umgang mit Fremden mehr nach dem Deutsch der Schule; aber bei den Frauen ist noch der echte Laut des Waldes zu hören. Der singenden Höhe ihrer Stimme ist schon gedacht; dazu kommt bei aller Raschheit des Vortrags ein eigenes Wiegen und Tragen der Sylben, auf welchen der Nachdruck liegt. Der Dialekt stimmt am nächsten zu dem schweizerischen und erkauft die Weichheit wie dieser oft nur durch gewaltthätige Abstufungen. „Nie, gie, ko" für nehmen, geben, kommen, klingt eben so mild als unverständlich. „Wend ir nit mo ze mer un ko?" Wollt ihr nicht morgen zu mir heraufkommen? Man findet hier „Drätt" für Vater, und „Damm" für Mutter, entstanden aus „d'r Aett" mit angewachsenem Artikel, und „d'Amm." Für Mädchen ist allgemein gebräuchlich „Schmelge," wahrscheinlich aus „'s Mägdle" entstanden; im Innern des Waldes kommt auch „Mettel," im äußern Theile „Feel" und „Sputtel" vor, vielleicht von der Eilfertigkeit „sputen."

Gegen alle und jede Titel herrscht eine entschiedene Abneigung. Die Männer heißen nicht Herren, die Weiber nicht Frauen und die Mädchen nicht einmal Jungfern — alle werden nur mit dem Taufnamen angeredet. „Peter, wie geht's?" sagt der Geringste der Wälder zu Herrn Bilgeri von Andelsbuch, und der Herr Landamman heißt im ganzen Lande nicht anders als „Sepple."

Höchst merkwürdig sind die Freiheiten, deren sich der innere Bregenzer Wald bis in die letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts erfreute, zu solchem Maße, daß dem Landesherrn kaum ein anderes Recht übrig blieb, als jährlich eine bestimmte Steuer zu erheben. Das lange Bestehen dieser Vorrechte erklärt sich wohl zum größten Theil aus der abgeschiedenen Lage dieses Alpenlandes, und der ehrliche Waizenegger bemerkt darüber ganz richtig; „In diesem entlegenen Herrschaftstheile soll ehemals das bunteste Treiben

an der Tagesordnung gewesen sein; nur eine Amtspflicht konnte den Herrschaftsvogt veranlassen, sich in diese unwirthlichen Gegenden zu begeben. Man überließ das Meiste der kräftigen Natur dieses Bergvolks, und dadurch gestaltete sich eine Bauernregierung, wie sie kaum irgendwo anzutreffen war."

An der Spitze des Regiments stand der Landamman, der zugleich Abgeordneter zu den voralbergischen Landtagen war. Sein Gehalt bestand ehedem in 60 Fl. und der Hälfte der Strafgelder. Ein Landschreiber, der zu Bezau seinen Sitz hatte, und eine studirte Person sein mußte, 30 Pfund Pfennige und die Gerichtssporteln bezog, war ihm beigegeben und besorgte die Schreibereien und Archive. Der Landamman wurde in früheren Zeiten auf sieben, in späteren auf vier Jahre von „allen inländischen haussesshaften Unterthanen," und zwar in folgender Weise gewählt: Nachdem die vier Viertel bei Ablauf einer Amtszeit unter den neuen Bewerbern vier ehrliche Männer ausgelesen oder „vorgeschossen" hatten, so kam das Volk am Wahltage auf den Auen bei Andelsbuch zusammen. Dabei fand sich auch der Vogt von Feldkirch ein mit einer Sicherheitswache zum Schutz der Ordnung. Es war Herkommen, daß der Vogt im Namen des Landesherrn die Ehrung der alten Freiheiten angelobte, denn so dies nicht geschehen wäre, hätte der neugewählte Landamman nicht den Eid in seine Hände abgelegt. Sofort wurde nun ans „Mehr" gegangen; es stellen sich die „Vorgeschossenen," jeder entfernt von dem andern, an einen Baum, und auf ein gegebenes Zeichen rannten alle Wahlmänner auf den Baum zu, unter dessen Schatten sich der, dem sie ihre Stimme gegeben hatten, befand. Nach diesem wurden bei jedem Baume die Köpfe gezählt, und nach der Mehrheit der Landamman ausgerufen. Reiter mit ländlich aufgeputzten Pferden hielten an den vier Bäumen, um der harrenden Ehegemahlin des siegenden Bewerbers die Freudenbotschaft zu überbringen, ein Dienst, welchen die neue Frau Landammännin mit vier Kronen belohnte. Der oft heißen und stürmischen Wahl folgten vierzehn frohe Festtage mit Musik, Tanz und Trinkgelagen, Alles zu Ehren des neuen Landammans, der dann auch die Zeche zu bezahlen hatte.

---

6. Ein Bild aus Tyrol.*)

Die Aussicht aus den Fenstern der Burg Tyrol ist bezaubernd. Besonders schön gestaltet sich die perspektivische Verjüngung des Etschlandes gegen Botzen hin. Der Strom zieht in breiten Windungen durch das burgenvolle Thal mit den malerisch zerstreuten Häusern, Kirchen und Weinbergen. Am Fuße des Schloßberges, fast vergraben unter Nußbäumen und

*) Steub a. a. O.

Weinguirlanden, liegt die kleine Kirche des Dorfes Gratsch, und daneben ein unscheinbares Bauernhaus, das wir im Vorbeigehen betreten wollen.

In der getäfelten Wohnstube steht der große Tisch fürs Mahl, und zum Fenster schaut ein Feigenbaum herein. Durch sein Blätterwerk geht der Blick hinunter über lange Weingärten ins Thal der Etsch und am Flusse fort, fast so weit, als man auf dem Schlosse selbst schauen kann. Der bürgerliche Hausherr gilt als einer von den Schlauen, als einer von den Pfiffigen, deren es in Tyrol noch mehrere geben soll, die die Welt kennen gelernt haben und mit den Menschen wohl umzugehen wissen. Er war schon Anno Neun dabei, und hat zum Waffenhandwerk von jeher große Zuneigung gezeigt, so daß er zu seiner Zeit als der beste Schütze weit und breit in hohem Rufe stand, und auch jetzt noch die Schießen der Nachbarschaft nicht ohne Glück besucht. Er weiß viel zu erzählen und giebt gern ein Witzchen zum Besten.

Die Sonne hat sich geneigt, und das gesammte Hauswesen versammelt sich zum Abendessen. Der Bauer hat in seinen Erdenwallen sechzehn Kinder gehabt, wovon ihm dreizehn am Leben geblieben sind. Diese kommen allmählich hereingewandelt, und mit ihnen auch die Mutter. Die Kleinen verlaufen sich schüchtern in einen Winkel und fangen an zu kichern, was der Fremde, dem es gilt, nicht übel nehmen darf, denn es ist gut gemeint. Sofort erscheinen auch die Mädchen und grüßen mit Freundlichkeit, setzen sich zusammen und lachen auch, doch mit einiger Zurückhaltung. Nun sind auch die Buben da, welche einen ernsten Willkomm sprechen, sich ebenfalls zusammensetzen, aber keine Miene verziehen. Alle zusammen bilden eine der wohlgeschlachtetsten Familien, die in der Umgegend zu finden ist; die Buben groß, stark und wohlgebaut, mit tüchtigen Gesichtern, die Mädchen hochgewachsen, schlank, von natürlichem Anstande und mit feinen, ausdrucksvollen Zügen.

Die Tochter stellt das Mahl auf, und dann fangen alle laut zu beten an. Während sofort die Plente (die Polenta von türkischem Korn) aus der großen Schüssel zum Munde geführt und mit rothem Wein hinabgeleitet wird, sitzen wir am Fenster und freuen uns zum hundertsten Mal der reichen Landschaft, die jetzt, nachdem die Sonne hinter dem Tschegat hinabgesunken, in stahlblauen Duft leicht gehüllt, mehr und mehr in Dämmerung versinkt. Wenn die Bauersleute zu Nacht gegessen, ist es Zeit, nach Hause zu gehen, und während die ganze Kinderschaft sich in die Kirche begiebt, um dort den abendlichen Rosenkranz zu beten, beurlauben wir uns von dem Hausherrn und ziehen, freundlich eingeladen zur baldigen Wiederkehr, unseres schönen und stillen Weges in die Stadt. Hier und da begegnen uns heimkehrende Landleute, mitunter Mädchen, die in großen Körben auf dem Rücken Heu nach Hause tragen, aber auch ländliche Wagen, von großen weißen Rindern gezogen und von schmucken Jungen geleitet.

Da wir eben aus dem Bauernhause herauskommen, so wollen wir noch etwas mehr über das Landvolk im Burgrafenamte beibringen. Vor

Allem bemerken wir, daß es ein überaus schöner Schlag von Leuten ist. Die Männer zeigen sich als die rechten und wahren Erben der alt-germanischen Riesenleiber, hoch aufgestreckt, breitschulterig, stattlich anzusehen. Sie tragen große Hüte, braune Lodenjacken mit rothen Aufschlägen und ein rothes Leibchen, über dem der breite grüne Hosenträger liegt. Durch eine gewisse ernste Gesetztheit im Thun und Lassen ist die Bauernschaft dieser Gegend wohl noch eindrücklicher, als die leichter beweglichen Zillerthaler. In ihrem Feiertagsgewand sind diese großen Gesellen äußerst sorgfältig und reinlich, dabei auch streng bedacht auf gleichförmige Beibehaltung des herkömmlichen Schnittes und der herkömmlichen Farben. Wie sie am Sonntage nach dem Hochamte zu Meran vor der Kirche stehen, zu Hunderten, einer wie der andere, so dürften sie nur die Stutzen*) in die Hand nehmen, um schnurstracks vom Platze weg als schöngeschmückte Schlachthaufen ins Feld ziehen zu können.

Wenn die jungen Männer an festlichen Tagen als Schützen ausrücken, so erscheinen sie mit großen grünen Hüten (dem festlichen Abzeichen der Junggesellenschaft), welche dann auf der einen Seite, um im Tragen des Stutzens nicht zu hindern, hoch aufgeschlagen, ferner mit grünen Bändern und einem aufgesteckten Blumenstrauß verziert sind. Ein anderer Strauß steckt dann auch in der Mündung des Gewehrs. Ein solcher Schützenzug, wenn er stolz daher marschirt, mit fliegender Fahne und klingendem Spiel, wenn die Schwegelpfeifen den heimischen Schützenmarsch blasen, ist eine sehr schöne Erscheinung und weckt die Erinnerung an kriegerische Zeiten, denn so sind die Wehrmänner des Aufgebots an den Berg Isel und aufs Sterzinger-Moos gezogen. Es ist ein anmuthiger Gebrauch, daß dabei zwei Knaben zarten Alters, ganz so gekleidet wie die großen Burschen und mit leichten Stutzen bewaffnet, an der Spitze gehen, als redendes Zeichen, daß auch schon der Knabe berufen sei, ein Landesvertheidiger zu werden. Die kleinen Schützen gebehrden sich sehr ernsthaft, nehmen die Sache viel wichtiger als die großen, werden auch von den Zuschauern viel neugieriger betrachtet und sind stets die niedlichsten Kerlchen der Pfarrei, mit ihren Augen fast kriegslustig aus den blonden Locken herausschauend.

Es ist eine erhebende Betrachtung das kernige Bauernvolk im Burggrafenamte, wie es, umgeben von einem Kranze hoher Schneeberge, in der warmen grünen Tiefe lebt, unter dem heißen italienischen Himmel, in der schmalen Ebene, die wie ein Herd erscheint, um Hitze auszukochen, — jetzt, nachdem die Westgothen längst spanisch, die Burgunder französisch, die Longobarden italienisch geworden sind, der letzte Rest germanischer Zunge, der unter Feigen- und Mandelbäumen Haus hält. Ja, von allen andern deutschen Stämmen, die einst mit gezücktem Schwert über die hohen Wände der Alpen und der Pyrenäen nach den europäischen Südländern stiegen, von allen, die dort zu Ehren, Macht und Ansehen gekommen, ist keiner

*) Büchsen.

bei seiner Sprache und seinen Sitten geblieben; aber hier im oberitalienischen Paradiese an der Etsch sitzt noch die ganze Gesellschaft hochstämmiger Recken in urkräftiger Deutschheit beisammen, immer noch abweisend und schroff gegen den wälschen Nachbar*), wie vor anderthalb tausend Jahren. Dieses Häuflein war so klug, nachdem die Mauer übersprungen, im ersten Vorhofe stehen zu bleiben. Hätte es sich weiter hineingewagt in den lockenden Feengarten, so wäre es wohl auch verzaubert worden und für die Heimath verschollen. Deßwegen hat auch die Stellung des deutschen Bauern an der Etsch etwas Besonderes und Ausgezeichnetes — weil er allein von Hundert und Hunderttausend seiner Stammverwandten das Land der altgermanischen Sehnsucht nicht allein gefunden, sondern sich auch nicht darin verloren hat; denn der Orangenduft und die Mandelblüthe und die süßen Feigen hindern nicht, daß der deutsche Bauer hier der nämliche mannhafte Kerl ist, wie im kühlen Norden, ehrlich, fest und tapfer, still und ruhig, dabei auch sehr fromm und betlustig und ein großer Liebhaber von Feiertagen, deren es hier nach angestellter Berechnung so viele giebt, daß sie in vier Jahren ein volles Jahr für sich ausmachen.

* * *

Die Gletscher in Tyrol.**)

Die Schneegrenze erreicht in Nordtyrol eine Höhe von 8200 Fuß. Unter dieser ewigen Schneelinie haben sich die Ferner oder Gletscher angesetzt, Berge ewigen *Eises*, und vom ewigen *Schnee* der Hochgebirge wohl zu unterscheiden. Sie befinden sich nie auf den höchsten Gebirgen und sind im Wachsen und Abnehmen ihrer Eismassen eigenthümlichen Gesetzen unterworfen. Ihr Wachsen ist in der Regel um so schneller, je tiefer sie sich herabsenken. In ihrer innersten Mitte erzeugt sich das Eis, und die Ausdehnung desselben hebt den ganzen Fernerstock empor und schiebt ihn nach allen Seiten aus einander. So lange der Ferner wächst, fließt wenig oder gar kein Wasser aus ihm hervor; so wie er aber stille steht, kommt sogleich der Fernerbach zum Vorschein, und die Eismasse beginnt abzunehmen. Durch die Ausdehnung im Innern entstehen auf seiner Oberfläche allerlei Spalten und Ritzen, durch dieselben dringt im Sommer das schmelzende Schneewasser in die Tiefe und friert im Winter. Dadurch bersten die dicken Eismassen wieder, und dieses Bersten verursacht oft ein schreckliches Getöse; das Zerplatzen hört erst dann auf, wenn der Ferner abzunehmen beginnt. Sein Vorrücken gegen die bewohnte Thalseite ist um so schneller, je mehr er von beiden Seiten durch unbewegliche Felsen eingeengt ist. Er schiebt in dieser thalwärts gehenden Bewegung Alles vor sich her, selbst den Rasen losschälend von dem Felsengerippe, daß er über-

*) Gott erhalte sie in dieser Schroffheit bei der jetzigen Bewegung Italiens!
**) Nach Beda Weber's „Tyrol.“

kleidete. Das Grundwasser dringt auch in die Spalten der Gebirge und gefriert daselbst. Dadurch werden unzählige Felsenblöcke aus den Fugen gesprengt und emporgehoben. Sie steigen durch wiederholte Ausdehnungen immer höher und liefern die wunderbaren Steinlagen im Fernereise. Oft entstehen im Innern der Eisberge ungeheure Seen, die, lange eingeengt, plötzlich durch die Eismasse brechen und als „Fernerausbrüche" die Thalregion zerstören. Die Spalten und Ritzen verändern sich beständig, und bei innerer Gährung oft stündlich; sie bilden die seltsamsten Thürme und Pyramiden, ähnlich den Riesentrümmern einer zerstörten Welt. Bei plötzlicher Luftveränderung strömen daraus bisweilen schneidende Winde von durchdringender Kälte, und Eiskörner, die ein Schneegestöber weit umher verbreiten.

Das Fernereis ist in der Regel grobkörnig und so hart, daß die Hirten Feuer auf demselben anzünden, ohne Gefahr zu laufen, daß von dem geschmolzenen Eise das Feuer erlischt.

Nichts Fremdartiges bleibt in der Fernertiefe liegen; nach bestimmten Zeiträumen kommt es sicher zum Vorschein. So fiel in Schnals ein Kraxenträger in einen Eisspalt und verschwand. Nach 15 Jahren kam das Gerippe wieder zum Vorschein, die Kraxe noch fest um die fleischlosen Schultern. Um diese Spalten gefahrlos zu übersetzen, geht man gewöhnlich in größeren Gesellschaften, und alle Alpenwanderer sind mit Stricken an einander gefügt, um den Stürzenden schnell empor zu ziehen. Oft wurden auf diese Weise Einzelne, die hinabgestürzt waren, wieder ans Tageslicht emporgezogen. Der Gestürzte hört in der Tiefe jedes Wort der Zurückgebliebenen, während er selbst mit seiner Stimme nicht zu ihnen dringen kann, wahrscheinlich durch widrige Luftströme daran verhindert.

Die größten Fernerstöcke befinden sich am Ortles, im Oetzthale und am Felbertauern an der Grenze von Salzburg und Kärnthen. Sie gehen nicht über 8000 Fuß herab und nehmen einen Flächenraum von 369,290,000 Quadratklaftern ein.

---

7. Zum Splügen nach Chiavenna.*)

(Charakteristik eines Gebirgspasses.)

Da, wo das Domleschger Thal durch die mit ihren Stirnen zusammenstoßenden Ausläufer des Muttner Hornes und des Piz Beverin abgeschlossen wird, liegt Tusis. Wir fanden diesen kleinen uralten Ort nur so eben erst wieder aus der Asche, wie einen Phönix, neu erstanden. Eine Feuersbrunst hatte ihn vor Kurzem vernichtet, und alle Häuser und Straßen waren neu. Gott weiß, wie oft ihm dies seit der Auswanderung aus

*) „Alpenreisen" von J. G. Kohl, 2. Theil, 1849.

Etrurien schon geschehen ist, und wie oft er in Zukunft wohl dieses Schicksal noch erdulden wird. Er scheint schon wieder ganz darauf gefaßt. Denn bei den neuen Wohnungen war mehr Holz als Steine verwendet.

Den mächtigen Gebirgswall, der sich hier vorschiebt, hat der Rhein — vielleicht haben unterirdische Feuerkräfte ihm dabei vorgearbeitet und geholfen — in einer gewaltigen Spalte durchsägt. Diese Spalte ist fast eine Meile lang. Nur gewandte Fußgänger konnten ehemals in ihr neben dem Rheine fortkommen. Und der Hauptstraßenzug führte, das Rheinthal verlassend, hier über die Höhen am Piz Beverin vorbei in den Schamser Gebirgskessel von Schams hinauf. Alle Waarenzüge des Mittelalters, alle Pilger und Kreuzfahrer, die nach dem Süden zogen, alle unsere deutschen Kaiser mit ihren Rittern auf ihren Römerfahrten mußten sich hier bei Tusis an den schroffen Bergwänden erheben, um über den riesenhaften Felsenriegel hinweg zu den oberen Thälern zu gelangen. Sie nannten dies „den guten Weg.“ An den Bergen hinaufblickend erkannten wir noch Partien und Spuren von dieser uralten ehrwürdigen Straße. Den Gemsjägersteig aber unten im Thale fort durch das Bohrloch des Rheins nannten sie „den schlechten Weg“ (Via mala) und den ganzen Spalt selbst, der fast gar nicht benutzt werden konnte, „das verlorene Loch.“

Der Zug über die Höhen führte natürlich allerlei Unbequemlichkeiten mit sich, zunächst das steile Ansteigen, das nur durch seine langen Zickzackwege sich hätte vermeiden lassen, dann im Winter die dort sich anhäufenden Schneemassen. Allmählig ließ sich daher der Verkehr in die Tiefe hinab. Im Laufe von Jahrhunderten wurden wiederholte Versuche angestellt, einzelne Theile des Thalbodens wegbar zu machen. Unser Jahrhundert brach auch hier mit einer wundervollen Straße durch, die, so gut sie ist, doch noch innerhalb der schlimmsten Strecke den Namen „Via mala“ beibehielt.

Der Rheinstrom selbst hat sich zuweilen so tief in die Felsen hinabgegraben, und dabei ist er stellenweise zwischen so steile und eng zusammenstehende Wände eingeklemmt, daß er mehrmals ganz darunter verschwindet. Es ist daher unmöglich gewesen, mit der Straße eben so weit in die Tiefe hinabzugehen, wie der Fluß selbst. Und eigentlich schlängelt sie sich daher in der Mitte der Höhe der Schlucht längs der Wände des Spaltes hin, bald auf dieser, bald auf jener Seite des Flusses sich anhängend, bald auf wundervollen Brücken über den Abgrund, in dessen versteckten Tiefen der Rhein braust, hinübersetzend, bald durch Felsenriegel sich Thore und Höhlengänge grabend, bald auf Vorsprünge und Absätze frei hinaustretend, bald auf künstlichen Mauergewölben am Abhange schwebend. Der grüne Rhein ist unten 300—400 Fuß tief auf dem Boden der Spalte versteckt. Zuweilen sieht man frei bis auf seine schäumende Oberfläche hinab. Zuweilen kann man selbst auf den Brücken stehend zwischen allen den vortretenden Felsenköpfen, die sich von beiden Seiten her in einander verzahnen und verkeilen, nur ein grünes oder weißes Streifchen von ihm erkennen.

Man fährt nahe an zwei Stunden zwischen den wundervollsten Szenen, die weder ein Autor beschreiben, noch ein Maler darstellen kann, aufwärts, bis dann auf einmal der Rhein sich aus der Tiefe wieder hervorhebt, die Schlucht sich rechts und links erweitert, und ein flacher Thalboden sich herbeiläßt, auf dem man dann bequemlich hineinrollt in das weidenreiche Schamser Thal durch die Dörfer Zillis, Andeer und andere. Die alten Kaiser und Ritter aber blieben immer oben auf dem Bergplateau, auf ihrer „guten Straße", und durchzogen die Reihe der oberen Schamser Dörfer Lohn, Motton und Donat, da sie einmal oben waren und es nun zu unbequem fanden, erst wieder ins Thal hinabzusteigen, mit dem ihr Weg sie allmählig ganz von selbst wieder zusammenführte in dem wilden Paß der Roflen oder la Rofla.

Diese Rofla, durch die man aus dem Schams ins Rheinwaldthal hinaufgeht, ist etwas Aehnliches wie die Via mala zwischen dem Domleschg und dem Schams, ein Gebirgsriegel-Durchbruch von einer Thalstufe zur andern.

Der Rhein setzt zuweilen in schönen Caskaden, zuweilen in tiefen Klüften schäumend, zuweilen ungesehen, aber überall gehört, hindurch. Es tempeln sich hier Massen auf Massen. Die Wildniß ist unsaglich. Was die Natur nur Schreckliches oder Erhabenes in Felsenformen und Felsenfratzen hervorbringen kann, das hat sie hier in hundert und aber hundert Szenen dargestellt. Wie auf einer Blumenwiese unerschöpflich im Anmuthigen und Nützlichen, so scheint sie hier unerschöpflich sein zu wollen im Wilden und Unnützlichen. Blickt man in die Tiefe, so steigen hier schaurige Gründe, der eine noch tiefer als der andere, hinab. Schaut man in die Höhe, so überbietet ein kahler Felsenkopf den andern, eine öde Wand hängt über der andern. Manche dieser Wände sind auf weite Strecken hin mit zerstörten Wäldern bedeckt. Sei es, daß ein Waldbrand hier aufräumte, oder daß ein Wirbelwind die Bäume umknickte. Niemand kann hier den Waldbränden Einhalt thun; ja Keiner giebt sich auch nur einmal die Mühe, die Holzernte, welche der Wind fällt, zu sammeln. Modernde Baumstämme, chaotisch durch einander geworfen hängen oft stundenweit an allen Abhängen über einander!

Zuletzt kommt man noch durch ein Felsenthor, Sasaplana genannt, und schreitet dann endlich wieder in einem obern Thale fort, dem alten Thal der „Freien am Rhyn." So nannten sich die deutschen Bewohner dieses alleräußersten Rheinthales, des sogenannten Rheinwaldes. Sie wohnen bis zu den Quellen des Rheins, bis zum Hinterrheingletscher hinauf, und ihr Hauptort ist Splügen. Sie sollen von einer uralten Kolonie Deutscher abstammen, welche ein deutscher Kaiser, man sagt Friedrich der Rothbart, hier am Splügen als treue Wächter des Passes ansiedelte. Diese Deutschen des Rheinwaldes bilden in ihren Dörfern Suvers, Splügen, Medels, Hinterrhein u. s. w. ein kleines Staatswesen für sich und sind rundherum durch romantische Thäler von den übrigen Deutschen gesondert und isolirt. Sie kommen aber als die „Freien am Rhyn"

schon sehr früh in der Graubündtener Geschichte vor und werden auch mit unter Denen genannt, welche die ersten Bündnisse der „Grauen" mit beschworen, Bündnisse, die so lange dauern sollten, „so lange als Grund und Grat stehen."

Wenn man mich mit verbundenen Augen in den Rheinwald brächte, ohne mir zu sagen, wo ich wäre, so würde ich doch nachher sofort erkennen, daß ich mich 3000—4000 Fuß über dem Meere in einem jener kleinen Hohlkessel befände, die sich längs den Seiten eines Passes hinziehen, entweder im Rheinwald, oder im Urseren-Thale, oder im Thale von Airolo, oder in dem von Simpeln (Simplon), oder in dem von Worms. Denn diese hohen Passagethäler sehen sich alle gleich wie Zwillinge. — Ihre kahlen Gründe, ihre spärlichen Tannen, ihre grauen, hölzernen Dörfer, ihre öden Berggehänge und starren Gipfel, ihr kleines, mit Waaren und Reisenden Tag und Nacht gefülltes Hauptdorf, dies ist überall dasselbe.

„Splügen" oder „Speluga" soll seinen Namen von dem lateinischen „specula" (Wachtthurm) haben. Manche deuten dies auf einen dicken, alten Thurm, der noch auf der Höhe des Passes steht, und der, wie viele ähnliche alte Hochalpen-Gemäuer, aus der Lombardenzeit herstammen soll, den aber Andere für ein Römerwerk halten. Auch im Thale selbst, nahe beim Dorfe Splügen, liegen Ueberreste eines alten Schlosses, welches nun die letzte Ritterburg in dem ganzen an Ritterburgen so reichen Rheinthale ist. Ganz in der Nähe von Splügen, wenige Stunden weiter westwärts, erblickt man die Höhen des Adula, den Piz Val Rhein und das Moschelhorn, aus deren Eishöhlen die Quellen des Rheins hervorrauschen. Ich ließ von hier aus meine Gedanken längs der weit sich hinstreckenden Thal- und Landschaften des großen Stromes hingleiten, gedachte aller der schönen großen und kleinen Städte, deren Mauern er bespült, und war froh, daß ich einst auch das andere Ende dieses Stromes gesehen hatte in Holland, wo er sich in den Dünen verliert. Von dieser eisigen Gletscherurne im Rheinwald bis zu der hölzernen Schleuse innerhalb der holländischen Dünen, welche lange Perlenschnur von Städten, welche schöne Kette anmuthiger Landschaften! Welche Kontraste der Natur, die batavischen Marschen und die rhätischen Alpen!

Das Zurüsten zu dem bevorstehenden Alpenübergange, das Abschirren der ankommenden, das Anschirren der abgehenden Packpferde, die Beförderung der Posten und Diligencen, das Schreien der Fuhrleute und Postillone, die Abfütterung der erfrorenen Passagiere, das Hin- und Herzerren des kleinen Häufleins von Waarenballen — das Alles nimmt in einem solchen kleinen Alpen-, Handels- und Passageort, wie es Splügen ist, gar kein Ende, und diese lebhafte Wirthschaft eines solchen Hochalpen-Hafens bildet einen merkwürdigen Kontrast zu der ernsten und wilden Natur des Thales. Tag und Nacht, Sommer und Winter, Jahr aus Jahr ein geht es hier so fort.

Graubündtner Offiziere in neapolitanischen Diensten, mit langen Bär-

ten und martialischen Gesichtern, die auf Urlaub einige Zeit in ihr Vaterland zurückkehren; Kapuziner, die zu Fuß aus einem Alpenthale ins andere wandern; Spekulanten, denen die Reis- und Maissäcke, welche aus der gesegneten Lombardei herüberkommen, am Herzen liegen; romanische Fuhrleute, die als Mitglieder der alten eigensinnigen, privilegirten bündtnerischen „Porter" (Fuhrleutegesellschaften) ein scharfes Auge darauf haben, daß Niemand ihnen ins Handwerk pfusche, und keine Waarenballen durch andere als ihre Hände spedirt werden; italienische Viehhändler, die mit den deutschen Heerdenbesitzern schachern und handthieren; Straßenarbeiter aus dem Schams, Domleschg oder Rheinwalde, die man auf bündtnerisch „Rutner" oder „Ruter" nennt, und die mit ihrem Romanischen allerlei deutsche Worte mischen, und besonders deutsche Spott- und Fluchwörter aufgenommen haben, z. B. „Quest umaun (Mensch) è un Esel, un verfluchter," oder „ègli è un simpler Taglöhner!" — solche Elemente ungefähr bilden die Gesellschaft, unter der man sich gewöhnlich hier an den Quellen des Rheins befindet, und unter der auch wir uns herumbewegten.

In lang sich streckendem Zickzack durch öde Thäler und Felswüsteneien, mitten zwischen hochaufgethürmten Berggipfeln führt die Straße dann allmählig vom Dorfe Splügen aus auf die Höhe des Passes selbst. Alle die Berggehänge und Einschnitte, und auch die Gipfel, die man hier sieht, können zu weiter nichts benutzt werden, als hier und da zur Weide für Schafe. Fast überall sind es die bergamasker Schafhirten (Leute aus der italienischen Provinz Bergamo), welche den Bündtnern die Weide abgepachtet haben. Seit uralten Zeiten kommen diese Bergamasken mit ihren Heerden; sie haben sehr große Schafe mit langer, grober Wolle, mit denen sie im Frühling alle die nach Graubündten führenden Thäler, das Misox, das Bergell, das Puschlaw u. s. w., empor wandern, um die ganze Reihe der bündtnerischen Schafweiden längs der rhätischen Alpenkette im Rheinwald, im Oberwald, im Engadin, in den Bergen von Avers und Stalla abzuweiden, oder — wie es heißt — ihre Thiere da sömmern zu lassen. Sie pachten dazu den an sonstigen Alpenwiesen reichen Rhätiern die schlechtesten und dürftigsten Grasstriche ab, und die Graubündtner selbst versichern, daß die Bergamasken die Schafzucht, Schafkäsebereitung und Molkenwirthschaft mit einer Industrie und Sparsamkeit betrieben, wie sie die Einheimischen selten in Anwendung bringen.

Der höchste Rücken des Passes findet sich etwa 6300 Fuß über dem Meere. Noch jetzt (im Sommer) lagen hier überall große Schneehaufen, und stellenweis fuhren wir noch lange Strecken zwischen zwei Schneemauern von 20 Fuß Höhe hin. Der Weg war dazwischen tief ausgegraben. Die Leute erzählten mir, daß sie voriges Jahr beim Weggraben des Schnees erstarrte Frösche darunter gefunden hätten, die unter dem Schnee überwintert hätten, und die, nachdem sie ins Wasser geworfen und da erwacht wären, sich ganz lebendig gerührt hätten.

Die italienische Grenze geht mitten über den Rücken der Paßhöhe

hin, und wir erreichten bald die österreichische Dogana, wo in dem ewigen Schmutze und Schnee eine zahllose Menge von Last- und Personenwagen, von Rinderheerden und Passagieren versammelt war. Der österreichische Adler hielt noch scheinbar ruhig und kräftig seine Flügel über diesen Höhen. Wer hätte es ahnen können, daß er sie so bald schon einziehen sollte! Da ich in früheren Jahren schon von einem Dutzend verschiedener Seiten in diese Monarchie eingedrungen war, so gedachte ich, während die italienischen Beamten über unseren Pässen studirten, aller der zahlreichen Grenzstationen, welche diese gewaltige Monarchie weit und breit in der mitteleuropäischen Welt errichtet hat, und aller der so mannigfaltigen Landschaften und Völker, deren Geschicke mit dem dieses großen europäischen Staatswesens verknüpft sind. Wenn man so ein Jahr lang, wie ich es gethan, in einem solchen Bündel kleiner Winkelstaaten gesteckt hat, wo jede Nation immer gleich mit dem Thale zu Ende ist, und wo immer gleich hinter jedem Berge eine neue Welt beginnt, so athmet man ordentlich auf und macht große Augen, wenn man wieder einmal die Grenze eines so großen Staates betritt, wie Oesterreich es ist, und wenn man die Phantasie so weit schweifen lassen kann, wie hier von der Dogana del Splugen bis an die türkische Grenze, bis an das böhmische Erzgebirge, bis zu den polnischen Sümpfen und bis zu den russischen Steppen. Ueberall, weit und breit herrscht da derselbe Wille und dasselbe Gesetz. Da bewegt sich der Verkehr in weiten Kreisen, da ertönen, rauschen und brausen die Stimmen der Völker des halben Welttheils. Man glaubt aus der Mitte der Berge an das Ufer des weitgedehnten Meeres zu treten.

Chiavenna.

Der Abfall der Alpen ist bekanntlich im Ganzen auf der Südseite schroffer als auf der nördlichen. Die Höhenzweige und Arme, welche sich von ihrem mittleren Hauptrücken nach Norden ausstrecken, sind länger, die nach Süden kürzer. Das ganze Land, welches sich im Norden längs ihres Fußes hinstreckt, die obere Schweiz, das obere Plateau von Bayern, ist fast um 1000 Fuß höher als die ebene Lombardei, die sich nur wenig über das Meer erhebt. Die Seen auf der Südseite, der Comersee, der Lago maggiore, der Gardasee, sie alle haben ein Niveau, das 600—800 Fuß niedriger liegt, als die Niveaux der Schweizer-Seen, des Genfer-, des Züricher-, des Bodensees. Alle Thäler, welche aus dem Süden zu den Alpenhöhen führen, steigen rascher empor, als die, welche aus Norden kommen, und alle Bergpässe und Einsattelungen haben auf der Nordseite einen langgedehnten Rücken, auf der Südseite einen rascheren und kürzeren Abhang. Bei Splügen z. B. ist man beim Campo Dolcino auf der Südseite schon 3000 Fuß gefallen, während man vom Dorfe Splügen her, das auf der Nordseite eben so weit vom Gipfel entfernt liegt, wie Campo Dolcino, nur 1700 Fuß zu steigen hatte. Bei Chiavenna, in einer Ent-

fernung von drei Meilen vom Passe, hat man schon eine Tiefe von nur 1030 Fuß über dem Meere erreicht, während man im Norden noch nicht einmal am Bodensee so tief herabgekommen ist.

Auf der Südseite sind daher die meisten Szenerien noch wilder, die Thäler tiefer ausgegraben, die Bergwände länger, die Klüfte und Spalten entsetzlicher, die Straßenbauten daher auch schwieriger und die Wunder, welche der chausséebauende Ingenieur vor unsern Augen entfaltet, größer.

Das italienische Thal, in das man hier zunächst hinabrollt, heißt Valle di S. Giacomo (St. Jakobsthal). Wie hier sofort die ganze Natur ein anderes Aussehen erhält! Gleich werden die Berge baumlos und kahl fast bis auf den Boden hinab. Nur in den tieferen Gründen ziehen sich reizende, frischgrüne Kastaniengehölze längs des Flüßchens Maira hin. Diese verhältnißmäßig außerordentliche Waldlosigkeit, der man überall, sobald man einen Alpenpaß nach Süden hin überschritten hat, begegnet, ist zum Theil eine Folge klimatischer Einflüsse, erklärt sich aber auch aus dem Laufe der Flüsse, denn Holz, als eine schwerfällige Waare, bedarf zu seinem Transporte nothwendig der Flüsse, und die Waldgegenden werden daher um so mehr gelichtet werden, je mehr Holz die Länder bedürfen, zu denen ihre Waldbäche hinabführen. Auf der Südseite der Alpen liegt das alte Kulturland Italien, das schon seit Jahrtausenden so vieles Holz verbraucht hat. So weit seine Flußläufe und Bergstromadern gehen, so weit fraß es die Alpenländer weg und machte alle Berge kahl, bis zu den höchsten Höhen der Bergpässe hinauf. Den großen Waldreichthum jenseits der Bergpässe konnten sie aber nie antasten, weil die schwerfälligen Stämme und Balken sich nicht wohl über die Gebirgsrücken weg transportiren ließen. — Jenseits der Alpen im Norden lag das waldreiche Deutschland, das noch nicht nöthig hatte, in dem Grade wie Italien die Wälder auszurotten. — Aus diesem Umstande erklärt sich zum Theil das Phänomen, daß die waldigen Regionen der nördlichen Alpenthäler mit den kahlen Bergen der südlichen Thäler überall so schroff absetzen und wenigstens überall da, wo die Flüsse nach verschiedenen Weltgegenden laufen, so stark mit einander kontrastiren.

Die Hinabfahrt in das St. Jakobsthal bietet eine Fortsetzung der bewundernswürdigen Straßenbau-Konstruktionen, deren lange Reihe bei der Via mala im Domleschg beginnt und sich bis Chiavenna fortsetzt. Es ist ein größeres Werk von einem gewissen Ingenieur Baumgartner „über die neuesten Kunststraßen der Alpen" erschienen. Dies ist eines der interessantesten Themas, das ein Schriftsteller zu bearbeiten sich vornehmen kann. Denn in der That, Napoleon und Kaiser Franz I., der König von Savoyen und die kleinen helvetischen Völkerschaften haben hier mit einander gewetteifert, sich um die Menschheit verdient zu machen und sich selbst hier in den Alpenwildnissen Monumente ihrer Ausdauer und Energie zu setzen, und die Betrachtung dieser Kunstwerke, der Anblick dieser Straßen und außerordentlichen Gegenden, durch welche sie führen, machte mir so viel

Genuß und Freude, daß ich wohl begreife, wie ein Mann sich mit Begeisterung ihrer Untersuchung und Darstellung hingeben, wie er über das Stilfser Joch, über den Splügen, über den Bernardino, über den Simplon und Brenner hinüber und herüber reisen kann, um die Sensationen und Seelenerregungen, welche solche Uebergänge aus dem Norden nach dem Süden und aus der Höhe in die Tiefe, und umgekehrt uns einflößen, recht oft zu genießen, und alle die mannigfaltigen Scenen und Beobachtungen, welche sie darbieten, vergleichend zusammen zu stellen.

Die Natur hat vom Splügen herab einen tiefen Schlund ausgegraben, den sogenannten „Kardinel," der auf dem kürzesten Wege in das Thal führt. Statt, wie bei der Via mala, in diesen Schlund hinab zu steigen, hat man es aber vorgezogen, die Straße über die Berge zu führen und erst später in das Thal Giacomo hinabzugehen. Wie gewöhnlich haben auch die Berge hier oben sanftere Abhänge, erst weiter unten gegen das Thal zu werden die Wände schroff, und hier haben daher die Straßenbauer alle ihre Kräfte zusammennehmen müssen.

Oben giebt es mehrere Stellen, die von Lawinen bedroht werden, und hier hat man denn die Straßen durch lange Gallerien geführt, die sich wie Festungswerke ausnehmen. Diese berühmten Gallerien bestehen nämlich aus solidem Quaderstein-Gemäuer, das sich dicht an den Berg anschließt und mit diesem verwächst. Oben sind sie mit einem schrägen Dache versehen, das mit dem Abhange des Berges ausgeglichen ist, so daß die Lawinen, die von oben herabfallen, leicht über das Dach hinwegrutschen. In der Mauer der Gallerien sind große, meistens runde Licht- und Luftlöcher angebracht, die wie Kanonenlöcher aussehen. Im Winter helfen sie freilich nicht viel, da sie sich mit Eis und Schnee voll setzen. Wir fanden auch jetzt die Löcher einiger Gallerien verstopft. Die Chausséewächter, die in den sogenannten „Kantonieren" wohnen, sind daher mit Laternen versorgt, die sie im Winter in den Gallerien aufhängen. Dieser Cantonieras oder Zufluchtshäuser giebt es mehrere am Wege. Es sind dickmaurige Häuser, die wie Soldaten-Kasematten aussehen. Hier oben, wo Stürme, Lawinen und polternde Felsen einen ewigen Krieg führen, müssen alle Menschenwerke ein kriegerisches, festungsartiges Ansehen gewinnen.

Durch eine Reihe solcher Gallerien, auf allerlei künstlichen Unterbauten, Gewölben und Brücken, auf zahllosen Zickzackwegen, die überall mit Brustmauern geschützt und garnirt sind, rollt man auf diesen Höhen von einer Stufe zur andern hinab. Am außerordentlichsten und ergreifendsten ist der Anblick da, wo man an die steilste Wand des Thales gelangt. Hier blickt man in den genannten Schlund Kardinel hinunter. Ganz in der Tiefe, als läge es in einer natürlichen Katakombe der Erde, sieht man das winzige Dörfchen Isola. Wie ein Blitz, der sich an den Boden anlegte, wie der Faden der Ariadne führt die herrliche, zuverlässige Straße in dieses Labyrinth hinab. Bei jedem Schritt scheint die Natur ein „Nicht weiter!" gesprochen zu haben, und bei jedem Schritte siegte der Mensch

mit festem Ausrufe: „Vorwärts!" Bei jeder Wendung glaubt man ängstlich, direct in unermeßliche Abgründe hinabzuschießen, und bei jeder Wendung erhält man von neuem die angenehme Zuversicht, daß man ohne Gefahr und ganz bequem hier schreiten, traben, galoppiren kann, wie in einer Reitbahn. Man sieht die kühne Linie der Straße auf einer Reihe über einander getempelter Terrassen fast zehnmal verschwinden und zehnmal wieder erscheinen. Auch oben hinauf sieht man Bruchstücke der Straße und die durchfahrenen Gallerien und die Kantonieras an den Bergen sich hinziehen. Wer dies nicht gesehen hat, der kann es vielleicht kaum begreifen, daß der Anblick eines solchen Werkes Thränen der Entzückung und Begeisterung auszupressen vermag, eben so gut, wie der Anblick jeder andern willkommenen und großartigen Arbeit. Man glaubt hier den Finger eines Gottes vor sich zu sehen, der diesen Wegstreifen durch die Wildniß zog, und der hier den bedrohten Menschen vorsichtig Schritt für Schritt, wie die Vorsehung, mit Schutz und Hilfe umgab. — Wie ohne diesen Schutz und diese Hilfe die deutschen Kaiser mit ihrem Gefolge hier herabgekommen sind, begreift man kaum. Vermuthlich hat in den Schlünden des Kardinel mancher deutsche Ritter sein Leben eingebüßt, so wie auch bei dem kühnen, man möchte sagen, frechen Uebergange der französischen Armee unter Macdonald im Jahre 1800 mancher Reiter und Fußmann seinen Tod hier fand.

So wie man bei Campo Dolcino unten anlangt, findet man Alles italienisch, die Menschen, die Bauart der Häuser, die Bäume und Pflanzen. Italien stößt hier dichter mit Germanien zusammen, als an anderen Alpenpunkten, als z. B. im Ticinothale, wo noch ein hochgelegener hinterer Thaltheil, das Thal von Airolo, eine Art von Mischung zwischen deutscher und italienischer Wirthschaft, deutschen und italienischen Sitten herbeiführt. Der Hauptbaum des Thales, wie überhaupt aller dieser nach Süden geöffneten Thäler, ist die Kastanie. Die mehlige, nahrhafte Frucht dieses überall hier verbreiteten Baumes ist, glaube ich, die vornehmste Ursache der Erscheinung, daß sich die Italiener dem Kartoffelbau viel weniger ergeben haben, als wir Deutschen. Fast überall und in allen Fällen, wo wir Kartoffeln speisen, essen sie Kastanien, die bei Geringen und Vornehmen fast ganz die Stelle der Erdäpfel einnehmen.

Man rollt noch durch einen Kastanienhain hindurch und noch durch einen. Endlich erweitert sich das Thal, und da, wo sich die Gewässer des Jakobsthales mit der aus dem Bergell hervorrauschenden Maira verbinden, da liegt das erste italienische Städtchen, das seine ersten Anbauer vermuthlich, und zwar mit Recht, als einen Schlüssel zu jenen beiden Thälern betrachteten, da sie es „Chiavenna" (Schlüsselburg) nannten. Ich erinnere mich, daß in meiner Jugend der Zeichnenlehrer immer große Landschaften und Ansichten von Städten oder Bergszenen an die Wandtafel malte. So wie sie unter seiner Hand und Kreide sich gestalteten, so mußten wir sie in unseren Büchern nachzeichnen. Darunter kamen auch italieni-

sche Ansichten vor, Häuser mit flachen Dächern, mit einzelnen kleinen Fensterlöchern, hohe, durchweg gleich dünne, viereckige Glockenthürme, untermauerte Terrassen, auf denen die Gebäude sich übereinander erhoben, lange Reihen von Logengängen, terrassirte Gärten, irgend ein fremdes Gewächs zwischen den vielen steinernen Gemäuern. Ich fand diese Bilder sehr eigenthümlich und reich, und glaubte sie aus der Gegend von Neapel oder Sicilien hergeholt. Wie erstäunte ich aber, schon jetzt in den Alpen bei Chiavenna die vollständigsten Modelle zu diesem Gemälde zu finden. Schon dieses Chiavenna ist in allen Punkten eine so italienische Stadt, wie es nur eine in Sicilien sein kann. Man betrachtet mit Begierde alle diese ganz neuen und fremdartigen Formen und Szenen, die sofort einen ganz neuen Geist offenbaren. Man kann behaupten, daß auf dieser südlichen Seite der Alpen Alles ganz anders ist, als auf der nördlichen. Die Straßen haben eine andere Physiognomie, die Häuser und Mauern sehen anders aus. Die Menschen sind nicht nur anders gekleidet, sondern sie stehen und gehen auch anders. Alles hat eine andere Form, Figur und Farbe.

8. Der Kaukasus.*)

(Eine Parallele mit dem Schweizer-Alpengebirge.)

Kein Gebirge Europas ist so reich an Mineralquellen wie der Kaukasus. Die berühmten Bäder von Pätigorsk an der Nordseite des Gebirgs sind in Rußland seit einigen Jahrzehnten in Ruf gekommen und werden selbst von Petersburgern besucht, obwohl die Reise dahin sehr lang und mühselig ist. Weniger bekannt und von Kranken nicht besucht sind die eisenhaltigen Quellen an der Nordseite des Kreuzberges zwischen Kobi und Keschaur. Ich zählte über funfzig mehr oder minder wasserreiche Quellen dieses Eisensäuerlings auf dem Raume einer halben Stunde.**) Prächtig ist eine dieser Quellen, welche zur Rechten der Landstraße einen bedeutenden Niederschlag von kohlensaurem Kalk, durch Eisenoxyd röthlich gefärbt, hinterlassen hat. In mächtigen Strahlen sprudelt diese Quelle aus tiefem Becken von der Höhe und stürzt sich als kleiner Wasserfall über den Abhang des Porphyrgebirges, welches der grell-rothe Kalkpanzer bedeckt. Oben am Mundloche hat das Wasser noch einen starken Salzgeschmack, obwohl das kohlensaure Eisen überwiegend ist. Bei der starken Sommerhitze scheint sich das Salz stark niederzuschlagen, denn am Fuße

*) „Der Kaukasus und das Land der Kosaken," von Dr. M. Wagner.

**) In der Schweiz zeichnet sich Graubündten durch seine Mineralquellen aus, besonders das Engadin — Tarasp und St. Moritz.

des Berges hat das Wasser bereits einen ganz veränderten Geschmack. Der höchst bedeutende Niederschlag von kohlensaurem Kalk, den diese Quellen absetzen, umwickelt Pflanzenstengel, Blätter und Blumen der Bergabhänge, über welche das Wasser hinabrieselt. Sowohl die tieferen Quellen, als die obere Hauptquelle scheinen den Lauf seit ihrer Entstehung öfter geändert zu haben. Sie treten sämmtlich aus dem Trachytporphyr und haben einen großen Theil dieser plutonischen Felsen mit ihrem Kalktuff überzogen. Schlägt man den ältern Tuff an, so findet man darin Pflanzenstengel und Blätterabdrücke in Menge. Dieser Kalktuff scheint schnell zu verwittern. Die älteren Bildungen waren überall mit einer schönen Pflanzendecke überzogen. Eine Erfahrung, die ich auch in anderen Gebirgsgegenden gemacht, ward mir hier auffallend bestätigt. Die petrographische und geognostische Beschaffenheit des Bodens hat auf den Vegetationscharakter wenig oder keinen Einfluß, während von der Wärme und Feuchtigkeit fast Alles abhängt. Auf dem Kalktuff, der noch ganz andere Bestandtheile enthält, als das plutonische Nebengestein, wuchsen gleichwohl dieselben Pflanzen, dieselben Arten von Pyrethrum, Primula. Cerastium, Campanula u. s. w., wie auf dem Trachytporphyr. Alle diese Alpenpflanzen fanden auf der ganz neu gebildeten Decke von kohlensaurem Kalk die nothwendigen Nahrungsstoffe und dieselben Bedingungen des Gedeihens, wie auf dem so lange Zeit früher entstandenen plutonischen und vulkanischen Gestein.

Näher bei Kobi enthalten sehr viele Quellen Schwefelwasserstoff. Allenthalben, wo die Russen bis jetzt in das Gebirge eingedrungen, zeigt der Kaukasus einen überaus großen Reichthum an Mineralquellen.

Meteorische Naturszenen, wie sie mit so mannigfacher Abwechselung in den Alpen von Tyrol und der Schweiz hervorgebracht werden durch wunderliche Wolkengebilde, durch farbenreiche Beleuchtung beim Aufgang und Untergang der Sonne, durch Gewitter und besonders durch jene dem Hochgebirge so eigenthümlichen geballten Nebelgruppen, welche in phantastischer Gestalt wie Luftgespenster über Thal und Höhen schweben, kommen im Kaukasus weit seltener vor. Ein ungetrübt heiterer Horizont ist dort im Sommer gewöhnlich. Nur ein einziges Mal, am 8. August, ward uns das ungetrübte Schauspiel eines heftigen Gewitters zu Theil, welches in der hohen Alpenregion ungleich grandioser ist, als unten im Thale. Der Anblick des Thales und der Gegend von Kobi, welches, selbst schon auf beträchtlicher Höhe, von gewaltigen Bergkolossen rings umgeben ist, war an diesem Tage unvergleichlich schön. Dem Ausbruch des Gewitters, das sich nach Mittag zusammenzog, ging die gewöhnliche bange Stille, das dämmernde Halbdunkel, die magische, ungewisse, beständig abwechselnde Beleuchtung der Höhen durch gebrochene Sonnenstrahlen voraus. Als auf diese Stille die furchtbare Explosion des Himmels begann, trat eine Szene ein, deren Schilderung kaum möglich ist. Die Riesen des Kaukasus sahen im Halbdunkel eigenthümlich düster und unheimlich aus. Die schwarzen Wolken, deren Ränder bald gelb, bald blutigroth beleuchtet wa-

ren — gespenstige Nebelgestalten in beständiger Metamorphose, gepeitscht durch den wüthenden Gewittersturm, — die blauröthlichen, wildzackigen Blitze, die, aus dem Wolkengebirge des Himmels hervorschießend, über die kaukasischen Schneewiesen ihren schauerlichen Glanz sprühten, der prächtige doppelte Regenbogen, der sein liebliches Farbenspiel unter den düsteren Wolken ausgoß, die Donnerschläge mit dreifachem Bergecho, und ganz zuletzt das Erscheinen des Mondes, der durch Wolkenrisse schaute, wie die versöhnende Macht des Himmels, während das Gewitter sich entfernte, die Blitze schwächer wurden, der Donner dumpfer und ferner hallte: — dies Alles zusammengenommen gewährte ein Schauspiel, dem wir aus unseren Reiseerinnerungen nur zwei ähnliche Szenen im Hochlande Armeniens und in den Alpen der Schweiz an Erhabenheit zu vergleichen wagen. Die Schweiz zeigte uns während unsers Sommeraufenthalts solche meteorische Prachtszenen weit häufiger als der Kaukasus. Darunter ist uns ein Gewitter auf Rigi-Staffeln, bei zehntägigem Aufenthalte auf jenem Wunderberge erlebt, lebendig im Gedächtniß geblieben. Wir standen bereits selbst innerhalb der Atmosphäre des Gewitters, das seine größte Kraft um den Vierwaldstädter See konzentrirte. Das Rigithal mit dem Dörfchen St. Maria zum Schnee war nebst den Gipfeln des Berges durch zauberhaften Gewitterschein illuminirt, einen Schein, der dem bengalischen Feuer glich. Ein Regenbogen von ungewöhnlicher Farbenpracht stand über dem Rigi und senkte sich in seiner tiefsten Rundung bis in das Thal hinab. Einzelne graue Wölkchen von wechselnder Gestalt schwebten beständig auf und nieder. Fügen wir dazu noch die wunderbaren Fernblicke, welche uns von Zeit zu Zeit auf das weltberühmte Panorama hinab gegönnt waren, so rollt sich aus unseren Alpenerinnerungen ein Naturbild auf, das dem kaukasischen wenig nachsteht.

Den Auf- und Untergang der Sonne habe ich sowohl vom Kreuzberge aus von den Abhängen des Kasbek herab betrachtet, fand aber an diesem Schauspiele dort weniger Genuß, als in Tyrol und in der Schweiz. Dem kaukasischen Horizont mangelt der Purpur und das Farbenspiel der nordischen Aurora. Als ich bei Keschaur in einem elenden Posthause übernachten mußte, verließ ich frühzeitig mein Lager und fand eine Stunde vor Sonnenaufgang die Gegend schon hell genug, um das weite Gebirgspanorama zu betrachten. Man steckt dort mitten in wildem, schroffem Berglande. Im Norden ragen die höchsten Häupter der kaukasischen Alpen, deren Rücken noch reichliche Schneelasten tragen; im Osten schroffe, ungeheure Berggipfel, unter denen häufig eine reine Pyramidenform auffällt; gegen Süden Waldberge, deren Gipfel zum Theil kahl sind. Schneefrei und weniger hoch sind die Berge im Westen, wo nur noch in den Schluchten weiße Streifen sichtbar werden. Eine fast vollkommene Tageshelle ging dem Erscheinen der Sonne ziemlich lange voran. Der Rand einiger Wolken, die über den westlichen Bergen standen, erglänzte zuerst. Dann wurden nach einander die hohen Schneehäupter der Zentralkette im Norden beleuch-

tet; ihre relative Höhe war an der Reihenfolge der Erleuchtung zu erkennen. Zugleich erglänzte auch der Wolkenrand im Osten. Endlich kam die Sonne selbst herauf, gelb, ohne Morgenröthe; gelb war auch der vorhergegangene Glanz. Das Morgenroth, vom Rigi gesehen, der Sonnenuntergang im Berner Oberlande sind ungleich schöner, als die gleichen Naturszenen im Kaukasus. Unvergeßlich sind mir die herrlichen Sommerabende in Interlaken, wo die herrliche Jungfrau in silberweißem Gewande wie eine Nymphe des Himmels herunterblickt auf das freundliche Bödeli. Der Reflex der Abendsonne auf der weißen Gestalt erzeugt dort eine eigenthümliche Rosenfarbe. In diesem Rosenlichte erglüht die Jungfrau wunderschön an jedem reinen Abende, und wenn die Sonne verschwunden, erbleicht sie schnell und gleicht in dem grünen Rahmen der Wälder einer edeln Leiche, die geschmückt ist zur letzten Feier. Solche Landschaftsbilder habe ich im Kaukasus nicht gesehen. Von der Teréksteppe und den Höhen Georgiens aus gesehen übertrifft aber der Kaukasus alle Gebirge Europas. In seinem Innern mag es viele höchst malerische Punkte geben, die unseren Alpengegenden nicht nachstehen. Die Russen kennen noch nicht den hundertsten Theil seiner Thäler und Schluchten. Vielleicht giebt es in jenen unbekannten Gegenden auch Wasserfälle, die dem Gießbache bei Brienz, dem Aarsturze bei Handeck, dem Reichenbache im untern Haslithale an Schönheit gleich kommen. Aber die Seen fehlen dem kaukasischen ganz und gar Das weiß man mit ziemlicher Gewißheit durch die Eingeborenen. Durch den Mangel dieser herrlichen Krystallspiegel der Tiefen fehlt dem Kaukasus eine landschaftliche Zierde, welche die Alpen der Schweiz zu einem der schönsten Gebirge der Erde macht. Eine solche Vereinigung des Lieblichen mit dem Großartigen, wie sie die Landschaft am Thuner See und noch mehr die Ufer des Vierwaldstädter Sees auf der Nordseite, dem Pilatusberge gegenüber, zeigen, sucht man im Kaukasus vergebens. Auch wird man von keiner der dortigen Höhen ein Panorama überschauen, das an Mannigfaltigkeit und pittoreskem Reiz dem Rigi gleich wäre. Die Wälder, welche den Kaukasus, besonders von der Seite des Schwarzen Meeres, umgeben, und die Blumenflora seiner baumlosen Region sind reicher und schöner als in Tyrol und in der Schweiz; aber dieser malerische Vorzug wiegt die Krystallpracht der Alpenseen und die großartigere Gletschernatur der Schweiz nicht auf. Kalt und fühllos wird Keiner bleiben, der von den Höhen bei Keschaur die Gebirgsnatur überschaut. Wirft er aber einen vergleichenden Rückblick auf die schönsten Landschaften von Tyrol und der Schweiz, und versetzt er sich im Geist auf den Rigigipfel, so wird es ihm ergehen wie Viktor Jacquemont, welcher selbst beim Anblick des größten Gebirges dieser Erde, des Himalaya, ausrief: O, wie schön sind Europas Alpen!

9. Die Tscherkessen.*)
(Charakterbild eines kriegerischen Bergvolkes.)

Ein Ausdruck von großer Energie und wilder Kühnheit wohnt in fast allen Tscherkessengesichtern; aber jenes herrliche Adlerprofil, jene flammensprühenden Augen, jene schönen rabenschwarzen Bärte, die ich bei einzelnen Tscherkessen bewunderte, findet man mehr unter den Edelleuten unvermischten Blutes, als unter dem großen Haufen. Gleich unter den ersten Gruppen von Bergbewohnern, die ich am Kuban gesehen, fielen mir einige der höchst imposanten Gestalten der Usden auf. Mit solchen Tscherkessengesichtern hatte ich mir unsere mittelalterlichen Helden, einen Cid, Sickingen, Ritter Bayard gedacht. Wahrlich, ein sehenswerther Anblick! — diese schlanken Ritter des Kaukasus in reichem Waffenschmuck mit der stolzen, kecken Haltung unter dem Haufen der plumpen Kosaken! Es sprach aus den Zügen dieser Bergbewohner ein volles Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit, eine hochmüthige Geringschätzung des Volkes, unter dem sie wandelten. Zwei Dinge haben alle Tscherkessen, die Adeligen wie die Niederen, mit einander gemein: den behenden, leichten, fast schwebenden Gang und die imponirend stolze Haltung, die ihnen, den freien Söhnen des Gebirgs, unter Russen so gut ansteht. Als ich mit der russischen Post durch die Kubansteppen fuhr, begegnete ich bald tscherkessischen Reitern, bald Kosaken; beide tragen am Kuban die gleiche Tracht, die gleiche Bewaffnung, und unter den Linienkosaken findet man auch häufig tscherkessische Gesichter. Aber den echten Tscherkessen erkannte ich immer schon in ziemlicher Entfernung an seiner stolzen Haltung. Die schwarzen Augen unter der zottigen Mütze funkelten mich immer finster und feindlich an, und seine Hand bewegte sich nie zum Gruße, während der zahme Kosak, schon dreißig Schritte vor dem Wagen die Mütze abnehmend, mich und meine Eskorte demüthig grüßte.

Das tscherkessische Volk, dessen Wohnsitze sich vom Kuban bis zum Flusse Bu unweit Gagra erstrecken, zählt mit Inbegriff der Kabarden und Abasakstämme, welche einen Dialekt der Adighesprache sprechen, 400,000—500,000 Seelen. So ist die Schätzung der Russen, die durch ihre zahlreichen Spione von der Lage und Größe der verschiedenen Stämme und Auls (Dörfer) ziemlich genaue Kunde haben, besonders in jenen Gegenden, wo russische Festungen in der Nähe liegen. Longworth, der mit Bell ein Jahr unter den Tscherkessen sich aufgehalten, schätzt die tscherkessische Bevölkerung wohl übertrieben auf eine Million. Wenn die Tscherkessen wie die Tschetschenzen unter Einem Oberhaupte vereinigt wären, so würde es ihnen nicht schwer fallen, 10,000 -- 20,000 Krieger auf einem bestimmten Punkte zu versammeln, und am Kuban furchtbare Ueberfälle auszuführen. Kein Punkt des Landes der tschernomorzkischen Kosaken von Taman bis

*) Nach dem angeführten Werke v. Wagner.

Ustlabinska wäre stark genug, dem Ueberfall einer solchen Zahl zu widerstehen, und selbst die Kosakenhauptstadt Jekaderinodar, welche gegenwärtig (1845) nur 200 Mann Infanterie und 800 Kosaken zur Vertheidigung hat, könnte der Plünderung unmöglich entgehen. Aber die Zerrissenheit des tscherkessischen Volkes, welches, neben der aristokratischen Einrichtung seiner gesellschaftlichen Zustände als Staat, eine Art Föderativrepublik mit höchst demokratischen Tendenzen bildet, steht größeren Kriegsoperationen im Wege. Es fehlt den Tscherkessenstämmen die Schnellkraft einer Monarchie oder Diktatur, welche, durch den begeisternden Nachdruck der Demokratie unterstützt, bei der physischen Stärke, der Kriegslust und Tapferkeit dieser Kaukasier, den Russen äußerst gefährlich werden könnte. Bis jetzt gelang es den Tscherkessen nie, über 4000—5000 Mann auf einen Punkt zum Angriff oder zur Vertheidigung zu vereinigen. Gewöhnlich werden die Reiterüberfälle am Kuban mit 2000—3000 Mann ausgeführt, welche blos für die Dauer ihrer kriegerischen Unternehmung einem gewählten Anführer gehorchen. Diese Zahl ist nicht hinreichend, um Bedeutendes auszuführen, denn die Lärmsignale der Kosaken bringen in sehr kurzer Zeit eine eben so große oder noch größere Reiterzahl auf die Beine, welche öfters den Rückzug der Tscherkessen gefährdet. Die Unternehmungen der Tscherkessen am Kuban und am Schwarzen Meere hatten daher niemals große Erfolge, sie beschränkten sich auf Ueberfall und Plünderung von Kosakendörfern und die Erstürmung von Kreposten, die sie aber bald wieder räumten, ohne sich nur die Mühe zu geben, die Schanzen zu zerstören. Diese Kreposten kann man nicht wohl Festungen nennen, nicht einmal Forts, denn die meisten haben außer ihren schlechten Erdschanzen und einem Graben von 8—10 Fuß Tiefe keine Befestigung. Die russischen Kreposten im Kaukasus sind dasselbe, was die Franzosen corps retranchés nennen.

Nie haben die Tscherkessen so kühne und zum Theil so gelungene Unternehmungen ausgeführt, wie die Tschetschenzen unter Chasi-Mullah und jetzt unter ihrem Oberhaupt Schamyl. Bei den Versammlungen der tscherkessischen Edelleute, welchen die Engländer Bell, Longworth und Neith beiwohnten, wurde die Frage, ob eine Vereinigung des tscherkessischen Volkes unter einem Häuptling vortheilhaft und ausführbar sei, öfters besprochen. Den Engländern, welche den Widerstand der Tscherkessen gegen die Russen auf alle Weise anzufeuern und zu heben suchten, wurde, wenn sie dem Volke ein gemeinschaftliches Oberhaupt anempfahlen, gewöhnlich geantwortet: „Seht, die Georgier haben ein Oberhaupt, eben so die Abchasen, die Mingrelier und Imerethiner, jetzt sind sie den Russen unterthänig. Wir Adighe, obwohl von jeher zerspalten und uneinig, haben unsere Unabhängigkeit bewahrt." Die Schlußfolgerung der Tscherkessen war aber nicht richtig, denn gewiß nicht der Umstand, daß die Georgier oder Mingrelier einem Oberhaupte gehorchten, hat sie unter das russische Szepter gebeugt. Nie besaßen diese Völker so große Widerstandskräfte, wie die Tscherkessen durch die Natur ihres Landes und den kriegerischen Geist seiner Bewohner.

Es existiren gegenwärtig nur drei tscherkessische Fürsten, sogenannte Pschis: Pschimaf Bey, Fürst von Semez, Selim Bey, Fürst von Wana, und Sefir Bey, der seit Jahren in der Türkei sich aufhält. Die Voraltern dieser Pschis hatten eine bedeutende Macht im Lande, welche aber seit langer Zeit durch die Verbreitung des Muhamedanismus gesunken ist, und jetzt einzig nur in der äußern Ehrerbietung besteht, die man diesen Fürsten und ihren Verwandten, z. B. bei Gastmählern, beweist. Nur Sefir Bey hat noch bedeutenden Einfluß, und sein Beispiel würde, wenn er sich den Russen unterwerfen sollte, auf viele Usden von großer Wirkung sein. Sefir stand bei dem Sultan Mahmud in Gunst und suchte diesen Herrscher zu bewegen, das Volk nicht ganz zu verlassen, welches den Großherrn früher, wenigstens dem Namen nach, als seinen Herrn angesehen hatte. Durch die Schritte des russischen Gesandten ist der tscherkessische Fürst aus Konstantinopel verwiesen worden und hält sich seitdem in Adrianopel auf. Sefir Bey will in seine Heimath nicht zurückkehren, so lange er noch ein Fünkchen Hoffnung hat, daß eine große europäische Seemacht den Tscherkessen Beistand leisten werde. Er wird von den Tscherkessen als ihr Repräsentant in der Türkei betrachtet, steht in Verbindung mit Engländern, die seinem Vaterlande Theilnahme schenken, und muntert seine Landsleute in ununterbrochenem Briefwechsel zur Ausdauer im Kampfe gegen Rußland auf. Die beiden andern Fürsten haben wenig Bedeutung. Die wahre Macht ist in den Händen der Works (von den Türken und Russen Usden genannt) oder Edelleute, deren es viele Tausende giebt. Unter ihnen fanden sich immer die tapfersten und geachtetsten Anführer im Kriege, wie die noch jetzt lebenden Mansur, Schamuz und Dschimbulat, deren Heldenthaten die tscherkessischen Barden besingen. Die dritte Klasse der tscherkessischen Gesellschaft bilden die Freigelassenen, von Fürsten und Works Tschfokotls genannt, welche in Kriegsdiensten ihren ehemaligen Herren untergeben bleiben. Die vierte Klasse und die zahlreichste bilden die Pschilt oder Leibeigenen, welche durch russische Ueberläufer und Gefangene fortwährenden Zuwachs erhalten. Die Pschilt haben dem Edelmanne gewisse Abgaben zu geben und ziehen für ihn und mit ihm in den Kampf, genießen aber im Uebrigen fast dieselben Freiheiten, wie die andern Klassen.

Die Auls (Dörfer) der Tscherkessen bestehen aus kleinen steinernen Häusern, die, gewöhnlich amphitheatralisch gruppirt, auf den Abhängen des Gebirges stehen. Alle diese Auls haben eine Befestigung; ein solider als die übrigen Wohnungen gebautes Haus dient als Zitadelle, in welche sich die Vertheidiger, wenn die aus Dorngesträuchen bestehenden Umzäunungen vom Feinde durchbrochen sind, kämpfend zurückziehen. Da bei jeder russischen Expedition das Eigenthum der Bewohner in Gefahr ist, so vertheidigen die Tscherkessen mit großer Energie die Eingänge zu ihren Auls. Die Bewohner des Atlas haben in dieser Hinsicht gegen die Franzosen einen leichteren Stand, als die Kaukasusbewohner gegen die Russen. Die Dörfer

der Kabylen bestehen aus elenden Strohhütten, welche von den Bewohnern leichten Sinnes verlassen und den Flammen geopfert werden, während der Tscherkesse sein steinernes Haus, dessen er in einem rauhern Klima bedarf, nur ungern im Stiche läßt. Die Expeditionen der Russen im Kaukasus sind daher immer viel blutiger, als die der Franzosen im Atlas.

Der Kaukasus stellt dem von Norden andringenden Eroberer drei Hemmnisse entgegen: die Sümpfe in dem aufgeschlemmten Steppenlande am Kuban und Terek; die unermeßlichen dichten Urwälder von riesigen Buchen, Eichen, Eschen, Ahornbäumen, die alle Alpen und Schluchten der aus der Ebene aufsteigenden Voralpenketten bedecken, — und die hohe Alpenkette, die den Hauptkamm des Gebirges bildend, baumlos mit ihren ewigen Eiskolossen das höchste Bollwerk, das letzte Asyl der freien Bergvölker bildet.*)

Im Ganzen sind die Tscherkessen ein armes Volk, und diese Armuth wird immer mehr zunehmen, je schwieriger die Kommunikationen mit der türkisch-asiatischen Küste werden. Die Sklavinnen für die türkischen Harems waren früher der einträglichste Ausfuhrartikel. Das Uebrige, was in der Zeit, da sich der Sultan noch für den Oberherrn des Kaukasus hielt, aus dem Tscherkessenlande kam, etwas Wolle, Häute, Talg, Wachs und Honig, war nicht der Rede werth. Fast noch unbedeutender war die Einfuhr, denn die Tscherkessen kaufen nur Tabak, Salz und Kriegsmunition. Bei wenig Bedürfnissen genügen ihnen die spärlichen Erzeugnisse ihres Landes.

In religiösen Dingen ist der Tscherkesse sehr indifferent und keineswegs ein eifriger Anhänger des Islam. Wäre bei ihm der Fanatismus wie bei den Kabylen in Afrika, wäre er den Russen weit furchtbarer. Gleich andern unkultivirten Völkern hat er den Haß gegen Fremde, unerbittliche Härte gegen den Feind, Eifersucht gegen den Nachbar und Freund, unersättliche Habgierde, Mißtrauen, Verstellungskunst und Rachsucht gegen Alle; aber auch Anhänglichkeit an das Stammland und die Sitten der Ahnen, liebevolle Achtung für seine Väter und Greise, Gastfreundschaft, energischen Freiheitssinn. Vor den Gegnern der Franzosen, den Kabylen und Arabern des Atlasgebirges, haben die Tscherkessen die größere Tapferkeit, die Treue des gegebenen Worts und einen gewissen Grad von Keuschheit voraus. Mit den afrikanischen Barbaren theilen sie aber die unersättliche Geldgier, welche den Russen das Mittel gewährt, Spione in Menge zu erkaufen. So mächtig auch die alte Sitte der Blutrache im Kaukasus ist, so wird sie doch durch die noch mächtigere Habsucht überwunden. Der

*) „Die Kriege Timurs, Peters des Großen und Nadir Schahs gegen die Völker des östlichen Kaukasus haben bewiesen, daß diese Lokalitäten von Daghestan und Lesghistan zu den großen isolirten Weltburgen für Völkerstämme gehören, welche ihre Besitzer und Vertheidiger vor jedem Andrang von Völkerwogen zu schützen vermögen, vor welchen selbst die Schaaren von Kriegsknechten der gewaltigsten Machthaber zurückstieben, wie die wogenden Brandungen an den Küstenklippen ozeanischer Eilande.“ K. Ritter.

Tscherkesse versöhnt sich selbst mit dem Mörder seines Vaters, der ihm den üblichen Blutpreis, die hundert oder zweihundert Ochsen, richtig bezahlt.

Was persönliche Tapferkeit und Geschicklichkeit in Führung der Waffen betrifft, ist der Tscherkesse dem Russen unbestreitbar überlegen; ihn durchdringt eine glühende Begeisterung für seine Sache, die natürlich dem gemeinen russischen Soldaten gänzlich abgeht. Im Einzelkampf unterliegt gewöhnlich der russische Tirailleur mit gefälltem Bajonnet gegen den mit gezückter Schaschka anstürmenden Tscherkessen oder Tschetschenzen. Wenn funfzig tscherkessische Reiter auf funfzig tschernomorzkische oder donische Kosaken sich werfen, nehmen letztere in der Regel Reißaus.

Der russische Dichter Puschkin hat uns treffliche Schilderungen von dem Tscherkessenleben gegeben in seinen Gedichten, von denen wir eins in der Uebersetzung mittheilen.

Kein Mondesstrahl erhellt' die Nacht,
Die rings die nahen Hügel deckte.
Am Eichstamm, den der Blitze Macht
Zerschmettert in den Bergstrom streckte,
Jetzt ein Tscherkeß sein Kriegsgewand,
Schild, Helm und Burka, Pfeil' und Bogen
An hundertjähr'ge Wurzeln band,
Und warf sich schweigend in die Wogen.
Still ist die Nacht. Die Welle rauscht
Und trägt ihn an die Uferhügel,
Wo der Kosak bewaffnet lauscht
Dem dunkeln Streif am Wasserspiegel;
Des Feindes Waffen birgt die Nacht.
Sag' an, Kosak, was sinnst Du wieder?
Gedenkest Du der heißen Schlacht,
Des Lagers und der Kriegeslieder?
Nicht mehr — Dich täuschte nur ein Traum —
Wirst Du die freie Heimath schauen,
Den stillen Don, der Wiege Raum,
Den Kampf und Deine schönen Frauen!
— Es naht der Feind! Die Sehne schwirrt!
Er flieht zurück zum Wasserspiegel,
Und wie der Pfeil die Luft durchirrt,
Stürzt blutend der Kosak vom Hügel.

Oft tobt im Thal der Stürme Wuth,
Dann in der Seinen stillem Kreise,
Am Herde, nach der Väter Weise
Sich wärmend, der Tscherkesse ruht.
Der müde Wandrer, der zu weit
Drang in der Berge Einsamkeit,
Er nähert mit dem treuen Pferde
Sich zagend dem Tscherkessenherde.
Doch wenn den Becher er geleert,
Geboten von dem güt'gen Wirthe
Mit biederm Gruß, nicht der Verirrte
Des süßen Schlafes sich erwehrt.

Er ruht im rauchigen Gemach,
Wo ihn die nasse Burka deckte,
Und läßt das gastlich niedre Dach,
Als ihn der nächste Morgen weckte.

Der muntern Gäste strömen viel
Herbei zum Beiramsfest, dem hellen,
Die Schaar der jungen Berggesellen
Erlustigt sich an Wett' und Spiel.
Die Köcher leeren sich in Eil',
Und dort, wo sich im Wolkenzuge
Der Adler schwingt mit mächt'gem Fluge,
Wählt sich sein Ziel ihr sich'rer Pfeil.
Sie stürzen sich, wie Sturmesweh'n,
Auf's Zeichen von den steilen Höh'n,
Wo sie den Staub der Fläche schlagen
Den Rehen gleich, im raschen Jagen —
Den Frieden schlicht verschmäht das Herz,
Das nur zu blut'gem Kampf geboren,
Ihr Spiel, zum Zeitvertreib erkoren,
Verdrängt gar oft entmenschter Scherz.
Wild blitzt der Säbel in der Hand —
Beim Mahle kreist das Blut geschwinder —
Des Sklaven Haupt rollt in den Sand,
Und klatschend jubeln selbst die Kinder!

Fünfter Abschnitt.

(Charakterbilder von den Niederlanden.)

1. Auf der Schelde zum Rhein. — 2. Vergleich der Niederlande am Rhein und an der Schelde mit denen an der Weser und Elbe. — 3. Der Holländer. — 4. Bremerhafen, Bremen und die Bremer. — 5. Hamburg.

1. Auf der Schelde zum Rhein. *)

Die Schelde ist, wie die Themse bei London, der Tiber bei Rom, der Jordan bei Jerusalem, der Skamander bei Troja — ein sehr kleiner und dennoch weltberühmter und höchst bedeutungsvoller Strom. Obgleich sie kaum so lang ist, wie mehrere Zuflüsse der Seine, und obwohl das ganze Ländergebiet, das sie bewässert, kaum so groß ist, wie eine der zahlreichen Provinzen des Rheins: so ist doch ihr Name in der Geschichte so groß und auf dem Erdboden so weit bekannt, wie der des Rheins, der Donau, der Elbe und anderer gewaltiger Ströme, mit welchen verglichen, die Schelde nur zwergartig erscheint.

Die kleine Schelde verdankt diese ihre kolossale Berühmtheit und Bedeutung zum Theil der Fruchtbarkeit der Landstriche, welche sie bewässert, und deren Ergiebigkeit sie selbst noch erhöht, zum Theil ihrer geographischen Lage und Weltstellung. Während die Maas mit ihren Armen das malerische, aber zum Theil sterile Gebirgsland der Ardennen in vielen Richtungen durchbricht, fließt die Schelde fast von ihren Quellen an mit sämmtlichen Nebenflüssen, entweder in völliger Ebene oder doch in einem anmuthigen und fruchtbaren Hügellande. Fast die Hälfte des Scheldegebiets ist angeschwemmtes Deltaland, während sonst bei andern Flußgebieten der Delta- und Marschboden sich zu ihrem ganzen Körper nur wie der Rahm zur Milch verhält.

Während im Maasgebiete, so weit es Belgien angehört, fast durchweg der minder begabte Volksstamm der Wallonen sich verbreitete, machte

*) Von J. G. Kohl. (A. A. Z. 1849, Nr. 307 ff.

die viel begabtere, energischere und thätigere Nation der Flamländer die Schelde zu ihrem Hauptstrom. Man kann in dieser Beziehung sagen, daß ganz Belgien in zwei Hauptstücke zerfällt, in das Belgien der Maas und in das der Schelde. Jenes entspricht dem wallonischen, dieses dem flamländischen Belgien.

Der niederländische Volksstamm der Flamländer hat nun die Scheldelandschaften mit der schönsten Bodenkultur, mit sehr dichter Bevölkerung bedeckt, und an den Ufern ihrer Wasseradern die berühmtesten und volkreichsten Zentralpunkte der Kultur und Bevölkerung Belgiens angelegt. Während an der Maas nur Namur und Lüttich als solche zu nennen sind, finden wir dagegen im Gebiete der Schelde fast alle andern großen Städte des Landes: Löwen, Brüssel, Mecheln, Antwerpen, Gent, Mons, Kortryk, Doornik, und noch dazu in Frankreich in nächster Nachbarschaft: Valenciennes, Arras, Douay und Lille.

Man begreift danach, welche Wichtigkeit und Bedeutung selbst die kleinsten Zweige dieses Flußsystems gewinnen mußten, wie gleichsam jeder kleine Faden dieses Flußgespinnstes kostbar und unschätzbar werden mußte. Seine Fluthen zirkuliren, reinigend und durstlöschend, beständig durch hunderttausend Haushaltungen jener reichen Städte; sie dienen zur Speisung von hundert nützlichen Kanälen in den Städten und zur Verbindung der Länder; an jeden Faden heften sich Tausende von werthvollen Aeckern, die aus ihm Lebenskraft und Reichthum beziehen. Und alle Wellen dieses kleinen Flusses thun also mehr Arbeit und Werk, spenden mehr Reichthum und Fülle umher, als viele andere große Ströme, welche thatenlos unbewohnte Wüsten durcheilen.

Schon diese angeführten Verhältnisse hätten hingereicht, den Scheldegewässern eine sehr hohe Bedeutung zu geben. Mehr aber als alles Andere trug die Beschaffenheit des Mündungsstückes des Flusses zur Erhöhung dieser Bedeutung bei. Obwohl so klein, erlangt doch die Schelde schon bei Antwerpen eine so große Breite, Tiefe und Wasserfülle, wie sie gewöhnlich nur großen Strömen eigen zu sein pflegen. Zur Fluthzeit ist sie schon bei Antwerpen 40—45 Fuß tief, und besitzt dabei eine Breite von 1000 Ellen, die sich allmählig nach dem Meere zu in beständiger Steigerung meerbusenartig erweitert. Von dem genannten Punkte an hat also die Schelde beinahe das Ansehen, die Beschaffenheit und Brauchbarkeit eines Meerbusens. So wie die Hälfte ihres Gebietes Delta ist, so gestattet ein Drittel ihres ganzen Laufes Meeresschifffahrt. Die Meeresströmungen und Fluthen, welche in die Mündungen des Flusses eindringen, mögen hier das Flußwasser so aufgestauet und auch selbst bei Ebbe und Fluth so breit um sich gegriffen haben, daß daraus diese großartigen Proportionen hervorgegangen sind. Von der Schelde aus weithin nach Südwesten giebt es keinen Punkt, der zugleich so tief im Innern des Landes läge, und von dem aus so bequeme Seeschifffahrt so gut möglich wäre, wie Antwerpen. Und auch im Nordosten sind die Fahrwege des Rheins

minder mächtig, weil mehr zersplittert und zerspalten, weshalb denn eine solche Konzentrirung der Handelskraft, wie sie bei Antwerpen stattfindet, verhindert wird. Alle die reichen Landschaften des ganzen innern und südöstlichen Belgiens werden auf Antwerpen, als ihren nächsten und natürlichsten Seehafen, hingeführt, und eben so auch, wie ich schon oben andeutete, sogar ein Theil der oberen Rheinlande.

Die Schelde fließt zuerst aus Südwesten, bis sie zwölf Meilen vom Meere auf einmal in einem rechten Winkel nach Nordwesten umwendet. Bis zur Spitze dieses Winkels geht die Hauptfluth des Meeres, bis dahin geht die große Tiefe des Flusses, von da an werden alle seine Proportionen anders. Und eben in dieser Winkelspitze haben sich die Waarenmagazine, Märkte und Komptoire Antwerpens angesetzt.

Am besten läßt sich die Schelde, und namentlich ihr unteres Stück, mit der Themse vergleichen. Auch bei diesem kleinen Flusse findet eine ähnliche, plötzliche und sehr nutzbare Ausweitung und Austiefung statt. Auch bei ihr ist ein so tiefes Eindringen der Meeresfluth und der Seeschifffahrt möglich. Auch durch sie ist ein wundervoller Seehafen bis in die Mitte des Landes verlegt. Doch wie hier ist im innersten Busen dieses Hafens eine Welthandelsstadt entstanden, mit der zur Zeit ihrer Hauptblüthe nur wenige andere rivalisiren konnten. In den Zeiten, als Antwerpen blühte, im 14. und 15. Jahrhunderte, als es von Tausenden von Schiffen aller Nationen in seinem Hafen wimmmelte, mochte auch in Bezug auf Handelsleben die Schelde der Themse gleichen. Jetzt freilich steht die Schelde hinter der Themse sehr zurück!

Es ist ein Unglück für die kleine Schelde, daß sie mit so gewaltigen Konkurrenten, wie es Maas und Rhein sind, in ein und dasselbe Meeresbecken fällt, und daß sie sich mit ihnen bei der Mündung vermischt. Sie ist dadurch in mehre oder mindere Abhängigkeit von ihnen gerathen. Gäbe es zwischen den Rhein- und Scheldemündungen etwa in der Richtung der Insel Schouwen ein tüchtiges Gebirge, so hätten sich gewiß die nördlichen Niederländer, die Bataver, hinter diesem Gebirge gehalten, und die südlichen Niederländer, die Flamländer, hätten ihre Scheldemündungen bis ans Meer bevölkert und beherrscht. Statt dessen ist aber nun hier ein Archipelagus von Inseln, die, alle ganz flach, sich sämmtlich unter einander sehr ähnlich sind, und an deren Küsten die Gewässer der Schelde, der Maas und des Rheins sich der Art mit einander mischen, daß man zuweilen kaum erkennen kann, was dem einen oder dem andern gehört.

Wir sehen daher alle diese Inseln, die wir zusammen unter dem Namen Seeland befassen, zu allen Zeiten und noch jetzt von Niederdeutschen bewohnt, welche leibliche Brüder der Holländer sind, und sich eben so wie diese von den Flamländern unterscheiden. Und eben so sehen wir diese „Seeländer," diese „Zeeuws," wie die Niederländer sie nennen, bei allen politischen Bewegungen mehr den holländischen Brüdern folgen, während die mehr binnenländischen Flamländer von den Wallonen sich hinreißen

ließen. Mit den Holländern fallen die Zeeuws vom Katholizismus und von der spanischen Herrschaft ab, so wie sie mit ihnen dem König Wilhelm treu bleiben. Mit den Wallonen hingegen bleiben die Flamländer bei Spanien und Rom, so wie sie sich mit ihnen von König Wilhelm in neuester Zeit trennten.

Aber war das Zusammenhalten aller Insulaner des Rheins-, Maas- und Schelde-Archipels vom Vorgebirge De Helder im Norden bis nach Kadzand im Süden natürlich, so war es doch auch wieder eben so natürlich, daß die flamländischen Schelde-Anwohner einen Theil dieses Archipels, der hauptsächlich als das Zubehör oder Produkt ihrer kleinen Schelde betrachtet werden konnte, für sich in Anspruch zu nehmen trachteten, und aus dieser Verschmelzung und Verwirrung der Naturverhältnisse entstanden denn auch zu allen Zeiten politische Wirren und Reibungen. Wie Napoleon, wie Joseph II. im Namen Belgiens die Freiheit und Oeffnung der Scheldemündung verlangten, sogar auch Seeland als ein natürliches und daher auch politisches Zubehör von Flamland erklärten: so hatten schon vor ihnen die Herzöge von Burgund und die Grafen von Flandern Aehnliches gethan. Daher denn die vielen Kriege und Streitigkeiten, welche zwischen den Römern und Batavern, den Grafen von Flandern und denen von Seeland und Holland, zwischen den spanischen und österreichischen Beherrschern von Belgien und der Republik der sieben Staaten um den Besitz der seeländischen Inseln und um die Oeffnung der Schelde geführt wurden.

Die großen Wasserstraßen und Eisenbahnen von der holländischen Städtegruppe (Amsterdam, Rotterdam, Leyden) streben der Hauptsache nach von Westen nach Osten nach Deutschland zu. In eben der Richtung und mit ihnen parallel gehen die großen Bahnen der belgischen Städtegruppe (Brügge, Antwerpen, Gent, Brüssel). Sie ziehen auch nach Osten landeinwärts. Beide Gruppen mit einander verbindende Bahnen, die von Norden nach Süden gingen, giebt es noch nicht. Es erklärt sich dies sehr natürlich aus der rivalisirenden Thätigkeit der Schelde- und der Rheinmündungslande, welche beide die eine Hand der See, die andere dem Binnenlande reichen, unter einander aber nicht so großen Austausch und Verkehr pflegen. Es sind hier ähnliche Verhältnisse wie zwischen der Weser- und Elbmündung, zwischen Bremen und Hamburg, die auf diese Weise mit einander rivalisiren, und daher mit dem Binnenlande längst durch flüssige Eisenbahnen verknüpft sind, während von einer Nachbarstadt zur andern noch schlechte Pflasterstraßen nach uraltem Schnitt führen.

Der hauptsächlichste Verbindungsweg zwischen dem flamländischen Süden und dem holländischen Norden ist die Schifffahrt auf den Schelde- und Maasarmen zwischen den seeländischen Inseln hindurch. Und zwar geht der belebteste aller Verbindungswege zwischen Süd- und Nord-Niederland die Schelde hinab, dann durch die Oster-Schelde weiter im Osten der Insel Schouwen vorbei, in den Maasarm, der das Volke-Rack heißt,

in den andern Maasarm des sogenannten Butter-Vliet und den Bies-Bosch, durch einen kleinen Querarm bei Dordrecht vorbei in die Merwe nach Rotterdam. Die Waaren zwischen Nord und Süd gingen schon immer diesen Weg, seit der Einrichtung der Dampfschifffahrt thun es auch die Personen. Und seitdem sind die wenigen Chausseen und Poststraßen, die durch Nordbrabant nach Holland hinüberführen, ziemlich verlassen.

Es ist eine der interessantesten Fahrten, die man machen kann, da sie durch ein höchst eigenthümliches Land führt, das von einem eben so eigenthümlichen Volke bewohnt ist. Seinen Namen, „Seeland" trägt es mit vollem Recht. Denn es ist so gut wie historisch ausgemacht, daß es erst in jüngerer Zeit durch die Reaktion der See gegen die ausströmenden Flüsse entstanden ist. Im Innern von Brabant und Flandern weist man noch heutigen Tages eine weitstreichende Linie von Sandhügeln oder Dünen nach, welche die ehemalige Grenze des Meeres bezeichnen, und über welche dann das Seeland hinausgewachsen ist. Jetzt, und eben so vielleicht schon seit einigen tausend Jahren, streicht die Linie der äußersten Dünen etwa 12 Meilen von diesem Binnenstrich entfernt vorüber. Von dieser neuen Dünenkette hat jede der äußersten Inseln des ganzen Archipelagus ein Stück bewahrt. Die Inseln Walchern, Nord-Beveland, Schouwen, Ober-Flakkee, sie sind alle auf ihren nach dem Meere zugekehrten Seiten mit einer kleinen halbmondförmigen Dünenkette eingekantet, die gegen das Meer hin ihre Hauptmassen vorschieben und sich dann an den Enden landeinwärts umkrümmen, erniedrigen, abschmälern und verlieren. Die Insulaner suchen diese Dünen als ihre Hauptschutzwälle auf alle Weise zu erhalten und haben an einigen Stellen, wo Lücken in diesem Sandwalle entstanden, zur Ausfüllung derselben bewundernswürdige Erdbauten hineingekeilt. So hat z. B. namentlich die Insel Walchern an ihrem Westende eine solche Lücke in der Dünenkette, welche durch die berühmten Dämme von West-Kapelle ausgefüllt werden. Solche Lückenausfüllungen verschlangen in einem Jahrhundert Millionen auf Millionen. An ihnen arbeiteten unausgesetzt im Ringen mit der Natur die Seeländer, die vornehmsten Vorkämpfer für die Sicherheit der weiter binnenwärts liegenden Inseln, die ganz ohne Dünenschutz sind, und sich mit minder kostspieligen Werken begnügen, weil sie dem ersten Anlauf der Wellen nicht ausgesetzt sind. Es giebt hier wenigstens 20 größere und kleinere Inseln, die alle mit hohen Erddämmen eingezäunt und außerdem noch mit einem dichten Netz von Dämmen überzogen sind, deren Totallänge viele hundert Meilen beträgt, und deren Errichtung mehr Mühe, Geld und Menschenleben verschlungen hat, als sämmtliche Pyramiden und babylonische Thurmbaue der Welt zusammengenommen.

Trotzdem daß der Mensch hier seit unvordenklichen Zeiten ringt, haben die gewaltigen Naturkräfte ihn doch häufig übermannt, und die Gewässer sind, alle menschlichen Anstalten und Gebote mißachtend, ihre eigenen Wege gewandelt — und haben den Menschen mit sammt seiner Erdscholle,

an der er haftete, begraben. Man hat die An- und Einwohner der Städte und Dörfer des Aetna und Vesuv bewundert, die es wagen, in einer so gefährlichen Nähe zu hausen, Gärten und Aecker zu bauen, Ehen zu schließen und fröhlich zu sein. Hier in Seeland aber zeigt ein ganzes Volk von mehreren hunderttausend Menschen, dem Meere gegenüber, keine geringere Kühnheit. Die Ausbrüche des Ozeans in den Sturmfluthen, und die Ströme, mit denen er zu Zeiten tief in die Länder eingebrochen ist, sind unvergleichlich viel zerstörender und unbarmherziger als die Lavaströme jener Feuerberge. Zu Zeiten sind hier ganze Länderstriche untergegangen. Das Meer streifte Bäume, Sträucher, Menschen, Häuser, Städte von den Inseln ab, wie man die Farben von einem Schmetterlingsflügel streift, und ließ bei seinem Rückzug die blühende Landschaft entweder als eine öde Sandbank oder als einen Sumpf wieder emportauchen. Ganze Inseln scheiterten hier mit ihren hunderttausend Einwohnern, gleich wie Schiffe mit Mann und Maus untergehen. Zuweilen trieb das Meer einen ganz neuen tiefen Arm ins Innere des Landes hinein. Dieser Ast hatte eine Zeit lang Bestand; der Mensch benutzte ihn sofort zur Schifffahrt — blühende Handelsstädte keimten an seinen Ufern auf, bis die Gewässer sich allgemach wieder verloren, bis der Arm vertrocknete und mit ihm auch das Leben, das er gebracht hatte. So etwas ist z. B. von der westlichen Schelde aus geschehen, wo das Meer im 13. Jahrhundert in der Richtung auf Brügge bei einer großen Fluth einen tiefen Kanal ausgrub, der als tief ins Land gehender Hafen der Schifffahrt außerordentliche Vortheile darbot, eine Zeit lang lebhafter befahren wurde als die Schelde selbst, an dem die reichen Städte Damme und Sluis; die selbst mit Antwerpen rivalisirten, entstanden, der dann aber wieder versandete und auch die zwei Städte mit ihren Nachbarorten wieder in Unbedeutendheit sinken ließ. Das sogenannte „verlorene Ende" (het verloren Eynde) bezeichnet noch heutigen Tages diesen Vorgang. Noch größer sind die Veränderungen in der Oster-Schelde gewesen. Noch im 11. und 12. Jahrhunderte erscheint sie als ein kleiner Flußarm zwischen bebauten kompakten Ländermassen, während sie jetzt einem breiten Meeresarme gleicht, der über viele ehemals blühende Landschaften seine Gewässer dahinrollt.

* * *

Man könnte denken, daß jene wilden Naturereignisse endlich einmal aufhören müßten, wenn das Land völlig organisirt wäre, daß sich ein Gleichgewicht herstellen müßte zwischen dem tobenden Angriff der Wogen und den Schutzwerken der Menschen. Allein dieses Gleichgewicht kommt wegen der steten Schwankung in der Meeresströmung und wegen der Ungleichheit in der Thätigkeit der Menschen niemals zu Stande.

Die Gewässer führen aus dem Innern des Landes immer neues Material herbei, das sie abzusetzen wünschen. Da, wo sie es nieder-

schlagen, ist der Mensch bei der Hand, es mit Dämmen einzufangen und es zu seinen übrigen Acker- und Wiesenkapitalien zu schlagen. So ist z. B. im 17. Jahrhundert im Osten von Walchern eine ganz neue Insel von fünf Stunden im Umkreis entstanden, die zwischen den Jahren 1631 und 1671 stückweise dem Meere abgetrotzt und mit Dämmen umgeben wurde. — Dadurch schon veränderte sich die Gestalt der Inseln. Die Strömungen werden in Zukunft an den Brüstungen der aufgeworfenen Dämme abgewiesen und müssen sich andere Auswege suchen. Sie werfen sich nun vielleicht auf die Ausläufer eines gegenüber liegenden Landes. Hier entsteht eine stärkere und tiefere Strömung, und kommt dann einmal eine außerordentliche Fluth, so nimmt das Wasser das längst unterminirte Stück Landes hinweg. Es ist begreiflich, daß jede Veränderung in den Ufergrenzen auch eine Veränderung in der Bewegung des Meeres hervorbringen muß.

Im Ganzen steigt zwar die Fluth immer regelmäßig auf und ab, fließt in dieselben Thore landeinwärts und durch dieselben Thore wieder ab. Durch den Zusammenstoß mit den ihnen entgegenkommenden Flußgewässern entstehen große, mächtige, den Schiffen oft gefährliche Wirbel, die meistens Jahrhunderte lang genau an derselben Stelle sich drehen. Zuweilen stört wohl auch der Sturm diese regelmäßigen Bewegungen Er treibt die Fluthen und den Sand in eine Richtung, der sie bisher nicht zustrebten. Er legt den Grund zu einer Sandbarre, die bisher gar nicht existirte, aber sich bald entwickelt und einen Ufertheil bedroht, der bisher gefahrlos war.

Den Wasserbewegungen ähnlich ist auch die Thätigkeit des Menschen schwankend. Die Bewohner haben zwar in ihrem sogenannten „Wasserstaate" ein bewunderswerthes Beaufsichtigungs- und Leitungssystem aller Deich- und Uferbauten entwickelt. Demzufolge stehen alle diese Bauten unter einer gemeinsamen Kontrole, welche alle Arbeiten an den Ufern in Harmonie zu bringen sucht. Allein vollkommen läßt sich das doch nicht erreichen und durchführen. Es giebt Gemeinden, ja ganze Landstriche, in welchen die Deiche in schlechtem Zustande sind, andere, wo Alles auf das Vollkommenste und Solideste ausgeführt ist. Auch täuschen sich oft die gescheidtesten Direktoren des „Wasserstaates." Deichbauten, die man für zweckmäßig hielt, erweisen sich oft nach ihrer Vollendung als nicht zweckmäßig, da sie in den natürlichen Lauf der Gewässer störend eingreifen, und während sie die eine Gegend schützen, der andern den Feind auf den Hals ziehen.

Die meisten dieser Revolutionen und Umgestaltungen stellen sich freilich dem Auge des Reisenden nicht so interessant dar und nicht so malerisch, wie die Felsspaltungen, Bergzerklüftungen und Thalausgrabungen in den Gebirgsländern. Vielmehr erscheint hier dem Auge des Beschauenden Alles einförmig, gleichgestaltet, ohne die historischen Narben und Runzeln, Monumente und Ruinen, wie wir sie z. B. in den Alpen sehen. Man sieht nur zweierlei Flächen vor sich, die eine bewegt, flüssig, glänzend;

die andere fest, grün und grasig. Da ist nichts Majestätisches und Imponirendes. Und lagert sich ein ruhiger sonniger Tag auf die Fläche, so sollte man kaum glauben, daß dieser so unschuldig blickende Grasteppich so viel Stoff zum Nachdenken darböte, und auf Schritt und Tritt so viele Narben und Spuren einer an Zerstörungen und neuen Geburten unerschöpflichen Geschichte in sich trage. Nur wenn man einige dieser Inseln zu Fuß durchwandert und die hundert in der Ferne unsichtbaren Kunstwerke, die versteckten Schleusen, Dämme, gemauerten Ufer, Kanäle gesehen, nur wenn man einige dieser zahlreichen breiten und engen Stromarme durchschifft und ihre Verzweigung bewundert hat, und wenn man dann sich vorstellt, wie das Ganze auf viele Meilen weit eben so bearbeitet wurde: nur dann dämmert im Geiste ein Bild des Landes auf, das an Interesse und Mannigfaltigkeit fast noch Alles übertrifft, was die Gebirgsländer dem leiblichen Auge darbieten und so zu sagen handgreiflich geben. So Vieles ist hier schon unter dem Wasser versteckt, was die Phantasie gleichsam wie ein Taucher erst herausbringen muß. Einige von den langen Sandbänken, welche in doppelten und dreifachen Reihen im Westen vor der Küste von Seeland meilenweit ins Meer hinausliegen, sind sich gestaltende Inseln, die Jahrhunderte lang unter dem Niveau des Meeres wachsen, sich langsam verbreitern und verlängern, denen Körnchen zu Körnchen hinzugefügt wird, bis einst ihr Rücken über dem Wasser hervortaucht, und sie unter dem erwärmenden und belebenden Strahl der Sonne mit Blumen und Kräutern ergrünen. Andere aber sind Ruinen und Trümmerfetzen ehemaliger bewohnter Inseln, todte Rumpfe und Leichname von früher lebendigen Ländern, die einst die Schiffe in sichern Hafen beherbergten, die jetzt aber die Fahrzeuge wie treulose Sirenen stranden lassen. Du siehst es nicht, aber es ist doch eine ausgemachte Wahrheit, welche die Geschichte bezeugt, daß fast überall, wo dein rauschender Kiel die Wellen durchfurcht, er über ehemalige Wiesen und Wälder und zerstörte Felder und Gärten dahin schwebt. Die Bäume dieser Wälder und die Kirchthürme der Dörfer liegen noch neben hundertfachen Schiffstrümmern unter unsaglichem Schlamme begraben. Auch die zahllosen Pfahlwerke und Gemäuer, die bei jedem kleinen Orte als die Grundfesten seiner Existenz und die Bollwerke seines Hafens im Boden verborgen sind, muß man im Geist sich vergegenwärtigen, um das Bild dieses Kunstlandes ganz zu haben, und das Ganze erscheint dir dann einer Spitzenklöppelei im Großen ähnlich. Auf jeder der hundert kleinen und größeren Inseln, aus denen das Ganze besteht, haust ein kleiner in Pfahlwerken und Festungsmauern eingewickelter Ort wie eine Spinne in ihrem Netze; alle Gräben und Deichnetze dieser Spinne ziehen sich über die Inseln hin und greifen mit ihren Fäden in einander. Wenn man bedenkt, daß jeder dieser kleinen Orte auch wohlhabend ist und oft erstaunliche Reichthümer und Menschenkräfte barg, so glaubt man eine Seidenkammer vor sich zu haben, wo zahlreiche Kokons in Seide gehüllt sitzen und mit Seide das Land überspinnen.

Aber auch dem leiblichen Auge bieten sich der merkwürdigen und interessanten Szenen in diesem sonderbaren Lande die Fülle dar, z. B. das täglich sich zweimal wiederholende Schauspiel der Ebbe und Fluth des Meeres. Ganz Seeland mit allen seinen Nebenlanden und Nachbarinseln ist gleich einem großen Schwamme, der sich täglich zweimal bis zum Ueberlaufen vollsaugt, und zweimal sich fast bis auf den Boden entleert. Wir waren vor Antwerpen mit der ausströmenden Ebbe abgefahren, und unser Schiff schoß rasch mit den wetteifernd ablaufenden Gewässern des Flusses und des Meeres zur Schelde hinaus. Da stürzten sich in eiliger Hast mächtige Ströme durch die Oster- und Westerschelde und durch alle die andern Mündungen ins Meer hinaus. Alle Gewässer sind in Bewegung, aus allen Flieten, Kanälen, Gräben und Zweigadern des Landes strömt es heraus wie in den Straßen einer Stadt nach einem heftigen Regen. Es war ein Schauspiel, wie es Noah am Ende der Sündfluth hatte. Ueberall wuchsen trockene Länder aus dem Grund hervor und nahmen zusehends an Umfang zu. Jede Insel, an der wir vorüberfuhren, umgab sich mit einem breiten Gürtel von Vorland, das sich sofort, wenn auch nur für einige Stunden, mit Menschen bevölkerte, die den Krabben und andern im Schlamme zurückgebliebenen Seethieren nachstellten. Als wir in die Ostsee-Schelde hineinsegelten, tauchten lange Strecken des einst untergegangenen Theils von Süd-Beveland wie Gespenster aus dem Grunde auf. Man bezeichnete uns die Stellen im Schlamme, wo einst die blühenden Orte Kreeck, Nieuwkerke, Skodde und andere lagen. Da die Ebbe hier das Niveau des Wassers gewöhnlich um 15 Fuß, zuweilen auch um 20 erniedrigt, so kann man sich denken, wie die darauf folgende Erhöhung und Hervorsteigung aller Dämme, Ufer- und Sandbänke ebenfalls um 15 Fuß die Physiognomie verändern muß. Die Seedeiche scheinen riesenhoch zu wachsen, die Bollwerke, Brücken und Pfahlreihen der Häfen steigen mit langen Piedestalen empor, die Schiffe sinken mit dem Wasser herab und verstecken sich in den hochuferigen Ruinen.

Die Fahrt in unserm Inselarchipel bis Rotterdam dauerte zwölf Stunden. Wir wurden daher unterwegs auch wieder von der zurückkehrenden Fluth erreicht, und hatten Gelegenheit, die umgekehrten Erscheinungen, die Phänomene der Fluth zu beobachten. Zuerst entsteht eine Art von Stillstand in den Strömen. Es scheint, als wären alle während der Ebbe so rasch eilenden Flüsse plötzlich in stagnirende Seen verwandelt. Allmählig aber kommt wieder Leben und Regsamkeit in die versiegenden Gewässer, die im niedrigen Schlamme dahin sterben zu wollen schienen. Doch kommt diese Bewegung nun von der entgegengesetzten Seite. Das Meer drängt erst leise rückwärts. Die süßen Gewässer, welche aus dem Innern des Landes her sich einen Ausgang erringen wollen, gerathen mit ihm in Streit. Aus diesem Streit entsteht an vielen Punkten eine Menge von Wirbeln — „Walen,“ wie die Kinder des Landes sie nennen, — die erst klein sind, aber immer mächtiger sich schwingen, je größer der Andrang

des Meeres wird. Endlich siegt Okeanos. Seine Schulter hebt sich gewaltig, und er zieht siegreich zu allen Thoren des Landes ein. Es ist, als wollte er seine ihm tributpflichtigen Flußnymphen zu Paaren treiben. Sie müssen weichen, und wie bei Aeneas Ankunft in Latium der Tiber

„rückwärts ebenete der Wellen Erguß,"

so fliehen sie alle landeinwärts den Bergen zu. Alle kleinen und großen Kanäle des Landes füllen sich mit flüssigem Stoff. Alle andern schwellen bis an den Rand. Man erinnert sich des Briefes von Plinius, wie er das allmählige Zusickern und Wachsen des Wassers in einer periodischen Quelle am Komersee so interessant beschreibt, und man staunt, dasselbe interessante Schauspiel hier auf eine großartige Weise und tausendmal vervielfältigt vor sich zu haben. Die weiten, kahlen Sandbänke schmiegen sich gemach wieder unter die feuchte Decke des Ozeans, zu dessen Gebiet sie gehören, zurück, wie Unterthanen sich den Armen ihres Herrschers fügen. Die Menschen, die Fischer, Austern- und Krabbensucher, die Strandspaziergänger, die für ein paar Stunden dieses Terrain in Besitz nahmen, ergreifen die Flucht und verbergen sich hinter ihren Dämmen und Deichen. Die Inseln, deren Außen- und Vorwände verschwinden, schmelzen auf die Hälfte ihres Territoriums zusammen. Kleine Landestheile, die noch so eben mit dem Festlande zusammenhingen, lösen sich und werden zu Inseln. Die Hafenbäume der Städte, vorher riesengroß, schrumpfen fast zu nichts zusammen. Alle Gräben, Kanäle, alle Meeres- und Flußarme füllen sich bis an den Rand der Deiche. Unser Schiff hebt sich mächtig in die Höhe und scheint als dominirender Riese durch die Gegend zu fahren. Wir schauen über die Dämme hinweg ins Innere des tiefen und niedrigen Landes hinein, das allmählig untergehen zu wollen scheint. Da überall sich die Wassertiefen um 10 — 15 Fuß Dicke vermehren, so werden Gräben, die einige Stunden zuvor kaum ein Boot zu tragen vermochten, selbst für große Fahrzeuge schiffbar. Alle Schiffe, welche die Ebbe auf den Sand setzte, und die, schief auf die Seite gebeugt, traurig dalagen wie Fische, die der Sturm ans Land warf, richten sich gemach wieder empor und erholen sich allmählig wie arme Kranke, die man der frischen Luft zurückgab. Endlich lösen sie sich völlig aus dem klebrigen Boden und schweben beweglich und schwankend empor auf dem klaren Elemente, wie flüchtende Enten, die vom unbequemen Festland auf den glatten Teich sich gerettet. Nun wird in allen Häfen und an allen Ufern gerüstet. Schiffe aller Größen und Arten spannen die Segel auf, lösen sich vom Strande und tragen ihre Reisenden, ihre Waaren, ihre Botschaften von Ufer zu Ufer. Auch die großen Seefahrer, die vor den Mündungen der Ströme den Moment der Fluthhöhe erwarteten, ziehen landeinwärts und schwimmen mit gebauschten Segeln und vollem Wasser in die sicheren Thore des Festlandes.

Viele niederländische Maler haben das Anregende und Ansprechende, das in diesem täglich sich wiederholenden Wechsel von Ebbe und Fluth

liegt, sehr wohl aufgefaßt und in zahlreichen Gemälden dargestellt. Es ist aber bemerkenswerth, daß es weit mehr Ebbe- als Fluthbilder giebt, und in der That ist auch die Ebbe viel ergiebiger in Erzeugung malerischer Szenen als die Fluth. Die Ebbe ist poetischer, wie die Armuth, das Unglück und die Noth. Da liegt das arme Schiff gestrandet am Ufer und erweckt unser Mitleid. Da kriecht das Bettelvolk der Küstenstädte — die zerlumpten Kinder und die armen Muschelsammler und Krabbenfänger — hervor und schleicht an den Bollwerken der Häfen herum, an denen seine Ernte gereift ist, nämlich die Muschel, die das Meer hier säete und pflanzte. Mit der Fluth ist nur der Reiche und Glückliche im Bunde, der seine stolzen Schiffe auf ebener Bahn entsendet. Die Ebbe enthüllt auch eine Menge Geheimnisse der Tiefe, welche die Fluth mit dem einförmigen Teppich des Wassers gleichmäßig überzieht. Da kommen die hübschen Muscheln und die wunderlichen Ungethüme des Meeres zu Tage, die sich auf dem Grunde versäumten, da sieht man die versandeten Wracks und Balken des ehemals gestrandeten Schiffs, da zeigen sich im Sonnenschein die Korallen und Kräuter, die in der dunkeln Tiefe des Meeres wuchsen. Auch sonst ist die Ebbe viel reicher an Kontrasten der Lichter und Farben, als die Fluth, die Alles mit Einer Farbe überzieht. Selbst in der Luft herrscht zur Zeit der Ebbe regeres Leben, denn die Vögel machen sich heran, um der Ebbe zu folgen. Sie finden, wie das arme Bettelvolk der Küstenstädte, ihre Tafel auf den Sandbänken reichlich gedeckt. Die Strandläufer, die Möven, selbst die Schnepfen und Störche flattern oder wandeln am Strome oder auf den entblößten Lagunen, um auf das Seegewürm Jagd zu machen. Während der Fluthzeit, die ihnen einen Theil ihrer Nahrung entzieht, sitzen sie dann ruhig am Lande, auf den Wiesen, hinter den Deichen, mit dem unpoetischen Geschäfte der Verdauung beschäftigt.

Es ist wohl kein Zweifel, daß der Insel-Archipel von Seeland zu den am seltensten besuchten und am wenigsten gekannten Strichen der Niederlande, man könnte sagen Europas gehört. Sogar in Holland selbst ist Seeland eine ziemlich unbekannte und sogar etwas verrufene Gegend. Die Holländer sprechen von „Zeeland" und von den „Zeeuws" mit einer Art von Wegwerfung, etwa wie die Engländer von Irland oder die Kurländer von Semgallen. Und doch haben diese Seeländer ihrem Vaterlande gerade viele seiner tüchtigsten Männer und Wohlthäter geliefert, die Ruyter und andere Admirale, welche die Seemacht Hollands auf den Gipfel der Blüthe brachten, den Dichter und Großpensionär Cats, welcher der Reformator der holländischen Literatur und Sprache war, und den in Holland allgemein verehrten Beukels, den Begründer der holländischen Heringsfischerei. Es scheint den Seeländern auf ähnliche Weise Unrecht gethan zu werden, wie bei uns den Schwaben. Dieses Unrecht scheint noch größer, wenn man bedenkt, daß auch der Ackerbau fast in keinem Theile von Holland in einem so hohen Grade blüht, wie in Seeland. Der beste

und mehlreichste Weizen in den Niederlanden ist der seeländische. Hülsenfrüchte, Erbsen und Bohnen kommen vorzugsweise aus Seeland. Der Hauptsitz des Krappbaues ist wieder Seeland, das gleichfalls wegen seines Flachses und Hanfes in gutem Rufe steht.

Die Ursache von der geringen Schätzung der Seeländer liegt großentheils in der geographischen Lage ihres Landes, das wegen seiner vielen breiten Fluß- und Meeresarme wenig zugänglich, und dessen Bereisung höchst umständlich, kostspielig und zeitraubend ist. Um von einer Insel zur andern zu gelangen, muß man oft Tage lang auf Gelegenheit warten, und im Innern des Landes giebt es gar keine Chausseen, Diligencen, Treckschuiten-Fahrten u. s. w. Auch fürchten dort die Holländer, wie alle Fremden, das Polderfieber, das nirgends gefährlicher ist, als hier, und auch unter dem besondern Namen des „Seeländischen Fiebers" erscheint.

Und wenn Holland auch einen Theil seiner besten und tüchtigsten Genies aus Seeland bezogen hat, so sind doch diese Genies eben in Holland selbst ausgebildet, und im Ganzen genommen ist die Masse der Seeländer, eben in Folge ihrer geographischen Isolirung, in Bildung und Intelligenz hinter den Festland-Niederländern zurück. Der größte Theil der Bewohner lebt in Dörfern und auf einzelnen Gehöften, und während es in der kleinen Provinz Südholland allein wenigstens ein halb Dutzend von weltberühmten Städten giebt, hat man deren auf allen den großen Inseln zwischen Rotterdam und Brügge fast keine, und selbst nur einige weniger solcher Lebens- und Bildungsmittelpunkte dritten Ranges, wie Middelburg auf Walchern, das schon zu der Römer Zeiten blühte, oder wie Zieriksee auf Schouwen, welches die alte Residenz der Grafen von Seeland war.

---

2. Vergleich der Niederlande am Rhein und an der Schelde mit denen an der Weser und Elbe. *)

Wenn man um den äußersten nördlichen Fuß des Ardennerwaldes und seiner Ausläufer, die Belgien mit Hügeln erfüllen, und dann weiterhin eben so um die nördlichen Ränder der mittelrheinischen Gebirge, der Eifel und Hohen Veen, alsdann des Haarstrangs, des Teutoburger Waldes, und endlich des Harzes eine Linie bis zur untern Elbe zieht: so stellt sich im Nordwesten dieser Linie ein breites Flachland dar, das zwischen den genanten Gebirgsrändern und der Nordsee liegt. Es ist die nordwestliche Ecke des großen Germaniens, oder die westliche Hälfte der großen nordgermanischen Ebene, die ungefähr durch eine aus Jütland von

---

*) Kohl a. a. O.

Norden nach Süden in der Richtung der Elbe gezogene Linie von der östlichen Hälfte abgetheilt wird. Die bezeichnete Fläche enthält die Mündungen der Flüsse Schelde, Rhein, Ems, Weser und Elbe. Der ganze Verkehr der sie bewohnenden Völker ist hier gemeinsam der Nordsee zugewendet. Die lange Südküste dieses Meeres ist die große Straße, durch welche alle diese Völker von jeher mit einander verbunden waren.

Die gleiche Beschaffenheit der Küste von den Grenzen Frankreichs bis zu denen Jütlands hinauf, die überall sich bildenden Menschen, die überall ähnlichen Zerstörungen und Eingriffe des Meeres mußten die Menschen hier auf dieselben Erfindungen und Künste führen. Die ebenfalls in dem ganzen Striche ähnliche Beschaffenheit des Klimas und Bodens, die großen Torfmoorstriche, die Sandstrecken, die Haidegegenden und die untermischten fetten Niederungen (Marschen) mußten überall einen gleichen Ackerbau, gleiche Bodenprodukte, ähnliche Sitten, Gebräuche und ähnliche Gestaltung des Nationalcharakters und der Denkweise, so weit diese vom Klima und Boden abhängen, hervorrufen. Es ist in diesem bezeichneten Landstrich, der Flamland, Holland, Ostfrieslaud, Westfalen, Oldenburg, Hannover und das schleswig-holsteinische Nordfriesland umfaßt, die eigentliche Heimath der edeln niedersächsischen Volksstämme.

Diese mochten von Haus aus viel Aehnlichkeit mit einander haben. Durch die Gleichartigkeit des Landes, das sie besetzten, wurde jener Aehnlichkeit noch mehr Vorschub geleistet, und endlich auch durch den beständigen Austausch der Bevölkerung, der zwischen ihnen fast zu allen Zeiten stattfand. Schon Karl der Große führte aus den Elbe- und Wesergegenden große Massen von Kolonisten ins Scheldeland hinüber. Später hingegen, namentlich im 12. und 13. Jahrhundert, wanderten viele flandrische und holländische Kolonisten in die Weser- und Elbgegenden. Und wiederum jetzt finden noch viele Arten des Austausches in der Wanderung der Bevölkerung von Nordwestdeutschland nach den batavischen Niederlanden statt. Alle diese vielfachen Mischungen der Bevölkerung haben natürlich dazu beitragen müssen, alle moralischen Zustände und Verhältnisse in dem ganzen Nordwest-Germanien noch ähnlicher zu machen, als sie es von Haus aus und in Folge der Naturverhältnisse schon sein mußten. Auch die ebenen Landstriche im Osten der Elbe sind um die Südküste des Baltischen Meeres herum noch von Niedersachsen bewohnt. Doch ist dies Alles bis nach Kur- und Livland hin nur niedersächsisches Kolonienland. Die Niedersachsen haben sich hier vielfach mit den Slaven vermischt, und es haben sich andere Sitten und Nuancen des Nationalcharakters und Volksschlages ausgebildet, so wie in dieser Osthälfte der nordgermanischen Ebene auch schon ein anderes Klima und eine veränderte Bodenbeschaffenheit vorwalten. Im Ganzen, kann man sagen, ist die westliche Hälfte zwischen Schelde und Elbe die bevorzugtere, mildere und reichere.

Von all den Stämmen, welche den bezeichneten Strich bewohnen, sind die Niederländer, die Anwohner der Rhein- und Scheldemündung, zur

größten Blüthe der Kultur und politischen Macht gelangt. Sie haben eine Menge der dem niedersächsischen Volksstamme eigenen Tugenden zur höchsten und vollsten Entwickelung gebracht, wobei sie von der Eigenthümlichkeit und Größe ihrer Ströme, und überhaupt von den großen Vortheilen ihrer geopraphischen Lage begünstigt wurden. Die Niederländer, die Flamländer und Holländer bilden also gleichsam die Krone und Zentralmasse dieses nordwestlichen Germaniens. Sie dienten hier vielfach als Vorbild nnd Muster und gaben den Ton an. Von ihnen gingen unzählige Impulse für alle andern Niederdeutschen aus. Und demnach ist es kein Wunder, daß der, welcher Eigenthümlichkeiten der Rhein- und Schelde-Niederländer untersucht, damit zugleich auch Eigenthümlichkeiten der Nordwestdeutschen untersucht und findet. Fast jede holländische oder flandrische Frage, sei sie moralischer, politischer, ökonomischer oder klimatischer Natur, ist daher mehr oder weniger auch eine oldenburgische, westphälische, hannöversche, westfriesische, bremische und hamburgische — eine norddeutsche Frage.

Niedersächsische Eigenheiten, Sitten, Tugenden und Fehler sind in Friesland, Holland und Flandern am meisten und vollständigsten ausgebildet. Und jeder, der niedersächsische Zustände und niedersächsische Volkscharakter recht erkennen will, sollte demnach vor allen zu den Friesen, Holländern und Flamländern pilgern. Er wird hier oft bis in die kleinsten Details hinab das Urbild dieses Volkscharakters erkennen, von dem die Zustände seines eigenen norddeutschen Vaterlandes nur ein Spiegelbild oder ein Analogon sind.

Ich selbst bin aus Bremen gebürtig, und habe die Sitten und Denkweise, so wie die Luft und Natur dieses Weserlandes, in dem ich meine Kindheit verlebte, eingesogen, und mir tiefer angeeignet, als die irgend eines andern Erdflecks; und ich habe daher in den rheinischen Niederlanden fast kein Verhältniß in der Natur- und Menschenwelt beobachtet, das mich nicht an ein ähnliches Verhältniß in meiner Heimath erinnert hätte. Ich muß demnach glauben, daß wir Bremer, und überhaupt wir Leute von der untern Ems, Weser und Elbe vor allen andern Deutschen besonders geeignet sind, den niederländischen Denkern, Poeten und Malern nachzufühlen, und überhaupt das ganze niederländische Volkswesen zu verstehen.

Zunächst, wie viele gleiche Züge in der Natur des Landes! Wir haben in Nordwestdeutschland wie in den Niederlanden dieselben Moor-, Sand- und Haidegegenden, denselben Ueberfluß an salzigem See- und trübem Flußwasser, denselben Mangel an klarem Quellwasser. Die Urbewohner, die sogenannten Torfbauern oder Moorbauern, die Haidebauern und Marschbauern sind sich überall ähnlich. Schon der Torf, der als vornehmstes Brennmaterial dient, hat bei den Leuten eine Menge ähnlicher Einrichtungen im Hauswesen bedingt. Die Haide bringt überall eine gleichartige Schaf- und Bienenzucht hervor, so wie sie auch sonst den Ackerbau vielfach uniformirt. Der fette Boden, welcher den menschlichen Fleiß so reichlich lohnt, und die Eingriffe der Flüsse und des Meeres, welche das

menschliche Eigenthum hier überall bedrohen, haben eine hohe und überall ziemlich gleichförmige Kultur in allen niedrigen Marschländern hervorgebracht. Die physikalische Geschichte ist an der ganzen nordgermanischen Küste dieselbe. Ueberall der Dünenkranz, überall, in der Zuydersee, im Dollart, in der Jahde, in den verschiedenen nordfriesischen Meeresbusen, an der schleswig-holsteinischen Küste — dieselben Einbrüche und Zerstörungen des Ozeans. Ueberall hat der Mensch durch Dünen und Deiche, durch Polderwirthschaft, durch Kanalisirung und Schleusenanlage, so wie durch künstliche Erhöhung des Landes sich dagegen zu schützen gesucht. Daher von Flandern bis zur Königsau in Jütland überall umdeichte oder umdünte Inseln, ummauerte Meeresküsten und in Erdwälle eingezwängte Flüsse und Kanäle. Am Rheindelta aber ist sowohl der Kampf der größte, als auch der Lohn der reichste gewesen. Daher hier die schönste Entwickelung der ganzen Volkskraft und Intelligenz.

Die Naturszenen, welche die Ländergebiete von der Schelde bis zur Königsau dem Maler und Naturfreunde darbieten, sind überall ähnlich. Hier und da große, schöne, fette Weiden, mit herrlichen holländischen, friesischen, bremischen oder holsteinischen Viehheerden belebt. Kleine und große Flüsse bis an den Rand des Ufers voll Wasser. Schiffe, die auf den Kanälen mitten durch die Wiesen zu segeln scheinen. Auf künstlich erhöhtem Boden niedliche, reinliche, einstöckige Häuser von durchweg ziemlich gleicher Bauart. Im Winter und Frühling sieht man Dörfer und Städte, die in den Wasserüberschwemmungen zu ersaufen scheinen, mag es nun sein, daß bei Bremen oder bei Emden, bei Rotterdam oder Antwerpen die Gewässer ihre künstlichen Gehege durchbrachen. Die Torfmoore, ihre Birkengehölze, ihre wilden Einöden, mit hübschen angebauten Dorf-Oasen unterwebt, bieten sich überall neben den Menschen dar. Und mit diesen verschwistert die Haidegegenden, deren gesellige Kräuter im Sommer lieblich erblühen und ganze weite Landstriche mit Duft und Rosenschimmer erfüllen, und deren Föhrenwälder und Eichengehölze anmuthige Waldszenen dem einförmigen, melancholischen Haideteppich einfügen.

Wie die Anlage des Plans der Landschaft, so ist auch die innere Einrichtung und Bauart der Häuser überall sehr ähnlich. Bei den Landbewohnern sind sie durchweg nur einstöckig. Menschen und Vieh wohnen fast überall unter demselben Dach. Stroh ist die gewöhnliche Bedachung, und die rothen Ziegelmauern sind hier überall zu Hause. Selbst die holländischen Fliesenwände findet man bis nach Schleswig hinauf. Und wie in Holland, so findet man auch im Bremischen und Oldenburgischen die Mosaik bunter, kleiner Flußsteine, mit denen man die Flur des Hauses überzieht, sehr gebräuchlich.

Selbst Einzelheiten in der Einrichtung des Haushalts, in der Form der Hausgeräthe u. s. w. korrespondiren auffallend mit einander. Die dumpfen Schlaflöcher des Landmanns an der Weser, die sogenannten „Dönsen," finden sich eben so in Holland. Der Herd des Hauses hat

hier wie dort dieselbe Einrichtung. Die Hausfrauen in Bremen, Hamburg, Husum u. s. w. halten auf eben so blankgeputztes Kochgeschirr, mit dem sie ihre Küche prachtvoll ausschmücken, wie diejenigen niederländischen Wirthschafterinnen, welche den holländischen Malern die glänzenden Muster von messingenen Schüsseln, kupfernen Kesseln und zinnernen Tellern lieferten. Ueberhaupt ist Reinlichkeit, Nettigkeit und Ordnung in der Hauswirthschaft überall zu Hause.

Die Ansicht, daß für jede Familie ein eigenes Haus sein müsse, herrscht in Bremen und Hamburg, wie in Amsterdam und Antwerpen. Und die Abneigung, mehrere Familien in Einem Hause zusammen zu pferchen, hat daher bewirkt, daß alle diese Städte wie London, wohin jene Ansicht von hier aus verpflanzt wurde, meistens nur aus sehr kleinen Wohngebäuden bestehen und eine sehr ähnliche Physiognomie darbieten. Selbst in Belgien unterscheiden sich die vom niedergermanischen Flamländer und vom romanischen Wallonen bewohnten Ortschaften und Städte dadurch, daß in jenen eine weit geringere Anzahl Individuen auf jedes Haus kommt, als in diesen. Auch die ganze äußere Physiognomie der Stadt hat viel Aehnliches. In manchen Straßen Hamburgs kann man sich einbilden, man sei in Amsterdam. Man kann sagen, daß es nach Osten bis über die Elbe hinaus eine Menge kleiner Amsterdams giebt, die eben so wie ihr Urbild von Kanälen durchschnitten ist, und deren Straßen einen ganz ähnlichen Anblick gewähren. Glückstadt in Holstein ist noch so ein Amsterdam im Nordosten.

Die Natur hat diese nordgermanischen Niederungen nicht mit so mannigfaltigen Arten von Pflanzen, Kräutern, Blumen und Gesträuchen erfüllt, wie die Wälder und Thäler des mittlern oder obern Germaniens, das mit der oben bezeichneten Reihe von Gebirgen beginnt. Die Gräser, die Haidekräuter u. s. w. leben in diesem Flachlande mehr in einförmiger Geselligkeit, wie aus gleichen Ursachen die Pflanzen in den russischen Steppen. Dagegen hat überall der Mensch sich bemüht, rings um sich her mit Fleiß und Kunst einen reichen Baumwuchs und einen Blumenflor zu versammeln, in Gewächshäusern, Gärten und auf den Aeckern ihre Gattungen zu vermehren, und sie zu einer besondern Vollkommenheit zu bringen. Man findet überall in den Dörfern an der Weser, Ems, Elbe ein gutes Stück von der berühmten holländischen Blumen- und Obstbaumzucht wieder. Auch blühen hier und dort fast ganz dieselben Gattungen von Bäumen und Blumen. Die Gärten sind überall nach demselben Plan angelegt und mit derselben Nettigkeit gehalten. Die Obstgärten an der Elbe bei Hamburg liefern fast eben so vollkommene und zarte Früchte, als die bei Amsterdam. Auch halten die wohlhabenden Kaufleute in jeder niederdeutschen Stadt fast mit derselben passionirten Liebhaberei auf eine anmuthige Zimmerflora in ihren engen Häusern, wie die von Haarlem und Alkmaer. Haarlemer Tulpen- und Hyacinthenzwiebeln werden im Winter an allen Fenstern der Häuser von Emden, Hamburg und Bremen fast mit derselben Sorgfalt gepflegt, wie in ihrem Vaterlande selbst.

Wenn Hamburger, Bremer und Oldenburger Maler uns nicht eben solche Winterlandschaften, solche Schnee- und Eisszenen geliefert haben, wie die holländischen Landschafter, so ist der Grund anders wo zu suchen, als in einem Mangel an Gelegenheit. Denn die Wiesen werden im Nordwesten von Deutschland im Winter eben so überschwemmt, wie an der Issel, Merwe und Waal, und überfrieren hier wie dort mit einem eben so glatten und blanken Eisspiegel, der oft in weite Ferne reicht. Nur die auf erhöhtem Terrain gebauten Dörfer ragen daraus hervor, und die ganze Fläche belebt sich mit beschlittschuhten Menschengruppen, die beflügelten Schrittes dahingleiten. Nirgends sonst ist die Natur einer untadeligen Eisfläche so günstig wie hier. Im Nordosten von Deutschland machen die kalten Stürme und der viele Schnee die Eisfläche rauh, in der gebirgigen Mitte und im Süden bieten sich nicht solche bequeme Flächen überall dar. Die Eislaufkünste werden daher auch hier fast eben so eifrig betrieben als in Holland; wie dort kommen hier und da selbst Weiber auf Schiebschlitten oder Schlittschuhen zu Markte, und die Wintervergnügungen sind hier wie dort dieselben. Klopstock mußte erst aus den Harzgegenden in die nordwestlichen deutschen Niederlande — zur untern Elbe — kommen, um von Begeisterung für den Schlittschuh erfaßt zu werden und ihn in seinem „Eislauf" eben so poetisch zu verherrlichen, wie dies die niederländischen Maler auf vielen Gemälden gethan haben. Und wie diese winterlichen Naturszenen, so sind auch die Frühlings- und Sommerbilder und eben so die Herbstansichten in dem ganzen Landstrich, von dem wir reden, äußerst ähnlich.

Wie die Holländer in die Handelsbewegung der deutschen Hansen hineingezogen wurden, so wurden später die Deutschen in die holländischen Handelsunternehmungen verflochten. Die Gegenstände des Handels sind der geographischen Lage zufolge in den norddeutschen wie in den holländischen Handelsstädten fast immer dieselben gewesen, und schon daraus mußte manches Gemeinsame in dem Betrieb des Handels hervorgehen. Dieselben Schiffsformen, derselbe Charakter des Schiffsvolks, dieselbe Art in der Leitung der Schiffe herrschen von Flandern bis nach Nordfriesland in Schleswig-Holstein hin. An dem berühmten Heringsfang und an den Wallfischjagden der Holländer nehmen auch die Nordwestdeutschen Theil, und Heringsbuisen giebt es so gut in Bremen, Emden, Hamburg, wie in Rotterdam und Scheveningen. Ueberall an der germanischen Küste des Nordmeers spürt man Thrangeruch und Wallfischknochen. Und wenn wir keine holsteinische, keine stadische oder jeversche Malerschule haben, welche den „Blankeneser Schellfischfänger," den „Helgoländer Hummerjäger," die „Hamburger Ewer, die Smack- und Heringsbuise," so wie Bremerhaven- und Fischmarktszenen, Nordseestürme und Ebbe- und Fluthbilder mit Hilfe von Pinsel und Farbe eben so verherrlichten, wie der holländische Backhuysen und dessen Schüler dies gethan haben: so ist die Ursache davon nicht sowohl in einer Verschiedenheit der Verhältnisse, als vielmehr in einer gewissen Verschiedenheit der Entwickelung und Richtung der Thätigkeit der

Leute zu suchen,*) die neben aller Gleichartigkeit ihrer Naturanlagen bestand. Heine hat die Nordsee besungen, so wie Klopstock den Eislauf; auch Voß hat uns in schöner Rede manches Nordseebild gemalt. Vielleicht, daß die Deutschen mehr in dem Worte darzustellen geneigt waren, was die Niederländer uns auf der Leinwand gaben.

Der Volkswitz, das Temperament, der Volksaberglaube, die Art der poetischen Anschauung sind bei dem niederdeutschen gemeinen Mann ganz dieselben wie in Holland und Flandern. Der Volkswitz hat überall denselben Anstrich von derbem launigen Humor. Die flandrischen und holländischen Volkslieder tragen ganz dasselbe Gepräge wie die, welche Voß, Grimm u. A. uns aus den Elbe- und Wesergegenden gesammelt haben. Ja, auch die Musik und Gesangsweise von der lüneburger Haide bis zu den Scheldegegenden bei Antwerpen und Gent ist durchweg auf eine höchst auffallende Weise ähnlich. Ich hörte die Brügger und Genter Spitzenklöpperinnen oft Lieder singen, die mich mit einem Zauberschlag in die Mitte meiner Heimath, ins Land der Chauker und Cherusker versetzten. Die Weisen, die Melodien, selbst die Art des Vortrags schien mir ganz dieselbe zu sein. Dieser niedersächsische Volksgesang ist in seiner Art so eigenthümlich, wie der tyrolerische und steierische, doch ist seine Charakteristik noch nirgends versucht. Selbst in den Spielen und unwichtigen Beschäftigungen des Volks findet sich eine erstaunliche Aehnlichkeit. So ist z. B. die Kegelbahn in allen jenen Gegenden außerordentlich populär. Eben so sind hier vorzugsweise die niederländischen Ballspiele zu Hause, welche vermuthlich zu den berühmten englischen Ballkünsten die erste Veranlassung gegeben haben. In Holland ist die „Kolfbahn" (wo der Ball mit einem Kolben geschlagen wird) ein sehr beliebter Erholungs- und Vergnügungsort des kleinen Bürgers. Dasselbe ist in Emden und Bremen das sogenannte „Kloppballspiel," das dort mit Eifer nicht nur von der Straßenjugend, sondern selbst von den Erwachsenen und Gebildeten geübt wird.

Wie die holländische Blumenzucht, so hat auch die niederländische Taubenzucht sich überall an der Weser und Ems und den Elbemündungen verbreitet. Die Taubenzucht ist eine Lieblingsbeschäftigung der kleinen Bürger in Bremen wie in Brüssel. Man sieht hier wie dort Leute, welche halbe Tage damit zubringen, ihre Tauben in hohen und weiten Flügen zu üben, sie dabei zu beobachten, sie mit denen ihrer Nachbarn Wettflüge anstellen zu lassen, und die darauf raffiniren, hochfliegende Taubenracen zu erzeugen oder sich Exemplare von solchen Racen zu verschaffen.

Aber nicht bloß in ihren Spielen, auch in ernsteren Dingen gleichen sich Niederdeutsche, Holländer und Flamländer. Stiller, emsiger Fleiß,

---

*) Die Blüthe bürgerlicher Freiheit und des Kulturlebens überhaupt, wie sie in den Niederlanden hervortrat, erinnert an die mit dem Flor der italienischen Freistädte hervortretende schöne Blüthe von Kunst und Wissenschaft. D. V.

Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, Sinn für das Echte und Solide zeichnet beide auf gleiche Weise aus. Ueber Religion denken alle diese Stämme so ziemlich gleich. Die Feier des Sonntags, die Stellung und Bedeutung der Prediger ist überall ähnlich. Bei allen hat man zu allen Zeiten einen echten, soliden, freimüthigen Bürgersinn gefunden. Die hansischen Freistädte in Niedersachsen und die batavischen Republiken liefern dafür Zeugnisse im Großen.

Die alten Kommunalverfassungen dieser Landstriche gleichen sich so wie die Plane und Grundrisse, nach denen ihre Dörfer und Aecker angelegt und gestaltet sind. Die Familienliebe und der häusliche Sinn, so wie eine starke Abneigung gegen öffentliche Vergnügungen ist hier überall zu Hause. Was Reisende über Kinderzucht, Elternliebe u. s. w. in Holland beobachtet und berichtet haben, kann man auch in Bremen und dessen Nachbarschaft gelten lassen. Sogar manche spezielle Gewohnheiten und Ausdrucksweisen gleichen sich oft in überraschender Weise. So ist es z. B. in den holländischen Geschwisterkreisen Sitte, den Familienvater „den Alten" zu nennen, statt „mein Vater" „mein Alter" zu sagen. Diese nicht sehr gefällige Sitte besteht auch in Bremen und Hamburg, wo auch der Prinzipal von den Handlungscommis „der Alte" genannt wird. Die ganze Art des Umgangs, des bürgerlichen und betriebsamen Lebens gleicht sich bis in die kleinsten Züge. So z. B. schleppen die Obsthändlerinnen, die Gemüseverkäufer, Fischfrauen u. s. w. ihre Waaren von Haus zu Haus und bringen sie den Hausfrauen in die Küche.

Es ist wunderbar, daß eine so gleichartige Masse, wie die niedersächsischen Stämme sie darstellen, die in Bezug auf ihre äußere wie ihre innere Welt so sehr mit einander harmoniren, in politischer Hinsicht stets so sehr getheilt war. Zu keiner Zeit hat es ein alle niedersächsischen Stämme umfassendes Staatswesen gegeben. Stets haben sie sich als eine Anzahl kleiner Republiken, Freistädte, Grafschaften und Fürstenthümer dargestellt. Aus dem Koloniengebiet der Niedersachsen im Osten hat sich jetzt ein großes und starkes Staatswesen hervorgebildet, das immer mehr niedersächsische Stämme um sein Zentrum vereinigt hat. Vielleicht ist es die welthistorische Aufgabe Preußens, einmal alle Niedersachsen und Norddeutschen zu einem mächtigen Staate zu verschmelzen!

---

3. Der Holländer.*)

Wer aus andern deutschen Landen nach Holland kommt, wenn er die Menschen und ihre Art und ihr Leben sieht, ihre Flüsse, Kanäle, Gräben, Schleusen und Deiche, ihre mächtigen Häfen, Werften, Landstraßen, Städte, Festen, Schlösser und Thürme, die Tüchtigkeit, Kühnheit, Zweckmäßigkeit,

*) Nach E. M. Arndt, Versuche in vergleichender Völkergeschichte.

Nettigkeit, Sauberkeit, Klarheit in Allem: so steht er still, staunt und wundert sich. Wenn er es länger gesehen und ruhig betrachtet und genauer nach Allem sich erkundigt hat und vollends die Geschichten dieser Menschen näher erforscht: so steht er still, lobt und bewundert. Denn alles dies, dieses reiche Land, diese prächtigen Städte, diese blanken, freundlichen, städtegleichen Dörfer hat der denkende und arbeitsame Mensch aus dem Schlamm herausgehoben und zum Theil den Wogen des Meeres abgewonnen. Am meisten aber haben Holland und Seeland diesen Niederlanden das Gepräge aufgedrückt, und darum müssen die Niederländer es sich gefallen lassen, bei den Fremden durchweg Holländer zu heißen.

Aber diesen Menschen, wie soll man ihn beschreiben? Etwa wie ihn der Schwabe oder Thüringer ausschreit: ein Kerl mit Froschblut, mehr Wasser als Blut in den Adern, langsam, klotzig, steif, kalt, pedantisch und förmlich, kurz, nichts als Steifheit, Langweiligkeit und Förmlichkeit? So ist der Schein, und so ist das erste Aussprechen des Gefühls, welches er bei Fremden erweckt; aber du mußt tiefer hineinbohren, länger und aufmerksamer betrachten und wirst dann anders sprechen müssen. Denn wer darf wohl so hinfahren über ein Volk, das ein solches Land gemacht, einen solchen Zustand geschaffen hat, das eine so große Geschichte hinter sich hat, wie diese langweiligen, steifen Holländer? Aber bei alledem, wie sehr man auch die zurückweisen muß, die von den Holländern als einer wunderlichen oder gar lächerlichen Erscheinung reden, so sitzt und steckt in der holländischen Art doch etwas Unbeschreibliches. Man muß sie lange und viel sehen, um sie von innen heraus verstehen zu lernen. Wenn man so in die holländischen Städte und Dörfer kommt, oder in die einzelnen Häuser tritt, und die Menschen so still und langsam, und doch so nett und reinlich, als hätten sie mit Arbeit und Mühe sich nur leicht zu befassen, einhergehen sieht, wenn der Bauer langsam und bedächtig wie ein Storch in seinen hohen Holzschuhen einherschreitet und mit wohlbehaglicher Miene und langsamer, breiter Rede dir begegnet: so könnte dir einfallen, ein so stilles, bequemes Geschlecht könne dieses Land nicht gemacht, diese gewaltigen, herrlichen Werke nicht geschaffen haben, die alten Kyklopen, welche diese Mauern, Thürme, Wälle und Deiche aufgethürmt, seien längst ausgestorben und ein matteres Geschlecht habe ihre Stelle eingenommen. Der Holländer steht aber da im Bewußtsein der Wohlhabigkeit und Behaglichkeit, eben daß er der Schöpfer und Herr dieses Landes ist, wo nur Frösche, Möwen und Rohrdommeln ihre heisere Stimme ertönen lassen würden, wenn der Mensch nicht hinzugetreten wäre und mit Spaten, Schaufel und Ruder in der Hand „Es werde!" gerufen hätte. Es ist der stille, zahme Seelöwe, der sich auf die trockenen Klippen in die Sonne gelegt hat. Wenn man diesen Menschen sieht, wie nett seine Kleider, wie wohl gesetzt seine Perrücke, wie mit Blumen und Kräutern mancherlei Art sein Flur- und Vorhaus geziert ist, wie er in seinen zierlich geschnörkelten und mit Bildchen verzierten Wänden Wochen lang spazieren gehen kann, ohne ein

Spänchen zu verrücken; wenn man sieht, wie er seine Gärten mit allerlei bunten Muscheln und Steinen ausgelegt und die Bäume und Sträucher zu allerlei regelrechten Figuren geschnitzt hat, wenn man in seinen Kuhstall tritt, der so reinlich und nett gefegt ist, daß eine Prinzessin mit ihrem Schleppkleide hindurchgehen könnte, ohne daß sich etwas Ungebührliches daran hängte: dann begreift man den Inhalt des holländischen Wortes Moje, diesen Inbegriff alles Zierlichen, Bequemen und Wohlgeordneten. Dieses holländische Wort drückt ganz das holländische Wesen aus. Aber störe den Seelöwen auf, jage ihn von den Klippen der stillen, sonnigen Lage ins Wasser, da siehst du ihn spielen und plätschern, da hörst du ihn brausen, da bläst er das Wasser aus seinen Nüstern himmelan, da brüllt auch sein Zorn mitunter auf, daß dir vor Grausen die Haare zu Berge stehen. Der sonst so stille und ruhige Mensch wird ein ganz anderer, wenn er auf dem Meere schaltet und waltet, seine Hände und Füße regen sich geschwinder, wenn er den Wellen und Winden Trotz bietet. Freilich ist er ruhig und besonnen und behaglich, aber in seinem Innern steht eine Hartnäckigkeit, eine Trotzigkeit, Festigkeit und Entschlossenheit des Willens, die der Teufel nicht beugen kann; wie sehr auch in Vielen eine gewisse stumme Trockenheit und langweilige Einerleiheit sich zeigen mag, jeder Holländer ist doch ein voller Mensch für sich, mit vielem Eigenwillen versehen, und zwar nicht bloß mit dem Eigenwillen eines Pedanten. Die Sprache ist pedantischer und noch träger, als der Mensch, höchst eintönig und unmusikalisch, der einförmigen Tiefebene entsprechend.

Um der Einförmigkeit seines Landes gleichsam zu entgehen, hat sich der Mensch hier mit einem solchen Schmuck des Lebens umgeben müssen. Die übertriebene Reinlichkeit und Sauberkeit, die uns andern Deutschen oft peinlich wird, Blumenliebe und Blumenpflege noch mehr als bei den belgischen Nachbarn, sie ist eine holländische Leidenschaft — eben so die Farbenfreude; daher hat hier die Malerei fröhliche Zeiten gehabt. In diesem Lande der Sümpfe und Haiden und Marschen, wo nur um die Dörfer und Kanäle einzelne Baumreihen sich erheben, und der Mensch hinter seinen Deichen und Wällen den Pflug und die Sense rührt; hier, wo die Nähe des Meeres und die fast immer nasse Erde eine feuchte, matte Luft und einem umnebelten Himmel erzeugt; hier wo Torf- und Moorboden und Steinkohlenstaub Alles in Schmutz verkommen lassen würde, wenn der Mensch sich nicht dagegen wehrte: hier mußte er sich in der Freude am Netten, Heitern und Bunten eine fröhliche Gegenwehr gegen das Graue und Trübe bereiten. Man muß dies um so höher anschlagen, je mehr man Schmutzlande sieht, die ihre Bewohner ruhig Schmutzlande bleiben lassen.

Also der stille Seelöwe, der fest und ruhig waltet, der unter einem ruhigen, wie mit einem dämmernden Schlummer übergossenen Aeußern einen trotzigen Muth und eine tiefe Leidenschaft verbirgt, das ist der Holländer! Denn rühr' ihn nur an, wo sein Leben sitzt, und wo er dieses

Leben bedroht fühlt, und du wirst sehen, mit welchen Zornflammen er auflodert, und wie der geweckte Aufruhr seiner Natur Alles um sich her niederwerfen will. Erinnere dich der Geschichten von Albas Tagen, oder als die Oldenbarneveld und de Witte als Opfer fielen, durchblättere die Geschichten von Brügge, Gent, Antwerpen, Dordrecht, Leyden u. s. w. — durch das ganze Mittelalter, und du wirst an der Küste dieser Seelande immer noch ähnliche Erscheinungen finden. Ungestüm und unbändig, wenn dieser friesische Mann seine Art und seine Freiheit in Gefahr glaubt, fest und still in den gewöhnlichen Zuständen des Lebens.

Wie gesagt, er hat das Gefühl, — und wer wagt es ihm zu bestreiten? — daß dieses Land im eigensten Sinne sein Land ist, daß Er es sich geschaffen hat. Er hat im Kampf und in der Arbeit seiner Schöpfung Alles, was Verstand, Muth und Besonnenheit heißt, zusammennehmen müssen; Zucht, Ordnung, Klarheit des Urtheils, Nüchternheit der Ueberlegung sind auf solche Weise sein Wesen geworden, darum haßt er alles Verschwimmende, Unbestimmte, Uebertriebene in Gefühlen und Gedanken, und schilt es gern deutsche Krausköpfigkeit, deutsche Schwärmerei.*) In seinen Gesetzen wie in seiner Religion ist er daher gern auf dem Wege der Klarheit geblieben. Der Genfer Kalvinismus war der einfachen, klaren Form seiner Verfassung angemessen, darum nahm er ihn an, als übereinstimmend mit dem demokratischen seines Charakters. Der strenge, trockene holländische Kalvinismus steht offenbar in einer gewissen Aehnlichkeit mit dem englischen Protestantismus, nur daß die englische Hochkirche das monarchische, ritterliche Element des Glanzes und der Pracht, gleichsam eine Darstellung der äußerlichen Herrschaft der Kirche, die dort besteht, beibehalten hat. Denn in dem ganzen englischen Volke, wie demokratisch wunderlich sich auch der Einzelne geberden mag, herrscht doch ein adeliger, aristokratischer Sinn vor. Es ist diese Aehnlichkeit und dieser Unterschied gleichsam das unterscheidende Bild der beiden Völker. Beide haben den Sinn und das Streben des Klaren, Festen und Bestimmten im Leben und in der Verfassung, beide fragen bei Allem, auch bei dem Höchsten: was nützt es? wie steht und besteht es auf der Erde? Sie fliegen mit dem Deutschen nicht gern so hoch, daß ihnen der Boden unter den Füßen schwindet. Sie sind auch im religiösen Leben mehr auf ein Feststehendes, auf die Orthodoxie hingewiesen. Darum kommt der Holländer als ein mehr trockener und klarer Mensch auch mehr mit dem Engländer überein als mit dem Deutschen.

*) Krollebol schilt er wohl den Deutschen, wenn er eine äußere Ziererei und eine innere Verworrenheit der Gedanken bezeichnen will.

4. Bremerhaven, Bremen und die Bremer.*)

Bremerhaven ist jetzt im Verlauf von anderthalb Jahrzehnten ein hübscher blühender Ort geworden und giebt in der Schnelligkeit seines Wachsthums, seiner Bauart und Anlage einen Vorschmack von Amerika, und das treueste Bild einer neuen amerikanischen Stadt. Die Hauptstraße geht längs des Hafens, und an diese schließen sich dann, theils in parallelen Linien, theils unter rechten Winkeln, die übrigen Straßen an. Von dem schon fertigen Kern sieht man überall neue Straßen ausgesteckt und neue Häuser aufschießen, zwischen denen die Lücken sich bald ausfüllen werden. Auch das Wirthshaus, in welchem wir abstiegen, schien ganz so eingerichtet, wie eins in den neuen Städten des inneren Amerika. Es war halb Gasthof, halb Kaufhaus. Auf der einen Seite waren die Gastzimmer, auf der andern ein großer Kramladen, in welchem alle möglichen Dinge zu kaufen waren. Auch wurde hier überall von Amerika mehr gesprochen, als von Deutschland und Europa. Wirthshäuser, Straßen, Häfen, Alles war gedrängt voll mit geschäftigen Menschen, unter denen viele Amerikaner und Engländer, auch schwarze Afrikaner, Matrosen eines nordamerikanischen Schiffs. Mit den Gästen, Schiffern und Auswanderern mögen hier im Sommer wohl über 8000 Menschen beisammen sein. Sonst hat der Ort jetzt bleibende Einwohner an 4000. Es ist der blühendste und geschäftigste Ort unter allen den kleinen Weser- und Elbestädten unterhalb Hamburg und Bremen.

Die Einwohner, welche sich hier allmählig angesiedelt haben, sind entweder Hafenarbeiter, Hafenaufseher und Beamte, oder Gastwirthe und Krämer aller Art, oder zurückgezogene Schiffskapitäne, welche den Geruch der See lieben, oder Kommissionäre Bremer Kaufleute, oder endlich auch selbstständige größere Kaufleute, zum Theil ganz neue Etablissements, zum Theil solche, die von Brake und andern kleinen Hafenorten übersiedelten. Wenn gleich die Bremer nicht fürchten, daß dieser Ort ihnen über den Kopf wachsen könne, so geht er doch offenbar einer größeren Zukunft entgegen. Seine ganze Bedeutung wird er dann erlangen, wenn erst die Eisenbahn von hier durch die hannöverschen Marschen und Haiden nach Hamburg, von der man viel spricht, ausgeführt sein wird. Es liegt in den natürlichen Verhältnissen der Umgebung, daß Bremerhaven dann auch ein Speditions- und Kommissionsort für Hamburg werden muß. Nach hundert Jahren wird man mehr von Bremerhaven hören als jetzt, und man wird dann dem Begründer dieses Orts, dem Bürgermeister Schmidt von Bremen, vielleicht ein großartiges Denkmal setzen.

Bürgermeister Schmidt hat hier ungefähr so verfahren, wie dereinst Dido an der Küste von Karthago. Wie diese hat er sich die Gestalt der

*) Nach J. G. Kohl.

Gewässer und des Ufers betrachtet, einen guten Punkt erwählt, dann den Meßriemen zur Hand genommen, ein Stück Land in der Nähe dieses Punktes abgemessen und nun auf kluge Weise mit dem Könige und Besitzer des Binnenlandes unterhandelt und ihm das Stückchen Uferland abgekauft. Auch Karthago wird in den ersten Jahrzehnten nicht viel größer als Bremerhaven, vielleicht nicht einmal so groß gewesen sein.

Die Gunst der Naturverhältnisse, mit Rücksicht auf welche die neuen Karthaginienser eben hier ihre Ochsenhaut ausspannten, kann man sich durch einen Blick auf die Karte klar machen. Die Weser mündet in einen weiten Meerbusen aus, der sich nach Südosten hinab trichterförmig zusammenzieht. Da, wo der kleine Nebenfluß, die Geeste, einmündet, ist etwa der Endpunkt dieses Trichters. Hier ziehen sich die Gewässer bedeutend zusammen, und der Fluß nimmt zugleich, einen Winkel bildend, eine andere Richtung, nämlich eine entschieden nördlich-südliche. Man kann daher hier die erste eigentliche Binnenmündung der Weser annehmen. Bis hierher ist die Weser so tief, daß Schiffe jeden Tiefganges hierher gelangen können. Auch sind dann die Schiffe hier im Innern des Trichters auf der Rhede von Bremerhaven vor allen Seestürmen gesichert. Die Geeste, welche eben hier einmündet, ist zwar nur ein kleiner Fluß, aber weil die Fluth und Ebbe in sie eindringt, ist ihre Mündung sehr ausgetieft und zum Einlaufen großer Schiffe geeignet. Die Weserschiffe suchten daher auch schon seit alten Zeiten diesen Zufluchtsort auf, und es lag hier schon immer ein kleiner Hafen, Geestendorf, der für die Weser wichtig war.

Dazu kommt aber noch, daß diese rechte Seite der Weser im Winter von Eisgefahren freier ist, als die linke Seite. In dieser Beziehung muß man Folgendes bemerken: Zuerst ist die Mündung der Weser, als des südwestlichsten unserer großen Flüsse, die wir Deutschen ganz bis zu ihrem Ausgang beherrschen, weniger von Frost und Eis heimgesucht als irgend eine andere — denn die Mündung des Rheines beherrschen wir nicht. Die Weser hat in Bezug auf Klima und andere Verhältnisse etwas mehr von den holländischen Gewässern, denen sie benachbart ist. Unsere Ostseeströme starren noch lange von Eis, wenn die Weser längst frei ist. Ja es giebt Winter, in denen die Weser immer zugänglich bleibt; sie hat in dieser Beziehung sogar vor der nahen, aber etwas weiter östlichen Elbmündung Vorzüge, bei der größere Eismassen herabkommen. Man kann in Bezug auf das Zufrieren der Weser drei Abtheilungen machen. Die Weser bei Bremen und bis hinab nach Vegesack, bis wohin sie noch ein schmaler Fluß ist, friert fast alle Winter zu. Von Vegesack an bis Bremerhaven, wo sie einen mächtigen breiten Strom darstellt, in dem des Meeres Ebbe und Fluth auf- und abziehen, friert sie nur bei sehr harten Wintern zu. Doch endet auch dann der Eisteppich immer eine Strecke oberhalb Bremerhavens. Von Bremerhaven abwärts, wo der Strom in einen breiten Meerbusen eintritt, friert sie fast nie zu. Dieser Umstand ist

nicht nur für Bremerhaven, sondern auch für die amerikanischen Dampfboote von großer Wichtigkeit.

Der Hafen von Bremerhaven bot einen reizenden Anblick. Es lagen so viele Schiffe vor Anker, als der Hafen nur fassen konnte, und außerdem noch viele auf der Rhede, lauter ausgezeichnete, große, treffliche Fahrzeuge, und zwar meistens Bremer, darunter auch einige Amerikaner, Engländer und Schweden. Die Kenner von Schiffen waren selber entzückt über den Anblick. „Nie in meinem Leben," sagte mir ein Newyorker Kapitän, „sah ich einen Hafen mit lauter solchen feinen, stattlichen Segelmaschinen."

Den Ruhm muß Jeder den Bremern lassen: von allen Städten Deutschlands haben sie die größte, zahlreichste und schönste Handelsmarine, lauter solid gebaute, meist neue Schiffe, lauter gute Segler, fast durch die Bank die kundigste Schiffsmannschaft. Die den Hamburgern eigen gehörende Handelsmarine ist viel unbedeutender, als die der Bremer. Es kommen meistens englische Schiffe und Matrosen nach Hamburg. Die an den Weserufern wohnende Bevölkerung scheint also segeltüchtiger zu sein, und die schöne große Elbe, das reiche üppige Hamburg scheint mehr die Bequemlichkeit zu lieben. Die kleinere, mancher künstlichen Nachhülfe bedürftige Weser hat ihre Leute rühriger und spekulativer gemacht Auch von den Weserlootsen an der Mündung der Weser sagte man mir, daß sie viel rühriger und wachsamer seien, als die Elblootsen. Sie gingen den Schiffen, die etwa in Verlegenheit wären, mit großer Aufopferung entgegen und paßten stets gut auf. Ein Schwede äußerte sich im Gespräch mit einem Engländer folgendermaaßen: Zuerst demonstrirte er seinem Reisegefährten, daß die Bremer Kaufleute in hohem Grade ausgezeichnet wären durch Bildung und Solidität des Charakters, und sie genössen, sagte er, in aller Welt des besten Kredits. Am meisten aber zeichne sie, insbesondere im Vergleich mit den Hamburgern, ihr spekulativer Sinn aus. Der von der Natur mehr begünstigte Hamburger lasse es eher an sich kommen, er erwarte Kommissionen vom Auslande, die er alsdann ausführe. Auch sei sein Handel, obwohl dem Quantum und Werthe nach größer, doch dem Handelsgebiete nach viel kleiner als der der Bremer. Der Hamburger Handel sei hauptsächlich mit den Ländern um die Ost- und Nordsee herum, der Bremer dagegen ziehe in die ganze Welt hinaus. Der Bremer Handel sei mehr Aktivhandel als Kommission, er fahre mit eigenen Schiffen, auf eigenes Risiko, spüre selber den Handelsaufträgen nach. Die meisten überseeischen Ansiedelungen der Hanse rührten von Bremer Kaufleuten her. Die Bremer gingen schon als junge Leute in alle Welt, nach Baltimore, Havanna, Portoriko, New-Orleans, Karakas, Rio-Janeiro u. s. w., etablirten sich da eine Zeitlang, lernten die Lage des Ortes und seine Verhältnisse kennen, und kämen dann nach Jahren mit mancher Kenntniß und einem kleinen oder großen Kapitale ausgerüstet nach Bremen zurück, um nun von hier aus mit dem fremden Lande weiter zu spekuliren.

Und wie der Schwede sagte, verhält sich's auch. Die jungen Bremer

Kaufleute sind von allen am meisten auf Reisen. Die Stadt Bremen selbst ist ein so langweiliger Ort, daß jeder junge Mann froh ist, wenn er sie im Rücken hat. Kommt er dann wieder heim und heirathet, so weiß er wieder nichts Anderes zu beginnen, als zu rechnen, zu spekuliren und zu sinnen, wie er sein Geschäft vergrößern will; denn keine Zerstreuungen anderer Art ziehen ihn davon ab. Die Hauptunterhaltung des Bremers besteht im gewandten Rechnen, im Anhören der Sonntagspredigt und im guten Essen und Trinken. Wer hier kein Prediger, Kaufmann oder Feinschmecker ist, muß sich furchtbar langweilen, und gar ein Fremder, der nicht genaue Bekanntschaften unter den Bürgern hat, kann nichts Besseres thun, als in den Rathskeller zur berühmten Frau Rose und den noch berühmteren Aposteln zu pilgern, oder hinauszufahren nach Vegesack und Bremerhaven.

5. Hamburg.*)

Alle großen Städte greifen mit ihren äußersten Lebensfasern über ihr Weichbild hinaus. Man ahnt sie daher nicht blos von ferne, man fühlt sogar ihre Nähe sehr deutlich. Auch Hamburg macht von dieser allgemein gültigen Regel keine Ausnahme. Wer sich von Lübeck her dieser mächtigen Metropole der Niederelbe nähert, bemerkt ihre Nähe schon hinter Wandsbeck. Die größere Lebendigkeit der Straße, die sich mehrenden Landhäuser, später das Entgegenrollen eleganter Gigs und Kabs, alles deutet den Mittelpunkt einer großartigen, starkbevölkerten Welthandelsstadt an. Weniger bemerklich macht sich Hamburg für Reisende, welche auf der Berliner Eisenbahn ankommen, weil der Schienenweg von Bergedorf aus durch die Niederungen zwischen Elbe und Bille fortzieht, und in diese nur durch künstliche Vorrichtungen wasserfrei zu haltenden Gegenden der Hamburger seine Landhäuser nicht vorzuschieben wagte. Nur wenn die Nacht hereinbricht, bevor der Zug Hamburg erreicht, deutet der fluthende Lichtschimmer in der Luft die Gegend an, wo es liegt, bis die weißen, scharfen Lichtpunkte seiner tausend und aber tausend Gasflammen uns die Umrisse des riesigen Stadtkörpers deutlicher erkennen lassen.

Wien und Berlin sind ungleich größer als Hamburg, aber lebhafter sind sie nicht. In jenen Städten konzentrirt sich der große Verkehr, das Menschen-, Pferde- und Wagengewühl auf gewisse Punkte, die, mögen sie auch umfangreich sein, im Verhältniß zum Ganzen doch immer nur Punkte bleiben. Hamburg dagegen ist mit alleiniger Ausnahme eines Theils der Vorstadt St. Georg von einem Ende zum andern gleich belebt. Dies giebt ihm den scharf ausgeprägten Charakter einer ausschließlich von der größten und unbegrenztesten Handelsthätigkeit seiner Bewohner lebenden Stadt. Ich will nicht behaupten, daß dies für Jedermann, namentlich für

*) Morgenblatt 1853, I.

Nichtkaufleute, angenehm sei, wohl aber ist es interessant, weil der erste Eindruck der Stadt immer derselbe bleibt und immer von neuem, trotz einer gewissen Stereotypie, fesselt und anzieht.

Wer Hamburg kennen lernen will, darf es nicht von der Vogelperspektive etwa eines eleganten Hotelzimmers aus oder zurückgelehnt in die purpurrothen Sammtkissen einer Droschke betrachten. Hamburg ist an verschiedenen Orten ein anderes, obwohl derselbe Pulsschlag, der Handel, all seine Theile belebt. Gegen Ost und Süd breitet sich auf niedrigem Sumpflande die Altstadt aus. Hier am Deichthore fällt ein schmaler Elbarm in die Stadt und ergießt sich, in mehrere Kanäle rinnend, durch das gewaltige Häuserkonvolut, um weiter unten, in der Mitte des großen Stadtkörpers, sich wieder mit dem mächtigen Strome der Vorderelbe zu vereinigen. Die Bauart der Häuser in diesem Stadttheile hat wenig Anziehendes, verräth aber sehr deutlich ihren Ursprung, den auch einzelne Straßenbenennungen, wie „holländischer Brook," „holländische Reihe," andeuten. Die Bauart ist holländischen Ursprungs, wie es denn überhaupt sehr begreiflich ist, daß just hier zwischen Wasser und halbem Sumpf Holländer auf den Einfall kommen konnten, Häuser zu bauen und Handel und Wandel zu treiben.

Ein Fremder, dem Hamburg vielleicht als eine schöne luxuriöse Stadt geschildert worden ist, findet sich in diesem Stadttheile, der allein schon eine recht umfangreiche deutsche Mittelstadt ausmachen würde, sehr getäuscht. Hier ist nichts schön, hier ist nichts, was Glanz und Luxus vermuthen läßt. Die Häuser, großentheils auf einem Unterbau von Holz stehend, haken krumm und schief übereinander und sehen nicht selten aus, als wollten sie sich mit ihren hohen Giebeln zärtlich umarmen Vier, fünf bis sechs Stock hoch, ist jedes höhere Stockwerk über das niedrigere um mehrere Zoll oder Fuß weit vorgebaut, um auf solche Weise den karg zugemessenen Bodenraum durch Benutzung des steuerfreien Luftraums zweckmäßig zu ersetzen. Dies macht die äußerst belebten langen, gewundenen Straßen sehr düster, weil der Himmel oft nur als blaues Band oder als grauer, dunstiger Nebelstreif zwischen den Spitz- und Stumpfgiebeln hereinflattert. Noch trauriger anzusehen sind die Kehrseiten vieler solcher Straßen. Wie nämlich an der Vorderseite der gepflasterte Weg fortläuft, so schlängelt sich an der Hinterseite ein bald breiterer, bald schmälerer Kanal durch das Häuserlabyrinth, in Hamburg Fleeth genannt. Ueber diese Fleethe neigen die Häuser ihre Giebel in oft wahrhaft bedenklicher Weise. Da jedoch eines das andere stützt und trägt, so hält das schreckhaft anzusehende Gerümpel doch aus und trotzt allen Stürmen der Elemente.

Beim Anschwellen der Fluth, der Segenspenderin Hamburgs, füllen sich diese Kanäle rasch mit lebendigem Wasser, auf dessen Wellen zahllose kleine Schiffe, Kähne, Flachboote, Schuten, und wie diese Dienerinnen der Schifffahrt alle heißen mögen, heranschwimmen, befrachtet mit allen möglichen Schätzen der Erde. Hoch oben aber an den schwarzen überhängenden

Giebelenden der Hinterhäuser öffnen sich verschlossene Lucken, ein Tau, eine Kette schnurrt oder klirrt herab zum Kanal, und tausend geschäftige Hände sind bemüht, hier die Erzeugnisse der nordischen Erdstriche, dort die Produkte der heißen Zone, die Schätze beider Indien emporzuheben auf die Lagerböden der geräumigen Speicher. Mag man ein Jünger Merkurs sein oder nicht, dieses ameisenartige Treiben tagaus, tagein, früh und spät, mit Ausschluß der Sonn- und Festtage, welche der Hamburger streng heilig hält, bleibt immer interessant, wenn es auch, wie alles Stetige, an einer gewissen Monotonie leidet.

Es läßt sich leicht denken, daß der Kaufmann Wohnungen, die für seinen Geschäftsbetrieb so vortheilhaft gelegen sind, ungeachtet ihres wenig anziehenden Aeußern, sehr hoch schätzt. Der Straße zugewendet ist sein Komptoir, oft genug ein unscheinbares, dunkles Zimmer; im Hinterhause, unmittelbar an dem Fleeth, befindet sich der Speicher, auf dessen Böden die gefällige Woge ihm Waaren aus allen Welttheilen geräuschlos, und ohne daß er sich viel darum zu bekümmern braucht, zuträgt. Was Wunder, daß er das alte, verbaute Haus, in dem es zahllose Treppen und Treppchen giebt, wo es zwar nicht an Fenstern, desto häufiger aber an einer festen Wand gebricht, doch nur ungern verläßt! Darum wimmelt es auch in diesem Straßenknäuel von geschäftigen Menschen, wie in einem Bienenkorbe. Es schwirrt und summt, es ruft und schreit, es knallt und lärmt ohne Aufhören auf Straßen, Brücken und in Gängen; ja selbst in die Erde hinein hat sich das Leben gewühlt, um halb unter der Straße, in gleicher Höhe mit dem Niveau des von der Fluthwelle gefüllten Fleeths, zu handeln und vom Gewinn dieses Handelns zu leben und selbst Reichthümer zu sammeln.

Man muß sich wundern, daß viele Tausende ihr ganzes Leben in diesen Kellerwohnungen verbringen, die keine andere Annehmlichkeit besitzen, als daß sie ihre Inwohner gut ernähren. Es fehlt in den meisten dieser Keller alles, was die moderne Welt unter dem Namen Komfort versteht. Der Raum ist unglaublich beschränkt, finster, modrig, feucht, und die Vergünstigung, in solchen Räumen wohnen zu dürfen, obendrein kostspielig. Beginnen aber im Frühjahr und im Herbst die Aequinoktialstürme, und rollen die ungeheuern Fluthgebirge der Nordsee gegen die flachen Küstenlande der Niederelbe, dann stauen sich die Wassermassen des Stroms zur Fluthzeit zurück, bäumen sich hoch auf und bringen durch die Fleethen in diese Kellerwohnungen, dieselben oft mehrere Fuß hoch mit trübem, schmutzig gelbem Wasser füllend. Und dennoch verläßt der Inhaber des Kellers sein Haus nicht, es müßte denn in Folge einer Springfluth seinem Leben Gefahr bei längerem Verweilen drohen. Fälle dieser Art werden durch das Lösen der Lärmkanonen angezeigt.

Die Häuser in diesem Stadttheile sind mit sehr wenigen Ausnahmen schlecht gebaut. Ein hölzernes Geripp, mit Ziegelsteinen ausgesetzt, ist so ziemlich die ganze daran verschwendete Architektur. Gewöhnlich fehlt es

an sogenannten Brandmauern, welche die einzelnen Häuser von einander trennen und jedes Haus als ein für sich bestehendes von den Nachbarhäusern absondern. Hier lehnt sich Haus an Haus ohne solche Brandmauer, woraus großentheils die Verheerungen der Feuersbrunst von 1842 sich erklären. Brände in diesem eng und leicht gebauten Häusergewirr müssen, finden sie gleich beim Entstehen viel Nahrungsstoff, und treibt ein ungünstiger Wind die Flamme über die Satteldächer der Nachbarhäuser, immer gefährlich werden. Daß dennoch bei den sehr häufig vorkommenden Bränden in Hamburg selten wirklich bedeutende Feuersbrünste stattfinden, möchte nur darin seine Erklärung finden, daß der überaus starken Bevölkerung wegen jegliche Feuersgefahr sogleich entdeckt wird. Nur einzelne Straßen, wie die große Reichenstraße, die Gröningerstraße, die Katharinenstraße rc., sind besser gebaut und haben zum Theil Häuser, welche den alten stolzen Kaufmannshäusern Lübecks zwar nicht gleichkommen, aber doch ähneln.

Nicht viel besser gebaut ist der westlich gelegene Stadttheil, die Neustadt. Auch diese Region Hamburgs trägt den Stempel altholländischer Bauart, nur hat dieselbe ihrer höhern Lage wegen von den Fluthbewegungen des Meeres und dem Hochwasser der Elbe nichts zu leiden. Der Verkehr ist eben so stark und auf einzelnen Straßen, wie dem alten und neuen Steinwege, der Fuhlentwiete, die sich schlangenartig durch dieses Stadtviertel windet, übertrifft er sogar noch den in der Altstadt. An Werkeltagen wogt auf diesen Straßenkanälen, welche den Verkehr mit Altona vermitteln, ein solcher Strom von Menschen, Pferden und Wagen, daß dieses ununterbrochene Gewühl hin und wider Drängender nur etwa von dem Leben auf dem Toledo, der Hauptstraße Neapels, übertroffen wird.

Zwischen diesen beiden Städten — denn Städte muß man beide Hälften nennen — mitten inne liegt der Neubau, welchen die auflodernde Flamme des fünften Mai 1842 geschaffen hat. Drei Tage und eben so viele Nächte verwandelten genau den Kern der gewaltigen Stadt, und darunter die unbedingt schönsten Straßen, in einen glühenden Aschenhaufen. Dieser Neubau macht gegenwärtig Hamburg zur glänzendsten Stadt in Deutschland.

Man kann vielleicht Gegründetes an der Architektur dieses neuen Stadttheils auszusetzen finden, zugeben wird man immer müssen, daß der Totaleindruck dieser Stadt von Palästen großartig, überraschend, fesselnd ist. Die alten, seltsam gegiebelten Häuser Lübecks mit ihren bunten Ziegelreliefs, ihren bald verwischten, bald durch das Wetter zerstörten Zierrathen sind malerischer und lassen uns glauben, es müsse in dieser steinernen Romantik auch ein wunderbar romantisch gesinntes Geschlecht wohnen; Hamburgs Prachtpaläste geben romantischen Gedanken keinen Raum, und dennoch liegt auch in ihnen etwas seltsam Fesselndes. Wenn man herabsieht auf diese Straßen, dann glaubt man eine Stadt von Burgen vor sich zu haben, so hoch gethürmt steigen diese Häusermassen empor, und so mittel-

alterlich solid sind viele Fenster, Balkone und Giebelzinnen derselben aufgeführt. Ein bestimmter architektonischer Geschmack herrscht nicht vor, wohl aber läßt sich deutlich erkennen, daß Haltbarkeit, zweckmäßigste Benutzung des vorhandenen Raumes und das Bestreben nach Komfort sich gegenseitig die Hände reichten. Ich denke mir Edinburg ähnlich gebaut, nur daß in der schottischen Hauptstadt die terrassenartig am Berg emporsteigenden burgartigen Gebäude dieser ein ungleich imposanteres Aeußere verleihen müssen. Die meisten Häuser des Neubaus haben bei einer Höhe von 4 bis 5 Stockwerken platte Dächer, was uns bisweilen glauben machen kann, wir befinden uns in einer Stadt Südeuropas.

Den Glanzpunkt dieses von den Flammen verheerten und aus der Asche seitdem wieder neu entstandenen Hamburg bildet das Alsterbassin, das auf drei Seiten von den langen Palastfronten des Alsterdammes, des alten und neuen Jungfernstieges umrahmt wird. Dem schönen Jungfernstiege kann keine andere deutsche Stadt etwas Aehnliches an die Seite stellen. Namentlich des Abends, wenn tausend Lichter der nahen Paläste und Gasthäuser in der blauen Alsterfluth sich spiegeln, wenn ringsum Gesang und Saitenspiel und frohes Leben erschallt, und auf dem Wasser die Gondeln sich schaukeln: glaubt man nicht in einer nordischen Stadt, sondern in einem Venedig oder einer noch lebhafteren süditalienischen Stadt zu sein. Allerdings würde dieser schönste Theil Hamburgs noch schöner sein, bildete er statt eines gegen Norden zu offenen Vierecks einen kolossalen Halbkreis, was vielleicht bei der neuen Anlage möglich gewesen wäre, hätten die Erbauer nicht Nützlichkeitsrücksichten vorwalten lassen.

Es giebt keine zweite Stadt in Deutschland, welche auch nur ähnliche, dem häuslichen Komfort dienende Einrichtungen in der Art aufzuweisen hat, wie sie in dem neuerbauten Hamburg das kleinste Haus besitzt. Der Boden, der diese Häusermasse trägt, ist mehr durchwühlt, und mittelst künstlicher Stützen wieder zu einem haltbaren Ganzen zusammengefügt, als manches gold- und silberhaltige Gebirge. Neben den Abzugskanälen, die den Unrath in die Fleethen führen, laufen die Röhren jener großartig angelegten Wasserleitung, die jedes Haus vom Kellerraume bis ins vierte und fünfte Stockwerk hinauf zu jeder Stunde mit stets frisch sprudelndem Wasserquell versorgt, und durch das Geflecht und Gewirr dieses Sielbaues schlingen sich wieder die tausendfachen Verästungen der schwarzen Gußeisenröhren, in deren Innerem die unsichtbare Materie des Gases fortfluthet, dieser leuchtende Geist der Steinkohle. Sobald es dämmert, oft aber auch schon am Tage, wenn die Nebel des Nordens den Tag in halbe Nacht verwandeln, blitzt überall die breite, in mehrere feine Spitzen sich theilende weiße Flamme des Gases auf, hier unter der Erde, dort hoch oben in der Luft; denn sehr viele Hausbesitzer haben es vorgezogen, alle Lokalitäten mit Gasbeleuchtung einrichten zu lassen. Gas brennt beim Krüger und Viktualienhändler im Keller, Gas leuchtet in den Komtoirs der Kaufleute, der Setzer fügt die vielverwünschten bleiernen Lettern

beim Gaslicht zusammen in ein Ganzes, damit sich das Publikum über das, was die geschäftig tastenden Hände gebaut haben, ärgern oder freuen, und der Staatsanwalt gelegentlich Stoff zu einer Anklage daraus saugen mag. Bei Gas bäckt der Bäcker sein Brod, zerhackt der Schlächter das Fleisch, mißt und wägt der Kleinhändler; im stillen, aber erhitzenden Schein dieses geisterartigen Lichtes tanzt und jauchzt, unterhält sich und zecht die vornehme, wie die nicht vornehme Welt Hamburgs.

Darum ist auch der Anblick dieser an sich so ungemein nüchternen, nur auf das Materielle bedachten Stadt so wunderbar schön, so merkwürdig märchenhaft, wenn man sie plötzlich des Nachts betritt. Man kann sich dann wohl verführen lassen, zu glauben, in diesem Glanzmeer leuchtender Flammen müßten Kunst und Poesie mit inniger Liebe gepflegte Schoßkinder sein, ein Glaube, der freilich sehr bald zu Wasser wird.

Man hört nicht, daß die allgemein verbreitete Benutzung des Brenngases die ohnehin häufig vorkommenden Feuersbrünste in Hamburg noch vermehrt hat, oder daß Gasexplosionen, die oft ein geringfügiger Zufall herbeiführen kann, stattgefunden haben. Mit der wunderbaren Flamme genau vertraut, geht Jeder behutsam und doch auch leicht mit ihr um, und wenn heute Mephistopheles es noch der Mühe werth hielte, in der diabolisch verdorbenen Welt irgend ein bestimmtes Individuum herauszugreifen, um es extra für sein flammendes Reich zu präpariren, er würde jetzt sicher mit ihm nach Hamburg reisen, nicht auf ausgebreitetem Mantel, sondern auf den weichen Polsterstühlen der Eisenbahnwagen, um in der gasüberflammten Handelsmetropole, so recht innig vergnügt sich die Hände reibend, diese glanzreiche, aber seelenlose Flamme als „freundliches Element" zu begrüßen.

Sechster Abschnitt.

1. Von Gravesend bis London.*)

Das ist die englische Küste! Durch den Morgennebel schimmern die Thürme von Yarmouth. Ein gut Stück Weges noch in der Richtung nach Süden, und die Themsemündung liegt vor uns. Da ist sie: Sheerneß mit seinen Baken und Tonnen taucht auf. Nun aber ist es, als wüchsen dem Dampfer die Flügel, immer rascher schlägt er mit seinen Schaufeln die hochaufspritzende Fluth, und die prächtige Bucht durchfliegend, von der man nicht weiß, ob sie ein breiter Strom oder ein schmales Meer ist, trägt er uns jetzt, an Gravesend vorbei, in den eigentlichen Themsestrom hinein.

Alles Große wirkt in die Ferne: wir fühlen ein Gewitter, lange bevor es über uns ist; große Männer haben ihre Vorläufer, so auch große Städte. Gravesend ist ein solcher Herold, es ruft uns zu: „London kommt!“ und unruhig, erwartungsvoll schweifen unsere Blicke die Themse hinauf. Des Dampfers Kiel durchschneidet pfeilschnell die Fluth, wir haben noch fünf Meilen bis zur alten City, noch an großen, volkreichen Städten müssen wir vorbei und doch sind wir bereits mitten im Getriebe der Riesenstadt; Greenwich, Woolwich und Gravesend gelten noch als besondere Städte und doch sind sie's nicht mehr; die Aecker und Wiesen, die zwischen ihnen und London liegen, sind nur erweiterte Hyde-Parks; von Smithfield nach Paddington, quer durch die Stadt hindurch, ist eine schlimmere

*) Theod. Fontane, ein Sommer in London (Dessau 1854).

Reise, wie von Londonbridge bis Gravesend; nicht mehr Milesend ist die längste Straße Londons, sondern der prächtige Themsestrom selbst: statt der Kabs und der Omnibus befahren ihn Hunderte von Böten und Dampfern, Greenwich und Woolwich sind Anhaltepunkte, und Gravesend ist die letzte Station.

Der Zauber Londons ist — seine Massenhaftigkeit. Wenn Neapel durch seinen Golf und Himmel, Moskau durch seine funkelnden Kuppeln, Rom durch seine Erinnerungen, Venedig durch den Zauber seiner meerentstiegenen Schönheit wirkt: so ist es beim Anblick Londons das Gefühl des Unendlichen, was uns überwältigt — dasselbe Gefühl, was uns beim ersten Anschauen des Meeres durchschauert. Die überschwengliche Fülle, die unerschöpfliche Masse: das ist die eigentliche Wesenheit, der Charakter Londons. Ob man von der Paulskirche oder der Greenwicher Sternwarte herab seinen Blick auf dies Häusermeer richtet, ob man die Citystraßen durchwandert und, von der Menschenmenge halb mit fortgerissen, den Gedanken nicht unterdrücken kann, jedes Haus sei wohl ein Theater, das eben jetzt seine Zuhörerschwärme wieder ins Freie strömt — überall ist es die Zahl, die Menge, die uns Staunen abzwingt. Aber auch die Kraft und Energie, die all dem groß sich entfaltenden Leben zu Grunde liegt.

Gravesend liegt hinter uns; noch sehen wir das Schimmern seiner hellen Häuser und schon taucht Woolwich, die Arsenalstadt, vor unsern Blicken auf. Rechts und links liegen die Wachtschiffe; drohend weisen sie die Zähne, hell im Sonnenschein blitzen die Geschütze aus ihren Luken hervor. Vorbei! Wir haben nichts zu fürchten: Altenglands Flagge weht von unserem Mast; friedlich nur dröhnt ein Kanonenschuß über die Themse hin und verhallt jetzt in den stillen Lüften der Grafschaft Kent. Weiter schaufelt sich der Dampfer an Ostindienfahrern vorbei, die jetzt eben mit vollen Segeln und voller Hoffnung in Meer und Welt hinausziehen; seht, die Matrosen grüßen und schwenken ihre Hüte! Wenn wieder Land unter ihren Füßen ist, so sind es des Indus oder Ganges Ufer. Glückliche Fahrt! Und jetzt, ein Invalidenschiff sperrt uns fast den Weg. Alles daran ist zerschossen — es selbst und seine Bewohner. Ein Dreidecker ist's; seine Kanonenluken sind friedliche Fenster geworden, hinter denen die Sieger von Abukir und Trafalgar, die alte Garde Nelsons, ihre traulichen Kojen haben.

Aber lassen wir die Alten! das junge, frische Leben jubelt eben jetzt an uns vorüber. Eine wahre Flotille von Dampfböten, nur heimisch im Themsefahrwasser, kommt unter Sang und Klang den Fluß hinunter. In Gravesend ist Jahrmarkt oder ein Schifferfest. Da darf der Londoner Junggesell, der Kommis und Handwerker nicht fehlen; die halbe City, scheint es, ist flügge geworden und will in Gravesend tanzen und springen, und sich einmal gütlich thun nach der Melodie des Dudelsacks. Kein Ende nimmt der Festzug; bis hundert hab' ich die vorbeifliegenden Dampfer gezählt, ohne zu Ende gekommen zu sein.

Nun taucht Greenwich auf, immer reger wird das Leben, immer bunter der Strom, wie wenn Ameisen arbeiten, hierhin, dorthin, rechts und links, vor und zurück, aber immer rastlos, so lebt und webt es zwischen den Ufern.

Noch hat unser Fuß London nicht betreten, noch liegt es vor uns, und schon haben wir ein Stück von ihm im Rücken — auf hundert Dampfböten eilte es an uns vorbei. Die Bevölkerung ganzer Städte ist ausgezogen aus der einen Stadt, und doch, die Tausende, die ihr fehlen, sie fehlen ihr nicht, es ist das gleiche unabsehbare Getümmel.

---

2. Englische Bauten.*)

Die Brücken in London.

Der Themsestrom theilt die über 2 Millionen Bewohner umfassende Stadt in zwei Hälften; die Stadttheile London und Westminster liegen auf der Nordseite der Themse, Southwark und Lambeth auf der Südseite. Beide Abtheilungen sind durch 7 Brücken (unter welchen eine Hängebrücke) mit einander verbunden, und diese 7 Brücken gehören zu den architektonischen Glanzpunkten Londons; keine Hauptstadt kann sich solcher rühmen und Canova erklärte nicht mit Unrecht, der Anblick der Waterloobrücke allein sei schon eine Reise nach London werth. Paris hat mehr Brücken, aber die Seine ist viel weniger breit und tief, als die Themse. Die Donau bei Wien ist kein der Ebbe und Fluth ausgesetzter Strom, und doch hat die österreichische Hauptstadt nur eine Holzbrücke über denselben geschlagen; der Rhein hat vom Meer bis Basel keine stehende Brücke.

Man kann sich des Staunens nicht erwehren, wenn man die Southwarkbrücke mit ihren drei Riesenbogen, von denen der mittlere eine Spannung von 240 Fuß hat, betrachtet. Aber das Staunen wächst, wenn man weiter stromabwärts gleitet und die London-Bridge, schwer und massiv wie ein Gebirgsstück, über den breiten Strom geworfen sieht. Es läßt sich nichts Solideres denken, und man bewundert zugleich die Kühnheit, die Ausdauer und den Reichthum der Mittel, der zu solchem Riesenbau erfordert wurde. Die Werke, welche auf das Praktische gerichtet sind, mögen sie auch noch so schwierig in der Ausführung sein, werden von dem Engländer mit einer Sicherheit und einem Eifer ausgeführt, wie es bei keiner andern europäischen Nation der Fall ist.

Die älteste war die Londonbrücke (London-Bridge), 1176—1206 erbaut, 1831 aber abgebrochen und durch eine neue ersetzt, aus Granit mit 5 Bogen, von 958′ Länge und 650′ Breite. Die Southwarkbrücke

---

*) Erinnerungen an England und Schottland von Moritz von Kalckstein (Berlin 1854).

ist von Gußeisen, hat 758′ Länge und wurde 1814—19 erbaut. Die Blackfriarsbridge (Schwarzemönchsbrücke) ist 956′ lang, hat 9 Bogen und wurde 1760—68 aus Quadern erbaut. Die Waterloobrücke (früher Strandbrücke genannt) ist die schönste; ward 1814—17 aus Granit erbaut in einer Länge von 1224′ mit 9 elliptischen Bogen zu 120′ Spannung. Von gleicher Länge ist die Westminsterbrücke, 1739—50 aus Portlandstein erbaut, mit 15 Bogen und 28 Thürmchen. Sehr elegant ist die Vauxhallbrücke mit 9 Bogen, 1813—16 erbaut.*)

Zur Londonbrücke führt jetzt eine prachtvolle Straße, die durch Abtragung der alten Häuser gebahnt wurde. Man hat von ihr, die gleichsam den Knotenpunkt auf der Themsestraße bildet, einen wahrhaft großartigen Blick auf das weit ausgespannte Panorama der Riesenstadt. Verfolgt man abwärts die Uferkontouren des Stroms, so treten im Norden die hochanstrebenden grauen Steinmassen des Tower dem Blick entgegen. Die zunächst liegenden Docks mit dem Mastenwald ihrer zahlreichen Schiffe schließen den Prospekt. Nach der entgegengesetzten Seite ragt die schöne, himmelanstrebende Kuppel der grandiosen Paulskirche empor. Weiterhin verschwimmen aber die Umrisse dieses architektonischen Bildes in der durch Kohlendampf und Nebeldunst getrübten Atmosphäre; selbst an sonnenhellen Tagen sind Fernsichten nur durch einen Schleier zu schauen.

Die Docks.

In der unmittelbaren Nähe des Tower bis Blackwell, in einer Ausdehnung von einer deutschen Meile, liegen die Docks. Wie alle Unternehmungen in England, so sind auch diese Docks aus Anlage-Kapitalien von Aktiengesellschaften hervorgegangen. Es sind künstliche Wasserbassins zur Aufnahme fremder Schiffe, mit 5—7stöckigen Waarenhäusern umgeben. Alle zusammen umfassen einen Flächenraum von 450 englischen Akres,**) in denen 1200 Schiffe ganz bequem Platz finden. Die in den Waarenhäusern und auf den Lagerplätzen dieser geräumigen Bassins aufgespeicherten Frachtgüter haben den Kapitalwerth von wenigstens 20 Millionen Pfund Sterling. Der ungeheure Verkehr auf der Themse, in deren Hafen oft an einem Tage 300 Schiffe einlaufen, hat die Anlage dieser Bassins nothwendig gemacht. Ohne sie müßte der Strom wenigstens das Dreifache seiner Breite haben, um für alle angekommenen Fahrzeuge hinreichenden

*) Die	Erbauung	der	Londonbrücke	kostete	3,500,000	Thaler
"	"	"	Southwarkbrücke	"	4,300,000	"
"	"	"	Blackfriarsbrücke	"	1,070,000	"
"	"	"	Waterloobrücke	"	8,400,000	"
"	"	"	Westminsterbrücke	"	2,733,000	"
"	"	"	Vauxhallbrücke	"	1,835,000	"

**) 1 engl. Akre etwas über 1 preuß. Morgen; 100 Akres = 73,048 sächs. Acker.

Raum darzubieten. Auch würde, da alle Schiffsladungen vor ihrem Absatz an die Londoner Handelshäuser einem Zoll unterworfen sind, die dadurch herbeigeführte Verzögerung oft mit den nachtheiligsten Verlusten für die Schiffseigner verbunden sein. Diesem Uebelstande wurde durch Anlage der Docks abgeholfen. Sie geben den einlaufenden Schiffen eine bequeme Gelegenheit, ihre Fracht entweder auf den weiten Lagerräumen vor ihren Bassins sofort zu versteuern, oder dieselbe unter Umständen unverzollt in den Waarenhäusern bis zu einer passenden Gelegenheit liegen zu lassen. Da bei den fortwährenden Schwankungen des Großhandels häufig das schnelle Ergreifen des Momentes den Ausschlag giebt, so sind diese Anlagen für die Erleichterung und Förderung des Handelsverkehrs von nicht zu berechnender Wichtigkeit.

Von den unmittelbar an den Tower grenzenden Katharinendocks gelangt man durch einige schmutzige, fast ausschließlich von Matrosentavernen eingenommene Viertel zu den London-Docks. Hier spiegelt sich die bewegliche Regsamkeit des britischen Welthandels in den wechselvollsten Formen ab. An den Lagerplätzen vor den Waarenhäusern bilden hoch aufgethürmte Faßreihen lange Straßen, zwischen denen sich Handkarren, Wagen, Menschen in dem dichtesten Gewühl fortbewegen. An keiner Stelle des Londoner Hafens, von Gravesend bis London-Bridge, sind die Schiffe verschiedener Nationalitäten so dicht gedrängt. In dem buntesten Gemisch erblickt man holländische Schiffe, Brasilianer mit Kaffee und Farbhölzern, Dänen mit Schlachtvieh, französische Schiffe mit Obst, Gemüse, Eiern, Amerikaner mit Tabak und Baumwolle, deutsche Fahrzeuge mit Getreide, englische Schiffe mit Kolonialprodukten aus Indien, Australien, Kanada und dem Kap.

Jeder Handelsgegenstand hat sein besonderes Viertel. Gleich beim Eintritt liegt das Ivory-House, in welchem ungeheure Vorräthe von Elephantenzähnen und Schildkrötenschaalen aufgehäuft liegen; ein anderes fünf Stock hohes Magazin, schon durch einen bläulich gefärbten Dunstkreis, der es einhüllt, wahrnehmbar, umfaßt das Indigolager. Daran reihen sich die Waarenhäuser für die Theevorräthe, die hier in vielen tausend mit chinesischen Etiketten versehenen Kisten in einer Massenhaftigkeit aufgespeichert liegen, wie nicht leicht an einer andern Stelle der Welt. Einer der umfangreichsten Artikel der Einfuhr ist der Tabak. Man veranschlagt die Vorräthe desselben auf 600,000 Centner, von einem Kapitalwerth von 4,800,000 Pfund Sterling. In einem der Waarenhäuser „the queens waarehouse“ fällt ein aus rohen Backsteinen gemauerter, kegelartig geformter, stets brennender Ofen auf. Der Volkswitz hat denselben mit dem pikanten Namen der „Tabakspfeife der Königin“ (the queens Tobacco-Pipe) getauft. Alle verdorbenen oder wegen Einschmuggelung mit Beschlag belegten und wegen der Höhe des Straffatzes nach einem bestimmten Zeitraum nicht abgeholten Waaren werden zu möglichst schneller und am wenigsten umständlichen Spedition der rastlos arbeitenden Esse dieser queens Tobacco-Pipe übergeben, und so groß ist die Quantität des hier der Zerstörung anheim-

gegebenen Stoffs, daß der Ofen nun schon seit Jahren seinen Vernichtungsprozeß vollzieht und sogar die daraus gewonnene Asche für Landwirthe, Seifensieder und Besitzer chemischer Fabriken der Gegenstand einer einträglichen Spekulation geworden ist.

Von einem durch ihre Massenhaftigkeit in ganz eigenthümlicher Weise anregenden Interesse sind die unterirdischen Weinlager der London-Docks. Man steigt eine breite Treppe abwärts und gelangt in ein wahres Labyrinth von Weinfässern, das durch viele sich kreuzende Schienenwege, auf welchen die Fässer fortgeschafft werden, durchschnitten wird. Die Richtung dieser Kommunikationen ist durch Oellampen angedeutet, welche besonders an den Kreuzungspunkten eine ungewöhnliche Helle entwickeln und so ein anschauliches Bild dieses Riesenkellers zurücklassen, der wohl das umfassendste unterirdische Gewölbe unserer Zeit ist. Er hat einen Flächenraum von 12 Akres und seine Schienenwege sollen eine Länge von 13 englischen Meilen erreichen. Für die Zulassung in diese unterirdischen Weinlager bedarf es einer Karte, die, mit einer tasting-ordre versehen, gleichzeitig die Erlaubniß des Kostens der verschiedenen Weinsorten in sich schließt. Jeder Kaufmann, der in den Docks Weinvorräthe liegen hat, kann dergleichen Ordres ausstellen. Mit einem solchen passe-partout ausgerüstet und mit einem Grubenlichte versehen, wird man von den Küfern durch die verschiedenen Quartiere dieser Unterwelt geführt, worin die Geister der verschiedenen Weingottheiten ihren Herrschersitz aufgeschlagen haben; aber schon halb berauscht durch das Einathmen ihrer duftigen Blume versetzen nur wenige Tropfen des Xeres oder Malvasier den Kopf in den Zustand eines Traumwachens, der uns aus jener von Wein- und Lampendunst verdickten Atmosphäre und den niedrigen mit Schimmel bedeckten Gewölben wieder hinausdrängt nach der dem menschlichen Dasein befreundeten Tageshelle.

Weiter gegen Osten liegen noch die West-India-Docks, die größten aller dieser Bassins, mit einem Flächenraum von 300 Akres, in welchen 500 Westindienfahrer gemächlich nebeneinander liegen können; dann folgen bei Blackwell die East-India-Docks für die Schiffe, die nach China und Ostindien gehen. In der Nähe dieser Docks liegt die Eisenbahnstation, welche eine bequeme und schnelle Verbindung mit der City bewerkstelligt. Aber damit ist das Gebiet der Londoner Docks noch nicht abgeschlossen. Auch auf dem rechten Ufer der Themse, den West-India-Docks gegenüber, giebt es deren drei, die Kommerzial-Docks, die vorzugsweise als Häfen für Holz- und Kohlenschiffe dienen.

Sämmtliche Docks können durch Schleusen, welche den Abfluß des Wassers hemmen, auch bei niedrigem Wasserstande in gehöriger Tiefe erhalten werden.

Der Tunnel.

Dieser wunderbare, unter dem Bette des Themsespiegels ausgeführte Bau hat den Zweck, die an beiden Stromufern gelegenen Stadttheile der

City zur Bewerkstelligung einer bequemeren Kommunikation zu verbinden, da die Anlage einer Brücke in dieser Gegend des Ostendes den belebtesten Theil des Hafens bis zur London-Bridge mit den dazu gehörenden London- und Katharinen-Docks, dem Handelsverkehr ganz unzugänglich machen würde. Freilich ist hier der Verkehr zwischen beiden Uferseiten nicht sehr bedeutend, da die Bevölkerung Londons nur am Westende in einem fortschreitenden Anwachs begriffen ist, während die Ostseite immer mehr verödet. Daher wurde der ursprüngliche Plan, den Tunnel auch für Wagen zugänglich zu machen, aufgegeben, wobei noch der Umstand zu berücksichtigen war, daß durch den nothwendigen Ankauf der Häusermassen beider Ufer, um einen geeigneten Fahrweg bis zur Tiefe des Schachts zu ziehen, die Betriebskosten dieses ungeheuren Werkes eine zu bedeutende Höhe erreicht haben würden. Dennoch erreicht das Anlagekapital bei Weitem nicht die Höhe der Summen, welche die Londonbrücke gekostet hat. Das von den Aktionären gezeichnete Kapital belief sich auf 180,000 Pfund, allein noch war der Bau nicht bis zur Hälfte vorgeschritten, als diese Fonds vollkommen erschöpft waren. Nun wurde durch eine Parlamentsakte die für die Vollendung des Unternehmens noch fehlende Summe votirt, und so entstand ein Wunderwerk, das an Kühnheit des Gedankens, bewunderswürdigem Scharfsinn der Berechnung und zäher, in der Ausführung das Unglaubliche überwindenden Thatkraft in den Jahrbüchern der Kulturgeschichte seines Gleichen sucht.

Zwei platte, niedrige Thürme, die sich zu beiden Seiten der hier 2000 Fuß breiten Themse erheben, bilden die Eingänge zum Tunnel. Man steigt auf sehr bequemen, kuppelartig überwölbten Wendeltreppen in den 80 Fuß tiefen Schacht hinab zu der unter dem Strombette hinweggleitenden Verbindungsstraße. Diese besteht aus zwei gewölbten, durch Querverbindungen zusammenhängenden Gängen, von denen aber nur der eine dem Verkehr geöffnet ist. So wälzt über unsern Köpfen ein mächtiger Strom seine Fluthen mit seinen Kriegsdampfern und Ostindienfahrern hinweg. Die größte Schwierigkeit bei der Ausführung des Baues lag darin, daß man unter den Schichten zwischen der oberen Wölbung und dem Bette des Stromes auf losen Triebsand stieß; dazu kommt, daß die in die Themse bis in den Londoner Hafen eindringende Fluth die Höhe ihres Wasserspiegels um 12—15 Fuß steigert, mithin den über der oberen Wölbung lastenden Druck des Wassers bedeutend vermehrt. Ungeachtet aller dieser Schwierigkeiten schritt der Bau bis über die Hälfte vor, als trotz der sorglichsten Vorsicht durch eine sich öffnende Spalte mehre Tausend Kubikfuß Wasser herabstürzten. Die Ueberschwemmung geschah so plötzlich, daß mehre Arbeiter ertranken, und außer einem Theile des Werks der größte Theil der sehr kostspieligen Maschinen zerstört wurde. Nur mit Mühe gelang es dem Architekten Brunel sich zu retten. Doch welche Möglichkeit wäre der Energie des menschlichen Geistes unerreichbar? Als nach unsäglichen Anstrengungen das Wasser aus dem Schacht ausgepumpt und

durch Sandsäcke der Riß verstopft war, schritt man von Neuem ans Werk, dessen Bau 1825 begonnen hatte, und schon 1834 konnte der Tunnel dem Publikum zur Benutzung übergeben werden.

Für einen Aufenthalt unter der Erde, sogar unter dem Wasser, hat das Innere des Tunnels ein ganz wohnliches Aussehen. Die eine Seite des sich vor unsern Augen öffnenden Doppelgangs ist durch Gasflammen bis zur Tageshelle erleuchtet, und in den Querkommunikationen dieser beiden Durchgänge hat die Industrie des Londoner Kleinhandels ihren Sitz aufgeschlagen. Hier bieten Krämer an Waarentischen Verkaufsgegenstände aller Art, bis zum Pennywerth, feil; nur an den Sonntagen erfreut sich diese unterirdische Bevölkerung des Sonnenlichts. Auch von der Musik suchen Einige Gewinn zu ziehen; man hört schon beim Eintritt ein charivariartig verschwimmendes Getön von Flöten, Geigen und Leiern; eine Drehorgel, durch eine kleine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, schreit auch darein, vom Morgen bis zum Abend, um zu dem dahinter aufgestellten Panorama zu locken. Industrie oben und unten!

---

3. Die englischen Parks und Villa's.*)

Die Obst- und Gemüsegärten und die Treibhäuser liegen mit allen zur inneren Oekonomie des Hauses gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrschaftlichen Hause, werden aber durch allerlei Vorkehrungen dem Auge entzogen. Diese Bezirke sind es, was der Engländer eigentlich Gärten (gardens) nennt, die aber nicht mit zum Park im engeren Sinne gerechnet werden. Auch der Blumengarten, ebenfalls in der Nähe des Herrenhauses, wird nicht zum Park im engeren Sinne gerechnet. Dieser vorzugsweise zur Fußpromenade bestimmte Theil, pleasure-ground genannt, hat am meisten Aehnlichkeit mit unsern deutschen Parks; man trifft da geschmackvolle Blumenbeete, Gänge, die sich bald durch dichte Schatten, bald mehr im Freien hinschlängeln; Tempel, Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektonischen Reichthum der neueren Gartenkunst. Hier blühen und grünen die vielen einheimischen Gesträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die stark genug sind, den Winter im Freien zu ertragen. Obstbäume sind aus dem pleasure-ground verbannt.

Der eigentliche Park umfaßt die zum Wohnhaus oder Schloß gehörigen Ländereien, zu seinem Bereich gehören Aecker und Wiesen, mit lebendigen Hecken zierlich eingefaßt, durchschnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren; auch einzelne Wirthschaftsgebäude stellen sich hier und da dem Auge dar, von gefälliger, aber doch ihre Bestim-

*) Reisen durch England und Schottland von Johanna Schopenhauer.

mung andeutender Form. Der unvergleichlich schöne Rasen, dann die prächtigen Bäume, vornehmlich Eichen und Buchen, überall in Gruppen vertheilt, bilden eine Hauptzierde der englischen Parks. Enge, durch dichte Schatten und Gebüsche sich hinschlängelnde Gänge findet man in keinem Parke; auch große Gehölze sind, wie überall in England, selten. Ein mehrere Quadratmeilen großer Wald, wie der in seiner Art einzige von Fontainebleau, ist in ganz England nicht zu finden. Man möchte sagen, es fehle Schatten, wenn nicht gerade in diesem Lande, wo bei sehr milder Luft dennoch die Sonne selten recht heiß und hell scheint, der Schatten entbehrlicher wäre als anderswo. Dagegen darf es an Wasser nie fehlen. Künstliche Wasserfälle kennt man nicht, und noch weniger Springbrunnen. Fließt aber ein Fluß oder nur ein Bach in der Nähe einer solchen Besitzung, so muß er, wenn auch mit großen Kosten, herbeigeführt, sich in mannigfaltigen Krümmungen hindurchschlängeln. Fehlt es an lebendigem Wasser, so sucht man wenigstens einem stehenden Kanale den Schein davon zu leihen. Man giebt ihm eine leichte natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhangendem Gebüsch, wirft schöne Brücken darüber und täuscht so das Auge; oder man verwandelt die Ufer eines Teichs in die unregelmäßigen Umgebungen eines kleinen See's; überall strebt man nach dem Schönen, und flieht das Gesuchte, Steife.

Die verständige Weise, mit welcher alle Bäume in Rücksicht auf Höhe, Wuchs, dunklere und hellere Farbe ihres Laubes geordnet sind, giebt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne sich ihn gleich erklären zu können. Alles ist zur schönsten befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird sogar in Hinsicht der Entfernung eines Gegenstandes auf die angenehmste Art getäuscht. Die englischen Gärtner sind wahre Landschaftsmaler im Großen, ja, wir möchten sie fast für die einzigen eigentlichen Künstler der Nation erklären. Jeden Vortheil, den Optik und die Regeln der Perspektive ihnen bieten, wissen sie vortrefflich zu benutzen, ohne doch dabei ins Kleinliche zu fallen.

Die Staffage vollendet den Reiz dieser lebendigen, zum Gemälde erhobenen Landschaft. Hunderte von halb zahmen Hirschen und Rehen weiden auf den grünsten Wiesen der Welt, mit ihnen die schönsten Pferde, Kühe und Ziegen, besonders in der Nähe des Hauses, wo sich die Wiesen ringsumher wie ein weicher grüner Teppich ausbreiten. Die schönen Gestalten dieser Thiere, ihre leichten, freien Bewegungen und ihr Wohlsein geben dem Ganzen einen unbeschreiblichen Reiz.

Der Haupteingang zum Park, ein oft sehr prächtiges Thor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Thorhüters und seiner Familie, bei welchem sich jeder Einlaß Begehrende vermittelst einer Glocke meldet. Dieses Thor mit seinen Gebäuden, the lodge genannt, ist eine Hauptzierde des Parks. Die beiden Pavillons sind bald in gothischem, bald in ägyptischem Geschmack aufgeführt; sie stellen Thürme, grie-

chische Tempel oder auch nur nette Gartenhäuschen vor, je nach dem Geschmack des Erbauers. Immer hat der Thorhüter eine freundliche Wohnung darin, mit Küche, Keller und Allem, was er bedarf, wohl versehen, und manche angesehene Familie in Deutschland würde zufrieden sein, einen solchen Sommeraufenthalt zu besitzen.

Das Wohnhaus liegt meist auf einer sanften Anhöhe, alle Bäume sind aus seiner Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hinderniß finden. Dennoch ist es nicht heiß in den Zimmern, theils weil es überhaupt in England nicht heiß ist, theils wegen der wenigen Fenster, die aber so verständig angebracht sind, daß jeder Theil des Gebäudes sein hinlängliches Licht hat.

Die äußere Ansicht der englischen Landhäuser ist aus unzähligen Kupferstichen bekannt genug. Selten herrscht ein ganz reiner Geschmack darin, oft sind sie schwer und mit Verzierungen überladen. Die Hauptfaçade ist gewöhnlich mit Säulen geziert. Sind diese gleich in ihren Verhältnissen nicht immer die richtigsten, scheinen sie oft müssig da zu stehen, so gewähren sie doch immer ein angenehmes, schattiges Plätzchen vor dem Hause, von welchem man recht behaglich ins Freie über den grünen Wiesenplan hinaussieht. Unter und vor diesen Säulen stehen unzählbare fremde Gesträuche und Blumen in Vasen, theils auf schönen Gestellen über einander gethürmt, theils auf den Stufen des Eingangs und den Geländern zierlich geordnet. Der Luxus, den man mit diesen Pflanzen treibt, ist unglaublich. Täglich müssen die verblühten hinweggeschafft und andere an ihre Stelle gesetzt werden.

Höchst reizend ist der Anblick dieser Shrubberys. Flora's Schätze werden aus allen Ländern der Welt hierher gezaubert. Doch auch über diese schönsten Kinder der Natur herrscht in England der eiserne Szepter der Mode.

Die innere Einrichtung der Häuser richtet sich hier, wie überall, nach dem Reichthume und Geschmacke des Erbauers, des Bewohners und des Zeitalters, in welchem sie entstand. Die meisten Häuser haben große, vollkommen erleuchtete und hohe Souterrains, in welchen sich die Küche, die Gewölbe zur Bewahrung der Vorräthe und die Bedientenzimmer befinden. Letztere sind durchaus gut möblirt, ja die der Haushälterin und des Haushofmeisters (in England buttler genannt) sogar elegant zu nennen, hübsch tapezirt, mit Mahagonymöbeln und guten Fußteppichen versehen. Auch bei den Bedienten wird die englische Sitte beobachtet, daß sie außer ihren Schlafzimmern noch Wohn- und Speisezimmer haben.

Aus dem Garten tritt man gewöhnlich zuerst in eine große, hohe, öfters von oben beleuchtete Halle, die mit Gemälden oder Statuen, Basreliefs oder Vasen geziert ist. Zu beiden Seiten liegen die verschiedenen Putz- oder Wohnzimmer; ein langes Zimmer enthält die Bibliothek, deren schöne Schränke und zierliche Einbände sie zu einem der eleganteften Zimmer des Schlosses machen. In vielen Häusern ist es Sitte, daß die Familie sich

hier zum Frühstück versammelt. Sonst giebt es auch noch besondere Frühstückszimmer, Arbeits-, Musik-, Gesellschaftszimmer *), Wohnzimmer **), Speisezimmer, Spielzimmer in Menge, doch selten von ausgezeichneter Größe. Ueberall einfache Pracht, Fußböden, Treppen und Vorplätze mit schönen Teppichen belegt.

In vielen Häusern wechselt man im Sommer die warmen Winterteppiche mit kühlen von gemalter Wachsleinwand, welche, von beträchtlicher Dicke, eigens dazu fabrizirt wird. Mahagonyholz sieht man meistens nur an den Treppen, Geländern, großen Eßtischen, Bettstellen; die Möbeln in den herrschaftlichen Zimmern sind von fremden, kostbaren oder kunstreich lackirten Hölzern.

Man findet es bürgerlich, unmodisch, lächerlich, die Möbeln an den Wänden hinzustellen, wie es in Deutschland gebräuchlich ist; in den Wohn- und Gesellschaftszimmern stehen alle in einem großen Kreise umher, so daß noch ein beträchtlicher Raum zwischen den Stühlen, Sopha's und Tischen und den Wänden übrig bleibt. Die Schreibtische sowohl als die Pianofortes sind immer mitten im Zimmer, wo eben das Licht am günstigsten fällt, und man nicht von der Hitze nahe am Kamin oder vom Zuge nahe am Fenster leidet. Noch müssen wir der Kamine gedenken, die, künstlich in Marmor gearbeitet, oder mit brillantirtem Stahl geschmückt, eine der größten Zierden der Zimmer ausmachen. Schöne Vasen und prächtige Kandelaber prangen auf ihren Gesimsen. Der zweite Stock enthält die Schlafzimmer, welche indessen den Fremden nur selten gezeigt werden. Diese sind ein Heiligthum, in welches kein sterbliches Auge dringen darf; besonders gilt dies von den Schlafzimmern der Damen. Oft hörten wir die Engländerinnen mit wahrem Grausen von der Sitte der Französinnen sprechen, welche gerade ihr Schlafzimmer zum allgemeinen Besuchszimmer vorzugsweise erwählen.

4. London.

Ein Gang durch die Straßen von London.

Man erzählt von einem der unzähligen kleinen Souverains des weiland' heiligen römischen Reichs, er habe, da er spät Abends in London seinen Einzug hielt, geglaubt, die Stadt sei ihm zu Ehren illuminirt. Wäre er bei Tage durch die volkreichsten Straßen der City, etwa durch Ludgate-Hill oder den Strand gekommen, er hätte eben so leicht wähnen können, ein allgemeiner gefährlicher Aufruhr setze die Einwohner alle in Bewegung. Niemand, der es nicht mit eignen Augen sah, kann sich einen Begriff machen von dem ewigen Rollen der Fuhrwerke aller Art in der Mitte des

*) Drawingrooms.
**) Parlours,

Weges, von dem Wogen und Treiben der Fußgänger auf den an beiden Seiten der Straße hinlaufenden etwas erhöheten Trottoirs. Nicht die Leipziger Ostermesse, nicht Wien, selbst nicht Paris können hier zum Vergleich dienen. Dennoch geht es sich nirgends besser zu Fuß, als in London, sobald man sich in die Art und Weise der Eingeborenen zu finden gelernt hat. Dies gewährt den Fremden, besonders den reisenden Damen, einen großen Vortheil, um Alles zu sehen und zu bemerken. Wenn man, wie in andern großen Städten, immer in seinem Wagen festgebannt bleiben muß und keinen Schritt gehen kann, lernt man den Ort kaum zur Hälfte kennen; auf den schönen Quadersteinen der Londoner Trottoirs aber kommt man vortrefflich fort, selbst wenn das Wetter auch nicht ganz günstig wäre. In den Hauptstraßen sind diese breit genug, um sechs, acht und mehr Personen bequem neben einander hinwandeln zu lassen; in den engen, winkeligen Gassen der eigentlichen City ist's freilich nicht so bequem, weil die Fußpfade dort auch schmäler sein müssen. Fremde kommen indeß auch wenig in jene, einem Ameisenhaufen ähnliche Stadtviertel, wo Handel und Wandel so ganz im eigentlichsten Sinne ihr Wesen treiben, und Mode und Luxus noch wenig Eingang fanden. Die prächtigen Läden, welche die schönsten Ausstellungen darbieten, trifft man größtentheils in den breiten Straßen, die das Mittel halten zwischen der arbeitsamen City und dem vornehmern, nur genießenden Westminster. Die Gewohnheit der Engländer, immer zur Rechten den Entgegenkommenden auszuweichen, erleichtert das Gehen sehr und verhindert fast alles Stoßen und Drängen. Den Damen läßt man immer die Seite nach den Häusern zu, sie mag zur rechten oder linken Hand sein. Anfangs kommt es der Fremden wunderlich vor, wenn der sie führende Londoner, so oft man eine Straße durchkreuzt, ihren Arm losläßt und hinter ihr weg auf die andere Seite tritt; doch gar bald wird man von dem Nutzen dieser Nationalhöflichkeit überzeugt. Auf dem Mittelwege, wo Hunderte von Wagen sich ewig durchkreuzen, ist freilich die Ordnung nicht so leicht zu erhalten, als auf den Fußpfaden. So breit die Fahrwege im Durchschnitt auch sind, so entsteht dennoch oft eine Stockung, die mehrere Minuten dauert, und durch die Mannigfaltigkeit der Wagen, der Pferde, der Beweglichkeit des Ganzen einen recht interessanten Anblick gewährt, wenn man dem Lärme aus dem Fenster gelassen zusehen kann.

Etwa 2000 Miethwagen stehen den ganzen Tag auf dazu angewiesenen Plätzen bereit, und dennoch ist's oft unmöglich, einen zu finden, wenn man ihn eben braucht. Die Italiener selbst fürchten vielleicht den Regen nicht so sehr, als die Londoner; naß zu werden ist ihnen eine schreckliche Idee; sobald nur ein paar Tropfen vom Himmel fallen, eilt Alles, was keinen Regenschirm führt, sich in einer Kutsche zu bergen. Im Hui sind dann alle Wagen verschwunden, und jene große Anzahl reicht nicht mehr aus.

Die Fiaker sehen im Durchschnitt sehr anständig aus und würden

in Deutschland noch immer als stattliche Equipagen paradiren; nur das Stroh, womit der Fußboden belegt ist, macht sie unangenehm. Die Pferde sind in einem außerordentlich guten Zustande, wenn man bedenkt, daß sie täglich über zwölf Stunden auf dem Pflaster bleiben. Auch werden sie sehr gut verpflegt: sobald sie einen ruhigen Augenblick haben, bindet ihnen der sorgsame Kutscher einen langen, schmalen, genau um den Kopf passenden Beutel voll Hafers um, aus welchem sie sich gütlich thun. Die Polizei hält strenge Aufsicht über die Fiaker; alle sind numerirt. Wehe dem Kutscher, der sich beigehen ließe, den festgesetzten sehr billigen Preis zu überschreiten. Man kann sich zu jeder Stunde der Nacht, mit den größten Schätzen beladen, einem Fiaker sicher anvertrauen, wofern nur Jemand aus dem Hause, wo man einsteigt, die Nummer so bemerkt, daß es der Kutscher gewahrt.

Von der Pracht der Läden und Magazine ist schon zum Ueberfluß geschrieben worden. Wahr ist's, Nichts setzt den Fremden mehr in Erstaunen, als der Reichthum und die Eleganz derselben. Die kostbaren, glänzenden Ausstellungen der Silberarbeiter, die schönen Drapirungen, in welchen die Kaufleute, welche mit Mousselinen und anderen Zeugen handeln, ihre Waaren hinter großen Spiegelfenstern dem Publikum zeigen, der feenhafte Schimmer der Glasmagazine, Alles blendet und reizt.

Aber auch viele geringere Gegenstände werden auf eine dem Auge gefällige Weise zum Verkauf ausgestellt. Die Kerzengießer z. B. wissen ihre Lichter recht zierlich hinter den Fenstern aufzuputzen. Die Apotheker, hier Chymisten genannt, verzieren ihre Läden mit großen gläsernen Vasen, angefüllt mit Spiritus oder Wassern in allen möglichen schönen und glänzenden Farben; dazwischen prangen große künstliche Blumensträuße. Abends, wenn hinter allen diesen farbigen Gläsern Lampen brennen, schimmern diese Läden wie Aladdin's Zaubergrotte.

Nichts Lockenderes kann man sehen, als einen der vielen großen Obstläden, in welchen die Früchte aller Jahreszeiten und Zonen, von der königlichen Ananas bis zum kleinen sibirischen Staudenapfel, in zierlichen Körben, mit Blumen und Orangerie geschmückt, prangen. Die Kuchenläden, in welchen es Ton ist, Morgens einzusprechen und einige kleine Törtchen heiß von der Pfanne weg zum Frühstück einzunehmen, präsentiren sich auch recht hübsch. Alles, was Kuchenbäcker und Konditoren nur erfanden, steht lockend angerichtet, auf schneeweiß behangenen Tischen, dazwischen Blumen, Gelées, Eis, Liqueurs, Dragées von allen Farben und Arten in zierlichen Krystallvasen. Bald fesseln uns wieder die Kupferstichläden, in welchen täglich neue Gegenstände dargeboten werden, oft wahre Kunstwerke, öfters Erguß satyrischer Laune, oder Portraits berühmter Menschen, auch wohl Thiere, wie es kommt. Immer umlagert ein Kreis Neugieriger diese Fenster. Fast ist's unmöglich, vorbeizugehen, ohne wenigstens einige Augenblicke von der Schaulust festgehalten zu werden. Die Magazine der Buchhändler gewähren ebenfalls täglich neuen Genuß. Bald sind's

Neuigkeiten, bald schöne Prachtausgaben älterer Schriftsteller, bald kostbare Kupferwerke, die man ungehindert betrachten kann. Andere Kaufleute, sogenannte Stationers, die mit allen möglichen zum Schreiben und Zeichnen brauchbaren Dingen handeln, zeigen täglich tausend neue, uns Deutschen fast unbekannte Papparbeiten, Verzierungen, Kupferstiche, Vergoldungen und dgl.; wieder andere haben in ihren Läden Brieftaschen, nichts als Brieftaschen, von der riesenmäßigsten Mappe an bis zum winzig kleinen zierlichen Nécessaire. Dazwischen flimmern Magazine, wo die herrlichsten Stahlarbeiten im Sonnenglanze das Auge blenden. Die Miniaturmaler stellen ihre, oft sehr schönen Arbeiten dem Publikum vor's Auge; gewöhnlich sind's sehr ähnliche Portraits bekannter Personen, Schauspieler und Redner, um die Lust zu erwecken, auch sein eignes werthes Ich so täuschend vervielfacht zu sehen.

Schon der Anblick der vielen Inschriften unterhält, welche an den Häusern mit vollkommen schön gezogenen goldenen Buchstaben glänzen. Welche Menge Bedürfnisse, die der genügsame Deutsche kaum kennt, werden hier als unentbehrlich ausgeboten! Besonders fällt es auf, daß die königliche Familie so viel Kaufleute und Handwerker beschäftigt. Aber jeder derselben, bei dem einmal zufällig für ein Mitglied des königlichen Hauses gekauft wird, jeder Schuster oder Schneider, der einmal so glücklich war, für einen Prinzen einen Stich zu thun, hat das Recht, sich auf der Inschrift seines Hauses dessen zu rühmen, und die Gunst des Augenblicks für dauernd auszugeben. So prangt denn auch der Name eines mit allerhand Geheimmitteln Handelnden in der Inschrift seines Hauses am Strand mit dem prächtigen Titel: Bug-destroyer to Her Majesty, the Queen, Wanzenvertilger Ihrer Majestät der Königin. Gewiß, ein Titel, der noch auf keiner Hofliste gefunden ward!

Wunderbar abstechend ist der Kontrast, wenn man aus dem Gewühl der City in den andern Theil der Stadt tritt. Hier deutet Alles auf bequemes, ruhiges Genießen; kein rauschender Erwerb, kein Gedränge der arbeitenden Menge. Alles hat Zeit, Alles scheint einzig bedacht, diese auf das Angenehmste hinzubringen.

Die Magazine und Läden bieten dar, was nur der raffinirteste Luxus verlangt, weit theurer als in der City, aber auch schöner, moderner, eleganter. Der Schuhmacher in der City verkauft z. B. seine Waaren im Laden hübsch aufgeputzt, und nimmt in seiner, an denselben stoßenden, reinlich möblirten Stube das Maaß; in Bond-Street aber wird man in ein elegantes, mit Divan, köstlichen Lampen und seidenen Gardinen geschmücktes Boudoir zu diesem Zwecke geführt, und schwerlich würde der „Artist" (Künstler) einen Fuß berühren, der nicht aus einer Equipage gestiegen wäre. Dafür kostet aber auch sein Kunstwerk zwei Guineen. Nach diesem Maaßstab geht Alles.

Nichts ist schöner als die großen Plätze in diesem Theile von London; zwar umgeben sie keine Paläste, denn deren giebt es ohnehin hier wenige,

aber schöne, große Häuser, Alles glänzend rein, Alles solid prächtig. Dazu die hübschen Boskets in der Mitte der Plätze, zu welchen jeder Bewohner der umliegenden Häuser für eine Guinee einen Schlüssel haben kann.

Glänzende Equipagen rollen, Mohren, bunte Livreen, geputzte Herren und Damen beleben die Trottoirs, ohne Gedränge, ohne Lärm. Der Fremde aber, dem es darum zu thun ist, das englische Volk kennen zu lernen, kehrt bald gern zurück aus diesem vornehmen Quartiere, wo es wie überall in der großen Welt zugeht, und sucht das neue, nirgends gesehene Leben der eigentlichen Stadt London auf.

Wohnungen in London.

Eigentlich wohnt man im Durchschnitt nicht sonderlich in London. Da der Eigenthümer eines Hauses sich hier großer Vorzüge im bürgerlichen Leben zu erfreuen hat, so strebt Jeder, eins zu besitzen. Daraus entsteht denn, daß London fast aus lauter kleinen, schmalen Häusern zusammengesetzt ist. Wer auch kein eigenes Haus hat, will doch gern sich als eigener Hausherr fühlen und für sich allein wohnen. So strebt Jeder nach dem Erdboden, und die größten Häuser werden in kleine Streifen zertheilt.

In Paris schweben vier Städte über einander, in London sind sie neben einander geschichtet. An eine Reihenfolge mehrerer Zimmer ist in gewöhnlichen bürgerlichen Häusern nicht zu denken; selten daß man zwei an einander stoßende findet, selbst bei den reichen Kaufleuten; jedes Stockwerk enthält gewöhnlich nur zwei Zimmer, eins nach der Straße, eins nach dem oft sehr engen Hofraume zu. Ueberall enge Treppen, wenige und kleine Zimmer. Die Küchen und Bedientenwohnungen sind in den Souterrains angebracht, die Thüren alle auffallend eng und hoch, sowohl die Hausthüren als die in den Zimmern. Jene sehen bei größeren Gebäuden oft nur wie eine enge Spalte aus; in diesen findet man fast niemals Flügelthüren. Auch die Fenster sind schmal, die Spiegelwände zwischen denselben dagegen sehr breit. Die schönen Teppiche aber, die selbst bei wohlhabenden Handwerkern nicht allein die Fußböden der Zimmer, sondern auch Treppen und Vorplätze von der Hausthür an bedecken, die zierlichen Möbeln, das schöne Mahagonyholz mit seinem bescheidenen Glanze, die Reinlichkeit überall geben diesen kleinen Wohnungen einen eigenen Reiz. Alles sieht sauber, bequem, elegant aus, und ist es auch.

Die Kamine, die oft mit Marmor, Stahlarbeiten u. dgl geschmückt sind, bilden keine geringe Zierde der Zimmer; schöne Vasen von Wedgewood's Fabrik und krystallene Kandelaber zieren den Sims; der stählerne Rost, auf welchem das Feuer brennt, Zange, Schaufel und alles Metallgeräth glänzen hellpolirt; Kupferstiche schmücken die Wände, schöne Vorhänge die Fenster. Nichts in der Welt ist gemüthlicher als ein englisches Wohnzimmer.

Das Schlafzimmer kann selten mehr als Ein Bett fassen. Die englischen Bettstellen sind alle sehr groß, drei Personen fänden bequem darin

Platz. Auch ists allgemeine Sitte, nicht allein zu schlafen, Schwestern, Verwandte und Freundinnen theilen ohne Umstände das Bett mit einander, und die Frau des Hauses schämt sich nicht, das Dienstmädchen mit sich zu Bett zu nehmen, denn die Engländerinnen fürchten sich, des Nachts allein in einem Zimmer zu sein, weil sie von Jugend auf nie daran gewöhnt wurden. Federdecken sind ganz unbekannt, nicht so Unterbetten von Federn; seit einiger Zeit kommen letztere sehr in Gebrauch, doch sind Matratzen gewöhnlicher. Die Decke ist auf dem Unterbett befestigt und läßt nur Eine Oeffnung zum Hineinschlüpfen. Betten ohne Gardinen, sowie Zimmer ohne Teppiche kennt nur die bitterste Armuth.

Lebensweise.

Der größte, fleißigste Theil von Londons Bewohnern, der Handwerker und Ladenhändler (beide werden hier zu Einer Klasse gerechnet), führt im Ganzen ein trauriges Leben. Die großen Abgaben, die Theuerung aller Bedürfnisse, die durch den einmal herrschenden Luxus in Kleidung u. s. w. ins Unendliche vermehrt sind, zwingt sie zu einer Frugalität, die in anderen Ländern fast Aermlichkeit heißen würde.*)

Ewig in den Laden und in die daran stoßende, oft ziemlich dunkele Hinterstube gebannt, müssen sie fast jedem Vergnügen entsagen. Die Theater sind ihnen zu entlegen, meistens zu kostspielig, kaum daß die Frau eines wohlhabenden Kaufmanns dieser letztern Klasse zweimal des Jahres hinkommt.

Ins Freie kommen sie fast gar nicht; mehrere versicherten uns, sie hätten seit zehn Jahren keine anderen Bäume als die von St. James-Park gesehen. Die Woche über dürfen sie von Morgens 9 Uhr bis Mitternacht den Laden fast gar nicht verlassen; dieser ist sehr oft das Departement der Frau, und der Mann sitzt dann in dem oben erwähnten Hinterzimmer und führt die Rechnungen. Sonntags sind freilich alle Läden geschlossen, aber die Theater auch, und da alle Untergebene an diesem Tage die Freiheit verlangen, auszugehen, so muß die Frau vom Hause es hüten.

Der größere wirkliche Kaufmann führt ein nicht viel tröstlicheres Leben. Auch er muß in gesellschaftlichen und öffentlichen Vergnügungen weit hinter den reichen Kaufmannshäusern von Hamburg oder Leipzig zurückstehen. Doch liegt das zum Theil auch an der Lebensart. Die englischen Frauen lieben mehr häusliche Zurückgezogenheit, sie sind an das rauschende Leben, an die großen Zirkel nicht gewöhnt. Sie wollen die Ruhe, Ordnung und

---

*) Verhältnißmäßig lebt in England die arbeitende Mittelklasse allerdings am frugalsten, aber keineswegs ärmlich im Verhältniß zu andern Ländern, denn die Beefsteaks und Hammelbraten fehlen auch an Wochentagen nicht, und selbst der Fabrikarbeiter und Tagelöhner kann ohne sein tüchtiges (und vortreffliches) Stück Rindfleisch mit einem Glas kräftigen Porterbiers nicht gut leben, während z. B. in Deutschland manche Beamtenfamilie viele Tage ohne alles Fleisch sich behelfen muß.

Gleichförmigkeit in ihrem häuslichen Leben nicht gern stören und unterbrechen. Die Männer dagegen suchen nach vollbrachtem Geschäft die Freude gern auswärts, in Kaffeehäusern und Tavernen.

Die Familien der meisten wohlhabenden Kaufleute wohnen den größten Theil des Jahres, oft das ganze Jahr hindurch, auf dem Lande, in sehr zierlichen Landhäusern, die sie Cottages, Hütten, nennen, obwohl sie einen vornehmen Namen verdienten. Hier genießen Frauen und Kinder die freie Luft, halten gute Nachbarschaft, und erfreuen sich ganz gelassen und anständig, vielleicht etwas langweilig, des Lebens, während das Haupt der Familie den Tag in London auf seinem Komptoir zubringt und sich dann Abends einige Stunden auf den herrlichen Wegen zu Pferde oder zu Wagen zu den Seinigen begiebt.

Von der Lebensweise der Großen und Vornehmen läßt sich nichts sagen; diese gehören in keinem Lande zur Nation, sondern sind sich überall gleich, in Rußland wie in Frankreich, in England wie in Deutschland. Die eigentliche Nation muß man im Mittelstande suchen, und zur Zeichnung derselben mögen in Folgendem noch einige Züge beitragen.

Ein Wochentag in London.

Wer spät zu Bette geht, steht spät auf, das ist in der Regel; daher hat die goldene Morgenstunde nirgends weniger Verehrer, als in London, wo doch sonst das Gold nicht zu gering geachtet wird. Vor 9—10 Uhr wird's nicht Tag. Anständig gekleidet versammelt sich dann die Familie in dem zum Frühstück bestimmten Zimmer, die Herren in Stiefeln und Ueberröcken, die Damen unbeschreiblich reizend gekleidet, schneeweiß, verhüllt bis ans Kinn, mit zierlichen Häubchen. Das Negligé ist der Triumph der Engländerinnen; mit der geschmackvollsten Einfachheit vereinigt es die höchste Eleganz; der volle Anzug hingegen fällt oft steif und überladen aus.

Nichts Einladenderes in der Welt giebt es als ein englisches Familienfrühstück, auch wird die dabei hingebrachte Stunde durchaus für die angenehmste des ganzen Tages gehalten, und man verlängert sie gern. Auf dem hellpolirten stählernen Roste lodert die stille Flamme des Steinkohlenfeuers, selbst im Sommer, wenn das Wetter feucht ist. Das elegante Theegeräth steht in zierlicher Ordnung auf dem schneeweiß bedeckten Tische, daneben frische, ungesalzene, in Wasser schwimmende Butter, das weißeste Brot von der Welt, Zwieback, hartgekochte Eier, auch wohl nach schottischer Sitte Honig und Marmelade von Pomeranzen; Hatrolls, so heißen Rollen, eine Art warmer, mit Butter bestrichener Semmel, und Toasts, Brotschnitte, welche, von beiden Seiten mit Butter bestrichen, langsam am Feuer geröstet sind, dürfen nie fehlen; letztere stehen auf einem dazu verfertigten silbernen Gestell im Kamin, der Theekessel braust und siedet gesellig daneben.

Mit allem diesen wäre aber dennoch das Frühstück ohne die neuesten Zeitungsblätter sehr unvollständig, sie sind ein Hauptstück dabei. Ein sel-

ten vermißtes Stück des deutschen Frühstücks, die Tabakspfeife, ist, zum Lobe der Londoner sei es gesagt, bei ihnen ganz verbannt; dies schmutzige Vergnügen wird der letzten Klasse des Volks überlassen; höchstens ergötzt sich noch zuweilen ein alter ausgedienter Seemann oder ein kaum halb zivilisirter Landjunker in seinen einsamen vier Pfählen daran.

Die Dame des Hauses bereitet den Thee, zwar viel umständlicher, aber auch viel besser als wir. Die Tassen werden erst sorgfältig mit heißem Wasser ausgewärmt, der Thee wird abgemessen, das heiße Wasser nach gewissen Regeln darauf gegossen, und um für alle diese Mühe den gehörigen Ruhm zu ernten, wird der Reihe nach gefragt, ob der Thee nach Jedes Wunsch gerathen sei. Alles geschieht langsam und mit einer feierlichen Ruhe, welche die Engländer gern ihren Mahlzeiten geben, denn sie mögen dabei keinen andern Gedanken aufkommen lassen, außer den des gegenwärtigen Genusses. Nur die Zeitungsblätter machen beim Frühstück hiervon eine Ausnahme, und Herren und Damen beschäftigen sich eifrig damit, denn nicht nur politische Neuigkeiten werden darin aufgetischt, auch Theater- und Familiennachrichten, und vor Allem die neuesten Stadtgeschichten, frohe und traurige, erbauliche und skandalöse, wahre, halbwahre und ganz erdichtete. Alles wird gelesen, Alles besprochen. Daß bei solchen Quellen das Gespräch seltener stockt, als sonst wohl geschieht, ist natürlich.

Nach dem Frühstück begeben sich die Männer an ihr Geschäft, ins Komptoir oder wohin der Beruf sie treibt. So viel als möglich wird den Vormittag über alle Arbeit abgethan, und trotz des späten Anfangs ist er lang genug dazu, da Niemand vor 5 oder 6 Uhr zu Mittag speist. Nach Tische feiert Jeder gern, wenn ihn nicht gerade ein hartes Schicksal zur Arbeit zwingt.

Viele Herren besuchen bald nach dem Frühstück ihr gewohntes Kaffeehaus, wo sie einen großen Theil ihrer Geschäfte abthun; eine Menge Briefe aus der Stadt und andere Bestellungen harren ihrer schon dort; dorthin verlegen sie auch gewöhnlich ihre Zusammenkünfte mit Freunden, um über wichtige Dinge sich mündlich zu besprechen und Verabredungen zu treffen. Die Wirthin des Hauses nimmt auf ihrem erhöhten Sitze unten am Eingang Alles an und bestellt es mit pünktlicher Treue an ihre Kunden, die sie alle persönlich kennt, weil sie fast nie verfehlen, sich zur nämlichen Stunde einzustellen.

Diese Gewohnheit, sich täglich an einem bestimmten Orte finden zu lassen, ist in dieser ungeheuren Stadt von dem größten Nutzen; eine Menge unnützer Gänge und viele sonst verlorene Zeit werden dadurch erspart. Obendrein gewinnt der häusliche Friede dabei, denn nächst der fleckenlosen Reinheit ihres eigenen Anzugs liegt einer Engländerin Nichts so sehr am Herzen, als die Reinheit ihres Hauses, ihrer Treppen, ihrer Fußteppiche; wie sehr ist für Alles dies dadurch gesorgt, daß so Manches außer dem Hause abgemacht wird, was sonst in demselben Unordnung oder doch wenigstens Unruhe erregen müßte!

Die Ladys gehen nun auch an ihr Geschäft. Sie greifen zu den Morgenhüten, denn jede Tageszeit hat ihr eigenes Kostüm, und selbst im Wagen würde es auffallend erscheinen, wenn sich eine Dame in den Vormittagsstunden ohne Hut wollte sehen lassen. Wäre sie auch in siebenfache Schleier gehüllt, Alles würde sie anstarren, gleich etwas nie Gesehenem. Wollte sie es vollends wagen, ohne Hut, selbst nur wenige Schritte, zu Fuß über die Straße zu gehen, sie wäre ganz verloren, unbarmherzig würde sie der Pöbel verfolgen, als hätte sie die größte Unanständigkeit begangen.

Wohlversehen also mit großen Hüten, mit Halstüchern, Shawls, wandern wir nun aus, denn die Mode will, daß man sich in den heißesten Stunden des Tages am sorgfältigsten verhülle. Visiten haben wir nicht viele zu machen, der Kreis unserer eigentlichen Bekannten ist klein, man schränkt sich zum nähern Umgange auf wenige Häuser ein, wie in allen großen Städten. Das Visitenwesen wird überdies in London fast immer mit Karten abgemacht. Indessen einen Wochenbesuch haben wir doch abzustatten, denn diese sind hier wie überall unerläßlich; nur werden sie später als in Deutschland angenommen.

Wir finden die Damen in dem glänzenden Schlafzimmer. Vor Allem prunkt das große Bett. Die Kissen, die Decken sind mit Spitzen und feiner Näharbeit verziert, in zierlichen Falten schwebt die weiße mousselinene, mit grüner Seide gefütterte Draperie vom thronartigen Baldachin herab, so daß man die schönen Säulen von Mahagony- oder anderm noch kostbareren Holze erblickt. Das Negligé der Damen ist über und über mit den theuersten Spitzen geschmückt und bekräuselt; Alles ist fein und erlesen, Alles zeigt Reichthum.

Den Hauptgegenstand des Gesprächs gewährt die auf einem Seitentisch ausgestellte Garderobe des neuen Ankömmlings. Er selbst ist nicht sichtbar, sondern in der Kinderstube mit seiner Amme, denn das Selbststillen der vornehmeren Mütter ist in England nicht so allgemein wie in Deutschland.

Es giebt hier bedeutende Läden, wo nichts Anderes verkauft wird, als Kinderzeug, und zwar zu sehr hohen Preisen. Alle Waaren dieser Läden prunken dann in dem Wochenzimmer verschwenderisch aufgehäuft. Selbst ein großes Nadelkissen in der Mitte ist nicht zu vergessen, auf welchem man mit Stecknadeln von allen Größen Muster steckt, die einer schönen, reichen Silberstickerei gleichen. Wahrscheinlich werden diese Dinge selten oder nie gebraucht, denn sie sind ihrer Natur nach zu zart und vergänglich, sie dienen nur zum Prunk.

Sind wir mit dem Besehen und Bewundern endlich fertig, so wandern wir weiter a Shoping, d. h. wir kehren in zwanzig Läden ein, lassen uns tausend Dinge zeigen, an welchen uns nichts liegt, kehren das Unterste zu oberst, und gehen vielleicht am Ende davon, ohne etwas gekauft zu haben. Die Geduld, mit der die Kaufleute sich dieses Unwesen gefallen lassen, kann nicht genug bewundert werden; Keinem fällt es ein, nur eine

verdrießliche Miene darüber zu zeigen. Sehr vornehme Damen fahren a Shoping. Ohne sich aus dem Wagen zu bemühen, lassen sie sich den halben Laden in die Kutsche bringen, zur großen Beschwerde der Kaufleute sowohl als der Vorübergehenden auf dem Trottoir. Man erzählt, daß ein Trupp Matrosen, dem eine solche mit offenem Schlage dastehende Equipage den Weg versperrte, ohne Umstände einer nach dem andern hindurch spazierte, indem sie der darin sitzenden Dame höflich guten Morgen boten.

Die mannigfaltigen Ausstellungen von Kunstwerken sowohl als von Naturseltenheiten bieten uns angenehme Ruhepunkte, wenn wir es endlich müde sind, die Kaufleute in Bewegung zu setzen. Wir gedenken ihrer hier, insofern die Mode sie begünstigt, welche stets eine oder zwei davon ihres besondern Schutzes würdigt, wo man dann sicher sein kann, immer elegante Gesellschaft zu finden.

Die Promenade im St. James-Park könnte auch eine Abwechselung gewähren, doch wird sie im Ganzen wenig besucht, so reizend sie auch ist. Zwar fehlt es nie an Spaziergängern darin, aber nur bei sehr seltenen Gelegenheiten findet man sie so bevölkert, wie es die Terrassen der Tuilerien alle Tage sind. Es giebt der müssigen Männer weit weniger in London, als in Paris. Die englischen Damen gehen nicht so viel aus, als die Pariserinnen, und wenn sie es thun, so ziehen sie eine Shopingpartie allen anderen Promenaden vor.

Die Kuchenläden, deren wir früher gedachten, liegen gleich anderen frei und offen unten an der Straße; daher können Damen recht anständig allein dort einkehren. Nur in dem berühmtesten dieser Etablissements bei Mr. Birch, in der Nähe der Börse, geht dies nicht wohl an; hier kann man sich nicht ohne männliche Begleitung blicken lassen.

Das nicht sehr geräumige Frühstückszimmer befindet sich hinten im Hause, am Ende eines langen Ganges. Kein Strahl des Tageslichts wird darin geduldet, Wachskerzen erleuchten es, und wenn die Sonne draußen noch so hell schiene. Die übrige Einrichtung des Zimmers ist anständig, ohne sich besonders auszuzeichnen. Immer findet man Gesellschaften von Herren und Damen darin, die gewöhnlich schweigend ihre Schildkrötensuppe und ein paar warme kleine Pastetchen verzehren. Weiter wird in diesem Hause nichts zubereitet; aber die Pastetchen sollen die besten in der ganzen Welt sein, und nun vollends die Schildkrötensuppe, darüber geht Nichts. Nirgends weiß man sie so gut zuzubereiten, wie hier, so behaupten die Londoner. Uns aber kam die Gelassenheit, mit welcher die Herren und Damen das von Madeirawein und Cayennepfeffer glühende, uns Zunge und Gaumen verbrennende Gemengsel genossen, weit bewundernswerther vor, als die Suppe selbst.

Der vorige Besitzer dieses Hauses, Master (Mr.) Horton, brachte indessen bloß mit diesen Pastetchen und der Suppe in nicht gar langer Zeit ein Vermögen von 100,000 Pf. Sterl. zusammen, und sein jetziger Nachfolger ist auf gutem Wege, es ihm nachzuthun. Dennoch sind die Preise

in diesem Hause sehr billig, und wie überall ein- für allemal festgesetzt; was Jeder verzehrt, ist eine Kleinigkeit, aber die Menge der Verzehrenden giebt eine ungeheure Einnahme.

Gegen 5 Uhr wird es Zeit, nach Hause und an die nöthige Toilette vor Tische zu denken. Heute sind wir zu einem Diner geladen, aber wenn wir auch ganz en famille den Tag zu Hause zubrächten, so wäre es doch höchst unschicklich und bei gesunden Tagen unerhört, im Morgen-kleide zu bleiben. Selbst die Männer ziehen den Börsenrock aus und mit ihm alle Gedanken an Geschäfte, um in einem eleganteren Anzuge (Frack) zu erscheinen.

Schön und etwas steif geputzt fahren wir nun um halb 7 Uhr zum Mittagsessen. Gastfrei sind die Londoner eben nicht; sie scheuen nicht sowohl die große Theuerung aller Dinge, als vielmehr die hier von allen geselligen Zusammenkünften unzertrennliche Etiquette, welche einen solchen Tag für die ohnehin Ruhe liebende Hausfrau zu einer schweren Last macht. Daher werden gewöhnlich solche Diners nur durch äußere Anlässe herbeigeführt, wie etwa die Gegenwart von Fremden, denen man eine Ehre anthun zu müssen glaubt. Sonst führt der Londoner seinen Freund lieber in eine Taverne, als daß er ihn bei sich aufnimmt; dort, tête-à-tête, oder in einem größern, doch immer geschlossenen Zirkel, thun sie sich bei Wein, Politik und lustigen Gesprächen gütlich. Zu Hause ängstigt sie die Gegenwart der Frauen, denen man zwar die größte Hochachtung im Aeußern erweist, aber ihnen auch, wie allen Respektspersonen, eben deshalb so viel als möglich aus dem Wege geht.

Doch wieder zu unserm Diner. In dem Besuchzimmer finden wir die Gesellschaft versammelt; es faßt höchstens 12—14 Personen. Nach den herkömmlichen Begrüßungsformeln nehmen die Damen zu beiden Seiten des Kamins in Lehnstühlen Platz, die Herren wärmen sich am Feuer, und nicht immer auf die schicklichste Weise. Schläfrig, einsilbig, langsam wankt die Konversation zwischen Leben und Sterben, bis endlich der willkommene Ruf ins Speisezimmer ertönt. Dieses liegt oft eine Treppe höher oder niedriger als das Besuchzimmer, weil, wie wir schon früher bemerkten, die Wohnungen, selbst sehr reicher Leute, nichts weniger als geräumig und bequem sind.

Die Tafel steht fertig und servirt da, bis auf Gläser und Servietten. Erstere zieren den Schenktisch, letztere findet man nur in Häusern, welche auf fremde Sitten Anspruch machen, und deren giebts nicht viele. Das Tischtuch hängt bis auf den Erdboden herab, und Jedermann nimmt es beim Niedersetzen aufs Knie und handhabt es, wie bei uns die Serviette. Die Dame vom Hause thront in einem Lehnstuhl am obern Ende der Tafel, ihr Gemahl sitzt ihr gegenüber unten am Tisch, die Gäste nehmen auf gewöhnlichen Stühlen zu beiden Seiten Platz, so viel als möglich in bunter Reihe, nach der Ordnung, die ihnen vom Herrn des Hauses vorgeschrieben wird. Alle Gerichte, welche zum ersten Gang gehören, stehen auf der Tafel.

Die englische Kochkunst hat auch in Deutschland ihre Verehrer, wir gehören aber nicht dazu. Uns graute vor dem blutigen Fleisch*), vor den ohne alles Salz zubereiteten Fischen, vor dem im Wasser halb gar gekochten Gemüse, den Hasen und Rebhühnern, die, wie alle anderen Braten, ungespickt, ohne alle Butter, bloß in ihrer eigenen Brühe zubereitet werden.

Die Dame servirt die reichlich mit Cayennepfeffer gewürzte, übrigens ziemlich dünne Suppe, nachdem sie jeden Tischgenossen namentlich befragt hat, ob er welche verlange. Des Fragens von Seiten der Wirthe und des Antwortens von Seiten der Gäste ist an einem englischen Tische kein Ende. Eine große Verlegenheit für den fremden Gast, der, wenn er auch der englischen Sprache sonst ziemlich mächtig ist, dennoch unmöglich alle diese technischen Ausdrücke wissen kann. Er muß Rede und Antwort von jeder Schüssel geben, ob er davon verlangt? ob viel oder wenig? mit Brühe oder ohne Brühe? welchen Theil vom Geflügel, vom Fisch? ob er es gern stärker oder schwächer gebraten hat? eine Frage, die besonders oft die Fremden in Verlegenheit setzt. Man sagt nämlich: much done or little done? „viel gethan oder wenig gethan?"

Diese Fragen ertönen von allen Seiten des Tisches zugleich, denn ein paar Hausfreunde helfen dem Herrn und der Frau vom Hause im Vorlegen der Schüsseln. Alle werden nach der Suppe zugleich servirt, nicht wie in Deutschland nach der Reihe. Die Gänge bestehen aus einem großen Seefisch, einem Lachs, Kabeljau, Steinbutte oder dergl., der, beim Kochen gesalzen, vortrefflich wäre, so aber dem Fremden fast ungenießbar bleibt; aus Puddings, Gemüsen, Tarts und allen Gattungen von Fleisch und Geflügel, ohne Salz, Butter und fremde Zuthat in eigener Brühe geröstet, gedämpft, gebraten oder gekocht, nur der Pfeffer ist nicht daran gespart. Hat man über eine solche Schüssel einen dünnen, trockenen Butterteig gelegt, so beehrt man sie mit dem Namen einer Pastete.

Die halbrohen Gemüse müssen ganz grün und frisch aussehen, erst bei Tafel thut Jeder auf seinen Teller nach Belieben geschmolzene Butter dazu. Kartoffeln fehlen bei keiner Mahlzeit, sie sind vortrefflich, bloß im Wasserdampf gekocht. Die Puddings aller Art wären auch sehr gut, nur sind sie oft zu fett, fast nur aus Ochsenmark u. dergl. zusammengesetzt. Die Tarts, der Triumph der englischen Kochkunst, bestehen aus halbreifem Obst, in Wasser gekocht und mit einem Deckel von trockenem Teige versehen. Die Pickels, welche den Braten begleiten, eigentlich alle Arten Gemüse, Mais, unreife Wallnüsse, kleine Zwiebeln u. s. w., mit starkem Essig und vielen Gewürzen eingemacht, sind vortrefflich. Mit diesen, sowie mit der Soja und andern pikanten Saucen, die hier im Großen fabrizirt und verkauft werden, treibt London einen großen Handel durch

*) Andere Reisende können wieder nicht genug das mürbe, saftige Fleisch des Bratens rühmen, das auch in England, wo die Viehmast in so hohem Flor steht, erklärlich ist.

die halbe Welt. Diese Saucen, Senf, Oel und Essig stehen in zierlichen Plattmenagen zum Gebrauch der Gäste da, sowie auch immer für zwei Personen ein Salzfaß.

Der Salat wird von der Dame des Hauses über Tische mit vieler Umständlichkeit bereitet und klein geschnitten; er besteht aus einer sehr zarten, saftigen Art Lattich, dessen Blätter schmal, aber wohl eine halbe Elle lang sind; außer England sahen wir sie nirgends, dafür aber ist auch unser Kopfsalat dort unbekannt. Unermüdet bieten die Vorlegenden alle diese Dinge den Gästen an; dafür müssen diese wieder Alles pflichtschuldigst loben und versichern, sie hätten in ihrem Leben kein besseres Kalb- oder Hammelfleisch gesehen, und es wäre auch Alles ganz vortrefflich zubereitet.

Das Zeremoniel beim Trinken ist, besonders den fremden Damen, noch viel beschwerlicher, und versetzte uns oft in wahre Noth. Während wir betäubt und ängstlich von alle dem wunderlichen Wesen dasitzen, erhebt plötzlich der Herr vom Hause seine Stimme und bittet eine Dame — aus Höflichkeit die fremde zuerst — um die Erlaubniß, ein Glas Wein mit ihr zu trinken, und zu bestimmen, ob sie weißen Lissaboner oder rothen Portwein vorziehe. Denn die französischen, sowie die Rheinweine kommen erst zum Nachtisch. Verlegen trifft man die Wahl und mit lauter Stimme wird nun dem Bedienten befohlen, zwei Gläser Wein von der bestimmten Sorte zu bringen; die übrigen Gäste sehen schweigend der Verhandlung zu. Zierlich sich gegen einander verneigend sprechen die beiden handelnden Personen wie im Chor: „Sir, Ihre gute Gesundheit — Madame, Ihre gute Gesundheit!" trinken die Gläser aus und geben sie weg. Nach einer kleinen Weile tönt dieselbe Aufforderung von einer andern Stimme, dieselbe Zeremonie wird wiederholt, und immer wiederholt, bis jeder Herr mit jeder Dame und jede Dame mit jedem Herrn wenigstens einmal die Reihe durchgemacht hat. Keine kleine Aufgabe für die, welche des starken Weins ungewohnt sind. Abschlagen darf man es Niemandem, das wäre beleidigend; obendrein muß man noch mit dem ersten Glase den Wunsch für die Gesundheit jeder einzelnen Person an der Tafel wenigstens durch ein Kopfnicken andeuten und auch genau Acht geben, ob Jemand der andern Gäste uns diese Ehre erzeigt. Es wäre die höchste Unschicklichkeit, wenn eine Dame unaufgefordert trinken wollte; sie muß warten, wäre sie auch noch so durstig; doch bleibt die Aufforderung selten lange aus. Auch die Herren müssen sich zu jedem Glase einen Gehülfen einladen; ein Dritter hat aber die Erlaubniß, sich mit anzuschließen, wenn er vorher geziemend darum anhält.

So hat man denn mit Antworten auf die Einladungen zum Essen und Trinken, mit Gesundheittrinken und mit Achtgeben, ob Niemand die unsere trinkt, vollauf zu thun. Kein interessantes Tischgespräch kann aufkommen, es wird sogar für unschicklich gehalten, wenn Jemand den Versuch macht, eins aufzubringen; der Herr des Hauses fährt gleich mit der

Bemerkung dazwischen: „Sir, Sie verlieren Ihr Mittagsessen; nach Tische wollen wir das abhandeln!" Die Damen sprechen ohnehin nur das Nothwendigste aus lauter Bescheidenheit. Die Fremden können sich nicht genug vor zu großer Lebhaftigkeit des Gesprächs hüten; es gehört hier gar nicht viel dazu, um für ungeheuer dreist — monstrous bold — zu gelten.

Ist der erste beschwerliche Akt des Essens überstanden, so wird der Tisch geleert, die Brodkrumen sorgfältig vom Tisch abgekehrt, und es erscheinen verschiedene Arten von Käse, Butter, Radieschen und wieder Salat, Letzterer wird ohne alle Zubereitung, bloß mit Salz zum Käse gegessen.

Dieser Zwischenakt dauert nicht lange; er macht einem zweiten Platz. Jeder Gast bekommt nun ein kleines, schön geschliffenes Krystallbecken voll Wasser zum Spülen der Zähne und Händewaschen und eine kleine Serviette. Man verfährt damit, als wäre man für sich allein zu Hause. Die ganze so versammelte Tischgesellschaft erinnert uns oft an einen Kreis Tritonen, wie man sie Wasser speiend um Fontainen sitzen sieht. Die Damen ermangeln nicht, große Zierlichkeit im Abziehen der Ringe und Benetzen der Fingerspitzen anzubringen; die Herren gehen schon etwas dreister zu Werke.

Nach dieser Reinigungszeremonie ändert sich die ganze Dekoration. Das Tischtuch mit Allem, was darauf stand, verschwindet, und der schöne hellpolirte Tisch von Mahagonyholz glänzt uns entgegen. Jetzt werden Flaschen und Gläser vor den Herrn des Hauses hingestellt, das Obst wird aufgetragen, und jeder Gast erhält ein kleines Kouvert zum Dessert, ein Glas und ein kleines rothgewürfeltes oder auch ganz rothes, viereckig zusammengelegtes Tuch. Dies darf man aber nicht entfalten; man benutzt es nur, um das Glas darauf zu stellen. Das Obst wird nicht herumgereicht, sondern wie vorher die andern Gerichte vorgelegt und mit vielen Fragen ausgeboten. Es ist im Ganzen schlecht, sauer und halbreif. Haselnüsse, die Lieblingsfrucht der Engländer, welche sie Jahr aus Jahr ein knacken, fehlen nie dabei; süße Konfituren und Bonbons sind wenig in Gebrauch.

Jetzt fangen die Flaschen an die Hauptrolle zu spielen. Jeder schiebt sie seinem Nachbar zu, nachdem er sich selbst Etwas eingeschenkt hat, viel oder wenig, wie man will; nur darf das Glas nicht leer bleiben, und bei jedem Toast muß das Eingeschenkte ausgetrunken werden. Den Damen sieht man indeß durch die Finger, wenn sie bloß ein wenig nippen. Der Wirth bringt nun einige Toaste aus, er läßt seine Freunde leben, die sich dann wieder durch ein Gegenkompliment an ihn und die Dame vom Hause revangiren; die königliche Familie wird nie bei dieser Gelegenheit vergessen. Einige der Gäste geben „Sentiments" zum Besten, d. h. kurze Sätze, die zuweilen auf die Damen Bezug haben, z. B. merit to win a heart and sense to keep it, „Verdienst, ein Herz zu gewinnen, und Verstand, um es zu behalten." Alle diese Gesundheiten werden mit lauter Stimme von Jedem beim Trinken wiederholt.

Diese Gesundheiten, Ermunterungen zum Trinken, Ermahnungen, die Flasche weiter zu schieben, sind Alles, was man jetzt hört. Bald nachdem man dem Könige die gebührende Ehre erzeigt hat, erhebt sich die Dame des Hauses aus ihrem Lehnsessel; mit einer kleinen Verbeugung giebt sie den übrigen Damen das Signal, alle erheben sich und trippeln sittsamlich hinter ihrer Führerin zur Thür hinaus. Sogar wenn Mann und Frau tête-à-tête allein essen, geht Madame fort und läßt den Eheherrn allein hinter der Flasche. Ob er dann auch Toaste ausbringt, ist uns nicht bekannt.

Jetzt, da die Frauen fort sind, wird es den Herren leichter ums Herz, aller Zwang ist nun verbannt, sie bleiben unter sich allein bei Wein, Politik und manchem derben Spaß, den sie während unserer Gegenwart mühsam zurückhalten mußten. Ihr lautes Sprechen und Lachen verkündet dem ganzen Hause, daß ihnen gar wohl zu Muthe sei. Wir aber, wir Armen, was wird aus uns? Da sitzen wir wieder am Kamin und sehen uns an und gähnen mit geschlossenem Munde. Nicht einmal Kaffee giebt es, um uns einigermaßen munter zu erhalten; Handarbeit in Gesellschaft wäre auch unerhört; der gegenseitige Anzug ist leider zu bald durchgemustert. In der trostlosesten Stimmung sitzen wir und sind alle des Lebens herzlich überdrüssig. Wie gern schliefen wir ein! Aber das schickt sich nicht.

Endlich ist eine Stunde so jämmerlich hingeschlichen. Wir haben vom Wetter gesprochen, vom Theater; das ist hier aber kein so gangbarer Artikel, als in anderen Orten, denn man geht viel seltener hin. Die Fremde ist zehnmal gefragt worden, wie ihr London gefalle, und sie hat zehnmal pflichtschuldigst geantwortet: ganz ausnehmend wohl. Da macht denn endlich die Frau vom Hause dem Jammer dadurch ein Ende, daß sie die Herren zum Thee bitten läßt.

Man sagt, die schnellere oder langsamere Befolgung dieses Winks sei das sicherste Zeichen, wer im Hause herrsche, ob der Mann oder die Frau. Indessen, wenn sie auch zögern, sie kommen doch, die Herren, — ein wenig heiter, ein wenig redselig; aber, zur Ehre sei es gesagt, betrunken haben wir bei solchen Gelegenheiten Keinen gesehen.

Die Dame macht jetzt den Thee sehr umständlich. Die Fragen, wie man ihn findet, wie man ihn wünscht, ob süß, ob mit viel Milch oder wenig, werden auch hier nicht unterlassen. In einigen Häusern wird er draußen servirt und vom Bedienten herumgereicht; doch dies sind Ausnahmen von der Regel; die englischen Ladys lassen sich ungern den Platz am Theetisch nehmen, den sie so ehrenvoll behaupten. Neben dem Thee wird auch sehr schlechter dünner Kaffee geboten.

Die Konversation geht nun ein wenig rascher, indessen die Herren haben sich bei der Flasche rein ausgesprochen, die Damen sind müde und sprechen überhaupt wenig, es wird selten ein munteres, erfreuliches Gespräch

daraus. Nach dem Thee fährt man nach Hause, denn für's Theater ist es zu spät, oder man bleibt zum Spiel, je nachdem man eingeladen ist.

Whist ist das einzige übliche Spiel in Gesellschaft; von unserer Art zu spielen weicht man darin ab, daß man nur Partie simple oder double zählt, kein triple oder quadruple. Auf diese Weise kann man höchstens sieben Points in einem Robber verlieren, deren man immer drei spielt, nie mehr oder weniger. Die Karten sind sehr groß und theuer, aber ungeschickt. Dies ist wohl das einzige Fabrikat, in welchem die Engländer anderen Nationen nachstehen. Kartengeld ist nicht gebräuchlich, ebenso wenig Trinkgeld an die Bedienten.

Daß die Engländer sehr gut, sehr ernst und schweigend dies ihr Nationalspiel spielen, ist bekannt, nicht aber, daß keineswegs die Spielenden, sondern der Herr des Hauses zu bestimmen hat, wie hoch seine Gäste spielen sollen.

Nach dem Spiele setzt man sich noch zu einem kalten Abendessen von Austern, Hummern, Tarts und dergl.; dies wird sehr schnell abgethan. Froh, das Vergnügen des Tages überstanden zu haben, fährt man spät nach Mitternacht durch die noch immer von Menschen wimmelnden Straßen nach Hause. Alle Läden sind noch offen und erleuchtet, die Straßenlaternen brennen ohnehin immer, bis die Sonne wieder scheint.

Es giebt noch eine Art geselliger Zusammenkünfte, welche die erste Klasse des Mittelstandes, von dem wir hier sprechen, dem vornehmern aus den ersten Familien des Reichs bestehenden Zirkel abgelernt hat. Sie heißen Routs, gleichbedeutend mit unseren Assembléen in Deutschland. Mit dem Worte assambly verbindet man in England immer die Idee einer auf Unterzeichnung gegründeten Zusammenkunft an einem öffentlichen Orte.

Die Frau vom Hause macht die Honneurs dieser Routs und ladet dazu ein. Schon mehrere Tage vorher werden allen Bekannten Karten zugeschickt, und zwar ungefähr dreimal so vielen Personen, als das Lokal gemächlich fassen kann. Es versteht sich von selbst, daß man zu einem solchen Feste eine bessere Wohnung als die gewöhnlichen haben muß, die doch wenigstens eine Reihe neben einander fortlaufender Zimmer enthält.

Um 10 Uhr, oft auch noch viel später, fängt man an sich zu versammeln, drängt sich durch, um die Wirthin zu begrüßen, die gewöhnlich unfern der ersten Thür im Zimmer Posto gefaßt hat, und nimmt dann Platz an einem der vielen Spieltische, die dicht zusammengedrängt den ganzen Raum erfüllen. Thee und andere Erfrischungen werden herumgereicht, so lange die Bedienten durchkommen können. Wird es zuletzt so voll, daß Niemand mehr athmen kann, daß vor allgemeinem Geräusch kein Wort mehr zu verstehen ist, daß es an Stühlen und Raum fehlt, welche zu stellen, ja daß die zuletzt Kommenden auf Treppen und Vorplätzen stehen bleiben müssen, so hat das Vergnügen den höchsten Gipfel erreicht.

Um 2, 3 Uhr gegen Morgen entwickelt sich der Menschenknäuel lang=

sam, wie er anschwoll. Man fährt nach Hause und hat einen deliziösen Abend in großem Styl hingebracht. Die Dame vom Hause zieht sich in ihre Zimmer zurück, zwar betäubt von dem Lärm, wie zerschlagen an allen Gliedern von dem ewigen Stehen und allen Begrüßungsformeln, aber doch mit dem stolzen Bewußtsein, die höchste Glorie des geselligen Lebens erreicht zu haben.

Der Sonntag.

Welch ein Tag für die arbeitende Klasse auf dem festen Lande! Die Greise freuen sich schon Sonnabends auf den Ruhepunkt, wo sich nach sechs mühevollen Tagen die Ihrigen reinlich und festlich gekleidet in Freude und Lust um sich sehen; die Kinder rechnen schon Montag, wie lange es noch zum Sonntag sei, dann ist keine Schule, dann können sie frei und frank herumlaufen und spielen nach Herzenslust, und vollends den jungen Leuten öffnet sich ein Himmelreich bei Musik und Tanz, unter der Linde und in der Schenke.

Von den Vornehmen in den Städten haben freilich Viele alle Tage Sonntag, wenn sie wollen; dennoch ist für alle Stände der Tag des Herrn nicht nur ein Ruhetag, sondern auch ein Tag der Freude, dem geselligen Vergnügen und vor Allem den Familienzusammenkünften geweiht. Wenige giebt es, die nicht diesem Tage, so oft er erscheint, mit irgend einer frohen Hoffnung entgegensehen, und wäre es nur die, einmal ins Schauspiel zu gehen, nachdem man die ganze Woche alle Abende bei der Arbeit war.

Ganz anders ist's in London. Musik und Tanz sind hoch verpönt, ans Theater ist gar nicht zu denken erlaubt; alle Läden, alle Ausstellungen sind dicht verschlossen. Die fanatische Pedanterie, mit der man hier für die Heilighaltung des Sabbaths wacht, übertrifft noch die der Juden, welche doch nur die Arbeit untersagen, aber das Vergnügen erlauben.

Einige der vornehmsten Familien des Reichs wurden vor Kurzem fast namentlich in den Kirchen als Sabbathsschänder und schreckliche Sünder abgekanzelt und in allen öffentlichen Blättern mit Schmähreden überhäuft, weil sie Sonntags unter sich Liebhaberkonzerte gaben, und weil es bisweilen vorkam, daß die Gesellschaften, welche sie Sonnabends bei sich versammelten, bis nach Mitternacht bei Tanz und Kartenspiel verweilten, und dadurch den Tag des Herrn entheiligten, ehe er noch recht erschienen war.

„Ist's wirklich war, daß man in Deutschland am Sonntage Karten spielt?“ hörten wir eine Dame fragen. „Keinen Tag lieber, als Sonntags, wo man doch nichts zu thun hat!“ war die Antwort. „Good Lord!“ seufzte die zweite Dame; „aber,“ setzte sie belehrend hinzu, „man kann's ihnen nicht verdenken, sie werden nicht besser gelehrt,“ und dabei blickte sie mitleidig auf uns Heiden. „Aber sie spielen doch nicht um Geld?“ fragte eine dritte. „Freilich um Geld, um viel Geld!“ Alle fuhren schaudernd zurück. „God bless us all!“ (Gott segne uns Alle!) sagte die

vierte; „ich habe nur ein Mal Sonntags, und um gar Nichts, Karten gespielt, und ich kann mir's noch heute nicht vergeben." Alle vier hatten vorher bitterlich über den Sonntag geseufzt, der ihnen nicht erlaubte, einen Robber zu machen; man war auf dem Lande, bei abscheulichem Wetter, und hatte die schrecklichste Langeweile, während die Herren bei der Flasche wie angemauert blieben.

Der echte Engländer theilt den Tag zwischen öffentlichem Gottesdienst, häuslicher Betstunde und der Flasche; seine Frau bringt die Zeit, welche ihr die Andacht übrig läßt, mit irgend einer Frau Gevatterin zu, und läßt den lieben Nächsten eine scharfe Revue passiren, denn das ist Sonntags erlaubt. Die Kinder sind gar übel daran, seitdem man eigene Schulen für die Sonntagsabende errichtet hat, in welche sie prozessionsweise getrieben werden, nachdem sie den Tag über zweimal in der Kirche und einmal zu Hause die sinn- und geistlose Liturgie des englischen Gottesdienstes haben herbeten müssen.

Aber wie noch erbärmlicher geht's dem des Zwangs ungewohnten Fremden! Du öffnest das Klavier, die Wirthin knickst ins Zimmer herein und bittet, den Tag des Herrn nicht zu vergessen. Du ergreifst ein Buch, da kommt ein Besuch, sieht, daß Du einer weltlichen Lektüre Dich überlassen hast, und hält Dir eine wohlgemeinte Ermahnungsrede. Aergerlich setzest Du Dich ans Fenster, ergreifst, ohne daran zu denken, ein Strickzeug; da versammelt sich der Pöbel vor dem Hause, mit Schimpfen und Schelten kommt die Wirthin abermals herbei und drückt sich in ihrem heiligen Eifer dieses Mal weniger glimpflich aus, als das erste Mal. Beschäftigst Du Dich fern von dem Fenster in Deinem Zimmer, so äußern die Bedienten, so oft sie hereintreten, ihren heiligen Abscheu, wenn nicht durch Worte, doch durch Mienen. Wolltest Du mit Deinen eigenen Landsleuten eine Partie Whist in Deinem Zimmer spielen, so hat Dein eigener Bedienter das Recht, Dich beim nächsten Friedensrichter zu verklagen, und Du entgehst der Strafe nicht.

Was fängt man aber mit dem Tage an, der zweiundfunfzig Mal im Jahre wiederkehrt? Man macht kleine Reisen, wenn die Jahreszeit es erlaubt, und achtet es nicht, daß die Weggelder am Sabbath zur Ehre des Herrn doppelt erlegt werden müssen. Im Winter bei schlimmem Wetter faßt man sich in Geduld — und langweilt sich.

Zeit ist Geld.*)

„Zeit ist Geld," das prägt sich in der ganzen Geschäftsführung des englischen Industriellen und Handelsmannes aus. Bleibt man bei London stehen, so ist der größte Feind der nutzbar zu verwendenden Zeit die Größe der Stadt selbst, das weiter Auseinanderliegen ihrer Theile, die großen

*) „Vereinsblatt für deutsche Arbeit," 1852, S. 14 ff.

Entfernungen, in denen die Geschäftsfreunde wohnen. Zur Besiegung dieser örtlichen Schwierigkeiten führen sieben Brücken über die Themse, die, wie die Westminster- und Hungerfordbrücke, nur um einige hundert Schritt von einander entfernt liegen. Um der Mühe überhoben zu sein, die aus dem europäischen Kontinent und anderen Welttheilen einlaufenden Schiffe einige englische Meilen unterhalb der City ausladen zu müssen, was bei dem Bau einer steinernen Brücke nothwendig war, baute man den Tunnel, um einen Durchgang unter der Themse zu erhalten und den Schiffsverkehr nicht zu belästigen. Nicht genug, daß in der Stadt diese beispiellose Gewerbsthätigkeit herrscht, auch in dem Tunnel selbst hat sie ihre Buden aufgeschlagen: Orgeln und Panorama's stehen am Eingange und Ausgange, eine ungeheure Halle im Tunnel ist zum Tanzsaal eingerichtet, Alles, um Gelegenheit zur Zeitersparniß zu geben, und in kürzester Zeit darzubieten, was Bedürfniß oder Laune fordert. Um die weitgehenden Straßenlängen in Minuten zu durchfliegen, bewegen sich an 10,000 Omnibus in mathematischer Regelmäßigkeit und Bestimmtheit so rasch und sicher, wie es nur bei englischen Pferden und englischen Kutschern möglich ist. Da ist keine Unordnung, kein Zanken, kein unnöthiger Aufenthalt, kein Wetteifer im Herabdrücken der Preise. Wie eine wohlgegliederte Maschine bewegt sich dieser große Verkehrsapparat; jeder einzelne Wagen durchläuft in der festgesetzten Zahl von Minuten seine Strecke, stellt sich zur Minute an seinem Ziele ein und schließt sich an die mit ihm in Verbindung stehende Fahrt pünktlich an. Auf allen öffentlichen Plätzchen stehen Fiaker bereit, um zu feststehenden Preisen mit größter Geschwindigkeit nach jedem Ziele zu fahren. Wer die große Oxfordstraße, den Hauptkanal der Bewegung gegen die Börse, diesen Ausgangspunkt aller Handels- und Verkehrsthätigkeit Londons, hindurchgeht, der staunt über die zahllose Menge von Wagen, über diese beständige Ueberfüllung derselben, über die Hast und Emsigkeit, die auf jedem Gesichte zu lesen, über die Ordnung und Regelmäßigkeit, über die Ruhe und den Ernst inmitten dieses Gewühls. Ein zweckloses Stillestehen, ein Begaffen der Läden und Merkwürdigkeiten findet nirgends Statt, und wo es ausnahmsweise doch vorkommt, da schreitet ein Polizeimann gemessenen Ernstes heran und mahnt durch einen leichten Schlag auf die Schulter zum Weitergehen. Um Zeit zu sparen und Regelmäßigkeit in das Gewirre zu bringen, bewegen sich die nach einer Richtung fortströmenden Menschenmassen auf einem, die nach entgegengesetzter Richtung hinsteuernden auf dem andern Trottoir; dieselbe Ordnung wird unter Wagen und Kutschen eingehalten. Tritt man in die Börse oder in die Bank, wo täglich für so viele Millionen Geschäfte gemacht werden, so merkt man nichts von dieser riesenmäßigen Größe der Handelsbewegung. Wenige Worte der Verständigung reichen hin, und in Minuten ist ein Geschäft abgeschlossen, zu dessen Erledigung anderwärts Tage gehören. Verweilt man einen Augenblick vor einer Werkstätte, die ihre Erzeugnisse mit allen ersinnlichen Mitteln ausgestellt hat, um die Kauflust der Vorübergehenden an sich zu ziehen: so

ersieht man wieder die höchst praktische Richtung, den Käufer in den Stand zu setzen, mit Einem Blicke das Ganze zu überschauen und die festen Preise zu erfahren. Von einem Feilschen ist da keine Rede. Tritt man in die Werkstätte, so erstaunt man über die in's Kleinste durchgeführte Arbeitstheilung. Wie die Theile einer Maschine arbeiten sich hier die Arbeiter gegenseitig in die Hände, jede Bewegung ist geregelt und geschieht in kürzester Zeit. Diese streng gegliederte Arbeitstheilung findet sich von der größten Fabrik bis herab in die Werkstätte eines Schusters.

Um den Kauflustigen Zeit zu sparen, die Adressen der Verkäufer zu suchen, und die Güte und Preise ihrer Waaren zu erfragen, senden die einzelnen Handelshäuser, Gastwirthe, Kaffeehäuser, Kramläden und Werkstätten ihre dienstbaren Geister aus, beladen mit Adressen jeder Art, die dem Vorübergehenden in die Hand gedrückt, dem Vorüberfahrenden in den Wagen geworfen werden. Andere tragen große Tafeln auf Brust und Rücken, mit mächtigen Buchstaben beschrieben; noch Andere hohe Stangen, an deren Spitze große Tafeln, auf beiden Seiten bedruckt, zur Schau gestellt werden. An passenden Straßenplätzen werden hölzerne Wände angebracht und mit Plakaten bedeckt; ja, große Wagen fahren durch die Straßen, an deren großem, viereckigem Kasten Ankündigungen aller Art zu lesen, und die mit Figuren und Zeichnungen überzogen sind, z. B. mit den Glanzpunkten einer Abendunterhaltung im Vauxhall- oder Gramoregarten. Sogar mehrere Wagen mit derselben Ankündigung fahren hinter einander, — Alles, um den Vorübereilenden in kürzester Zeit die nöthige Kenntniß zu geben. Eine bedeutende Spekulation macht die Gesellschaft, welche den Wagenverkehr durch Omnibus und Fiaker in London besorgt, dadurch, daß sie die einzelnen Fensterchen der Wagen vermiethet, um darauf Plakate anzubringen; eine den Mitfahrenden trefflich zu Statten kommende Einrichtung.

Um Zeit zu sparen, um das Hauptnahrungsmittel — Fleisch — nicht in den einzelnen Fleischhäusern aufsuchen zu müssen, hat die City ihren Fleischmarkt. Eine unabsehbare Reihe von Buden bildet gleichsam eine Stadt in der Stadt, und was die Thierwelt nur Genießbares bietet, ist hier aus allen Welttheilen zusammengebracht und geschmackvoll aufgestellt. Der Fischmarkt ist wieder ein Markt für sich und bietet den Zoologen oft mehr Merkwürdigkeiten dar, als die meisten zoologischen Kabinete. Um die Geschäfte kürzer abzumachen, erhebt sich unmittelbar am Fischmarkt hart am Ufer der Themse die „Fischbörse."

Glaubt man, daß bei der riesigen Handelsbewegung sich auch riesenmäßige Geldsummen im Verkehr befinden müßten, so irrt man sich. Die Art der Zahlung ist darauf berechnet, ohne Mühe und Kosten, in kürzester Zeit und ohne verwickelte Buchführung, die Zahlung zu bewerkstelligen. Baarzahlungen erfordern allzuviel Zeit zum Zählen des Geldes, daher gleicht man seine gegenseitigen Forderungen am Ende jeder Woche aus, zahlt aber den Ueberschuß oder Mangel nicht in Geld, sondern wieder durch Ueberweisung an einen Dritten. So lassen sich mit den verfügbaren

Fonds ungeheure Unternehmungen machen, da das Betriebskapital nicht in Monaten, sondern in Wochen umgesetzt wird.

---

5. Greenwich.

Mitten im Geräusch der in ewiger Arbeit sich bewegenden City, an der Londoner Brücke, schifften wir uns auf einem der Böte ein, die auf der Themse, sowie die Fiaker in den Straßen, numerirt und unter polizeilicher Aufsicht dem Publikum zu Gebote stehen.

Unabsehbar erstreckt sich in einer langen Reihe, viele Meilen weit, der Wald von Masten, durch den wir schifften. Der Strom wimmelt, wie die befahrenste Landstraße, von Barken und kleinen Fahrzeugen aller Art; eben ankommende oder abgehende große Schiffe bewegen sich majestätisch durch sie hin, von allen Seiten ertönt das Rufen des fröhlichen Schiffsvolkes, Lebewohl und Willkommen tönen durch einander; die mit Auf- und Abladen beschäftigten Arbeiter an den Schiffen, die Schiffswerfte am Ufer — Alles verkündigt hier den Markt der Welt.

Sowie wir uns von London entfernten, boten uns die Ufer des Stromes von beiden Seiten die mannigfaltigsten, lachendsten Aussichten. Endlich, fünf englische Meilen von der Stadt, breitete sich prächtig und groß vor unsern Augen das Invalidenhospital von Greenwich aus, mit seiner schönen Terrasse und allen seinen reizenden Umgebungen.

Diese Freistatt, welche die Nation dem vom Kampfe mit den wilden Elementen endlich ermüdeten Helden darbietet, ist mit Recht ihr Stolz; denn die Welt hat dessen Gleichen nicht. Eigentlich sind es vier von einander ganz abgesondert liegende Gebäude, die aber, von der Wasserseite gesehen, sich ausnehmen wie ein einziger großer Palast, geziert mit Säulen, Ballustraden und aller Pracht der neuern Architektur. Eine große Terrasse, die eine entzückende Aussicht nach London zu bietet, zieht sich davor hin, bis an den Strom, zu welchem man auf breiten steinernen Treppen hinabsteigt. Hier bestieg Georg der Erste zuerst das Land, über welches er herrschen sollte. Mit welchen Erwartungen mag er nach St. James gefahren sein, wenn er vom Hospital auf die Residenz der Könige schloß.

Das ganze Gebäude ist aus schönen Quadersteinen erbaut. Vorzüglich bewundert man die mit fast verschwenderischer Pracht geschmückte Kapelle. Sie prangt mit Marmorsäulen, einem gut gemalten Plafond und jeder einem solchen Orte geziemenden Zierde. Einige schöne, große Hallen dienen bei schlechtem Wetter zum Spazieren, besonders zeichnet sich die größte mit einer Kuppel versehene Halle aus; sie ist 106 Fuß lang und hat einen gut gemalten Plafond, schöne Säulen und Malereien. Ein angenehmer Park mit einer auf einem Hügel erbauten Sternwarte umgiebt das Gebäude von der andern Seite.

Es war ein schöner, menschenfreundlicher Gedanke, diese Ruhestätte am Ufer der Themse zu erbauen, im Angesicht aller ankommenden und auslaufenden Schiffe. Die abgelebten Helden haben hier den Tummelplatz ihres ehemaligen Lebens noch immer vor Augen; sie leben gleichsam noch darin, und dem in die See stechenden Schiffer giebt der Anblick dieses Ruhehafens Trost und Muth. Nahe an 3000 Veteranen ruhen hier von ihrem mühevollen Leben aus. Sie wohnen fürstlich, werden gut genährt und gepflegt, alle zwei Jahre neu, anständig, bequem gekleidet, und erhalten wöchentlich ein gar nicht unbedeutendes Taschengeld zu ihren kleinen Bedürfnissen und Vergnügungen. Erkranken sie, so finden sie sorgfältige Pflege. Sie sind nicht, wie in andern Verpflegungsanstalten, von Allem, was ihr Leben bedeutend machte, geschieden; sie leben und weben noch darin und kämpfen mit allen Kampfgenossen nochmals alle ihre gewonnenen Schlachten in froher Erinnerung vor Gemälden, welche diese vorstellen und die Wände ihrer Speise- und Wohnsäle schmücken.

Besonders gut eingerichtet fanden wir die Schlafstellen. In langen, hohen, luftigen Sälen, welche zur Winterszeit von mehreren großen Kaminen erwärmt werden, sind auf der den Fenstern entgegenstehenden Seite eine Reihe den Schiffskajüten ähnlicher Kabinete dicht an einander angebracht. Jedes derselben hat neben der nach dem Saale ausgehenden Thür zwei Fenster und ist groß genug, um ein geräumiges Bett, einen Tisch, einen Stuhl und einen Koffer zu enthalten. Es giebt nichts Netteres und mehr Sauberes, als diese kleinen Zimmerchen; jedes hat einen Teppich; Fenster und Bette sind mit reinlichen Vorhängen versehen, an den Wänden auf dazu angebrachten Leisten stehen die zierlichen Tabaks- und Theekästchen, Gläser, Tassen und dergl. in gefälliger Ordnung. Kupferstiche zieren die Wände. Jeder hängt daran, nach Gefallen, Bildnisse des Königs, der Königin oder berühmter Seehelden auf; dazwischen Seeschlachten, Häfen und wohl auch manche lustige Karrikatur.

Hundert und vierzig Wittwen verdienter Seemänner wohnen ebenfalls im Hause; sie verrichten darin alle weiblichen Arbeiten, pflegen die Kranken und werden in aller Hinsicht eben so gut gehalten, als die Veteranen selbst. Auch für die Waisen der gebliebenen Seemänner ist hier gesorgt; denn einige hundert Knaben werden in einem abgesonderten Theile des Hauses zum Gewerbe ihrer verstorbenen Väter erzogen. Noch 3000 Invaliden, die im Hause nicht Platz finden, erhalten außer demselben Pension.

6. Ausflug nach Edinburgh. Pferderennen.

Von Berwick nach Edinburgh, 54 englische Meilen weit, fuhren wir fast immer im Angesicht des Meeres. Wir erblickten bis dicht an die Wellen hinab die Küste wie einen Garten angebaut; Kornfelder, Wiesen, mit Heerden bedeckt, Obst- und Gemüsegärten, Alles in der Pracht der

üppigsten Vegetation. Dazwischen kleine Gehölze, duftende blühende Hecken und in ihrer Mitte Dörfer, die um so malerischer erschienen, da sie nun ein wirklich ländliches Ansehen trugen, und nicht den englischen kleinen Städten glichen.

Das Land ist nicht bergig, aber auch nicht flach; wellenförmig erhebt es sich zu kleinen Anhöhen und sinkt wieder zu lieblichen Gründen hinab. Freundliche Landhäuser liegen überall zerstreut, ehrwürdige epheubewachsene Ruinen der Vorzeit erheben ihre alten Mauern und zeugen von vergangener Größe. Und nun noch der Anblick des Meeres, dieses ewig wechselnden Elementes, das jeder Gegend, auch der ödesten, Leben und Pracht giebt.

Je mehr wir uns der schottischen Grenze näherten, desto mehr fiel uns der Unterschied zwischen dem englischen und schottischen Volke auf. Freundliches, gutmüthiges Zuvorkommen, Treuherzigkeit, verbunden mit großer, aber stets fröhlicher Armuth — das erinnerte uns an die Bewohner deutscher Gebirge. Schuhe und Strümpfe, ohne welche man in England keinen Bettler antrifft, sind hier schon großer Luxus. Die arbeitende Klasse und die Mehrzahl der Kinder, selbst wohlhabender Aeltern, laufen Sommer und Winter barfuß umher; vielleicht geschieht dies fast eben so oft aus Gewohnheit, als aus Armuth, aber es fällt sehr auf, wenn man aus England kommt, wo dies unerhört ist.

Edinburgh hat viele schöne Gasthöfe, aber wir konnten in keinem unterkommen, denn es waren die letzten Tage des Pferderennens, wo alle Häuser von Fremden vollgepfropft sind. Wir fanden indessen bald ein artiges Logis bei einem Kupferstichhändler und freuten uns, das Volk einmal in seiner Nationalfreude zu sehen.

Die Stadt Edinburgh, von beträchtlicher Größe, ist eine der schönsten und häßlichsten Städte zugleich und verdient in dieser Hinsicht mit Marseille verglichen zu werden. Die Altstadt, ein Grauen und Ekel erregender Klumpen alter, schmutziger, den Einsturz drohender Häuser, die ohne Ordnung in engen, winkligen Straßen an und über einander geworfen zu sein scheinen; die Neustadt dagegen wetteifernd mit den schönsten Städten Europas. Edinburghs ganze Lage ist einzig in ihrer Art, von hoher romantischer Schönheit.

An den Seiten eines hohen Felsens, der sich an eine lange, majestätische Reihe anderer Felsen anschließt, liegen die Häuser der alten Stadt wie Schwalbennester angeklebt, unter und über einander; einige dieser Häuser haben, von der Straße aus gesehen, zehn Stockwerke, während sie von der andern Seite deren nur zwei oder drei zählen, und man aus dem vierten oder fünften Stock der niedriger liegenden Seite auf der hohen entgegengesetzten geraden Fußes ins Freie geht. Wie krumm, wie eng und winklig der größte Theil dieser Straßen ist, läßt sich gar nicht beschreiben. Einige derselben führen die steilsten Anhöhen hinauf und hinab, auf die allerbeschwerlichste Weise. Auf dem höchsten Gipfel dieser Felsenkette thront die uralte Wohnung der schottischen Könige, das Kastell, hoch über den

Häusern der übrigen Einwohner. Eine tiefe Kluft, aus welcher jene Felsen steil, fast senkrecht emporsteigen, trennt die alte Stadt von einer Anhöhe, auf welcher die neue Stadt erbaut ist. Einige schöne steinerne Brücken führen hinüber und vereinigen beide Städte. Von einer dieser Brücken sieht man tief im Abgrunde Straßen wie im Erebus verborgen, denen Sonne und Mond fast nie scheinen, und deren Dächer noch lange nicht bis zur Grundmauer der Brücke hinanreichen. Die Menschen, welche dort wandeln, erscheinen wie Gnomen. Nur ein Theil dieser Kluft ist bebaut, der übrige wird zum Theil als Viehweide benutzt, zum Theil liegt er steinig und unfruchtbar da.

In der neuen Stadt sind alle Straßen regelmäßig, breit, wohlgepflastert, auf beiden Seiten mit breiten Fußwegen versehen; in Hinsicht auf Schönheit, Solidität und Geschmack der aus Quadersteinen erbauten Häuser übertrifft dieser Stadttheil vielleicht jede andere Stadt.

Wie in London, giebt es auch hier große Plätze, umgeben von schönen Gebäuden und in ihrer Mitte einen mit eisernem Geländer eingefaßten hübschen Garten oder einen schönen Grasplatz. Fast alle Straßen bieten die Aussicht aufs Meer. Dieses große, ewig wechselnde, ewig neue Schauspiel erhält hier noch durch eine Menge kleiner, zerstreut liegender Inseln einen neuen Reiz. Ferne kleine Berge begrenzen von der einen Seite die große Perspektive, die von der andern Seite ins Unendliche sich ausbreitet.

Unvergeßlich bleibt uns ein Abend, den wir in Princes-Street bei einem unserer Bekannten zubrachten. Diese, eine englische Meile lange Straße besteht nur aus Einer Reihe sehr schöner Häuser, gegenüber begrenzt eine eiserne Ballustrade die Kluft, welche die alte Stadt von der neuen scheidet, und welche gerade hier unbebaut Kühen und Ziegen zur Weide dient. Senkrecht steigen daraus die ganz nackten Felsen empor, wild, zackig, in schönen, wechselnden Formen. Hoch liegt die alte Königsburg und andere alterthümliche Gebäude; über ihnen droht, von blauen Nebeln umwoben, König Arthur's Sitz, ein wunderbar geformter Fels, fast wie ein Thron gestaltet. Von ihm erzählt sich das Volk manche schauerliche Sage der Vorzeit. In seiner Nähe erblickt man auf einem andern Felsen die Ruinen eines alten Schlosses, in welchem die unglückliche Maria Stuart von ihrem eigenen Volke gefangen gehalten wurde, ehe sie nach England in den Tod ging. Das Meer begrenzt die Aussicht am Ende der Straße. Hier sahen wir die sinkende Sonne die Spitzen der Felsen röthen, später den Mond die Wellen des Meeres versilbern, und schieden mit der Ueberzeugung, daß nicht leicht eine andere große volkreiche Stadt uns ein ähnliches Schauspiel darbieten werde.

Die dritte Abtheilung von Edinburgh ist Leith. Eigentlich eine Stadt für sich, aber fast mit Edinburgh zusammenhängend, kann sie noch dazu gerechnet werden. Tiefe Lage, hart am Hafen, sumpfig und unangenehm. Hier sind die Schiffswerfte, Magazine, Komptoire und die Wohnungen Derer, die es mit dem Handel und der Industrie zu thun haben. Hier

ist viel Gedränge, Stoßen und Treiben; wir waren froh, bald dem Gewühl zu entkommen.

Das schönste Gebäude in Edinburgh ist das Register-Office; es dient zu mancherlei Zwecken des öffentlichen städtischen Lebens. In einer durch eine Kuppel von oben erleuchteten Rotunde sahen wir hier die marmorne Statue des Königs. Mrs. Damer, eine vornehme Dame in London, hat sie der Stadt geschenkt, und was das Merkwürdigste dabei ist, sie hat sie selbst verfertigt. Man muß ihren guten Willen ehren; die Statue selbst ist ein unförmliches Machwerk.

Das Kastell selbst ist ehrwürdig durch seine ehemalige Bestimmung, sein Alter und seine imposante Lage, hoch auf dem Gipfel des Felsens. Holyroodhouse, die Residenz des Königs von Großbritannien, wenn er einmal nach Edinburgh kommen sollte, ist ein großes, ganz gewöhnliches altmodisches Schloß, welches sich auf keine Weise auszeichnet, aber immer noch hübscher ist als St. James in London. Verschiedene Privatpersonen, denen der König die Erlaubniß dazu gab, bewohnen es jetzt; auch war es die Residenz des Grafen Artois. Die Wohnungen im Schlosse und dem es zunächst umgebenden Bezirke haben das Vorrecht, daß Niemand Schulden halber darin arretirt werden kann. Sie werden deshalb sehr gesucht, besonders — wie man uns versicherte — vom schottischen Adel.

Der Graf Artois*) machte nothgedrungen von diesem Vorrechte Gebrauch und ging, wie die übrigen Bewohner dieses kleinen Freistaats, nur Sonntags aus dem Bezirke, wo man es mit aller Sicherheit kann. Uebrigens lebte er hier so viel als möglich wie weiland in Versailles. Zweimal die Woche speiste er öffentlich, und zwar allein, wie es die Etikette vorschreibt. Dreimal die Woche hielt er vor einem Hofe von Emigranten, die er um sich versammelte, Lever u. s. f. Wir sahen seine Zimmer; sie sind so ganz bürgerlich einfach, daß sie ihn doch an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge erinnert haben müssen.

Bei aller romantischen Pracht und Schönheit eignet sich die Lage Edinburghs doch wenig zu Spaziergängen. Es fehlt in der Nähe an Schatten, an ländlicher Lieblichkeit; doch findet man auch diese, wenn man sich die Mühe nehmen will, sie eine oder zwei Stunden weit aufzusuchen.

In den ersten Tagen unsers Hierseins erfüllte während des Pferderennens, des Karnevals der Briten, ungewöhnliches Leben die ganze Stadt. Die Vergnügungen jagten einander in dieser Woche. Sonst lebt man hier stiller, einfacher, mehr ein Familienleben auf deutsche Weise, als in London. Die Kinder werden nicht, wie es dort durchaus gewöhnlich ist, in Pensionen erzogen, sie wachsen im Hause unter den Aeltern heran.

Die äußere Frömmigkeit und besonders die Feier des Sonntags wird aber hier noch strenger beobachtet als dort. Einer unserer Bekannten,

---

*) Der jüngere Bruder Ludwig's XVI., nachmaliger König Karl X. von Frankreich. Der ältere (Graf von Provence) war Ludwig XVIII.

welcher uns eines Morgens am Sonntage zu einer Spazierfahrt abholte, schloß sorgfältig die Jalousien an seinem Wagen, so lange wir in der Stadt fuhren, weil er sich scheute, den Leuten, die in die Kirche gingen, zu zeigen, daß er in einer Stunde spazieren fahre, welche eine andere Bestimmung hat. Am Sonntagmorgen werden alle musikalischen Instrumente, alle Bücher, die nicht religiösen Inhalts sind, alle Spielkarten, alle Handarbeiten, auch die unbedeutendsten, sorgfältig weggeschlossen, damit selbst ihr Anblick nicht störend wirke. Jedermann geht in die Kirche und hält Andachtsübungen zu Hause, wobei alle Hausgenossen bis auf den geringsten Bedienten erscheinen müssen. Jede Ergötzung ist hoch verpönt; den Herren bleibt nur die Flasche, bei welcher sie diesen Tag möglichst lange verweilen, und den Damen der Theetisch.

Zuvorkommende, gutmüthige Freundlichkeit und ein gewisses treuherzig-fröhliches Wesen unterscheidet den Schotten merklich vom Engländer. Man achtet hier die Fremden mehr als in England, ist bekannter mit ihren Sitten und Gebräuchen, denn die Armuth zwingt den Schotten oft, in der weiten Welt ein Fortkommen zu suchen, und er sucht es lieber recht fern, als in England, wo man sein geliebtes Vaterland mit gewisser Verachtung betrachtet. Der größte Theil der in Deutschland und andern Ländern angesiedelten Briten sind eigentlich Schottländer.

Frömmigkeit, Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit ist der Charakter des Volks im Allgemeinen; dazu eine ungemessene Liebe zu ihrem Lande, zu ihrer vaterländischen Literatur. Mit ihr, wie mit den Alten, ist Jeder bekannt, der nur einigen Anspruch auf Bildung macht. Sie hegen hohe Ehrfurcht für Alles, was auf ihre ehemaligen besseren Tage hindeutet. Maria Stuart hat hier noch unzählige warme Verehrer, und jede Reliquie, die von ihr übrig geblieben, wird wie ein Heiligthum betrachtet und sorgfältig aufbewahrt.

Die bildende Kunst will unter britischem Himmel nicht recht gedeihen; doch daß sie wenigstens nicht immer dort nach Brode geht, davon fanden wir den Beweis bei einem wirklich ausgezeichnet guten Künstler, mit Namen Reaburn. Wir besuchten ihn in seinem eigenen, elegant gebauten und möblirten Hause, in welchem er mit seiner Frau und vier Kindern auf einem sehr angenehmen Fuß lebt. Ein ähnliches Landhaus besitzt er vor der Stadt, und alles dies erwarb ihm sein Pinsel, denn er war ohne Vermögen. Freilich hat er einen Kunstzweig erwählt, der wohl nirgends so belohnt werden würde als in Großbritannien: er malt Pferde, aber so wunderschön, mit solcher Wahrheit, daß selbst ein nichtenglisches Auge davon entzückt werden muß. Auch menschliche Porträts gelingen ihm gut, aber die Konterfeis der vierfüßigen Lieblinge manches reichen Lords haben eigentlich doch seinen Ruhm gegründet.

* * *

Pferderennen.

Das Pferderennen, welches so viel Fremde in Edinburgh versammelt hatte, konnten wir nicht unbesucht lassen; wir wohnten noch den beiden letzten und wichtigsten bei. Gewöhnlich werden sie in andern Orten auf einer dazu eingerichteten großen Wiese gehalten; hier aber hat man, wunderlich genug, das Ufer des Meeres bei Leith dazu gewählt, den Strand, welchen das Meer zur Zeit der Fluth bedeckt. Darum muß die Stunde genau abgepaßt werden. Uns schien die Expedition nicht ganz ohne Gefahr. Sollte den alten Poseidon einmal eine Laune anwandeln, und er schickte seine Wogen etwas früher zurück, so möchte wohl die Katastrophe des Königs Pharao im Rothen Meere nochmals wiederholt werden, und Edinburgh wäre mit einem Male verödet, denn Niemand bleibt bei diesem wichtigen Feste zu Hause, wenn er nicht muß.

Auf dem nassen, pfützenreichen Sande, wo es unbegreiflich ist, wie die Pferde festen Tritt haben können, und der noch obendrein wie ein Fischmarkt riecht, ist ein Platz mit Schranken von Stricken umgeben. Alte invalide Soldaten stehen rings umher und halten auf Ordnung. An einem Ende dieses Platzes sitzen die Kampfrichter, auf einem hohen, mit Fähnchen verzierten Gerüste, gravitätisch wie Rhadamant mit seinen Kollegen; die Helden des Tages, die Pferde, stehen daneben.

Eine unzählige Menge Menschen umgiebt den Platz. Auf den Dächern, an den Fenstern der benachbarten Häuser von Leith, auf den Mauern, auf eigens dazu erbauten Gerüsten, auf dem Quai des Hafens, überall, wo nur ein Plätzchen zu finden ist, haben neugierige Fußgänger sich hingestellt. Diese bunte, fröhliche Menge giebt, vom Rennplatz aus gesehen, einen hübschen Anblick. Die Glücklichen, welche über ein Fuhrwerk oder Pferd disponiren können, tummeln sich, in Erwartung des großen Schauspiels, lustig auf der Rennbahn herum und geben selbst dem Beobachter einen sehr belustigenden Anblick. Prächtige, mit Wappen und Grafenkronen verzierte Equipagen, mit vier stolzen Rossen bespannt, und Karren mit einem alten lebensmüden Gaul, Reiter und Reitpferde aller Art, Whiskys, Karrikles, alle möglichen Fuhrwerke, welche der Luxus und die Lust zu fahren nur erfinden konnten, fahren und reiten unter einander herum im bunten Gewühl. Alles patscht ohne Zweck und Ziel die Kreuz und Quer im Schlamme und nassen Sande lustig darauf los.

Während der Zeit wird Alles genau von den Kampfrichtern untersucht, damit kein Betrug irgend einer Art beim Rennen vorgehe. Die Jockeys, welche schon geraume Zeit vorher sich durch strenge Diät auf diesen großen Tag vorbereiten mußten, werden sorgfältig gewogen; keiner darf schwerer sein als der andere, deshalb wird dem leichtern das fehlende Gewicht durch Blei in den Taschen ersetzt.

Die wettlustigen Zuschauer schließen indeß ihre Wetten. Ein Trommelschlag wirbelt durch die Luft, und Alles eilt, sich an den Seiten zu

rangiren; Jeder strebt einen guten Platz zum Sehen zu bekommen, viele Männer steigen aus den Kutschen heraus oben auf die Imperiale, einige Frauenzimmer setzen sich auf den hohen Kutschersitz neben den Kutscher; Alles ist in der gespanntesten Erwartung. Mit dem zweiten Trommelschlage laufen die Renner aus, man hält den Athem an vor Begierde, sie zu sehen; man sieht sie fast nur einen Moment mit Blitzesschnelle vorüberjagen und hernach auf der entgegengesetzten Seite ganz in der Ferne. Sie nahen wieder, sie stürmen zum zweiten Male vorbei, sie nähern sich zum zweiten Male dem Ziele, und nun reiten alle alte und junge John Bulls, auf die halsbrechendste Weise, ohne auf irgend Etwas zu achten, hinterdrein, um bei der Entscheidung gegenwärtig zu sein. Die Pferde durchlaufen zwei Mal, ohne anzuhalten, die Bahn, und das, welches zum zweiten Mal am ersten das Ziel erreicht, hat gesiegt.

Der Weg, den die Renner zurücklegen, beträgt, genau gemessen, vier englische Meilen, von denen man fünf auf eine deutsche rechnet; die Zeit aber, in welcher sie diesen Raum durchmessen, ist unglaublich kurz. Sowie das erste Rennen vorüber ist, fährt und reitet Alles wieder auf dem Platze durch einander, wie zuvor, bis ein neuer Trommelschlag verkündet, daß andere Pferde zum Laufen bereit sind, und die Zuschauer wieder zur Ordnung verweist. Jeden Morgen während der Woche des Pferderennens werden drei solche Wettläufe gehalten. Nach dem dritten eilt Alles sehr befriedigt nach Hause.

Es ist nicht erfreulich, die Pferde am Ziel anlangen zu sehen; ermattet, mit Schweiß bedeckt, athmen sie kaum noch, und das Blut strömt aus ihren von den Sporen zerrissenen Seiten. Auch die Jockeys sinken fast hin vor Ermattung; das pfeilschnelle Rennen benimmt ihnen den Athem, sie müssen unaufhörlich mit der einen Hand vor dem Munde die Luft zu zertheilen suchen, um nicht zu ersticken.

Die übrige Zeit des Tages, welche Toilette und die Freuden der Tafel frei lassen, wird in dieser Woche auf mannigfache Weise hingebracht. Zerstreuung ist genug vorhanden. Wachsfiguren, Seiltänzer, Panoramas u. s. w. unterhalten die Menge. Abends wechseln Bälle, Konzerte und Assembléen in den eigens zu diesem Zweck bestimmten schönen Sälen. Auch ein Vauxhall giebt es hier. Obgleich recht hübsch eingerichtet, hält es doch keinen Vergleich mit dem berühmten Vauxhall in London aus, das wohl immer das einzige in seiner Art bleiben wird.*)

*) Reizender, blendender, feenhafter läßt sich kaum Etwas denken, als der in einer kleinen Entfernung von London am Ufer der Themse gelegene Vauxhallgarten, besonders an sogenannten Gallanächten, wenn er zur Feier des Geburtstages irgend eines Mitgliedes der königlichen Familie in doppelter Erleuchtung prangt. Gegen 15,000 wohlgekleidete Männer und Frauen wandeln dann im Schimmer unzähliger Lampen auf diesem magischen Fleckchen Erde zwischen schönen Bäumen und blühenden Sträuchern umher. Musik tönt durch die laue Sommernacht, Alles athmet Lust und Vergnügen, es ist, als beträte man das Paradies der Muhamedaner. — In der Mitte

Das Theater wird stark besucht, und das Publikum darin ist laut, ungestüm und souverän herrschend, wie in London; das Haus nicht groß, aber hübsch dekorirt, gut erleuchtet und zweckmäßig eingerichtet. Nur die Schauspieler zeichnen sich auf keine Weise aus, und die Schauspielerinnen sind nicht einmal mittelmäßig.

In dem freundlichen Konzertsale wohnte ich einem echt schottischen Kanzerte bei. Es war ein Vokalkonzert angekündigt und bestand nur aus drei Singstimmen, begleitet von einem Pianoforte. Die Sänger gaben den ganzen Abend nur leichte Romanzen, Lieder und dreistimmige Kanons, hier Glees genannt. Diese Art Musik ist in England, noch mehr in Schottland sehr beliebt. Musik und Text waren ganz schottisch, letzterer oft aus Ossian entlehnt, erstere durchaus sanft und klagend, durch Molltöne sich hinwindend. Manche uralte Melodie ertönte hier und wurde mit heißer Vaterlandsliebe aufgenommen. Das Ganze wäre für eine Stunde recht angenehm gewesen, aber es hatte den Fehler aller Ergötzlichkeiten in Großbritannien, es währte zu lange. Das Auditorium war indessen aufmerksam bis ans Ende; nur einige ältliche Herren, die sich wahrscheinlich bei Tische das Wohl der Nation zu sehr zu Herzen genommen hatten, verfielen in süßen Schlummer und schnarchten überlaut den Grundbaß zu dem etwas magern Akkompagnement des Pianoforte. Die Singstimmen waren gut und sangen diese einfachen Melodien, wie sie gesungen werden müssen, schmucklos, richtig und ausdrucksvoll.

Die lärmende Woche war nun vorüber, die Sehenswürdigkeiten wurden eingepackt; die Assembléesäle geschlossen, die Fremden reisten fort, die Einheimischen zogen zum Theil auf ihre Landhäuser, und Alles kehrte zur gewohnten Ordnung und Stille zurück.

---

eines großen, ringsum von Bäumen überschatteten Platzes erhebt sich das Orchester hoch in die Luft. Aus tausendfarbigen Lampen zusammengesetzt strahlt es blitzend gegen den dunkeln nächtlichen Himmel, wie ein aus Edelsteinen erbauter Feenpalast. Hinter den reich erleuchteten Bäumen ziehen sich bedeckte Arkaden hin, unter denen mehrere Hundert kleine Bogen und Pavillons angebracht sind. Auch hier reiht sich Lampe an Lampe. Am Ende der erleuchteten Baumgänge sind transparente Gemälde angebracht. Viele Säle, mit Statuen, Transparents, Blumen und krystallenen Girandolen geziert, bieten Schutz gegen Kälte, Wind oder plötzlich einfallenden Regen.

Mehr als hundert wohlgekleidete, gewandte Aufwärter stehen neben den Bogen, welche den großen Platz umgeben. Jedes Winks gewärtig, besetzen sie im Nu die darin fertig gedeckten Tische mit allen möglichen Speisen und Getränken.

Trotz der großen Menschenmenge hört man doch nirgends wilden Lärm. Schweigend und flüsternd wandelt Alles umher und lauscht den Tönen des Orchesters oder der beliebtesten Sänger, die sich mit Arien, Volksliedern, Kanons u. s. w. hören lassen. Eine Glocke ruft, und nun eilt die Gesellschaft in einen entfernten Theil des Gartens, wo ein Wasserfall oder sonst eine ländliche Szene auf das Täuschendste nachgebildet ist. Dann wird in einem andern Theile des Gartens wieder ein Feuerwerk abgebrannt u. s. f. Oft macht erst der Tag den Freuden ein Ende.

7. a. Manchester und seine Baumwollenspinnerei.*)

Nach London kenne ich in ganz Großbritannien keine Stadt, die auf den Fremden einen tieferen Eindruck macht, als Manchester. Nie, so lange die Weltgeschichte rinnt, gab es auf dem Globus eine Stadt, welche Manchester ähnlich war, in ihrer äußern Erscheinung, in ihrer merkwürdigen Thätigkeit, in ihrer Waarenfülle, in ihrer Masse wundersamer Erfindungen, in ihren moralischen und politischen Phänomenen. Da der Leser, der Manchester nicht kennt, ein allgemeines Bild von dieser Stadt nicht verstehen kann, wenn er nicht die einzelnen Züge und Theile, aus denen dieses Bild zusammengesetzt ist, etwas näher betrachtet hat, so lade ich ihn ein, zuerst mit mir diejenigen einzelnen Gegenstände zu besehen, welche mir dort zu sehen Gelegenheit gegeben wurde (ich muß bedauern, daß es im Vergleich zu der Menge vorhandener Dinge so wenige sind), und dann auf das Ganze dieser Stadt einen überschaulichen und umfassenden Rückblick zu thun. Wenn man in einer so außerordentlichen Stadt wie Manchester ankommt, und von dem ganzen Meere neuer Dinge überschwenglich angeregt wird, so wagt man es anfangs kaum, einen Schritt und einen sichern Blick zu thun. Man scheut sich gewissermaßen, diesem Riesen gerade ins Angesicht zu blicken, bis man erst einige Stücke verstehen und dann allmählig ganze Theile und endlich das Ganze überschauen lernt. Da es im Grunde einerlei ist, in welcher Reihenfolge ich diese Beiträge gebe, so will ich die Dinge so geben, wie sie sich mir bei meinen, wie gesagt, schüchternen Spaziergängen in dieser gewaltigen Stadt darboten.

Unter den verschiedenen bewundernswerthen Dingen, die man in Manchester sehen kann, nehmen ohne Zweifel die Baumwollenfabriken mit ihren Arbeits- und Maschinenwundern den ersten Rang ein; denn sie sind es, um welche sich hier das Interesse aller Menschen dreht. Es ist schwer, alle die außerordentlichen und zuvor in der Geschichte der Menschen unerhörten Erscheinungen, welche der Kattun herbeigeführt hat, anzugeben. Die Welt hatte noch vor hundert Jahren keine Ahnung davon, daß ein solcher Riese, der die Staaten so mächtig verbinden, der so gewaltige Geldkräfte schaffen, der ein Reich wie England so enorm aufregen sollte, geboren werden würde, und jetzt steht er schon wie ein unvergleichlicher Gigant da.

Durch die Erfindungen, die in Bezug auf die Baumwolle gemacht sind, erscheint der Mensch nun wie mit tausend Händen gewappnet. Viele jetzt errichtete „Mules“ (Spinnräder) haben 1100 Spindeln. Selbst nicht der kühnste Projektenmacher aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ließ es sich träumen, daß so etwas in kurzer Zeit möglich werden könnte. Es wird jetzt 260 Mal mehr Baumwolle in England eingeführt, als vor hundert Jahren. (Im Jahre 1741: 1,600,000 Pfund und im Jahre 1841 etwas mehr als 400 Millionen.) Keiner der bedeutenderen Handelszweige

*) Vgl. Augsburger „Allgemeine Zeitung“ von 1843, Nr. 237.

hat eine solche monströse Vermehrung erfahren. Durch die Baumwolle ist in der kurzen Zeit von funfzig Jahren zwischen zwei der mächtigsten Staaten der Erde, zwischen den nordamerikanischen Freistaaten und Großbritannien, das Handelsband angesponnen, dessen Anschwellung ohne Gleichen ist. Im Jahre 1835 betrug der Werth der von Nordamerika nach England verschifften Waaren und Produkte 65 Mill. Dollars. Im Jahre 1851 bezahlte England für ausländische Baumwolle, die meist aus Amerika bezogen ward, 16 Millionen Pfund Sterling.

Unter den verschiedenen Maschinen, welche für die Behandlung der Baumwolle erfunden wurden, giebt es solche, wie z. B. die Baumwollenreinigungsmaschine des Herrn Whitney, durch deren Erfindung und Einführung ein einziges Volk, das der Vereinigten Staaten, in 45 Jahren nicht weniger als 200 Mill. Pfd. St. gewann.*) Welcher andere Zweig der menschlichen Erfindungsthätigkeit zeigt auf ähnliche Weise folgenreiche Erfindnngen? Durch den Riesengeist der englischen Erfindungen, der in der Baumwolle thätig war, sind neue Länder in europäische Interessen gewissermaßen hineingesponnen, die wir früher mit gar keiner Waare gewinnen konnten. China und Ostindien, diese kunst- und waarenreichen Länder, in denen Baumwollenzeuge die gewöhnliche Kleidung sind, und die uns sonst vorzugsweise baumwollene Waaren sandten, haben wir, die uralte Waarenströmung aus ihrer Richtung werfend und sie umkehrend, mit ihren eigenen Waffen angegriffen. Im Jahre 1836 wurden von England nach Ostindien für 2,582,000 Pfd. St. baumwollene Waaren gesandt. Und China empfing in demselben Jahre 10 Mill. Ellen weißes Baumwollenzeug, 2,500,000 Ellen gefärbtes Baumwollenzeug und 3 Mill. Pfund Baumwollengarn.

So haben die Baumwollenfabrikate, deren Preis die englischen Erfindungen in zwanzig Jahren auf den vierten Theil herunterbrachten,**) uns gelehrt, was uns keines unserer Kunstprodukte lehren konnte, jene Völker des fernen Ostens an europäische Waaren zu gewöhnen und sie so von uns abhängig zu machen.

Herr M'Culloch berechnet, daß in England nicht weniger als 1,200,000 bis 1,400,000 Personen bloß mit der Fabrikation der Baumwollenwaaren beschäftigt sind. Jetzt denke man an die Hunderttausende, welche mit der Verhandlung, der Transportirung und Verschiffung dieser Stoffe sich beschäftigen; man denke an solche, mit der Entwickelung der Baumwollenfabrikation schwindelnd emporgestiegene Städte, wie Liverpool, man denke

*) Vor Hrn. Whitney's Maschinen im Jahre 1793 konnte man gewisse Arten von Baumwolle gar nicht gebrauchen, die aber nun in Gebrauch kamen, und wodurch der Mehrverbrauch seit dem Jahre 1793 von einem nordamerikanischen Statistiker auf die besagte Summe angeschlagen ist.

**) Im Jahre 1814 war der Durchschnittspreis eines Stückes Calico in Manchester 24 Schilling 2 Pence; im Jahre 1833 aber 6 Schilling und 2 Pence.

an die Meere, die von mit Baumwolle beladenen Schiffen wimmeln, an die Millionen, die in Nordamerika als freie Pflanzer oder Neger, in Aegypten als Sklaven des Pascha, in Brasilien als Sklaven der Plantagenbesitzer an der Produzirung der Baumwolle arbeiten und dadurch ihr Leben fristen; man denke ferner an alle Nationen des Erdballs, die sammt und sonders jetzt zwei-, drei-, zehnmal mehr Baumwollenstoffe tragen als früher, und deren Sitten und Gewohnheiten dadurch zum Theil wesentlich verändert worden sind, und man erstaune über die Resultate, welche diese merkwürdige menschliche Thätigkeit, deren Mittelpunkt Manchester ist, herbeigeführt hat.

Man sagte mir, daß ich nicht in Manchester selbst, sondern in der benachbarten Stadt Stockport die besten und vollkommensten dieser merkwürdigen Fabriken, die auf eine so dominirende Weise an dem Schicksale so vieler Millionen Menschen arbeiten, sehen könnte; ich fuhr daher eines Morgens mit der Eisenbahn zu dieser Stadt hinaus.

Ich erinnere mich, daß ich einmal in meinem Leben, ich weiß nicht mehr, in welchem Jahre, nachdem ich meine Schulzeit längst vollendet hatte, nicht wußte, wo die bekannte Stadt Burg (im Süden von Berlin) liege, und daß ich mir dadurch einen großen Tadel von Seiten eines Freundes zuzog, der mich sogar über meine Unwissenheit erröthen machte. „Ei, ei! Schämen Sie sich, mein Bester! Sie kennen Burg nicht, und es ist doch eine Stadt mit 12,000 Einwohnern? Das nimmt mich Wunder!" Nun, reist man ein wenig in der Welt herum, so wird man allmählig gegen solche Vorwürfe abgehärtet, besonders hier in Lancashire, wo des Erröthens kein Ende wäre, wenn man sich über jede unbekannte Stadt, die mehr als 10,000 Einwohner hat, schämen sollte.

Man hat berechnet, daß in einem Umkreis von 12 englischen Meilen um das Börsengebäude von Manchester herum außer Manchester nicht weniger als 280 Städte und Dörfer liegen, die auch alle mehr oder weniger mit der Baumwollenmanufaktur in Verbindung stehen, und die in Summa von mehr als einer Million Menschen bewohnt sind.

Für die meisten ist Manchester der große Marktplatz, und seine Börse ihre Gebieterin. Man nennt in Manchester diejenigen Fabrikanten, welche aus den umliegenden Distrikten zur Stadt kommen, country manufacturers, attending the Manchester market (welche den Markt von Manchester besuchen).

Die Fabrik, welche mir als die besteingerichtete aller jetzt existirenden bezeichnet wurde, war die der Herren Orell in Stockport, „Orell's Mill." (Es ist sonderbar, daß die Engländer alle ihre großen Maschinenwerke auch Mühlen nennen, obgleich in ihnen an das Mahlen irgend einer Sache nicht im geringsten gedacht wird.) Bei Herrn Orell's „Mühle," sagte man mir, würde ich alle neuesten Verbesserungen der Welt sehen können. Bis auf die neuesten Tage herab ist nämlich die Verbesserung der Spinn- und Webemaschinen noch immer fortgegangen; und seit der Zeit Hargreave's,

Arkwright's Crompton's, Whitney's und Watt's, Herren, die alle ein wesentliches Stück in das große Räderwerk einer Baumwollenmaschine hineinfügten, hat noch jedes Jahrzehend irgend eine unerwartete, außerordentliche und folgenreiche Erfahrung gebracht. Eins der letzten dieser außerordentlichen Dinge aus dem Jahrzehend der dreißiger Jahre ist die sogenannte „selfacting mule," nämlich ein Spindelwagen, der sich von selbst, d. h. durch die Maschinerie getrieben, ein- und auszieht. Bisher mußte dies Ein- und Ausziehen durch Menschenhände geschehen, und jetzt haben diese nun weiter gar nichts mehr beim ganzen Spinnen zu thun, als das Einschütten und Vertheilen der rohen Baumwolle und das Anknüpfen der zerrissenen Fäden. Sämmtliche andere Operationen, das Reinigen der Baumwolle, das Kämmen, das Spinnen, das Zwirnen, das Aufrollen, das Abhaspeln und noch mehrere andere nicht genannte Manipulationen werden sammt und sonders von der Maschine übernommen. Es wäre vielleicht möglich, daß man in Zukunft auch das Magazin für rohe Baumwolle und das zur Aufbewahrung der fabrizirten Baumwollenwaaren so mit der Fabrik in Verbindung setzte, daß die letztere die rohe Baumwolle auf der einen Seite von selbst, ohne Zuthun der Menschen, empfinge, und auf der andern die fertige Baumwolle auch von selbst wieder packetweise in das Magazin niederlegte. Vollkommen undenkbar aber scheint es, daß man je eine Maschine so empfindlich machen könnte, daß das Reißen eines der kleinen Baumwollenfäden einen Einfluß auf sie üben, und daß eine Vorrichtung dabei getroffen werden könnte, die diese kleinen Unregelmäßigkeiten wieder auszugleichen vermöchte. Das Anknüpfen der besagten Fäden scheint also das einzige Geschäft zu sein, das immerfort in den Händen der Menschen bleiben wird.

Sogar das Füttern des Ofens in der Dampfmaschine mit Kohlen hat man jetzt den Menschen entwunden. Auch dies geschieht jetzt vermittelst Maschinen, die man „self-feeders" (Selbstfütterer) nennt. Ich hatte schon in einer Fabrik in Leeds einige solche self-feeders, die sich jetzt mehr und mehr in den englischen Fabriken verbreiten, gesehen. Man kennt sie, wie man mir sagte, in England erst seit acht Jahren. Den vollkommensten sah ich in der Orell'schen Fabrik, wo es darauf ankam, eine ungeheure Dampfmaschine von 240 Pferdekraft regelmäßig mit der ihr nöthigen Quantität von Kohlen zu versehen. Man kann sich von dieser interessanten Maschinerie ungefähr folgende Vorstellung machen. Von dem Kohlenboden gehen große hölzerne Trichter in den Raum hinab, in welchem sich die Ofenmündungen befinden; vor jeder Ofenmündung kommt das enge Ende eines Trichters herab. Die Kohlen sind in lauter kleine Stücke zerschlagen und werden oben in den Trichter hineingefüllt. Unten fallen sie in eine kleine eiserne Kapsel, und zwar auf ein rasch sich drehendes Rädchen mit Flügeln, das mit der Dampfmaschine selbst zusammenhängt und von ihr in Bewegung gesetzt wird; die Flügel dieses Rades ergreifen nun die Kohlenbrocken und werfen oder spritzen sie immer in gleichen Quantitäten

in den Ofen hinein, und zwar ist die Sache so eingerichtet, daß sie sich nirgends im Ofen auf einer Stelle anhäufen, sondern daß sie sich, in einem gleichmäßig vertheilten Regen heranfliegend, darin vertheilen. Auch können die Leute das Rad so stellen, daß dieser Kohlenregen entweder stärker oder geringer wird. Die Leute haben nichts weiter dabei zu thun, als die Kohlen oben immer nachzufüllen und die Maschine zu Zeiten zu stellen. Auch geht auf diese Weise durch beständiges Oeffnen und Schließen des Ofens keine Hitze verloren.

Die meisten andern großen Mills sind erst allmählig zu ihrer Größe angeschwollen, und die verschiedenen neuen Erfindungen und Verbesserungen sind erst von Zeit zu Zeit nachgetragen. Diese Orell'sche aber hat den Vorzug, daß sie gleich in ihrer jetzigen Größe und mit Benutzung aller neuen Erfindungen auf einmal von einem und demselben Baumeister in einem Gusse und nach einem einzigen Plane errichtet ist. Es ist eine vollständige Baumwollenfaktorei, d. h. es wird die Baumwolle roh, wie sie aus Amerika oder Aegypten kommt, in Arbeit genommen, gereinigt, gesponnen und gewebt. Sie haben nicht weniger als 1300 Looms (Webestühle). Diese waren alle in einem und demselben Raume, dem weaving room (Webezimmer), und 650 Mädchen dabei beschäftigt. Das schnurrende Getriebe in dem weiten Raume eines solchen Zimmers schlug uns mit einem Geräusch wie die Brandung des Meeres entgegen.

Der power-loom, der von Dampfkraft getriebene Webestuhl — unsere Fabrikanten sollten dies kurze Wort übersetzen und annehmen: der Kraft-Webestuhl — arbeitet nicht nur zehnmal so rasch, als der hand-loom (Handwebestuhl), sondern auch viel besser. Das Gewebe wird viel gleicher, da jeder Schlag von der Maschine viel gleichmäßiger ist als der, den die menschliche Hand giebt. Jeder power-loom bringt in einem Tage ein Stück Calico zu Wege. Die ganze Fabrik giebt also an einem Tage 1300 Stück Calico, oder in einem Jahre zu etwa 300 Tagen (bei Abrechnung der Festtage 390,000 Stück Calico. In dem obern Raume des Hauses wurde auch noch so viel gesponnen, als etwa 50,000 Spinner sonst mit den gewöhnlichen Spinnrädern zu Stande bringen konnten. Es giebt Prozesse in der Baumwollenbearbeitung, bei denen die menschliche Schaffungskraft durch die Maschinen auf das Zweihundertfache gesteigert ist.*)

---

*) Dies behauptete fürs Spinnen einer der besten Kenner in dieser Sache, Herr Kennedy, im Jahr 1813. Jetzt gilt dies ohne Zweifel in einem weit höhern Grade. In der Grafschaft Lancaster wird jährlich zu Calicos so viel Baumwollengarn verwebt, als 20 Millionen Spinnerinnen mit der Spindel nicht zu produziren vermöchten, und die Zahl der Spinner und Weber, die vor Anwendung der Dampfmaschinen nur auf 50,000 sich belief, ist jetzt in England auf 1¼ Million gestiegen. Abgesehen von dem, was England ausführt, ist schon der heimische Verbrauch des Garns so bedeutend, daß bereits in der älteren Geschichte der britischen Baumwollenmanufaktur nachgewiesen wird, wie die Länge des jährlich in England versponnenen Garns 51 Abstände der Erde von der Sonne erreicht, also das 51fache von 20,682,000 geograph. Meilen! Denn im Jahr 1851 wurden nicht weniger als 700 Millionen Pfund Baumwolle in

Allein nimmt man auch nur eine hundertfache Steigerung im Durchschnitt für alle jene Prozesse an, so würde daraus hervorgehen, daß jene eine Million Menschen, die sich, mit Maschinen bewaffnet, in England mit der Baumwollenfabrikation beschäftigen, jetzt so viel ausrichten, als in frühern Zeiten 100 Mill. Menschen ausrichteten. Es haben dieselben seit 50 Jahren wahrscheinlich so viel Baumwolle gewebt und gesponnen, als das gesammte frühere Menschengeschlecht in einer ganzen Reihe von Jahrhunderten.

Die Fabrik hat ihre eigene von Dampfkraft getriebene Wasserspritze, die das ganze, sechs Stock hohe Gebäude beherrscht, und es von oben bis unten in wenigen Augenblicken sogleich mit einer enormen Quantität Wasser überschütten kann. Diese Leute wollten die Spritze, um uns ihren Erfolg zu zeigen, spielen lassen: kaum war aber das Wasser in die Pumpe eingetreten, so sahen wir eine Menge Menschen zu den Fenstern hinauswinken und schreien. Wir hörten auf zu pumpen, und als wir hinaufkamen, fand sich, daß in wenigen Augenblicken eine halbe Etage überschwemmt war. Die Oeffnung der oberen durch das ganze Gebäude laufenden Röhren war nicht verschlossen gewesen und hatte zu unserm Schrecken zwischen der Baumwolle eine arge Sündfluth veranlaßt.

Wie gesagt, diese Fabrik war eine der besteingerichteten. Nichtsdestoweniger fand ich die Luft in den Räumen abscheulich und zum Ersticken. Dabei erschreckte mich die ungemeine Enge der kleinen schmalen Gänge zwischen den gefährlichen Maschinen und den rollenden Rädern; der Fußboden war überdies geölt und so glatt wie eine Eisfläche, wahrscheinlich damit sich kein Schmutz darauf festsetze. Die Körbe oder Kasten, in denen die gesponnene Baumwolle durch die Etagen weiter befördert wurde, bestanden aus Büffelhäuten, die auf dem schlüpfrigen Boden glatt dahinglitten. Ein 200 Fuß hoher Schornstein stand auf einer kleinen Anhöhe neben der Fabrik und führte alle ihre Dämpfe in die hohen Lüfte.

Die Arbeit, ihre Dauer, die Bestimmungen über das Alter der in den Fabriken beschäftigten Kinder, kurz alle Bestimmungen über die Fabriken sind in dem sogenannten Factories-Regulation-Act (Faktorei-Regulirungsakt) enthalten. Und Auszüge aus diesem Akt waren in einem Vorraume der Fabrik angeschlagen, wie z. B. solche Bestimmungen, daß Good Friday, „der gute Freitag" (Charfreitag), und Christmas-day Feiertage seien, und daß es außerdem noch 8 half holy-days (Halbfeiertage) gebe, — daß Kinder unter 9 Jahren gar nicht in den Fabriken beschäftigt werden dürften, und Kinder zwischen 9 und 13 Jahren nur 9 Stunden am Tage, die über 13 Jahre aber bis 12 Stunden.

England verbraucht, welche durch die Hände von 1½ Million Arbeitern, die Familien mitgerechnet, durch 3½ Millionen Menschen, also ein Achtel der Gesammtbevölkerung Großbritanniens gingen. Die Ausfuhr betrug 30 Mill. Pfund Sterling (340 Mill. Gulden). Von dem Einflusse dieser Industrie auf das Natinalvermögen kann man sich eine Vorstellung machen, daß 12 Millionen Pfund Sterling oder ein Viertel der ganzen Staatseinnahme von den dabei beschäftigten Personen als Steuer aufgebracht werden.

Die Vertheilung dieser 12 Stunden über den Tag ist natürlich dem Fabrikbesitzer selbst überlassen. In dieser von mir besuchten Fabrik war die Abtheilung und Ordnung folgende: Winter: die Maschine beginnt (Engine starts) um 6 Uhr Morgens. Die Maschine hält an (Engine stops) um 8 Uhr, Frühstück. Engine starts 8 Uhr 30 Minuten — stops 12 Uhr, Mittagsessen — starts um 1 Uhr — stops um 4 Uhr (Thee) — starts um 4 Uhr 30 Minuten — stops 8 Uhr Abends. Sommer: Engine starts um 5 Uhr 30 Minuten. Das Andere wie oben. Diese Dinge wiederholen sich in allen Fabriken auf dieselbe Weise. Ein sehr komplizirtes und weitläufiges Kapitel darunter nehmen immer die Bestimmungen über „time recovered" (über nachzuholende Arbeit und Zeit) ein, wenn die Arbeiter nämlich zu spät gekommen sind, oder sonst Zeit und Arbeit versäumt haben, so können sie diese Arbeit, wenn sie dem Lohnabzuge entgehen wollen, nachholen. Da die Maschine von 240 Pferdekraft nicht für jeden Nacharbeiter sich besonders bewegen kann, so macht dies natürlich einige Schwierigkeit. Daß alle diese Dinge auch gehörig ausgeführt werden, dazu sind die Manufakturgegenden in gewisse Distrikte abgetheilt, und jeder Distrikt hat seinen eigenen Faktoreiinspektor. Das Fabrikwesen ist so eigenthümlicher Art, und es giebt so viele Gewalt über so viele Menschen in die Hände eines Einzigen, daß die Engländer, die sonst so viele Abneigung gegen die Regierungseinmischung haben, sich genöthigt gesehen haben, hier eine Ausnahme zu machen und eine Inspektion in Privatangelegenheiten zu dulden. Damit den armen Fabrikleuten, wenn sie sich beschweren wollen, die Sache erleichtert werden möge, stand in demselben Vorzimmer mit großen Buchstaben Folgendes geschrieben: Any person desirous writing to the Inspector of the District, must address his letter in the following way: Her Majesty's secretary of state. Home Departement. Factory-Inspector. London. Leonard Hooner, Esq. (Jede Person, die da wünscht, an den Distriksinspektor zu schreiben, muß ihren Brief so adressiren: u. s. w.)

Es wäre sehr wünschenswerth, daß dieses Beispiel der englischen Faktoreien auch in manchen andern Fällen Nachahmung fände. Wie oft wäre es gut, wenn das ungewisse Publikum in den Vorzimmern oder an den Straßenecken benachrichtigt würde, wo und wie es sich über Diesen oder Jenen beschweren könne. Wissen doch die meisten Leute nicht einmal, auf welche Weise sie es anzufangen haben, um eine Beschwerde an den Fürsten über seine Statthalter gelangen zu lassen.

Gäbe es nicht so viele ähnliche Dinge in England, so würde ich sagen, der Anblick von Stockport sei einzig in seiner Art. Es liegt an dem hohen Ufer eines Flusses. Das Thal dieses Flusses ist tief, und die Häuser ziehen sich auf beiden Seiten ins Thal hinab. Ueber das ganze Thal hinweg von einem hohen Ufer zum andern brückt sich ein riesengroßer Viadukt, der auf 22 prachtvollen Bogen die Eisenbahn nach London hinüberführt. Die 22 Bogen sind 100 Fuß hoch, groß und weit, und sie wölben sich

über die Häuser und über Alles, was im Thale liegt, hinweg. Unter dem einen dieser Bogen fließt der Fluß hindurch. Obgleich ähnliche Werke in England gewöhnlich sind, so zeichnet sich doch, glaube ich, der Stockportsche Viadukt selbst in England unter der Zahl der übrigen aus.

Man kann alle die in Manchester fabrizirten und für den Handel bestimmten Baumwollenwaaren in drei Hauptabtheilungen bringen. Erstlich Twist oder Garn, zweitens weiße, ungefärbte Baumwollengewebe (white cottons), drittens gedruckte und gefärbte Kattune (printed and dyed cottons).

Es ist bemerkenswerth, daß fast von jeder dieser drei Klassen eine ziemlich gleiche Quantität von England ins Ausland geht, oder wenigstens so ziemlich für dieselbe Summe, von jeder Klasse nämlich im Durchschnitt zwischen 6 und 7 Mill. Pfd. St. Nach keinem Lande geht jetzt so viel Twist wie nach Deutschland, nämlich 30 Mill. Pfund, welches mehr als ein Drittel alles in England produzirten Twists ausmacht, und welches das beste Zeichen für die außerordentliche Vermehrung unserer Webereien ist. Für gefärbte Kattune sind Brasilien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika bessere Kunden für England als Deutschland, und für weiße gewebte Kattune steht Deutschland vielen andern Staaten nach. Im Ganzen aber war Deutschland bisher Englands vornehmster Abnehmer. Es bezahlte in den letzten Jahren den siebenten Theil des Werthes aller von Großbritannien ausgeführten Baumwollenwaaren, nämlich 3 Mill. Pfd. St. oder ungefähr 21 Mill. Thlr. Sein bester Kunde ist England freilich immer selbst; denn wie von allen Dingen, die es durch seinen Handel unter die Menschen bringt, so verbraucht es auch von seinen Baumwollenprodukten selbst am allermeisten.

Das Spinnen des Twists und das Weben der white cottons hatte ich in Stockport und in andern Fabriken zur Genüge gesehen, ich war daher nun begierig, ein bedeutendes Färbewerk zu besichtigen. Sie drucken jetzt hier fast durchweg mit messingenen Zylindern, auf welche die Muster eingravirt sind. Nichtsdestoweniger fand ich in einer Abtheilung der großen Druckerei auch noch einen Raum, in welchem noch einige alte Blockbrinters (Blockdrucker) saßen, die mit hölzernen Blöcken nach der alten Manier druckten und diese Blöcke schnitzten. Ihr altes Geschäft, auf das sie allein eingeübt sind, wird immer unbedeutender, und bald werden alle armen Blockdrucker dem Hunger und der Vergessenheit übergeben werden.

Dieses printing work arbeitet, wie viele Manchestersche Fabriken, schon seit mehreren Jahren nur die halbe Zeit, d. h. es beschäftigt seine Arbeiter jeden Tag statt 12 Stunden nur 6. In mehreren Räumen dieser Druckerei fand ich daher mehrere arme unbeschäftigte Arbeiter „out of employment“ neben den Kaminen sitzen und, in traurige Stummheit versunken, sich an dem Feuer wärmen. „Es ist herzbrechend, Herr,“ sagte der Aufseher des Werks, der mich herumführte, „diese armen Leute zu sehen, die gern arbeiten möchten, die wir aber, wenn wir nicht Bankerott machen wollen, mit dem besten Willen nicht beschäftigen können. Da wir ihnen erlauben,

sich hier in der kalten Jahreszeit am Feuer zu wärmen, so kommen sie denn hierher und sitzen da unthätig an dieser Stelle, wo sie sonst fleißig waren, und blicken neidisch die andere Hälfte ihrer Mitgenossen an, denen wir Arbeit geben können. Auch haben sie hier doch ein besseres Dach als in ihrer eigenen Hütte."

Wäre es nicht um dieser armen Leute willen gewesen, so hätten uns die vielen interessanten Prozesse und Verrichtungen dieses Werks viel Vergnügen gemacht; wie die weißen Zeuge unter den geschäftigen Cylindern mit Blumen bestreut rasch sich hervorwickeln, wie die Farben erst matt und dunkel sind, und dann, durch verschiedene Prozesse gehend, allmählich hell und glänzend hervortreten, und bald das ganze 100 Ellen lange Tuch in 5—6 verschiedenen Farben und in den geschmackvollsten und prächtigsten Blumengewinden strahlt. Man sagte mir, daß bei der jetzigen Schnelligkeit des Verkehrs durch die Eisenbahnen und bei der energischen Thätigkeit der Dampfmaschinen Fälle, wie folgender, nicht nur vorkommen könnten, sondern in geschäftigen und dringenden Zeiten auch vorgekommen seien. Eine Partie roher Baumwolle wurde von Manchester aus in Liverpool bestellt. Der Liverpooler Kaufmann erhielt den Brief am Abend und ließ die Partie Baumwolle, so wie sie in Ballen aus Amerika gekommen, sofort noch an demselben Abend aus seinem Magazin hervorbringen. Am andern Morgen um 3 Uhr wurde sie von den unermüdlichen Lokomotiven mit Sturmeseile auf den glatten Bahnen der Eisenschienen nach Manchester geschafft, wo man sie um 7 Uhr Morgens in der Faktorei der Herren so und so empfing. Die Ballen wurden geöffnet, ausgepackt und der Maschine übergeben, welche sie mit zauberischer Geschwindigkeit zerpflückte, auflockerte, reinigte, stäubte, dann erst in breite, zarte Schleier verwandelte, diese Schleier in konzentrirte schmale Bänder, und diese losen Banden zu dünnen, feinen Fäden, 30 Hanks auf ein Pfund (ein Hank hat 800 Ellen), mit 1000 kleinen vom Dampfe schwirrenden Röllchen auszog. Um 11 Uhr wurde das so gesponnene Garn den Powerlooms übergeben, und diese brachten noch so viel davon zur rechten Zeit vor dem Abgange des letzten Trains nach Hull fertig, daß man den Herren so und so in Hull noch eine Probe von dem Zeuge schicken konnte, das diejenigen Qualitäten besaß, die sie bei ihrer gestrigen Bestellung gewünscht hatten. Da am andern Morgen von Hull Nachricht zurückkam, daß das Zeug gefiele, und daß man die Bestellung noch etwas erweitere, so ließen nun die besagten Herren in Manchester alle ihre Powerlooms arbeiten, und gaben noch an demselben Tage eine Partie des indeß fertig gebrachten Zeuges in die Printingworks. Daselbst wurde es gedruckt, getrocknet, geglättet, façonnirt und verpackt; und den dritten Abend nach der Bestellung ließen sie die ersten 1000 Stück fertigen Kalikos nach Hull abgehen; die übrigen folgten in den nächsten Tagen nach.

Unter den verschiedenen kleinen und großen neuen Maschinen, die ich wiederum in diesem Werke sah, interessirten mich nicht wenig die sogenannten hydraulic extractors (hydraulische Extraktoren) zum Ausziehen des

Wassers aus den Kattunstücken. Es sind dies kupferne Büchsen, deren Seitenwände überall durchlöchert sind. Die feuchten Tücher werden in Büchsen hineingepackt, 20—30 Stück auf einmal, und die Büchsen dann verschlossen und durch Dampfkraft in schwingende Bewegung gesetzt. Diese schwingende Bewegung ist so rasch und so stark, daß die Tücher in der Büchse durch die Zentrifugalkraft mit großer Gewalt gegen die kupfernen Wände gedrückt werden. Die herausgepreßte Feuchtigkeit fließt aus den Löchern ab. Natürlich befinden sich diese Büchsen wieder in andern Kapseln, damit das Wasser nicht herausgeschleudert werde. Man sagte mir, man habe diese Maschine erst seit zwei Monaten, und es sei die das Zeug am wenigsten angreifende und die am wenigsten schädliche Manier der Pressung der feuchten Tücher. Nach sehr kurzer Zeit wurden die Tücher wunderbar getrocknet aus der Büchse herausgenommen.

Eine der interessantesten Abtheilungen der Druckerei war ihr pattern room (Modellzimmer). Es waren in demselben nicht weniger als 3000 kupferne Zylinder mit verschiedenen eingravirten Mustern aufgestellt. Man sagte mir, es stecke bloß in diesen Zylindern ein Kapital von 50,000 Pfd. St., was ziemlich mit den andern Angaben harmonirte, daß jeder Cylinder so fertig und gravirt, wie er daliege, 10, 15, 20 Pfd. St. koste, je nach der Größe und Schwierigkeit der Gravirung.

In der Regel steht ein Pattern nicht länger als 12 Monate, und nur wenn das Muster dem Publikum besonders gefällt, und wenn es einen großen Schwung durch die Welt bekommt, steht es wohl zwei Jahre. Dies, sagten sie, wäre das Höchste. Die Zeichner und Kupferstecher, welche diese Pattern ausdenken, zeichnen und eingraben, werden am höchsten von allen Arbeitern bezahlt; denn sie müssen nicht nur Leute von origineller und unerschöpflicher Imagination sein, sondern sie müssen auch eine genaue Kenntniß von den ihre Arbeit betreffenden chemischen Wissenschaftszweigen haben; denn wenn sie letztere nicht mit ihrer Imagination verbänden, würden sie oft Zeichnungen liefern, die der Färber wegen der Unvereinbarkeit zweier nachbarlich zusammengestellten Farben gar nicht ausführen könnte.

An der Kenntniß fehlt es den Engländern nicht, aber wohl zuweilen an Phantasie und Geschmack. Es sind daher in den englischen Seiden- und Baumwollendruckereien und Webereien sehr oft Franzosen. Wo man keine Franzosen haben kann, da sucht man sich wenigstens die neuesten französischen Muster zu verschaffen, und es soll eine Menge von Leuten ihren Lebensunterhalt dadurch finden, daß sie sich kleine Proben von den in Frankreich neu erscheinenden Dessins schnell und in dem Augenblicke ihrer Erscheinung zu verschaffen wissen, und dieselben an die Manchesterschen Calico-printers (Kattundrucker) oft zu theuern Preisen verhandeln.

Die Druckerei, welche ich besah, hatte, wie die meisten Manchesterschen Faktoreien, ihre größte Blüthezeit in den Jahren 1834—1836. Damals

druckte sie im Jahre nicht weniger als 1,034,000 Stück Kaliko, und doch war es noch nicht die größte in Manchester. Jetzt macht sie, wie sie mir sagten, nicht mehr als 10,000 Stück die Woche.

---

7. b. Ein Abend des Sonnabends in Manchester.*)

Von allen Abenden der Woche sind die arbeitenden Klassen im Allgemeinen an dem des Sonnabends am meisten beschäftigt; es handelt sich alsdann um die Verwendung des Wochenlohnes, und Vielen macht die Art und Weise, wie dies am vortheilhaftesten geschehen soll, größere Schwierigkeiten, als die Erwerbung es gemacht hat. Die Anreizungen zu Ausgaben sind aber auch am Sonnabend weit mannigfaltiger und stärker als an irgend einem andern Tage. Lebensmittel jeder Gattung, Bekleidungsgegenstände, Luxusartikel sind zu den verführerischsten Preisen ausgestellt, und ihre etwaigen Unvollkommenheiten sind oft beim Glanz des Gaslichtes nicht zu bemerken. Am Sonnabend erscheinen alle Annoncen billiger Waaren. Die Schaufenster und die Läden der Buchhändler sind mit vom Druck noch feuchten Blättern angefüllt, die, großentheils mit Holzschnitten verziert, Wunder versprechen, und in deren Lektüre die jungen in den Fabriken beschäftigten Leute beiderlei Geschlechts ein Hülfsmittel gegen die Langeweile des folgenden Tages, dessen sonntägliche Stunden Vielen von ihnen zu langsam verstreichen, zu finden hoffen. Auf allen Seiten bieten sich Vergnügungen zu niedrigen Preisen dar. Der Arbeiter, dessen Ohren die ganze Woche hindurch von dem ununterbrochenen und monotonen Geräusch der Maschinen ermüdet worden sind, beeilt sich, Vokal- oder Instrumentalmusik anzuhören, die für ihn doppelt anziehend wird durch das Trinken und Rauchen, die eine obligate Begleitung dazu bilden.

Für die arbeitenden Klassen in Manchester ist der Sonnabend ein fast eben so wichtiger Tag, als es für die Prinzipale der Dienstag ist, an dem der große Baumwollmarkt abgehalten wird. Die Magazine und Komtoire schließen Sonnabends gewöhnlich um ein Uhr, und die Kommis, die Arbeitsleute u. s. w., deren Zahl allein zur Bevölkerung einer Stadt von mittlerer Größe hinreichen würde, sind bis zum Morgen des Montags frei. Die Fabriken und die anderen großen Etablissements schließen gegen vier oder fünf Uhr, und eine Bevölkerung, die sich mindestens auf 100,000 Seelen beläuft, findet sich jetzt frei, nach einer ganzen Woche Arbeit. Es giebt wenig Straßen, welche einen finsterern Anblick gewähren, als am Sonnabend-Abend eine Straße in Manchester, in der Magazine oder Spinnereien sich befinden. Die stillstehende, schweigende Dampfmaschine ist nichts mehr als eine träge Metallmasse, der hohe Schornstein stößt nicht mehr seine Rauchströme aus, die Werkstühle sind stumm und unthätig, die

*) Aus dem Edinburgh Journal.

Thüren geschlossen, die Lichter ausgelöscht. Man fühlt, daß die Seele der Industrie nicht mehr vorhanden ist; der letzte Tag der Woche ist gekommen, und die Arbeiter dieser großartigen Bienenkörbe haben sich nach allen Seiten zerstreut, um sich mit ihren individuellen Bedürfnissen zu versehen.

Thut man einige Schritte, um in eine benachbarte Straße zu treten, so verändert sich die Szene wie durch einen Zauberschlag. Hier wird man von einem lauten Getümmel empfangen und von Vorübergehenden, ohne viele Umstände, hin- und hergestoßen. Jedes Haus ist ein Laden, und jeder Laden strahlt von Licht. Man trifft hier eine Unzahl Bäckereien, in denen große Etiketten von verschiedenen Farben die Preise der Brotsorten anzeigen, während offiziöse Anzeigen das Publikum benachrichtigen, daß eine neue Preisherabsetzung dieses ersten aller Nahrungsmittel stattgefunden habe, und das „beste Mehl zu Muffins" (kuchenartiges Brot, das zum Thee gegessen wird) außerordentlich billig sei. Die günstige Lage der Fabrik-Industrie hat den Arbeitern gute Löhne geliefert, und die Lebensmittel sind niedrig im Preise, daher fehlt es den Bäckern nicht an Kunden. Man sieht ferner Fleischbänke, an der Vorderseite ganz offen, wo das Gas frei unter jedem Luftzug flackert und raucht; die Fleischniederlagen tragen gleichfalls Preisanzeigen zur Schau, und der Schlächter, der herkulische Opferpriester mit dem kupfrigen Gesicht, geht, mit der Schürze bekleidet und sein Küchenmesser an der Seite, vor seinem Laden auf und ab, mit den Händen in den Taschen, von Zeit zu Zeit schreiend: „Hier, meine Damen, machen Sie Ihre Einkäufe! Kaufen Sie ein, meine Damen!" Und jene „Damen" säumen nicht, der Einladung Folge zu leisten. Seht dort den Ehemann mit seiner Gemahlin, beide sehr jung und dem Anschein nach ziemlich fein, welche ihre Einkäufe machen; der Mann trägt einen Säugling, der sorgfältig eingehüllt ist und fest schläft, während die Frau einen Korb und den Schlüssel der Wohnung in den Händen hält. Wahrscheinlich bewohnen sie ein kleines Häuschen in einer Straße, wo die Miethen nicht theuer sind; sie haben keine Dienstboten, die Frau kann nicht eher auf den Markt gehen, bis der Ehemann seinen Lohn erhalten hat, und da sie das Kind nicht allein zu Hause lassen können, so nehmen sie es mit. Bis 11 Uhr Abends begegnet man Hunderten solcher Gruppen. So wenig zuträglich die Folgen einer solchen Lebensweise für die Gesundheit des Kindes auch sein mögen, so sind sie gering in Vergleich zu den Leiden der Kinder, deren Mütter in den Fabriken arbeiten, welche daher den Tag über der bezahlten und stets sehr ungenügenden Pflege überlassen sind. Die Anzahl von Kindern, welche sich in Manchester in den Straßen umhertreiben, ist unglaublich. Während des Jahres 1848 z. B. sind 4715 Kinder der Polizei als verloren angezeigt worden; alle wurden jedoch wiedergefunden, und zwar 1681 durch die Bemühungen der Polizei. In Liverpool, dessen Bevölkerung fast eben so beträchtlich, aber welches keine Fabrikstadt ist, belief sich die Zahl der in den Straßen verirrten und durch

die Polizei ihren Eltern wieder zugestellten Kinder während desselben Zeitraums nur auf 360.

Jene Straßen aber, in der sich die Menge drängt, wird nicht ausschließlich von Käufern und Verkäufern eingenommen. Man sieht dort eine große Anzahl junger Männer und junger Mädchen in guten Arbeitskleidern, welche sich um die Bedürfnisse des Sonnabend-Abends sehr wenig zu bekümmern scheinen. Sie schlendern an den Buden vorüber, indem sie die Mützen und Hüte, die modernen Paletots, kurz, alle den Blicken des Publikums ausgehängten Bekleidungsgegenstände prüfen. Gewöhnlich sind die Preise aller dieser Artikel durch Zahlen bezeichnet, allein es ist nothwendig, dieselben in der Nähe zu betrachten, um nicht durch irgend eine mikroskopische Zahl getäuscht zu werden, welche der in die Augen fallenden verrätherischerweise beigefügt ist. Das Aussehen jener so sorglosen und so heiteren Jugend kontrastirt auffallend mit den vorhin erwähnten Individuen, welche nicht viel älter sind, die aber sich schon niedergelassen haben und einen Hausstand besitzen, für den sie sorgen müssen.

Während im Innern der Läden die Käufe und Verkäufe ohne viel Geräusch vor sich gehen, wird auf den Straßen ein ununterbrochenes Geschrei durch die Verkäufer hervorgebracht, welche ihre Waaren dort feilbieten und die Beschaffenheit, die Vorzüge und den Preis derselben ausrufen. Die hauptsächlichsten dieser auf der Straße zum Kauf gebotenen Artikel sind Apfelsinen; an einem ziemlich frequenten Punkt in Manchester sind vor kurzem Sonnabend-Abends zweiundzwanzig Apfelsinenverkäufer auf einer Seite der Straße allein gezählt worden. Zuweilen haben sie sich in irgend einem Mauerwinkel niedergelassen und diesen vermittelst einer Papierlaterne erleuchtet, die Verkäuferin kann also Strümpfe stricken oder sich einer ähnlichen Beschäftigung überlassen. Gewöhnlich aber tragen sie die Apfelsinen in einem Korbe, die Verkäuferin geht längs dem Trottoir auf und ab mit dem Rufe: Apfelsinen, vier für einen Penny! — vier für einen Penny!" Es müssen in Manchester sehr viel von diesen Früchten verzehrt werden, denn wo man sich auch befinden mag, sei es im Theater, im Zirkus, in dem Omnibus oder auf der Eisenbahn, wird man zum Kauf von Apfelsinen aufgefordert, und sieht man das Publikum solche genießen. Ferner sind in den Straßen die Verkäufer alter Regenschirme sehr zahlreich anzutreffen, doch ist diese Industrie von der hygrometrischen Beschaffenheit der Atmosphäre abhängig; arme Frauen bieten Hauben zum Verkauf an, mit deren Anfertigung sie vielleicht die ganze Woche beschäftigt waren; Kolporteure handeln mit Schreibpapier, Siegellack und Briefkouverts zu sehr billigen Preisen, mit Kalendern und illustrirten Brochüren. Hier und da sind Glücksräder für die Kinder aufgestellt, nach deren Umdrehen die Kinder eine Handvoll Nüsse als Gewinn erhalten. Doch inmitten dieses Lärmes giebt es auch eine Klasse Leute, die nur durch Stillschweigen die Börsen in Anspruch nehmen. An anderen Tagen trifft man sehr wenig Bettler in Manchester an, aber des Sonnabends sind sie desto zahlreicher

Nichts ist schwieriger, als die wahren Ansprüche dieser stummen Sollizitanten richtig zu beurtheilen. So bemerkte ich an zwei oder drei auf einander folgenden Abenden ein Bild des Elends, welches den entschiedensten Feind der Bettler zum Mitleid bewegt haben würde. In einer der besuchtesten Straßen der Stadt saß am Rande der Trottoirs eine ärmlich, aber reinlich, in Trauer gekleidete Frau auf einem Stuhl. Sie hielt auf ihren Armen zwei Kinder, augenscheinlich Zwillinge, und vier andere befanden sich an ihrer Seite. Keines von ihnen sprach ein Wort; sie begnügten sich damit, ergebungsvolle, aber sprechende Blicke auf die Vorübergehenden zu richten. Unfern von ihnen waren zwei oder drei Branntweinpaläste, um die sich eine halbberauschte Menge drängte, deren grobe Manieren und cynische Sprache sonderbar gegen die achtungswürdige Dürftigkeit jener armen Frau abstachen. Es war schwer, hier vorüberzugehen, ohne ein Almosen fallen zu lassen, und dennoch lag in der Zusammenstellung dieser Gruppe etwas Verdächtiges. Beispiele dieser Art sind in Manchester gewöhnlich, aber nur Sonnabend-Abends anzutreffen.

Es giebt in dieser Stadt eine gewisse Anzahl öffentlicher Märkte, von denen der bedeutendste Smithfield heißt. Dies ist ein großer Platz, auf dem Zelte und Buden errichtet sind, die regelmäßige Alleen bilden und diesem Markte das Ansehen eines Jahrmarktes geben. Außerdem findet man dort Sehenswürdigkeiten jeder Gattung, Menagerien, Wachsfiguren, Seiltänzer und dergl., jede mit ihrem Orchester und einem Haufen vor ihr versammelter Müssiggänger. Hier sieht man lange Gänge, in denen alte Kleidungsstücke verkauft werden, andere, wo frisches und gesalzenes Fleisch, sowie verschiedene andere Lebensmittel, feilgeboten werden. Das Gedränge ist auf diesem Punkt nicht so dicht, wie man glauben sollte, denn man zieht in Manchester die Läden den Märkten vor. Geht man aus Smithfield heraus, so tritt man in Shude-Hill ein, welches eine andere sehr besuchte Straße ist, in der Antiquarbuden vorherrschend sind. Ferner befinden sich hier Vorrichtungen, vermittelst derer man für einen Penny sich messen und wiegen läßt und das Resultat, auf eine Karte geschrieben, erhält; weiterhin beschäftigt sich ein Künstler damit, für einige Pence in einem Augenblick Portraits anzufertigen, für deren Aehnlichkeit er garantirt; in einer andern Bude wird der „magische Spiegel" gezeigt, in dem ein junger Mann seine zukünftige Frau und ein junges Mädchen seinen zukünftigen Gatten erblicken kann. Allen diesen Leuten, Messern und Wiegern, Künstlern und Magikern, fehlt es nicht an Kunden.

Aus diesem Viertel gelangt man nach dem alten, eben so einsamen als stillen Kirchhofe. Sein hoher, viereckiger, vom Rauch der Schornsteine Manchesters geschwärzter Thurm erhebt sich, gleich einem stummen Riesen, über alles Geräusch und Getümmel dieser großen Stadt. Geht man quer über den Kirchhof, steigt eine Anzahl Stufen herab und überschreitet einen anderen Markt, so gelangt man nach Deans-Gate, einer der ältesten und bevölkertsten Straßen Manchesters. An einem Sonnabend-

Abend sah ich dort in dem Zeitraum von drei Minuten 155 Personen an mir vorübergehen. Die in den Fabriken arbeitende Bevölkerung ist hier nicht so zahlreich, als in den anderen Stadttheilen, aber die Trunkenheit und das Laster zeigen sich hier in ihrer ganzen Nacktheit. Es gewährt einen betrübenden Anblick, zu sehen, wie diese Menge von Individuen beiderlei Geschlechts sich um die Schenklokale drängt, während man im Innern derselben, wenn die Thür geöffnet wird, eine noch bei weitem größere Anzahl erblickt. Der Theetotalismus hat große Fortschritte gemacht, die Missionäre in den Städten haben sich harten Arbeiten unterzogen, neue Schulen sind zu Hunderten und Tausenden gegründet worden, und dennoch hat es den Anschein, als hätten alle diese Bestrebungen keinen Einfluß auf eine zahlreiche Klasse der Bevölkerung, auf jene Klasse, deren Existenzmittel häufig sehr verdächtig sind, welche durch die Polizei im Zaume gehalten wird, bei einer Emeute aber plötzlich, zum großen Erstaunen der ehrbaren Leute, sich zeigen würde, ohne daß diese je eine Ahnung hatten, mit ähnlichen Wesen so nahe zusammen gelebt zu haben.

Die Musik bildet am Sonnabend-Abend die hauptsächlichste Erholung der Bevölkerung Manchesters. Jenes große Plakat an der Mauer enthält oben die Worte: „Konzerte am Sonnabend-Abend," und zeigt an, daß im Handwerker-Institut „ein musikalisches Divertissement, aus ernsten und launigen Liedern bestehend," ausgeführt wird, zu dem die Abonnenten für drei Pence Zutritt haben, das übrige Publikum aber für sechs Pence. Das Programm ist sehr einladend, und der Eintrittspreis scheint mit dem Verdienste der arbeitenden Klassen im Einklang zu stehen. Das Institut liegt in einem inneren Stadttheile; der zu den Aufführungen benutzte Saal ist groß und bequem und enthält eine schöne Orgel; dennoch ist das Auditorium nicht zahlreich, der wohl mehr als tausend Personen fassende Saal ist kaum zur Hälfte angefüllt, und vergeblich würde man in dieser Versammlung gut gekleideter Leute nach „Handwerkern" suchen. In Manchester haben diese Sonnabends-Konzerte nicht denselben Erfolg gehabt, als in Liverpool; das Institut hat in Folge dieser Unternehmung sogar Verluste erlitten. Daraus geht deutlich hervor, daß die arbeitenden Klassen ihre Sonnabends-Vergnügungen anderswo suchen.

Nicht weit von dem Handwerker-Institut befindet sich ein Gebäude, „Kasino" genannt, das nach den öffentlichen Anzeigen ein „Tempel für Poesie und Gesang" sein soll, zu dem der Eintritt frei ist. Dieses Kasino liegt in einem sehr ansehnlichen Stadttheile; in seiner Umgebung finden sich vier Kirchen und Kapellen, so wie das Museum der naturhistorischen Gesellschaft, eines der besten Etablissements dieser Art in England; ferner der berühmte Freihandels-Saal, das königliche Theater und der Zirkus. Auf derselben Seite der Straße, nur wenige Schritte vom Kasino entfernt, liegt der Konzertsaal, in dem die Elite der Bewohner Manchesters sich versammelt, so daß die höchsten und niedrigsten Klassen sich auf demselben Punkt zur Befriedigung ihrer Vorliebe für die Tonkunst versammeln können. Vor

dem Kasino ist stets eine Anzahl junger Leute stationirt, die beim jedesmaligen Aufgehen der Thür lüsterne Blicke in das Innere werfen; ein Polizeibeamter befindet sich da zur Aufrechterhaltung der Ordnung, und ein gedruckter Anschlag zeigt an, daß man nur mit Konsumtionsbillets zugelassen wird. Diese Billets werden entweder zum Parterre oder zur Gallerie, das Stück für zwei oder drei Pence, verkauft. Der Werth eines jeden Billets wird in „Erfrischungen von der besten Beschaffenheit,“ welche in Aepfeln, Apfelsinen, Kuchen, Gingerbier, Ale, Porter und Zigarren bestehen, erstattet. Der mit einem ziemlich zahlreichen Orchester versehene Saal bildet ein langes Rechteck; an dem einen Ende ist ein Theater mit Dekorationen errichtet, um die anderen drei Seiten läuft eine schmale Gallerie, und zur Rechten und Linken des Theaters sind zwei besondere Logen angebracht. Sowohl die Wände der Gallerie als die Dachbalken sind im Theaterstyl dekorirt; oben und unten befinden sich die Büffets, wo man die erwähnten „Erfrischungen“ als Austausch für die Billets oder gegen Bezahlung erhält; die Bänke sind so angebracht, daß Flaschen, Gläser u. dergl. darauf gestellt werden können; auf der Gallerie ist ein freier Gang zur Promenade, zwischen dem Geländer und den längs der Wände befindlichen Privat-Kabinets. Das Ganze ist glänzend mit Gas erleuchtet, und von den Lampen hängen kleinere Gasröhren herunter, in der Art, wie man sie in den Apotheken findet, die aber hier zum Anzünden der Pfeifen und Zigarren gebraucht werden. Dieser Saal kann wohl 1500 bis 2000 Personen aufnehmen, und an dem Sonnabend-Abend, als ich ihn besuchte, befanden sich über 1000 dort. Die Mehrzahl bestand aus jungen Leuten, selbst Kindern beiderlei Geschlechts. Man sah hier Frauen, welche ein Glas Porter vor sich hatten und junge Kinder säugten. Die ganze Gesellschaft schien nicht zur arbeitenden Klasse zu gehören, denn auf der Gallerie erblickte man Kommis aus den Schreibstuben oder den Magazinen. Die meisten von den Männern hatten ihre Hüte auf dem Kopfe; Alle waren mit Essen, Trinken, Rauchen oder Plaudern beschäftigt. Das Gingerbier schien sehr beliebt zu sein, von Zeit zu Zeit wurden der Lärm des Auditoriums und die Akkorde des Orchesters vom Knallen der moussirenden Getränke und dem Geschrei der Kellner unterbrochen, welche mit ihren Körben voll Erfrischungen umherliefen. Der aus dem Parterre des Saales emporsteigende Tabaksqualm und die durch die Ausdünstungen dieser Menge und der zahlreichen Gasflammen, so wie durch den Mangel einer vollständigen Ventilation, verdorbene Luft machten die Atmosphäre auf der Gallerie besonders unangenehm und ungesund; die Anwesenden schienen jedoch diesen Uebelstand nicht zu empfinden, denn alle Welt war sehr lustig. Zuweilen verursachte ein zu unruhiges Individuum die Dazwischenkunft der Kellner oder sogar eines Polizeibeamten, aber im Ganzen fand sehr wenig Unordnung statt, und ich bemerkte keinen Berauschten. Man verkaufte weder Wein, noch Spirituosen, und das Ale und der Porter, von denen sehr viel konsumirt wurde, schienen von keiner anderen

Wirkung zu sein, als die Leute in gute Laune zu versetzen. Während der ganzen Zeit spielte das Orchester, doch waren die Melodien inmitten des allgemeinen Geräusches nicht zu erkennen. Aber plötzlich ertönt eine Klingel, und der Lärm läßt ein wenig nach, alle Augen richten sich nach dem Theater, wo eine Dame in Kostüm erscheint, irgend eine volksthümliche Arie singt und sich zurückzieht; nach kurzer Zeit erscheint sie abermals und trägt eine zweite Piece vor, hierauf beginnt der Lärm und die Instrumental-Musik von neuem, bis ein Sänger auftritt, der seine Leistungen hören läßt. Hin und wieder giebt es Dialoge, ein wenig Geberden- oder Theaterspiel, selbst Tanz; im Allgemeinen ist der Charakter des Vorgetragenen anständig, mit Ausnahme einiger Zweideutigkeiten, welche mit Pfeifen oder auch Lachen aufgenommen werden.

Dieses Kasino ist in Manchester eines der größten Lokale der Art, und das eben Gesagte gilt von allen anderen. Manche derselben stehen auf einer weit geringeren Stufe und besitzen statt des Orchesters nur ein Piano oder eine Orgel; andere machen Anspruch darauf, kleine dramatische Vorstellungen oder plastische Darstellungen zu geben. In vielen sind die Wände mit wirklich merkwürdigen Oelgemälden ausgeschmückt; die meisten sind an allen Wochentagen, mehr als ein Drittel Sonntag-Abends geöffnet, doch wird in letzterem Falle nur religiöse Musik aufgeführt, zu der man sich alsdann tragbarer Orgeln bedient. Um sich einen Begriff von der Anzahl dieser Lokale zu machen, bedenke man, daß es in Manchester allein, ohne Salford hinzuzurechnen, 475 Kaffeehäuser und 1143 Kneipen giebt, wo man nur Bier verkauft; in 49 der ersten und 41 der letzten Sorte werden musikalische Vorstellungen gegeben; 26 der ersteren und 10 der letzteren haben Sonntags Musik. Die in derselben ausgegebene Geldsumme läßt sich auf wenigstens 1000 Pfd. St. wöchentlich taxiren, wovon ungefähr ein Drittel auf den Sonnabend-Abend zu rechnen ist.

Gegen 11 Uhr sind alle Konzerte beendet; die Zuhörer begeben sich nach ihren Wohnungen, einige derselben kaufen unterwegs billige Flugschriften, hier und dort trifft man auf einen an die Mauer gelehnten Betrunkenen, die umherziehenden Verkäufer sind verschwunden, die Buden beginnen sich zu schließen, die Lichter erlöschen nach und nach, die Kutscher führen ihre ermüdeten Rosinanten nach den Ställen, und wenn der Sonntags-Morgen anbricht, so liegt ganz Manchester mit seinen riesigen Maschinen, seinen unermeßlichen Vorräthen an Rohstoffen und fabrizirten Waaren, seinen Hunderttausenden von Bewohnern in tiefem Schweigen, welches allein von Zeit zu Zeit durch das Pfeifen einer Lokomotive und das donnerähnliche Rollen des nachfolgenden Güterzugs unterbrochen wird.

8. Die schwarzen Diamanten Englands.*)

Wer hat die Beschreibung und abenteuerliche Geschichte der „berühmten Diamanten" nicht gelesen, auf deren Besitz gewisse Potentaten der Erde so stolz sind? Man hat diesen strahlenden Juwelen einen fabelhaften Werth verliehen, vor dem die Einbildungskraft zurückschreckt; über deren Nutzen aber hat Niemand ein Wort gesagt, und der Grund hiervon ist sehr einfach. Gestehen wir es ein, daß wir unsererseits jenen anderen bescheideneren und gewöhnlicheren Diamanten, welche unser Boden in seinem Schooße einschließt, bei weitem den Vorzug geben. Zwar haben sie weder die Klarheit, noch die Durchsichtigkeit der ersteren, ihre Seltenheit verleiht ihnen keinen idealen Werth, aber gerade ihrem wirklichen Nutzen und ihrem häufigen Vorkommen verdanken sie ihren positiven Werth; wenn auch ihre Bestimmung nicht die ist, auf gekrönten Stirnen zu prangen, eine höhere Geltung verschafft es ihnen, daß sie materielles Wohlsein in die Hütte des Armen sowohl, wie in die Wohnung des Reichen bringen, daß sie zum Fortschritt der Wissenschaften und industriellen Künste, mit einem Worte, zum Gang der Zivilisation mächtig beitragen.

Unter der Regierung Eduards I. wurde die Steinkohle als Brennmaterial zuerst in London eingeführt, zum großen Verdruß der Städter und zum allerhöchsten Mißfallen Sr. Majestät. Hören wir die Geschichte — nicht des Königs, sondern dieser Hauptbegebenheit seiner Zeit, welche nur wenige Geschichtschreiber einer Erwähnung gewürdigt haben.

Als man zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf den Gedanken kam, die ersten Steinkohlenblöcke von Newcastle nach London zu schicken, so geschah dies nur, um an den Schmieden, Brauern und zwei oder drei anderen Industriellen, denen Brennmaterial unumgänglich nöthig ist, einen kleinen Versuch zu machen — einen andern Zweck beabsichtigte man nicht. Ein dicker, schwarzer Rauch begann aus einer geringen Anzahl von Schornsteinen aufzusteigen.

Sogleich erhob sich ganz London wie Ein Mann, indem es lautes Geschrei ausstieß. Im Jahre 1316 richtete das Parlament eine Bittschrift an den König, worin es hieß, daß, wenn er den Reiz eines frischen Gartens, den Vorzug eines reinlichen Antlitzes oder die Annehmlichkeit weißer Wäsche schätze; wenn er nicht wolle, daß seine loyalen Unterthanen ersticken oder mindestens gleich schlechten Schinken geräuchert werden sollten — er inständigst gebeten werde, den Gebrauch dieses neuen pestilenzialischen Brennmaterials, genannt „Steinkohle," gänzlich zu untersagen.

Der König, die Wahrheit und Gerechtigkeit dieser Vorstellungen anerkennend, erließ unverzüglich eine Verordnung, durch welche allen seinen getreuen Unterthanen anbefohlen wurde, sich fortan des Gebrauchs jener lästigen und ungesunden Substanz zu enthalten.

*) Nach Charles Dickens' **Household Words.**

Die Schmiede, die Brauer und die anderen Industriellen, welche bei der Verwendung der Steinkohle großen Vortheil gefunden hatten, hielten Rath und beschlossen, ungeachtet der königlichen Verordnung, damit fortzufahren, jedoch gewisse Vorsichtsmaßregeln zu beobachten; aber sie vergaßen jenen unglücklichen Rauch, welcher solch' Geschrei verursacht hatte, oder dachten in ihrer Herzenseinfalt vielleicht nicht daran, daß dieser noch einmal sie verrathen müsse.

Jener dichte Rauch hatte aber nicht so bald seine Erhebung und Ausbreitung über die Schornsteine begonnen, als derselbe von unzähligen Aufpassern bemerkt und dem Parlament die Kunde unter lauten Verwünschungen hinterbracht wurde. Hierauf erfolgten neue Petitionen des Parlaments, in Folge deren Seine darüber sehr erzürnte Majestät befahl, daß alle Schmiede, Brauer und andere Schelme, die sich erlauben würden, trotz seines Verbotes Steinkohlen zu brennen, mit hohen Geldstrafen zu belegen seien, außerdem aber sollten ihre Herde und Oefen demolirt und vollständig weggeschafft werden.

Dieser Befehl wurde wirklich ausgeführt, aber dennoch hatten auch die strengsten Maaßregeln keinen Erfolg; die Anwendung der Steinkohle hatte den Konsumenten so ausgezeichnete Resultate geliefert, daß sie entschlossen waren, kein anderes Brennmaterial zu gebrauchen, möge daraus entstehen, was da wolle. Man sah demnach aus einer immer größeren Anzahl Rauchfängen schwarze Wolken aufsteigen, und die Behörde hatte noch mehr Herde und Oefen zu zerstören, die aber in demselben Maaße wieder aufgebaut wurden, so daß die Dinge sich von beiden Seiten auf demselben Fuße erhielten.

Es stellte sich endlich bis zur Evidenz heraus, daß Niemand erstickt, vergiftet oder eingeräuchert wurde, daß sogar Niemand irgend welche Nachtheile oder unangenehme Folgen erlitten hatte. Man sollte meinen, daß von dem Augenblicke an, wo die Vortheile der Steinkohle in ihrem vollen Umfang hervortraten, während die Nachtheile sich als unbedeutend zeigten und die Gefahren verschwanden — die Anwendung derselben ohne Verbot, Kampf oder Erörterung bald ganz allgemein werden mußte.

Aber leider geht es nicht so in der Welt. Man kann die Menschen nicht zwingen, soziale Neuerungen, selbst wenn sie, wie in diesem Falle, materielle und augenscheinliche Verbesserungen darbieten, ohne Weiteres zu akzeptiren. Wer dies glaubt, kennt die menschliche Natur nicht und irrt sich eben so sehr, wie die Kinder, welche da glauben, daß es den Personen, die ihnen Vernunft predigen, nie daran fehlen könne. Statt demnach die Einführung der Steinkohle in die Hauptstadt durch alle möglichen Mittel zu erleichtern, setzten die Behörden den Verbindungen zwischen London und Newcastle jedes denkbare Hinderniß entgegen, indem sie die abenteuerlichsten Steuern und Abgaben ersannen. So hatte das neue Brennmaterial — die künftigen schwarzen Diamanten Englands — um

seine Freiheit zu kämpfen während einer Reihe von Regierungen, welche die Geschichte nichtsdestoweniger „weise und glorreich" nennt.

Bevor eine Ladung Steinkohle in London gelandet werden durfte, mußte die Erlaubniß des Lord-Mayors eingeholt werden. Wie erhielt man aber diese Erlaubniß? Es ist leicht, es zu vermuthen, obgleich ein offizielles Dunkel uns in Unwissenheit über den genauen Betrag des Tributs läßt. Glücklicherweise ist dasselbe nicht der Fall mit den Emolumenten der Aldermen; wir finden, daß die Mitglieder dieser Korporation befugt waren, die Steinkohle zu messen und zu wiegen, entweder in Person und in ihrer Amtskleidung, oder, wenn sie es vorziehen würden, durch einen Bevollmächtigten, und daß sie für ihre Mühe eine Summe von 8 Pence Sterl. für die Tonne im Voraus zu entnehmen berechtigt waren. Diese Prärogative ward durch einen Erlaß vom Jahre 1613 bestätigt; der City entstand dadurch, zur großen Genugthuung des hochweisen Magistrats, eine jährliche Einnahme von 50,000 Pfd. Sterl.

Dieses Schutzsystem, während langer Jahre unter verschiedenen Formen und mit mannigfachen Variationen aufrecht gehalten, wurde über ganz England ausgedehnt und lastete, dem seit undenklichen Zeiten stattfindenden Gebrauch der Regierungen gemäß, vorzugsweise auf den ärmeren Klassen. Zwar kamen manche Einwohner Londons auf den Gedanken, darüber Klage zu führen, indem sie nicht nur keinen Schutz gegen die Steinkohlen von Newcastle nöthig hatten, sondern im Gegentheil sich glücklich schätzten, sie bekommen zu können; wenn sie geschützt werden sollten, so war dies eher gegen den Lord-Mayor und den Magistrat nothwendig, welche diesen unentbehrlichen Artikel mit allerlei Steuern und Auflagen belegten. Aber jene guten Leute wurden als Unwissende und Uebelgesinnte verschrieen, und man bedeutete ihnen, daß sie nichts weiter zu thun hätten, als gutwillig zu bezahlen — zuerst den Schutz, dann die Steinkohlen. Sie mußten sich fügen. Allein, da die Wichtigkeit des Gegenstandes die Habgier des Magistrats überstieg, wurde der Gebrauch der Steinkohle unter der Regierung Karls I. allgemein.

Nicht früher als im Jahre 1830 wurden die lästigsten auf der Steinkohle ruhenden Abgaben aufgehoben; man ließ jedoch diejenigen bestehen, welche auf Kosten der Bewohner von London und von zwei oder drei Seehäfen erhoben wurden, die gleichfalls sich erlaubt hatten, zu reklamiren, und so für ihre Frechheit bestraft wurden.

Aber wie jede Reaktion die nothwendige Konsequenz eines Druckes ist, so hat der Handel mit Steinkohlen, durch die Entwickelung des Dampfes, in unseren Tagen einen Aufschwung genommen, welcher mit dem so langsamen und peinlichen Gange der verflossenen Jahrhunderte in lebhaftem Kontraste steht. Man darf zwar nicht hieraus schließen, daß durch die schwarzen Diamanten zahlreiche Millionäre entstanden sind, oder daß es leicht sei, durch diesen Industriezweig große Reichthümer zu erwerben; die Ausbeutung der Steinkohlengruben gehört vielmehr zu den gewagten

Spekulationen. Die Anlegung der Schachte ist sehr kostspielig, die Explosionen, das Eindringen der Gewässer sind ernste Gefahren, welche die Werkleute und deren Arbeiten unaufhörlich bedrohen; keine Versicherungs-Gesellschaft will sich auf Assekuranzen dagegen einlassen. Es ist wahr, daß die großen Eigenthümer der Steinkohlenwerke an der Tyne, an der Wear und von noch anderen Distrikten eine Art Monopol ausüben, aber es ist nicht in Folge dieses Monopols, daß die Steinkohle in London fast das Dreifache von dem kostet, wofür dieselbe am Eingang des Schachtes verkauft wird. Der wirkliche Grund dieser Thatsache liegt an den Kosten des Transportes, der oft dem Preise des Artikels gleichkommt oder ihn übersteigt, an dem Verluste beim Fortschaffen, an den Leichter- und Quaigebühren, an den Unkosten, welche das Löschen, die Wächter, Beamten, Träger, Karrenführer, Fuhrwerke, Pferde, Säcke u. s. w. verursachen, ferner an den langen Krediten und schlechten Schulden, an dem Gewinne der verschiedenen Agenten und Zwischenhändler, deren zahlreichste Klasse aus Individuen besteht, welche sich für Kohlenhändler ausgeben, während sie in der Wirklichkeit nur Mäkler sind, endlich an der Geldgier der Detaillisten jeglicher Art.

Wie dem aber auch sei, der Steinkohlenhandel ist blühend, man hat ihm einen neuen Tempel in der Hauptstadt weihen müssen. Unweit des Zollhauses erhebt sich heutzutage die Kohlenhalle oder Kohlenbörse (Coal Exchange), eines der elegantesten Gebäude Londons.

Es ist an einem Mittwoch, dem Markttage. Wir ersteigen einen Perron, der uns zu einem kreisförmigen Vorsaal führt, in den wir durch eine große Flügelthür eintreten. Wir befinden uns im untersten Stock eines thurmartigen Baues, an dessen Seitenwänden sich eine spiralförmige eiserne Treppe hinaufzieht. Ueber unserem Kopfe, dieser gewundenen Balustrade gegenüber, am Plafond des Thurmes, erblickt man ein Gemälde, in Rubensscher Manier kolorirt, — obschon es sonst sehr wenig Analoges mit den Werken dieses großen Meisters besitzt — welches eine Dame vorstellt, die aus einem Füllhorn nicht etwa Kohlen, sondern die schönsten Südfrüchte über unser Haupt ausschüttet. Diese theatralische Göttin des Ueberflusses ist von kleinen Amouretten — oder wenigstens von kleinen pausbäckigen Knaben — begleitet, welche umherflattern und sich belustigen.

Aus diesem Vorsaal kömmt man in die sogenannte Halle, einen großen, kreisförmigen Saal, mit Eichenbohlen gedielt, die mosaikartig abwechselnd hell und dunkel sind, und deren verlängerte Winkel in ein gemeinschaftliches Zentrum zusammenlaufen, in welchem ein kolossaler Anker dargestellt ist. Drei über einander liegende gußeiserne Gallerien befinden sich um diesen Platz, der vermittelst einer großen Glaskuppel, dessen Mitte orangenfarbige Scheiben bilden, erhellt ist. Auf dem Fußboden sind in Zwischenräumen lange Schreibpulte aufgestellt, aus polirtem Eichenholze, mit eingelegten Schreibzeugen, zur größten Bequemlichkeit der Käufer und Verkäufer. Die Wappen der City auf einer Reihe kleiner Schilde bilden

die einfache Verzierung der Balustrade um die drei Gallerien, über die man zuweilen schöne Damen sich neigen sieht, welche die dunklen Konferenzen der mit schwarzen Diamanten Handelnden neugierig beobachten.

Uebrigens beschränken sich die Verzierungen der Kohlenbörse nicht allein auf die Wappen der City, noch auf die Reize der Damen, welche sie mit ihrem Besuche beehren. Um das ganze Parket und um die Gallerien sind besondere Schreibpulte und Nischen angebracht; die zwischen diesen Büreaus befindlichen Wände sind mit gemalten Emblemen bedeckt, deren lebhafte Farben von dem hellen Grunde abstechen und dem Saale ein heiteres, man könnte sagen, kontinentales Aussehen geben, das weit mehr an ein Café in Paris, als an eine Kohlenbörse erinnert. Hier sieht man „die Wachsamkeit" in Gestalt einer mit langer Robe bekleideten Dame, zu ihrer Seite eine Eule; der Fluß Severn ist mit einer poetischen Lizenz durch Najaden und einen Delphin dargestellt. Weiterhin erblickt man „die Wohlthätigkeit," ein paar Kinder tragend, und darunter die Themse, zwischen Schilf dahinfließend. An einer andern Wand sieht man den Fluß Avon und „die Ausdauer," dargestellt durch eine Schnecke zu den Füßen einer brünetten Schönheit mit schwarzen Augen, wie sie der Künstler, Herr Sang, zu malen liebt. Auch die Trent und die Tyne figuriren in dieser Gallerie der englischen Flüsse.

Kehren wir in den Vorsaal zurück, um von dort die erste Gallerie zu ersteigen; auch hier sind die Seitenwände der Abtheilungen in demselben Styl bemalt, nur die Themata bestehen größtentheils aus Szenen in Kohlenminen oder Seegegenden mit Kohlenschiffen in Sicht. Die Prosa dieser Sujets wird durch die phantastischen Rahmen, welche weibliche Gestalten, Thiere, Blumen, Früchte u. s. w. enthalten, gemildert. Diese Gallerie ist eben so, wie die anderen, aus gegossenem Metall.

In dem halbkreisförmigen Eingang der zweiten Gallerie ist auf der einen Seite Newcastle mit seiner eisernen Brücke, in Verbindung mit seiner Eisenbahn, dargestellt, während seine alte steinerne Brücke darunter abgebildet ist. Dieses Gemälde, in finsterem und räucherigem Tone gehalten, giebt den Charakter des Orts vollständig wieder. Auf der anderen Seite sieht man Durham mit seiner inmitten von Bäumen sich erhebenden Kathedrale; auch diese Abbildung ist voller Wahrheit. Die Zwischenwände dieser Gallerie sind vorzugsweise mit Darstellungen von Bergleuten, die in der Ausübung der mannigfachsten Arbeiten ihres Berufs beschäftigt sind, geschmückt.

Die oberste Gallerie bietet zwei Ansichten dar, die von Shields und von Sunderland: Shields im Mondlicht, mit Kohlenschiffen auf dem Flusse, mit trübem, blauem Himmel und Rauchwolken; Sunderland mit seiner eisernen Brücke, auf einem einzigen Bogen ruhend, unter welcher Kohlenschiffe durchfahren, ohne ihre Marsstangen umzulegen. Auch hier ist ein Nachteffekt, indem der röthliche Schein von Fackeln sich über einen Konvoi kleiner Waggons ausbreitet, welche die Steinkohle aus der Grube nach dem

Einschiffungsplatze bringen. Die Zwischenwände sind durchweg mit Abbildungen von gigantischen Farrenkräutern und jenen antediluvianischen Bäumen und Pflanzen verziert, welche später der Steinkohlenbildung zur Basis dienten; hin und wieder wechseln diese Abbildungen mit denen von Werkzeugen und Geräthschaften des Bergbaues ab. Ueber die dritte Gallerie erhebt sich die ungeheure Glaskuppel.

Beim Durchgehen dieser Gallerien bemerkt man nicht ohne Befremden, daß der größte Theil der Büreaus, welche doch in Hinsicht der Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Ruhe nichts zu wünschen lassen, zu vermiethen sind, also von Niemandem benützt werden. Eben so verhält es sich mit den im Erdgeschoß befindlichen, von welchen nicht der vierte Theil besetzt ist. Die Ursache dieser an einem Orte, wo sich der unermeßliche Steinkohlenhandel Englands konzentrirt, mindestens sonderbaren Erscheinung liegt in den übertriebenen Miethspreisen, welche für diese Lokale gefordert werden. Obgleich dieselben mit den Mitteln oder dem Wohlstand der meisten Geschäftsleute und Kohlenhändler in keinem Verhältniß stehen, so weigern sich dennoch die Behörden der City, etwas von ihren Forderungen nachzulassen; sie ziehen es vor, lieber die Kosten der Heizung drei Viertel des Jahres hindurch zu tragen, als die Büreaus für einen geringeren Miethzins benutzt zu sehen. Auf diese Weise wachsen die Kosten für ein Etablissement, welches schon so viel Geld gekostet hat, immer mehr an.

Einige der gesammten Steinkohlen-Industrie Englands und des Auslandes entnommene Ziffern werden die Wichtigkeit der an der Kohlenbörse gemachten Geschäfte zur Genüge herausstellen.

Sehen wir zuerst, welche Ausbeute an mineralischem Brennmaterial im Jahre 1845 die Länder geliefert haben, in denen die Produktion am meisten entwickelt ist.

1) Großbritannien	34,500,000	Tonnen,
2) Belgien	4,960,077	"
3) Vereinigte Staaten	4,400,000	"
4) Frankreich	4,141,617	"
5) Preußen	3,500,000	"
6) Oesterreich	700,000	" *)

Im Jahre 1852 betrug die Ausbeute von

1) Großbritannien	31,500,000	Tonnen,
2) Belgien	4,960,000	"
3) Vereinigte Staaten	4,000,000	"
4) Frankreich	4,140,000	"

*) Die Eisenproduktion dieser Länder im Jahre 1845 ergiebt folgende Resultate:

1) Großbritannien	2,200,000	Tonnen,
2) Vereinigte Staaten	502,000	"
3) Frankreich	448,000	"
4) Zollverein	300,000	"
5) Oesterreich	190,000	"
6) Belgien	150,000	"

Beiläufig bemerken wir hier, daß die Vereinigten Staaten, welche den dritten Rang einnehmen, einen Flächenraum von 133,000 (engl.) Quadratmeilen Steinkohlenlager besitzen, vierzehnmal so viel wie Großbritannien, welches kaum 9000 Quadratmeilen enthält.

Der außerordentlichen Leichtigkeit, mit der man zu Wasser nach den besten Steinkohlenlagern Englands, Schottlands und Wales gelangen kann, verdankt Großbritannien den Vortheil, so enorme Massen und zu solch niedrigen Preisen nicht allein für den inneren Verbrauch liefern, sondern auch nach fast allen Seegegenden Europas ausführen zu können. Es ist in dieser Hinsicht weit günstiger gelegen, als die Länder des Kontinents, welche ebenfalls dieses Brennmaterial produziren, deren Steinkohlenlager aber vom Meere entfernt liegen.

Von Dünkirchen bis Bayonne, auf einer Küstenstrecke von 300 Lieues, giebt es nur zwei Steinkohlenlager in geringer Entfernung vom Meere. Frankreich ist gleichfalls, was die Güte des Artikels betrifft, minder begünstigt als England; denn mit Ausnahme der Gruben zu Anzin, zu Saint-Etienne und einiger anderen liefern die Steinkohlenwerke im Innern des Landes ein Produkt von nur untergeordneter Qualität. Diese beiden Umstände machen Frankreich hierin bis zu einem gewissen Punkt unabhängig von England: die französische Regierung beschickt demgemäß alle Jahre die bedeutendsten Märkte zur Verproviantirung ihrer Dampfschifffahrts-Niederlagen mit englischen Steinkohlen. Belgien, dessen eigener Verbrauch im Steigen, dessen Produktionskraft aber geringer ist, und dessen Steinkohlenlager vom Meere entfernt liegen, ist nicht im Stande, den Bedürfnissen Frankreichs Genüge zu leisten. Bei Spanien aber muß man abwarten, bis die vor kurzem in Asturien und an den Küsten des Meerbusens von Biskaya in Angriff genommenen unermeßlichen Steinkohlenlager in vollem Betriebe sind, um den Ertrag und die Güte der Ausbeute zu prüfen.

Die Steinkohlenlager Englands sind derartig gelegen, daß sie kaum dreißig englische Meilen von einander entfernt sind, und bilden demnach, von Schottland bis zum Süden von Wales und Somersetshire, eine Art Netz, von dessen Zentralpunkten aus das Innere des ganzen Landes mit Hülfe der Eisenbahnen versorgt werden kann. Die Ost- und Westküsten sind nirgends mehr als funfzig Meilen vom nächsten Steinkohlenlager entfernt, und dieser Abstand beträgt selbst bei den äußersten Punkten Englands, Schottlands und Irlands nicht mehr als 150 Meilen.

Von den 31 bis 32 Millionen Tonnen Steinkohlen, die England jährlich produzirt, werden 10 Mill. in den Gießereien verwandt, 8½ Mill. kommen in den Küstenhandel, 2½ Mill. ins Ausland*) und der übrige Theil wird im Inlande zu verschiedenen Zwecken verbraucht. In Newcastle wird fast die Hälfte der fürs Ausland bestimmten Steinkohlen eingeschifft,

*) Im Jahre 1850 wurden 3,351,880 Tonnen (à 2000 Pfund) im deklarirten Werth von 1,234,224 Pfd. St. ausgeführt.

von der Frankreich fast zwei Drittel absorbirt. Die Zahl der Steinkohlenminen Newcastle's und an der Tyne beläuft sich ungefähr auf 130; das zu diesen Etablissements verwandte Kapital wird auf nicht weniger als 10 Mill. Pfd. St. geschätzt, wogegen auch jährlich 6—7 Mill. Tonnen Steinkohlen verkauft werden; die Produktion der Minen an der Tyne ist seit dem Jahre 1800 bis zum Jahre 1845 um 270 Proz. gestiegen.

Die nach London gebrachten Quantitäten bieten in vier auf einander folgenden Jahren nachstehende Zahlen dar:

1843	. . . .	2,663,114 Tonnen,
1844	. . . .	2,563,116 „
1845	. . . .	3,463,630 „
1846	. . . .	2,967,627 „

Im Jahre 1848 sind in London zu Wasser allein 3,418,310 Tonnen Steinkohlen eingeführt worden. Im Jahre 1850 kamen zu Wasser und zu Lande nach London 3,633,883 Tonnen Steinkohlen.

Ungefähr elf Zwölftel dieser Quantität sind auf den Flüssen Tyne, Wear und Tees befördert worden, auf dem ersteren ungefähr zwei Fünftel des Ganzen. Die Menge der auf Eisenbahnen und Kanälen in London eingeführten Steinkohlen ist unbeträchtlich. Man schätzt den Bedarf der Londoner Gas-Kompagnien auf beinahe ein Achtel der eingeführten Gesammtmasse.

Die Zahl der zum Transport der Steinkohlen nach London benutzten Fahrzeuge ist nothwendigerweise dem Aufschwunge dieses Handelszweiges gefolgt. Vor drei Jahrhunderten genügten zwei oder drei Schiffe zur Versorgung der Hauptstadt; im Jahre 1610 zählte man deren schon 200; im Jahre 1848 aber brachten 2717 Schiffe 12,267 Ladungen, die sich auf fast 3½ Mill. Tonnen beliefen. Die durchschnittliche Ladung eines Kohlenschiffes ist nicht weniger als 300 Tonnen; rechnet man acht Mann Equipage auf jedes Schiff, so liefert der Steinkohlentransport vom Norden nach London die Beschäftigung für ungefähr 22,000 Individuen. Die gesammte Steinkohlen-Industrie Englands ernährt nicht weniger als 200,000 Personen.

Heutzutage hat sich der Gebrauch der Steinkohle nicht allein über die ganze zivilisirte Welt verbreitet, sondern erreicht in mächtiger Dampfgestalt die entlegensten Regionen. Die Dampfschifffahrt erstreckt sich schon von Suez bis Singapore, und bald wird sie bis Australien organisirt sein. Wenn die amerikanischen Lokomotiven die Ufer des Stillen Ozeans berührt haben werden, so werden auch die amerikanischen Dampfschiffe regelmäßige Verbindungen mit China und dem Indischen Archipelagus eröffnet und den Weg um die Erde vollendet haben. Kaufleute und Touristen werden alsdann diese Reise in weniger als einem Jahre zurücklegen, mit Inbegriff der Aufenthaltszeit an den hauptsächlichsten Stationen, um ihre Geschäfte auszuführen und alles ihnen Wichtige dort kennen zu lernen.

Ehre daher diesen Diamanten ohne Preis, wie auch ihre Farbe immer sein möge, — das natürliche Schwarz, das Roth der Flamme, das

Weiß des Hochofens, das Grau der Asche — und welcher Gattung ihrer großen Familie sie auch angehören, in der es 70 Arten giebt, von der bituminösen Steinkohle erster Sorte an bis zur geringsten herab, welche man in früheren Zeiten nie zu gebrauchen pflegte!

9. Die Volkscharaktere.*)

Der Süden Englands bis an den Humber ist von dem Volk der Angeln, Sachsen und Friesen bewohnt und bezeichnet bis heute die Art und das Gemüth dieser Stämme. Hier fließt das englische Vollblut des republikanischen, demokratischen Geistes, des Sinnes für echte Freiheit und Gleichheit; hier fließt auch das kühlste Blut der Besonnenheit und Verständigkeit, wodurch allein England ist, was es ist und sein wird. London ist das Herz der acht Millionen Engländer, die in diesem Gebiete wohnen. Dieser Theil ist das erregende und belebende Element der englischen Bewegungen und Kämpfe für Erringung einer gesetzlichen Verfassung gewesen, und war in den Bürgerkriegen unter der Regierung Karls I. der Mittelpunkt der puritanisch-republikanischen Partei. In der äußern Haltung, im Leibesbau, in den vielen Blondköpfen und Blauaugen u. s. w. zeichnet sich noch heute die Herkunft aus dem Nordwesten Germaniens, besonders im Aufschlagen der Augen und in Nasen- und Mundbildung und in der Brauenwölbung wird man bei dem Anblick der Engländer dieses Südgebiets noch jetzt an die sächsischen Bauern von Paderborn, Hoya und Oldenburg erinnert.

Neben diesem Süden, gegen Westen, liegt Wales und Kornwall, die Landschaften, wohin im fünften und sechsten Jahrhundert das Galische zurückgedrängt ward. Hier hat sich die galische Art selbst unter der Herrschaft der Sachsen noch zum Theil behauptet, doch sind natürlich manche Sachsen auch unter sie gekommen, und sie haben viel Angelsächsisches annehmen müssen. Bei alledem sind sie immer noch ausgezeichnet durch viel größere Behendigkeit, Leichtigkeit und Reizbarkeit, durch kürzere, gedrungenere Leiber, durch dunklere Augen und Haare und mehr ausgesprochene Gesichtszüge. Der Sachse sieht übrigens den Walliser immer noch mit dem Gefühl der Ueberlegenheit an.

Nordengland oder das Land zwischen Humber und Tweed hat neben den Sachsen vorzüglich Skandinaven erhalten, die in dem Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert als Wikinger dahin kamen und zahlreich sich dort ansiedelten. Man bemerkt nun jetzt eben keinen auffallenden Unterschied zwischen den Bewohnern dieses Landes und Süденglands, außer daß in den Sitten und Gebräuchen, in dem Aberglauben und in den Mährchen

*) Nach E. M. Arndt.

mehr Nordisches, und in der Art und Geberde mehr Munteres und Lebendiges ist. Das aber ist eine eigenthümlich merkwürdige Erscheinung dieses Theils von England, daß in den bürgerlichen Kriegen zur Zeit Karls I., Kromwells und Karls II. hier vorzugsweise die Königischen, die sogenannten Kavaliere, lebten, im Süden aber die Rundköpfe. Sollte Aeltestes so lange nachgewirkt haben? Die Skandinaven waren von jeher königischer Herrschaft mehr gewohnt, die Sachsen und Friesen mehr freier Volksverfassung zugewandt. Oder hat im Süden die große Lebensader Englands, die Hauptstadt London, die Neigung und Richtung der Gemüther mehr bestimmt?

Schottland. Hier scheint das Sächsische und Skandinavische sich völlig gemischt zu haben; doch ist der Schotte durch seine Verfassung, sein Klima und die Armuth seines Landes ein von dem Engländer sehr verschiedener Mensch geworden, wenn man will, ein mehr königischer und dienerlicher Mensch, ein mehr biegsamer, beweglicher, mittheilender Mensch, welchem gegenüber der Engländer eine festere, stolzere und republikanischere Haltung behauptet. Er hat mehr Leichtigkeit und Lebendigkeit, mehr Geflissenheit und Bestellsamkeit, mehr Anbequemung und Begreifung des Fremden; auch hat er von jeher mehr geabenteuert und die Fremde mehr gesucht als der Engländer. Der letztere hat erst seit einem halben Jahrhundert angefangen, den Schotten als einen ebenbürtigen Bruder zu achten und zu lieben; bei dem englischen Pöbel aber besteht noch manches Vorurtheil gegen den nördlichen Stammgenossen, z. B. er sei knechtisch, habsüchtig, listig, auf jedem möglichen Wege nach Glück jagend. Wie das Land des Schotten Skandinavien ähnelt, so neigt sich auch das Wesen des Volkes dem Skandinavischen zu, namentlich auch in der Stattlichkeit, Schönheit und Haltung der Leiber, in einer gewissen Freundlichkeit und Mittheilsamkeit.

Die westlichen Schotten, die Kaledonier der Römer und die Galen der Neueren, sind durch eine lange und nahe tausendjährige Gemeinsamkeit des Landes und der Regierung mit den germanischen Schotten viel näher verbunden worden, als die Engländer mit den verwandten Brüdern derselben, mit den Irländern; aber zusammengeflossen mit ihnen sind sie noch nicht, obschon die sich immer mehr verbreitende englische Sprache und auch die Religion — da die meisten derselben Protestanten sind — sie näher zusammengezogen hat. Sie sind noch heute das lebhafte, muntere, fröhliche, treue Völkchen, das im Gegensatz gegen die schwereren, kälteren und besonneneren Germanen heiße, bewegliche, geschwinde Völkchen, als welches ihre Väter sich immer offenbart haben. Doch ist Vieles von ihrem Alten, Eigenthümlichen in dem letzten Jahrhundert niedergerissen und eingesunken, und sie selbst sind durch die Veränderungen, welche in Ackerbau, Gewerbe, Schifffahrt und jeglichem Verkehr der Menschen sich begeben haben, immer mehr aus ihren eigenthümlichen patriarchalischen Verhältnissen und aus ihrem ganzen eignen Leben herausgetrieben worden, und die Macht und das Uebergewicht des germanischen Elements ist auch in

diesem Lande selbst ohne äußere Gewalt immer mehr Herr geworden, und nach einigen Jahrhunderten wird die Art und Farbe des galischen Lebens wohl fast ganz mit dem germanischen zusammengeflossen sein.

Der Irländer sollte eigentlich dem schottischen Kaledonier ähnlich sein, und das Leichte, Bewegliche desselben hat er auch mit dem fröhlichen Muthe, aber sein reiches, ebenes, milderes Land hat ihn viel weicher gemacht, die stählende Bergluft des Kaledoniers hat ihm gefehlt, und er ist stets beherrscht worden, während schon die Römer den tapferen Kaledonier fürchteten. Der Irländer ist ein liebenswürdiger, poetischer Mensch voll hingebender Anhänglichkeit und Treue; aber es fehlt ihm die männliche Selbstbeherrschung und Selbstständigkeit, die englische Thatkraft und Ausdauer und kühle Besonnenheit. Er ist anstellig, geschickt und gewandt, aber mehr im Dienst Anderer als zu eigenem Vortheil. Das unstäte Wesen des Iren in Verbindung mit der seit Kromwell systematisch geübten Tyrannei der englischen Regierung sammt allen den hinterlistig berechneten Grausamkeiten, womit die protestantische Hochkirche*) das katholische Volk gequält hat, haben aus dem fruchtbaren, grünen Eilande eine Stätte des Hungers und Jammers gemacht, und jetzt wandern Tausende und aber Tausende nach Amerika aus, um in der neuen Welt eine Selbstständigkeit zu erringen, zu der sie es in der alten nicht bringen konnten.

Das Fazit ist also: Großbritanniens Größe und Stärke sind in dem eigentlichen England, und zwar in dem sächsischen und skandinavischen Theil. Dieser macht jetzt in England etwa zwölf, in Schottland zwei Millionen Seelen aus. Dies ist das weltbeherrschende Volk. Schottland war bis auf ein halbes Jahrhundert noch sowohl an Hülfsmitteln, als an Menschen arm und unbedeutend, Irland hing bis auf das jüngst vergangene Menschenalter durch eigene und durch englische Schuld wie ein todter Hund an dem starken, gesunden Leibe Englands, und dieses hat also wohl ein Recht, mit stolzem Selbstgefühl auf seine eigene Kraft zu blicken.

Der Engländer steht da, stolz, fest, still und abgeschlossen in seinem Dasein mit sicherem Blick und festem Tritt; er geht ruhig durch die Welt hin, ohne sich umzuschauen, wer und ob ihn Jemand bemerkt. Darin ist er das Gegenstück des eitlen Franzosen; der Engländer ist nicht eitel, sondern stolz, aber der englische Stolz wird nicht lästig, — man kann ihn laufen lassen, weil er seinen eigenen Weg geht. Uebrigens ist das, was

*) Alles Grundeigenthum der Insel gehört theils der protestantischen Geistlichkeit, theils einer verhältnißmäßig geringen Anzahl großer Besitzer, deren Rechtsanspruch auf die Eroberung begründet ist, und die sich stets als Fremde betrachten, ihre ausgedehnten Güter nur von Zeit zu Zeit besuchen und den Ertrag derselben nicht in Irland, sondern in England oder im Auslande verzehren. Nur wenige irische Familien haben eigenen Grundbesitz; die große Masse des irischen Volks lebt eigenthumslos im Lande der Väter, und glücklich ist, wer von den fremden Besitzern einige Fuß breit zu pachten vermag, um durch die Kartoffeln, die er darauf bauet, sich gegen den Hunger zu schützen. (Vergl. den Artikel „Irland" im Konversations-Lexikon der Gegenwart.)

uns als Stolz erscheint, oft nur Unbeholfenheit, Beklommenheit und Ungewandtheit, ein Theil der Gebrechen, welche der Engländer mit dem Deutschen gemein hat. Er ist sich als Mann und Bürger seiner Festigkeit und Würdigkeit vollkommen bewußt und erscheint deswegen nicht gern in der Lage und Stellung eines Verlegenen oder Untergeordneten, spricht nicht gern die Sprache, worin er sich noch nicht bestimmt ausdrücken kann, weiß sich über Gegenstände, welche ihm unklar und kaum halb begriffen sind, nicht mit der Leichtfertigkeit eines Franzosen, ja nicht einmal mit der Leichtigkeit eines Deutschen auszudrücken. Er ist ein Insulaner, ein abseitiger, einseitiger Mensch, der das Seinige mit tüchtigem klaren Verstande erfaßt, der seine Eigenthümlichkeit voll und stark ausbildet, in fremde Eigenthümlichkeiten sich aber nicht so leicht hinein zu denken und hinein zu fühlen vermag, wie der weltbürgerliche Deutsche. Es ist viel Starres, Zähes, Zopfartiges im Engländer; aber gerade diese Zähheit, dieses strenge Festhalten an der Sitte, dieses gehorsame Sichunterordnen unter den Gebrauch bedingt wieder jene Liebe zum Heimischen, jene Achtung vor dem Gesetz, wie sie weder der Deutsche noch der Franzose besitzt. Der Engländer ist ein freier Mann, weil er nicht bloß verstanden hat, sich Gesetze zu geben, sondern weil er auch versteht, das Gesetz heilig zu halten. Er hat mit dem Deutschen den Trieb ins Weite, Ferne gemein (darum sind die Engländer die reiselustigste Nation), aber dieser Trieb entfremdet ihn nicht den vaterländischen Interessen; er reist in die Fremde wie Einer, dem die Erde gehört, er fühlt sich überall als Engländer, opfert nie (wie so oft der Deutsche) seine Art und Weise fremder Eigenthümlichkeit auf. Er ist der tapfere, kühne Seemann, die vollendete Seemannsnatur, welche sich in ihm ausgeprägt hat, und wovon in jedem Engländer, selbst im Krämer, Schneider, Schuster, die leichte Färbung erscheint. Er steht so fest, schauet so klar in die Weltweite, als hätte er einen Fuß auf seinem Eilande, den andern auf dem Dreizacke Neptuns. Seine Flotten beherrschen die Meere, darum gehört ihm das Land; mit ihrem Handel und ihrer Industrie sind die Engländer auch die Herren Deutschlands geworden, und wir haben erst jetzt begonnen, von den Fesseln dieser Uebermacht loszukommen durch eine Industrie, die sich anstrengt, mit der englischen zu wetteifern. Aber wie erbärmlich ist der Versuch, eine *deutsche* Flotte zu bilden, gescheitert! Es fehlt den norddeutschen Stämmen keineswegs jene englische Seetüchtigkeit, aber was allen Deutschen fehlt, ist die politische Einigkeit und die politische Thatkraft. In Kunst und Wissenschaft sind wir stark, in staatlichen Dingen ohnmächtig schwach. Wo wir philosophiren und raisonniren, da handelt der Engländer; wir sind theoretische, die Engländer praktische Menschen. Indem sie Alles auf praktische Zwecke ihres Landes, ihrer Macht und Größe beziehen, handeln sie freilich oft sehr egoistisch andern Völkern gegenüber, aber stets patriotisch und als freie Männer, Verstand und wieder Verstand und Besonnenheit und eine unermüdliche Ausdauer und Geduld in den schwersten Arbeiten

und Thaten, das ist der Engländer, das ist England. Durch seinen hellen, klaren Blick, durch seine kalte, tapfere Beharrlichkeit, durch seinen Widerwillen vor allem Unklaren und Unfesten — dadurch hat dieser gewaltige Angelsachse England zur Herrin der Welt gemacht.

10. Eigenthümlichkeit des englischen Volks.*)

1.

Das englische Volk repräsentirt, individuell betrachtet, das Willensvermögen, die praktische Thatkraft; es ist ein echtes Heldenvolk, insofern das wahre Heldenthum seine Lorbeern keineswegs bloß auf dem Schlachtfelde pflückt, vielmehr überall, wo sich dem Willen Hindernisse in den Weg stellen. Und da zum Handeln überhaupt Charakter gehört, wie zum Denken Vernunft, oder richtiger: da der Charakter nichts Anderes ist, als der lebendig ausgesprochene Wille, so müssen wir den Engländern von allen andern Eigenschaften Charakter zuerkennen, jene elastische Stahlkraft des Willens, die wir an den alten Römern so hochhalten, diesem echten Brudervolk der Engländer.

Die nationale Expansivkraft, für deren zähen Muth und unbiegsame Ausdauer es keine andere Grenze giebt, als die den Erdball umschließende, die Frucht gediegenster Charakterstärke, die das Wort „unmöglich" nicht kennt, verleiht den Engländern ihr festes bis ins Einzelne gehende Gepräge. Im Bewußtsein dessen, was sein Volk werth ist und zu leisten vermag, giebt der Brite sich überall als Engländer und nur als Engländer. Seine Individualität ist die seines Volks; er ist, was er ist, als lebendiges Glied an dem gewaltigen Organismus seiner Nation. Wenn er ganz und gar Engländer ist, dann und nur dann weiß und fühlt er sich als Mensch.

Für das Verhältniß des Ganzen zum Theil, des Staates zum einzelnen Staatsbürger hat dies die Wirkung, daß die Nation als solche sich nur um den kümmert, der dieselbe Expansivkraft aus sich entwickelt, wie sie selbst. Jedermann weiß, daß es in England allgemeine Sitte ist, bergab gegen das Ende der Senkung recht rasch zu fahren und die Pferde sodann auch bergan im Galopp zu erhalten. Nur ein starkes, wohlgebautes Thier hält dies aus; das schwache geht darüber zu Grunde, für jenes aber ist die augenblickliche Anstrengung der Beine eine wesentliche Erleichterung darum, weil der einmal in Schuß gebrachte Wagen durch seine eigene Bewegung eine gute Strecke aufwärts rollt, wobei das Pferd nur der raschen Bewegung zu folgen oder diese durch schwaches Anziehen im Gange zu erhalten braucht. — Wie der englische Kutscher sein Pferd, so behandelt

*) A. Helferich. (Vgl. Morgenblatt 1852, 1 u. 2.)

die englische Nation ihr Individuum. Wer es zu etwas bringen, ein Ziel erreichen will, der muß alle seine Kräfte zusammennehmen; bleibt er bei dem allgemeinen Wettrennen nach Geld und Ehre keuchend auf halbem Wege stehen oder stürzt er kraftlos zusammen, unbarmherzig eilen die Nachfolgenden über seinen Leib hinweg, und keiner fragt lange, was aus dem Unglücklichen werden soll. „Tummle dich, oder du bist verloren!" lautet der englische Wahlspruch; ein Engbrüstiger mag lieber gleich ins Bettelhaus gehen. Hat aber einer sich einmal erst tüchtig in Lauf gesetzt und seinen Glückswagen auf die halbe Weghöhe emporgeschleppt, so ist er geborgen. Sein Fuhrwerk geht von selbst, weil die ganze Nation fortan ihre Kraft für ihn einsetzt, dem rastlos Voranstrebenden alle ihre Hülfsmittel zur Verfügung stellt.

Der Engländer, der sich überhaupt fühlt, d. h. sich eine Stellung im Leben erkämpft oder ererbt hat, fühlt sich ganz; er hat den Schwerpunkt nur in sich selbst, weil er das Bewußtsein, das Selbstgefühl der ganzen Nation mit sich herumbringt. Dies ist die preiswürdige Seite republikanischer Gesinnung, wie sie ganz unzweifelhaft, trotz aller aristokratischen Satzungen, bei dem englischen Volke sich vorfindet und Veranlassung gab zu dem geistreichen Worte, es gebe keine demokratischere Aristokratie und keine aristokratischere Demokratie als die englische. Es eignet der Nation eine so feste, gedrungene Solidarität der Gesinnungen und Interessen, daß Angesichts der Allen gemeinsamen Nationalität, bei aller Verschiedenheit der Stände, im Grunde Jeder dem Andern gleich ist. Daher mag es kommen, daß die Engländer in äußerer Erscheinung auf so überraschende Weise sich ähnlich sehen. Einer kleidet sich fast wie der Andere, und der Schuster trägt die Stiefeln bloß darum nicht offen über die Straße, damit man ihn nicht als Schuster erkenne. Eben so ist die englische Küche mit geringen Abwechslungen überall dieselbe, und oft mußte ich, wenn das unvermeidliche Rostbeaf auf den Tisch kam, an die schwarze Suppe der Spartaner denken. Der Arbeiter, der sich gehörig nährt, kauft von demselben Ochsen, dessen Lendenstück auf der Tafel eines Herzogs duftet; lederzähes Kuhfleisch, wie in Berlin, oder in Kaninchen verwandelte Katzen, wie in Paris, bekommt man nicht. Wer wollte aber auch schlechterdings leugnen, daß Großbritannien durch das Rostbeaf, dem Altengland eine besondere Volkshymne gewidmet, groß geworden? Starke, wohlgenährte Leiber und ein eben so starkes Nationalgefühl, durch dieselben Substanzen genährt, können schon etwas ausrichten.

Selbst die englische Erbaristokratie trägt ein sehr bedeutungsvolles demokratisches Element in ihrem Schooß. Der älteste Sohn des Lords erhält den ganzen Besitz seines Vaters, und es ist ihm die Zersplitterung des Erbguts durch gesetzliche Bestimmungen unmöglich gemacht. Im gleichen Falle befindet sich der Erstgeborne der Baronete und unbemittelter oder landbesitzender Gentlemen. Es ist dies allerdings eine durch und durch aristokratische Einrichtung, aber ist sie nicht zugleich die Mutter der

demokratischen Anordnung, daß die jüngeren Kinder ohne Unterschied in den bürgerlichen Stand zurücktreten und, nicht begünstigt durch Erbansprüche, wie andererseits, nicht belästigt durch unnütze Titulaturen und kostspielige Standesvorurtheile, sich eine ehrenhafte Existenz zu erringen haben? Es mag manchem Ohre widerlich klingen, wenn den reichen Lord X., der eben behaglich an der Feuerseite seine Verdauung einleitet, sein ältestes Söhnchen fragt: „Vater, wo ist denn der Onkel?“ und die trockene Antwort erfolgt: „In Kalkutta, oder auf dem Kap der guten Hoffnung, mein Kind, wo der Oheim tüchtig arbeitet, um reich zu werden, wie Du dereinst es werden wirst, ohne zu arbeiten.“ Aber ist dies Mißverhältniß nicht ohne Vergleich besser, als wenn der deutsche Graf oder Baron einem halben Dutzend Knaben außer dem Wappen mit der Grafenkrone oder dem Baronstitel nichts hinterläßt, als ein verschuldetes Stück Land? Die englische Aristokratie hängt nicht, gleich dem deutschen Adel, zwischen Thür und Angel, zwischen Thron und Bürgerthum mit halbem Einfluß und halbem Besitz: von Geschlecht zu Geschlecht verjüngt sie sich in bürgerlichem Blute, in das alle nachgeborenen Kinder eingetaucht werden, und die Bürgerstochter, die einen Lord heirathet, tritt vor ihre neuen Standesgenossen mit denselben Ansprüchen auf Achtung, als wenn ihr Urahn zur Tafelrunde König Arthurs gezählt hätte. Daher das hohe Ansehen und die bedeutende Macht, deren sich das englische Patriziat bis zu dieser Stunde erfreuet, unbeneidet von dem Bürgerstande und ein schützendes, nicht bloß verbindendes Mittelglied zwischen Thron und Volk. Scheint die Krone in ihren Vorrechten bedrohet, so hält der Adel seinen starken Schild den Pfeilen der Demokratie entgegen; zeigt aber der Thron Gelüste, die ihm von der Verfassung eingeräumten Befugnisse zu überschreiten, dann stellt sich eben dieser Adel auf die Seite des Volkes und hilft dessen Rechte schützen und wahren.

Seinerseits hat der Bürgerssohn nicht nöthig, scheu zu dem Adel, als zu etwas Unerreichbarem, hinaufzublicken. Der Weg steht auch ihm offen, und der Bürgerliche, der nicht von Geburt, sondern durch sein eigenes Verdienst eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft einnimmt, tritt in das Haus der Lords und hat Sitz und Stimme neben dem ältesten Pair des Königreichs. Und nicht allein das: in England hat Jeder das Recht, über freies Eigenthum, sei es ererbt, sei es erworben, habe der Besitzer Kinder, oder habe er keine, unbeschränkt zu verfügen. Da nun des Briten Lieblingsstreben nach Gründung einer Familie geht, so wird derselbe, im Fall er auf irgend eine Weise in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gekommen ist, seinen ältesten Sohn begünstigen und dem Hauptstock seines Eigenthums die Bestimmung geben, daß derselbe immer nur vom Erstgebornen seiner männlichen Nachkommen, oder, falls diese fehlen sollten, von dem nächsten männlichen Verwandten ererbt werden kann. Der Vater Robert Peels, der durch Baumwollenspinnerei sich ein riesenhaftes Vermögen erworben, sowie der große Wundarzt Sir Astley Cooper können als sprechende Belege für die Richtigkeit des Gesagten dienen.

11. Engländer und Franzosen nach ihrer Häuslichkeit.

2.

Individuell, wie er sich fühlt und weiß, erscheint der Brite ganz besonders in seiner Häuslichkeit. In den Ländern, wo Germanen mit Slaven untermischt sich niedergelassen haben, wie namentlich in Sachsen, hat man die Bemerkung gemacht, daß bei den slavischen Völkerschaften neben der Hufeisenform der Dörfer die feldgemeinschaftliche Vertheilung der Ländereien, sich wesentlich von den germanischen Ansiedelungen unterscheidet. Der Slave liebt das Zusammensein, die Gemeinschaft; der Germane das Isolirtsein. Letzterem ist seine Hofreithe lieber als der Schutz, die Sicherheit und das gesellige Vergnügen, das er als Mitglied einer Dorfgemeinde findet. Bei ihren Wanderungen besetzten die Deutschen überhaupt gewöhnlich nicht zusammenhängende Ländereien in Masse, sondern ließen sich einzeln und zerstreut nieder, und noch immer giebt es in Schwaben und Niedersachsen Distrikte, wo die Bevölkerung großentheils auf einzeln stehenden Höfen lebt, wobei ich nur an den von Immermann so meisterhaft gezeichneten westphälischen Hofschulzen erinnern will. Zäh und ein Freund der harten Arbeit, empfand und empfindet der Deutsche gar keinen Widerwillen gegen die abgeschlossene Lebensweise; sein Acker und seine Familie genügen ihm vollkommen. Schon Tacitus bemerkt von unsern Voreltern: Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est, ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit.*) Dem Römer, dem der alte Kunstfleiß der Griechen, der gartenmäßige Landbau des Italikers bekannt waren, mußte es auffallen, wie wenig Sorgfalt und Nachdruck der Germane auf die Bearbeitung der besseren Bodentheile, die gegen die undurchdringlichen Wälder und Sümpfe Germaniens gewaltig abstachen, verwendete. Gleichwohl waren es germanische Kolonisten, welche in dem sinkenden römischen Reich beides, seine verödeten Fluren anbauen und die Reihen seiner Heere ergänzen sollten. Ackerbau und Viehzucht waren von Hause aus das eigentliche Gewerbe der Germanen. Der germanische Staat ist auf den Agrarverhältnissen aufgebaut; die geordnete Benutzung der Mark, sowohl der wechselnden in Höfe getheilten Ackerflur als der unterschiedslosen Nutzung der Allmande, war die Hauptsache.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des bei weitem größten Theiles der großbritannischen Insel, ihr mildes Klima, die alle Arten der Vegetation fördernde Feuchtigkeit der Luft, machten ihre Bewohner von den ältesten Zeiten an zu einem ackerbautreibenden Volk, dessen Zahl vom Mittelalter bis in die neueren Zeiten nur sehr allmählig wuchs. Bis über die Mitte

*) Von den germanischen Völkerschaften ist es hinlänglich bekannt, daß sie keine Städte bewohnen, ja nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze unter sich dulden; sie bauen sich abgesondert und zerstreut an, wie ihnen eben der Quell, die Flur, der Hain zusagte.

des vorigen Jahrhunderts hinaus war die Volkszahl nicht viel höher als auf sieben Millionen gestiegen. Unter Heinrich VII. und VIII. nahm England so gut als gar keinen Theil an den amerikanischen Entdeckungs- und Eroberungsreisen; Heinrich VIII. bediente sich zu Seefahrten gemietheter Schiffe. Obwohl unter Kromwell, durch die Eroberung Jamaikas, der englische Handel sich erweiterte, blieb doch der größte Theil des Weltverkehrs bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in den Händen der Holländer. Der Engländer blieb bis dahin der altsächsischen Sitte des Ackerbaues getreu.

Wir haben etwas weit ausgeholt, um den Engländer in seinem Hauswesen kennen zu lernen; gewiß nicht mit Unrecht: sein Haus als Inbegriff der Familie ist für ihn das Wichtigste, so zu sagen die Summe seines geselligen Daseins, und insofern steht er seinem germanischen Ursprung vielleicht noch näher als der eigentliche Deutsche. Der Brite legt einen ungemeinen, uns Anderen fast lächerlich vorkommenden Werth darauf, ein eigenes Haus zu haben und allein zu bewohnen. Daher in London die zahllose Menge von schmalen Häusern, hervorgegangen aus dem Streben nach Isolirung. (Vgl. oben „die Wohnungen in London".) Aeußerlich gleichen sich diese Wohnungen wie ein Ei dem andern, der Backsteinbau, die Stacketeneinfassung, die unterirdische Küche, die Thür ꝛc., Alles ist nach ein und demselben Muster geformt. Nichts langweiliger, unerquicklicher für das Auge, als diese Monotonie; allein daran stößt der Engländer sich wenig, wenn er nur Herr, unbeschränkter, durch Niemand behelligter Herr in seinem Hause ist.

In der Bequemlichkeit, Eleganz und Solidität der inneren Einrichtung seiner Wohnung übertrifft der Engländer alle anderen Nationen; das Wort „Komfort" hat nur der Engländer, weil er die Sache hat. So unansehnlich in der Regel selbst die Wohnungen reicher Leute von außen erscheinen, so reich, glänzend, ja prachtvoll ist die innere Ausstattung. Was der Bequemlichkeit und dem Behagen dient, ist mit verschwenderischer Hand angebracht, und diese Sorgfalt erstreckt sich auf die geringfügigsten Gegenstände des Hausbedarfs, die man sonst keiner Beachtung für werth hält. Im englischen Hause fehlt es nicht an Teppichen, an glänzender Beleuchtung, trefflicher Küche, reich besetztem Keller, massivem Silbergeschirr; am vollkommensten aber ist das Schlafkabinet ausgestattet, das jedem Bedürfniß mit der größten Liberalität entgegenkommt. An schön gebundenen Büchern und sehr oft an werthvollen Kunstgegenständen ist kein Mangel. Was Wunder, daß der Brite gern zu Hause ist, seine Häuslichkeit über Alles werth und in Ehren hält! Es hat dies den unschätzbaren Gewinn, daß aus diesem soliden Grunde ein ächtes Familienleben erwächst, das am häuslichen Herde zur vollkommenen Reife gelangt. Giebt es natürlich auch viele Ausnahmen, so wird man doch weit in den meisten Fällen sagen müssen, daß er ein ächter und ganzer Familienmensch ist. Eine Sommerreise, ein Ausflug nach dem Festlande abgerechnet, weilt er fast beständig

im Schooße seiner Familie, und nimmt an öffentlichen Vergnügungen ohne Vergleich weniger Theil als der Franzose. Treue, liebevolle Anhänglichkeit unter den Familiengliedern trifft man dort allenthalben, und was noch mehr wiegt, sehr oft auch jene sittliche Achtung, welche die Eltern den Kindern erweisen. Dadurch mag es erklärlich werden, warum man in England so viel ganze Männer und ganze Frauen findet. Man sieht wohl auf Reisen Väter ihren noch nicht ganz erwachsenen Töchtern mit einer Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit begegnen, die man bei uns bloß von Verlobten erwartet. Um so weniger läuft die elterliche Liebe Gefahr, in blinde Affenliebe auszuarten; sie trägt durchaus einen würdigen Charakter und flößt den Kindern schon von frühester Jugend an jenes Gefühl von Selbstständigkeit und Selbstachtung ein, das fest ins Leben hinaustritt. Im Hause wie in der Schule ist die Erziehung die Hauptsache — denn diese bezweckt die Bildung des Charakters — der Unterricht mehr nur Nebensache, und wenn daher die englischen Unterrichtsanstalten in Betreff der Kenntnisse mit den deutschen von fern nicht den Vergleich aushalten können, so sind sie den unsrigen in den erziehlichen Leistungen überlegen.

Die Feuerseite des englischen Familienzimmers, wie sie den Sinn für Häuslichkeit weckt und pflegt, so ist sie auch ganz besonders geeignet, durch das gesellige Mittel des Gesprächs die jüngeren Familienmitglieder zu erziehen und zu bilden. Die englische Geselligkeit ist ihrem Grundwesen nach eine häusliche, weshalb der Engländer so oft im Gespräch jene liebenswürdige Offenheit und Geradheit entfaltet, die er im Kreise der Seinigen sich angeeignet. Hier ist der Ort, der gegen die Engländer so oft erhobenen Beschuldigung eines ungeselligen, gegen Fremde unfreundlichen, wenn nicht gar unhöflichen Wesens tiefer auf den Grund zu sehen. Wer einen so überaus großen Werth auf das Familienleben legt, wie der Brite, dem kann es nicht gleichgültig sein, die Umzäunung feierlichen Familienglücks gewaltsam durchbrochen, die makellose Feuerseite verunreinigt zu sehen. Es ist ganz gewiß, daß in England Empfehlungsbriefe sehr oft den erwarteten Erfolg nicht haben, daß der Engländer ungastfreundlich erscheint, indem er die Schwelle zu seinen Penaten nicht durch den Ersten Besten überschreiten läßt, selbst wenn es dieser seinem inneren Werthe nach vollkommen verdienen sollte. „Die erste Frage," äußert Venedey (Irland 1844), „die der Engländer einem Fremden, der ihm empfohlen wird, stellt, ist: Was kann ich für Sie thun? Wer ein Herz im Leibe hat, für den ist diese Frage überflüssig. Ich brachte funfzig oder sechszig Empfehlungsschreiben nach London, und ich machte zwei oder drei Bekanntschaften durch sie. In Irland dagegen habe ich nirgends angeklopft, wo man mir nicht aufgemacht hätte."

Dies mag sein, aber es beweist nur so viel, daß der Engländer jene Gutmüthigkeit nicht kennt, die in einem Empfehlungsschreiben schon den Schlüssel erblickt, der das Heiligthum des Familienkreises aufschließt. Der Engländer empfängt nur den, von dem er die feste Ueberzeugung hat, daß er dasselbe Vertrauen in ihn setzen kann, wie in ein Mitglied der Familie

oder in einen langjährigen Hausfreund. Der einmal Zugelassene genießt dann aber auch alles Recht der intimsten Freundschaft, und man begreift, daß ein solches Vertrauen nicht um den Preis eines gewöhnlichen Empfehlungsbriefes erkauft wird. Englische Sitte schreibt vor, gegen Unbekannte ein gemessenes Betragen zu beobachten, und auf dieselben ohne vorausgegangene Einführung wenig oder gar keine Rücksicht zu nehmen. Ist aber ein Fremder von guter Hand empfohlen, und weiß er sich als Mann von Bildung und Erziehung zu betragen, so darf er darauf rechnen, als Freund des Hauses angesehen und mit einer Zuvorkommenheit, Urbanität und Herzlichkeit behandelt zu werden, die ihn sogleich heimisch und behaglich machen müssen.

Nur darum herrscht in England zwischen den Unverheiratheten beiderlei Geschlechts eine Freiheit und Natürlichkeit des Verkehrs, wie wohl nirgend sonst: die Eltern rechnen mit der verdachtlosesten Zuversicht auf die vollkommenste Ehrenhaftigkeit der Eingeführten, versehen sich von ihrer Seite der Beobachtung eines rücksichtvollsten Betragens und erwarten, daß sie auch nicht um eines Haares Breite die Grenzen der Schicklichkeit und des Zartsinns überschreiten. Es liegt auf flacher Hand, daß ein derartiges Verhältniß zwar nicht der gelehrten Schulbildung, wohl aber der Charakterbildung des britischen Frauenzimmers ungemein zu Statten kommt. Die Britin besitzt, außer einem feinen Gefühl für das Schickliche und einem geübten Sinn für die praktischen Verhältnisse des Lebens, einen tiefliegenden romantischen Zug des Charakters, der wohl bisweilen zu Uebereilungen und Fehltritten verleitet, viel häufiger aber zur Quelle der edelmüthigsten Handlungen und der hingebendsten Aufopferung wird.

Eine Erziehung, die es sich zur wesentlichsten Aufgabe stellt, in dem Kinde das Gefühl eigener Würde und Liebe zur Unabhängigkeit möglichst stark zu entwickeln und selbstständige Menschen zu bilden, muß auch der Liebe und Ehe ihre ganze sittliche Würde und Freiheit lassen, daher die Eltern so rücksichtsvoll und zart bei den Heirathen ihrer Kinder sich zeigen, individueller Neigung einen so großen Spielraum gestatten, und in die persönlichste aller Angelegenheiten so wenig als möglich sich einmischen. Das englische Mädchen folgt ihrer Neigung auf eigene Verantwortlichkeit, und trifft den Mann ihrer Wahl ein harter Schlag des Schicksals, so erprobt sich die wahre Liebe, die Stärke des Charakters, die uneigennützige Gesinnung, die Hingebung und Aufopferungsfähigkeit der Gattin im glänzendsten Lichte.

In einem solchen häuslichen Kreise muß auch der Fremde sich wohl fühlen. Wo immer nur ein Dienst, eine Gefälligkeit zu erweisen ist, hält der Engländer sich nicht bloß bereit, sondern für verpflichtet dazu; die kostbarste Zeit ist ihm nicht zu theuer, um etwas zur Belehrung und Erheiterung beizutragen, und dieser Eifer, anstatt mit der Zeit zu erkalten, erhält sich ungeschwächt. Bekanntschaften, die man in England gemacht, dauern selbst in der Ferne Jahrzehnte lang mit der alten Innigkeit fort.

Indem der Engländer sich abschließt, gewinnt er die Mittel, in seinen Kreisen mit ungeschwächter Kraft zu wirken. Wie der englische Boden, so ist das englische Leben, zumal die englische Gesellschaft, von allen Seiten eingehegt. Diese Umzäunung (fencing) erstreckt sich selbst auf die Wirthshäuser, weil der Brite seine Häuslichkeit so über Alles hochachtet, daß er wenigstens ein Abbild derselben auch außerhalb seiner eigenen vier Wände haben will. Ein Wirthstisch, an dem sich ohne Unterschied zu geselligem Verkehr Leute versammeln, die in ihrem Leben sich nie zuvor gesehen haben, ist dem Engländer ein Greuel, wenigstens ein Unbegreifliches. Gemeinschaft des Unbekannten versteht er nicht, und selbst wenn er betet, beansprucht er für sich und die Seinigen einen besonderen Kirchenstuhl — eine Art kirchlichen Komforts.

In den Klubs wird die Häuslichkeit fast vollständig ersetzt. Früher waren dieselben nur der Sammelplatz für Spieler, Politiker und Bonvivants; neuerdings haben sie einen höheren, zum Theil politischen, zum Theil wissenschaftlichen Charakter angenommen. Die Londoner Klubhäuser gehören zu den glänzendsten und besteingerichtetsten Palästen der Hauptstadt, und ihre Zahl ist fortwährend im Wachsen begriffen. In welchem Ansehen auch in England die Ehe stehen mag, und wie hoch häusliches Leben dort geschätzt wird, so fehlt es doch nicht an Junggesellen. Für Leute dieser Art ersetzt der Klub den eigenen Herd, das „Home;“ und ein „single Gentleman“ kann mit einigen hundert Pfund jährlichen Einkommens als Mitglied eines Klubs sich eben so viel persönliche Genüsse verschaffen, als ein reicher Mann. Für seine sechs Guineen jährlichen Beitrags kann er Jahr aus Jahr ein von Morgens früh bis in die späte Nacht von eben so schönen Möbeln Gebrauch machen, eben so elegant ausgestattete Zimmer bewohnen, eben so weiche Teppiche betreten, an einem eben so komfortabeln Kamin sitzen, eine eben so ausgewählte Bibliothek benutzen, noch mehr Zeitungen bei seinem Frühstück lesen, eben so zahlreiche und elegante Gesellschaft sehen: als der Lord, der eine Rente von 50,000 Pfund Sterling zu verzehren hat. Und legt unser Klubist zu diesen sechs Guineen noch 200 bis 300 weitere Goldstücke, so frühstückt, dinirt und soupirt er alle Tage so vortrefflich, trinkt eben so guten Portwein und Klaret, wird eben so aufmerksam und pünktlich bedient, als irgend ein Marquis oder Earl auf seinem Schlosse. Es giebt in den Klubhäusern sogar Ankleidezimmer, in denen sich alle Gegenstände der Toilette bis zur Stecknadel in größter Vollkommenheit vorfinden. Zum Briefschreiben kann das vortrefflichste Büreau zu Hause sich nicht besser eignen, als das Schreibepult im Klubhause. Das Reglement ist dabei bis ins Kleinste vorgezeichnet, und genau der Strich gezogen, den der Zigarrenraucher nicht überschreiten darf. L. Bulwer versichert, die Wirkung, welche die Vermehrung der Klubs hervorgebracht, sei äußerst wohlthätig; sie habe dem Hang der Eingebornen zur Isolirung entgegengearbeitet und einen freien Verkehr mit ausgezeichneten Fremden befördert.

In einem völlig abweichenden Sinne versteht der Franzose das Familienleben und was damit zusammenhängt.

Like blood, like goods and like ages
Make the happiest marriages*)

lautet ein englisches Sprüchwort, ohne daß Mädchen und junge Männer sich besonders darnach richteten. Wie die Engländerin ihrer Neigung folgt, ohne auf das Geld zu sehen, so geschieht es wohl zum Theil durch den Einfluß der Klubs, daß namentlich Geschäftsleute sich erst in späteren Jahren verheirathen, wenn sie ein Vermögen gesammelt haben und eine Familie anständig ernähren können; sie nehmen dann oft junge, ganz unbemittelte Frauenzimmer. In Frankreich richtet sich das Hauptaugenmerk darauf, eine gute Partie zu machen; hier ist die Ehe mehr ein gewinnbringendes Geschäft. Das tiefinnerliche sittliche Moment fällt dabei mehr oder weniger weg, und insofern der Natur der Sache nach bei den Eltern eine bessere Geschäftskenntniß und eine richtigere Abwägung der in Betracht kommenden Umstände vorausgesetzt wird, liegt die Schließung der Ehe den Eltern ob. Die bloß konventionellen Rücksichten überwiegen so sehr, daß die kontrahirenden Theile es oft gar nicht für nothwendig halten, diejenigen, deren Lebensglück dabei auf dem Spiele steht, um ihre Zustimmung zu befragen. Ehen aus Neigung werden nur ausnahmsweise geschlossen, und die Meisten fügen sich geduldig in diesen Zwang, weil sie von nichts Anderem wissen und rings um sich denselben Gang der Dinge wahrnehmen. So gleicht die Gewohnheit zwar manches Mißverhältniß aus, hat aber in ihrem Gefolge den großen Uebelstand, daß, wo die jugendliche Leidenschaft ihren eigenen Weg geht, aus Uebereilung insgeheim die abgeschmacktesten Ehebündnisse geschlossen werden. Um derartigen Emanzipationsgelüsten zuvorzukommen, zeigen die französischen Mütter gegen ihre Söhne in andern Punkten eine Nachsicht, die uns skandalös erscheint, während die Mädchen in klösterlicher Abgeschiedenheit gehalten werden und die mütterlichen Vormünder keine ernstlichere Sorge kennen, als ihre Töchter möglichst bald unter die Haube zu bringen.

---

12. Die Engländer als Handelsvolk.**)

Auf der Höhe des Welthandels und der Seemacht, der Industrie und des Nationalreichthums steht jetzt England. Das ungeheure Uebergewicht, welches dies eine Volk auf allen diesen Gebieten ausübt, läßt sich mit Einem Ueberblicke kaum umfassen; es wird erst recht einleuchtend, wenn man sich die Thätigkeit und Herrschaft des englischen Volks in der Nähe ansieht. England beherrscht, blos das nordamerikanische Gebiet ausgenom-

---

*) Gleiches Blut, gleiches Gut und Alter machen die glücklichste Ehe.
**) Franz Löher (vgl. Ausland 1855, S. 660).

men, in der That fast alle Meere, Seehäfen und Küsten; seine Segel sind nicht allein in jedem Großhafen am zahlreichsten, sondern es hält auch rings um die Erde wohlgelegene Punkte besetzt, um Schifffahrt und Handel der andern Völker zu bewachen und nach Umständen hemmen zu können. Englands Kriegsmacht zur See brauchte nicht zu erschrecken, wenn alle andern Völker die ihrigen dagegen vereinten.*) Seine Kolonialherrschaft erstreckt sich über halbe Welttheile, und die Schätze, welche ihm von dorther zufließen, sind unberechenbar. Endlich besitzt England, blos die eigentlichen künstlerischen Gewerbe ausgenommen, jeden andern Industriezweig, und in jedem produzirt es riesenhaft.

Gleichwohl ist diese Uebermacht nicht viel über ein Jahrhundert alt; sie ist freilich so groß und allerwärts sichtbar, daß man längst vergessen hat, wie armselig es um das englische Gewerbs- und Handelswesen noch vor 200 Jahren bestellt war. So rasch können Handel und Industrie eines Volkes in die Höhe steigen; sie bedürfen ihrer natürlichen Beweglichkeit und Schwungkraft wegen nicht so langer Pflege und Zeitigung, als Ackerbau und Kriegstüchtigkeit, als Künste und Wissenschaften. Die Handelsgeschichte zeigt mehrere überraschende Beispiele, wie das Genie eines einzigen Mannes, wie Pombal, Colbert, Friedrich der Gr., Joseph II., den industriellen Flor eines Landes hervorrief.

Die Engländer haben ihre jetzige Größe allerdings erworben, erstens durch die germanische Tüchtigkeit ihres Nationalcharakters, durch die religiöse und politische Festigkeit im Hausstand und im Staatswesen, durch die Energie und Klugheit, mit der sie unverdrossen und durch nichts wankend gemacht auf ihr Ziel hinarbeiteten, durch das praktische Talent, womit sie Verbesserungen in der Mechanik aussannen und belohnten, und selbst da, wo sie über Staat und Weltall philosophirten, immer die handhafte Wirklichkeit vor Augen hatten, endlich durch ihren Nationalgeist und Nationalstolz, wodurch jeder Engländer angefeuert wurde, in des Landes Vortheil seinen eigenen zu suchen.

Allerdings kam zweitens die Gunst äußerer Umstände hinzu und die insulare Lage. Die Revolution erschütterte das Volk bis zu seinem Grunde, aber es ging aus diesen Kämpfen erfrischt und gereinigt hervor; jetzt begann der nationale Aufschwung, denn alle Kräfte im Volke waren angeregt, und die Staatseinrichtungen gaben jedem Bürger Geltung und freien Raum zur Thätigkeit. England hatte seine Revolution längst abgemacht, als sie die übrigen Völker des Kontinents zu erschüttern anfing und in endlose Kämpfe und Kriege stürzte. Das englische Volk konnte aber von seiner sichern Insel aus den Stürmen auf dem Kontinent sicher zusehen,

*) Wenn Frankreich mit Nordamerika sich wider England verbündete, wäre Grund genug zum Erschrecken vorhanden: da bei der ausgebildeten Technik der Dampfschifffahrt nicht allein mehr die Seetüchtigkeit der Matrosen, sondern recht eigentlich die Zahl der Schiffe und ihrer Kanonen entscheidet, wird es für England immer schwieriger, sein Supremat zu behaupten. Anm. des Herausg.

kein feindliches Heer, kein Krieg im Innern unterbrach mit seinen Verwüstungen den stetig wachsenden Fortschritt in Landwirthschaft, Handel und Gewerben; jede Regierung setzte dem Erwerb der früheren etwas zu. England nahm an den Kontinentalkriegen Theil, aber nur zu seinem Nutzen, denn während dort die Landheere sich bekämpften, eroberte es mit seinen Flotten die Kolonien der andern Völker und zerstörte eine Seemacht nach der andern. Selbst die Subsidiengelder, die es zahlte, flossen für Waaren und Waffen in sein Land zurück und belebten dessen Industrie.

Die innere Einheit und praktische Klugheit des englischen Volks machten drittens eine konsequente nationale Handelspolitik möglich. Hof und Adel, Städter und Bauern arbeiteten gleichmäßig im kaufmännischen Geiste, sich und dem Lande Reichthümer zu gewinnen durch Verbesserung der Landwirthschaft, der Schafzucht, des Bergbaues, der Gewerbe, der Straßen, Kanäle und Häfen, und durch Eroberung und Nutzbarmachung von Kolonialländern. Jene einheitliche Politik befolgte konsequent den oft bewährten Grundsatz, nur Rohprodukte einzuführen und Manufakturen auszuführen. Jeder einzelne Gewerbszweig wurde von Regierung und Volk gepflegt, und während die einheimische Industrie so sehr geschützt wurde, daß selbst Manufakturen aus den ostindischen Besitzungen der Eingang verboten und ihnen damit nur der fremde Markt angewiesen wurde, schlossen strenge Gesetze die ausländische Mit-Bewerbung von der Rhederei und Fischerei aus. Statt dessen trug man Sorge, fort und fort die Einwanderung von Kapitalisten und Kaufleuten, Schiffsbauern, Tuch- und Metallfabrikanten und Gewerbverständigen aller Art aus Deutschland, Holland, Flandern und Frankreich anzuziehen. Während endlich andere Regierungen durch gewagte Geldoperationen ihren Ländern und Kassen einen Zufluß von Schätzen verschaffen wollten, machten die Engländer das ganze Geld in ihrem eigenen Lande zum Besten desselben thätig und zinsbar vermittelst ihres Anleihesystems.

Viertens griff aber diese nationale Handels- und Gewerbspolitik zugleich feindlich die Industrie jedes andern Volkes an, und zwar mit eben so viel Härte als Schlauheit. Die Engländer kennen dies Feld durch lange Uebung schon so genau, daß sie nach System und Methode verfahren. Seekrieg und Kaperei, Ueberfall und Wegführung fremder Flotten unter allerlei Vorwänden, Schmuggelhandel im großen Maßstabe organisirt, Belästigung der Schifffahrt der Neutralen sind offene Mittel, welche die Engländer oft genug zur rechten Zeit angewandt haben, um die See- und Handelsmacht anderer Völker zu zerstören. Schlimmer sind ihre geheimen Mittel, um die Manufakturkraft eines Landes zu lähmen und dessen Kapital in die Hände zu bekommen. Dahin gehören Unterstützung eines ihnen günstigen Handelssystems in fremden Ländern, Wirksamkeit dort in der Presse durch bezahlte Federn, Kapitalanlagen am rechten Orte, Begünstigung jeder Art von Druck, welche ein Land auf des andern Handel und Gewerbe ausübt, endlich Handelsverträge. Jeder englische Handelsvertrag lief am letzten Ende zum Ruin des davon betroffenen Landes aus, so vor-

theilhaft er auch anfangs sich darstellte. Es war immer ein Vertrag des großen schlauen Herrn mit dem kleinen, um diesen auszubeuten. Selbst bei anscheinend höchst humanen Maßregeln haben die Engländer ihre Hintergedanken. Ihre Missionäre und Schulen unter heidnischen Völkern machen Bahn für den englischen Handel, die Verbreitung von Kultur gewöhnt dort an englische Waaren, die im Lande einheimische Manufaktur wird aber nach und nach zu Gunsten der englischen untergraben, und Gold und Schätze fließen nach England ab, ohne wiederzukehren. So verarmt das reiche Ostindien unter den Händen seiner englischen Beherrscher. Die englische Unterdrückung des Sklavenhandels erschwert den Anbau der Pflanzungen in Amerika, und die Abschaffung der Sklaverei im englischen Westindien ist ein gefährliches Beispiel, welches der schwarzen und farbigen Bevölkerung in andern amerikanischen Ländern vor Augen gestellt ist. England läßt sein Westindien dem Verfall entgegengehen, um in Ostindien desto bessere Ernten für den allgemeinen Markt zu bekommen.

Das sind Mittel, wie sie jedes Handelsvolk bei Gelegenheit mehr oder weniger anwendet, denn der Handel ist ein stiller Krieg gegen andere. Kein Volk aber hat jene Mittel so planmäßig und in so großem Maßstabe gebraucht, als das englische. Es ist daher wohl erklärlich, daß nächst dem Russen keiner bei andern Völkern so verhaßt ist, als der Engländer. Es mischt sich in diesen Völkerhaß*) nicht blos der Neid, daß England so groß und gewaltig dasteht, nicht blos das Gefühl, durch englische Ueberlegenheit auf allen Punkten gehemmt zu sein, sondern auch die Furcht vor der ränkevollen, unerbittlichen Zerstörungskraft, mit welcher England auf Handel und Gewerbe der andern Völker einwirkt. Auch der Stolz der Engländer hat seinen Antheil daran, jenen Haß zu schüren, denn in seines Herzens Grunde hält der Engländer jedes andere Volk für niedriger geartet als das seine; er bringt unter alle Zonen seine heimischen Sitten und Gebräuche mit, und verhält sich kalt und abwehrend gegen das Fremde. Nur wo er herrscht, läßt er sich auf die Dauer nieder; in fremden Staaten und Kolonien findet sich blos der Schotte zahlreicher ein. Der Engländer weiß wohl, daß er nicht geliebt ist, läßt es sich aber wenig anfechten. Gestützt auf die Macht seines Volks, seine innere Tüchtigkeit und langjährige Erfahrung, tritt er überall als der Kaufmann in großem Zuschnitt auf. Es finden sich in London, Liverpool und Manchester auch mehrere Deutsche unter den ersten Großhändlern, Bankiers und Fabrikanten, aber sie haben eben von jenem englischen Geist angenommen. Der englische Kaufmann arbeitet im großen Styl, sein Blick fliegt über die

*) Ein Mittel wendet der Engländer übrigens sehr geschickt an, um sich als Förderer der freien Verfassungen bei den Nationen des Kontinents beliebt zu machen, obwohl es ihm nicht um die Freiheit Anderer, sondern nur um die eigene zu thun ist: er unterstützt die liberalen Parteien, selbst die revolutionären — weil es in seinen Kram paßt. Zu gleicher Zeit vermag er aber auch — aus demselben Grunde — dem Despotismus die Hand zu bieten. Anm. des Herausg.

ganze Welt, in seiner Geschäftsstube berechnet er den gesammten Staatshaushalt fremder Länder, und betrachtet dort die Unternehmungen von Volk und Regierung nur wie Plane eines Handlungshauses. Eigene Unternehmungen beginnt er nur auf solider Grundlage, nichts ist ihm fremder als windige Spekulationen. Im Verfolg seines Geschäfts geht er kühl, aber nachdrucksvoll auf sein Ziel los, nicht rechts, nicht links sehend, mit einer gewissen Herbe und Trockenheit des Gemüths, aber mit voller Verstandeskraft, die sich weder um schöne Gegenden noch um Erwerb von allerlei angenehmen Kenntnissen kümmert, wenn sie nicht zu seinem Zweck dienen. Der englische Kaufmann hat in der Regel weniger allgemeine Bildung als der deutsche, aber jener besitzt mehr Kenntnisse in der Mechanik, Physik und Chemie. Er ist nicht mittheilsam, sondern abgeschlossen für sich, und eher schweren und beklommenen Geistes, als leichten und erfinderischen. Ehe er einen Entschluß fassen kann, muß er auf stiller Geschäftsstube die Sache für sich durchdenken und berechnen. Wenn er keinen festen Anhalt im Geschäft hat, ist er ein unglücklicher Mensch, weil ihm die inneren Springquellen versiegen. Sobald er jedoch irgendwie Fuß gefaßt, harrt er geduldig aus und arbeitet mit einer stillen Hartnäckigkeit. Man würde den Engländer zu hoch stellen, wenn man ihm eine besondere Genialität in Geschäften zuschriebe; dagegen hat er so viele männliche Eigenschaften der Klugheit, Energie und Ausdauer, daß diese ihm das Szepter des Welthandels verschafft haben.

Siebenter Abschnitt.

1. Frankreich. — 2. Weibliche Erziehung in Frankreich. — 3. Bilder aus Paris. Zur Physiognomie der Pariser Straßen. Umwandlungen. Ein Abend im Palais Royal. Volksbelustigungen in den elysäischen Feldern. Pariser Arbeiter (ouvriers). Die Frau des Arbeiters. Paris und die Blague. — 4. Charakter und Organismus des Stadtlebens überhaupt. — 5. Marseille (Charakterbild einer Handelsstadt). Die Bastiden. Das Leben in Marseille. — 6. Marseille (griechisches Leben in Südfrankreich). — 7. Das Thal der Rhone. — 8. Blicke auf und von Lyon.

1. Frankreich. *)

Frankreich bildet durch seine eigenthümliche geographische Lage zwar keine so vollkommen und glücklich gestaltete Halbinsel als Spanien, aber doch eine Halbinsel im eigentlichen Sinne des Wortes, indem seine gute Hälfte vom Meer umspült ist. Wenn man aber die Hochgebirge mitrechnet, welche gewöhnlich als Naturgrenzen auch die Sprachscheidungen der Völker machen, so ist Frankreich eine sehr vollkommene Halbinsel; denn vom Genfersee bis Nizza, welche Inselung oder Scheidung von Italien gegen Osten durch die höchsten Alpen! und wieder von Perpignan bis Bayonne durch die Pyrenäen von Spanien im Süden! Nur der Norden bleibt zugänglicher und bildet keine so hohe Grenzscheide; dort sind der Jura, die Vogesen, die Ardennen mit mäßigen Erhebungen; die höchsten Höhen nur 4000—5000 Fuß hoch über dem Meere, an der Somme fortlaufend nur geringere Erhebungen, endlich in einem kurzen Strich dem Meere näher nur Ebenen und Sümpfe. Dies ist die Halbinsel Frankreich, ein großes, schönes Land, reich an mannigfaltigen Gütern, 10,000 Quadratmeilen groß, mit 35 Millionen Menschen. Dieses große Land zerfällt, außer wo die Hochgebirge im Nordosten ein kaltes, fast nordisches Klima machen, seiner natürlichen Beschaffenheit nach in zwei Theile. Das Land nördlich der Loire und Lyons und nördlich der Berge von Auvergne gehört schon dem Norden; es gehört schon sehr dem Klima von einem Theile Deutschlands und Englands; das Land südlich der Loire und Klermonts und Lyons

*) Nach E. M. Arndt's „Versuch in vergleichender Völkergeschichte."

bis an das Mittelmeer und die Pyrenäen spielt etwas zum Süden hin, und doch ist es noch nicht ganz Südland, wie der größte Theil Italiens und Spaniens. Frankreich macht also ganz eigentlich die Mitte zwischen dem Norden und Süden Europas, es macht gleichsam einen Uebergang. Frankreich hat auch zwei verschiedene Seelen in sich, eine nördliche und eine südliche Seele, die sich bis auf den heutigen Tag in mancherlei Hader und Zwietracht bekämpfen, und das unruhige, wankelmüthige, wechselvolle, wunderliche Treiben bilden, welches wir das französische Leben und Wesen nennen, und welches wie ein siedender Topf nach unserer deutschen Seite hin, wo der Rand am niedrigsten ist, und hin und wieder abgebrochen, immer überschäumen und es mit seinem siedenden Brodem übersprühen und versengen will.

Dieses im Ganzen fruchtbare und schöne Land mit zwei großen Meeren, dem Atlantischen und Mittelländischen, und dem unruhigen, sturm- und kriegvollen Kanal, und mit vortrefflichen Häfen an seinen Küsten, hat freilich nicht die hochgestaltige und vielgestaltige Mannigfaltigkeit Deutschlands, Italiens und Spaniens, aber es ist reich an Wein, Getreide, Obstbau, Viehzucht und zieht im Süden schon den Oelbaum und einzelne Südfrüchte, und den Maulbeerbaum mit dem Seidenwurme, ist auch durch Handel, Schifffahrt, Gewerbfleiß und Kolonien ein gesegnetes und mächtiges Reich.

Werfen wir einige Blicke auf den Charakter des Volkes. Am auffallendsten und merkwürdigsten in dem französischen Nationalcharakter ist das Gepräge, das ihm die Hauptstadt des Landes aufgedrückt hat und fortwährend aufdrückt. Ganz Frankreich würde ein anderes Frankreich sein, wenn für Paris irgend eine Stadt an der Rhone, Loire oder unmittelbar am Ozean seine Hauptstadt geworden wäre. Mit Paris sind alle Franzosen zu sehr in das gallische Element eingetaucht und untergetaucht worden. Dieses Element mußte auf die Eingewanderten auf jeden Fall den größten Einfluß haben, aber sicher würde dieser Einfluß nicht so groß gewesen sein, wenn die große Hauptstadt nicht recht in dem gallischen Kern gelegen hätte. Es läßt sich ziemlich klar und genau nachweisen, wie die nachbarliche normännische Windigkeit und Abenteuerlichkeit, und die gallische Leichtfertigkeit und Lustigkeit zusammen dem Ganzen die Gestalt gegeben haben, die es jetzt hat. Von Paris aus, welches im Mittelalter ein allgemeiner Herd war, an welchem schon damals Kunst und Wissenschaft sich wärmte, ist alles Uebrige des Reichs mehr oder weniger gemacht worden. Paris ist Frankreichs Hauptstadt wie keine andere Hauptstadt irgend eines europäischen Landes, und weil sie durch das Glück, daß ihre Sprache eine Weltsprache geworden, daß Alles, was Feinheit, Schönheit, Anmuth und Bildung im Sinne der jüngsten Vergangenheit suchte, daß wenigstens alles Freiherrliche und Fürstliche einige Jahre nach Paris gehen mußte, um sich dort den Firniß feiner Sitten überstreichen zu lassen, die stolze Einbildung gefaßt hatte, sie sei wirklich die Hauptstadt aller Bildung und Wissenschaft;

so hat diese Einbildung das ganze französische Volk wie ein wahrer Zauber ergriffen und hält es immer noch fest, selbst nachdem die Fremden großentheils von dem frühern Wahne erlöst sind. Paris ist darum auch ein Mittelpunkt französischer Eitelkeit*), welche allerdings berechtigt ist, sich auf ihr Volk etwas einzubilden, aber leider diese Einbildung nicht immer auf die edleren Eigenschaften legt. Denn auch die Herrschaft der französischen Sprache ist nicht blos etwas Zufälliges, etwa allein durch das Uebergewicht geworden, welches die Franzosen seit der Mitte des 17. Jahrhunderts über die andern europäischen Völker bekamen: sondern die Leichtigkeit, Lebendigkeit, Witzigkeit des Volkes, seine Klarheit und Feinheit, sein leicht greifender Verstand der äußeren Dinge, und das Talent, alles Geschaute, Empfundene, Gedachte leicht und bequem in klarer, netter Sprache auszudrücken, die gleich glatten Kieseln, durch unaufhörlichen Gebrauch geschliffen, leicht über die Zunge hinweggleitet und fortlispelt, der im Ganzen leichte, streng gesetzmäßig geordnete Bau machen sie wirklich zu einer Weltsprache sehr geeignet.

Merkwürdig, die Franzosen sind ihrem Wesen nach auf den Verstand angewiesen, sind durchaus ein feines, klares, verständiges Volk — aber so mächtig ist bei ihnen die Eitelkeit, daß diese sie alle Augenblicke von dem geraden, hellen Wege des Verstandes abbringt. Denn blind wird, wer in den Spiegel der Eitelkeit schaut, und sie halten sich diesen Spiegel immer selbst vor und zürnen, wenn ein wahrhaftiger Mann ihnen denselben wegnehmen will. Man vergleiche nur die Redner in den französischen und englischen Kammern. Der Engländer haut den geraden Schwerthieb des Wortes und der Gründe, worauf sein Wort ruht; er spricht frisch und gerade aus der Sache und Person heraus, um was es sich eben handelt. Der Franzose muß bei den meisten Sachen Quer- und Scheinhiebe

*) Unser A. M. v. Thümmel (Reise ins mittägige Frankreich — sämmtliche Werke 1. Theil) bemerkt treffend: „Die Eigenliebe dieser glücklichen Nation ist doch in der That nicht von gewöhnlichem Schlage. Sie belebt, bewegt und verbindet, gleich einer allgemeinen Eroberungssucht, jedes einzelne Mitglied des Staats zu dem gemeinschaftlichen Endzwecke, den Beifall und die Bewunderung aller Völker der Erde zu erbeuten. Sie ziehen öffentlich zu Felde und thun geheime Ausfälle darnach und halten sich — wodurch sie eigentlich unüberwindlich werden — niemals für geschlagen. Wenn der Erste, dem du auf der Straße begegnest, auch noch so bettelarm ist, daß er dir weder tabac des fermes aus einer verschabten Dose anbieten, oder dir unter einem zerrissenen Kittel wenigstens ein Paar Manschetten zur Schau geben kann: so ist doch zu wetten, ihr seid noch keine Viertelstunde mit einander fortgeschlendert, so glaubt er dir das Geständniß abgenöthigt zu haben, daß kein Volk so mächtig, so reich, so witzig, so artig, so erhaben sei als das seinige; und sollte sein Antheil an diesem Nationalvermögen auch noch so gering sein, so ist er doch gewiß mit seinem Loose zufriedener, als du mit dem deinigen. Die guten Leute wissen jede Einwendung, die wir dagegen merken lassen, so geschwind zu entkräften — glauben, daß jedes menschliche Auge so geformt sei wie das ihrige, und können nicht begreifen, wie ein Fremder unter ihren bunten Kleidern Armuth, eine verdorbene Haut unter ihrer Schminke, und Elend und Verzweiflung in den Labyrinthen ihrer Hoffahrt entdecken könne.“

thun, darf, damit er die zierlichen Richtigkeiten der geselligen Gewohnheiten des Volkes nicht verletze, damit er die Eitelkeit nicht verwunde, kaum in halbverblümter Rede sprechen da, wo gerade die vollste Wahrheit gefordert wird. Welch ein Jammer, wenn ein wahrer, tapferer Biedermann, der den Schaden Israels wohl kennt, doch nimmer das Ding bei seinem wahren Namen nennen, daß er die Gebrechen und Untugenden seiner „großen Nation" nicht öffentlich schelten und bekennen darf. Wie will man aber, wo diese Geduld der Wahrheit in den Ohren und Herzen eines Volkes fehlt, wie will man zur Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit gelangen, zu dem Zustande, welchen das unglückliche Volk, das sich des freiesten menschlichen Staates würdig glaubt, jeden Tag so lautschreiend begehrt?

So steht es denn fest: Leichtigkeit, Lebendigkeit, Heftigkeit, aber auch die gallische Unstetigkeit und Unruhe, der gallische Wankelmuth und Wechsel, ein leichtes Fassen und Ergreifen, aber auch ein leichtes Loslassen. Sie sehen die einzelnen Dinge sehr geschwind, fassen das Einzelne, das Mannigfaltige auch leicht in ein bequemes Bündel zusammen, fertig für den Gebrauch des Augenblicks; darum nennt man sie auch die „praktische Nation," was sie auch sind, wenn man die leichte und bequeme Behandlung der gewöhnlichen Dinge des Alltagslebens meint. Aber beharrlichen Sinnes zu den Grundanfängen der Dinge hinabzusteigen, hier dauernde feste Knoten zu binden und ein großes Ziel unverwandten Blickes festzuhalten: dazu fehlt es ihnen an der Tiefe des Geistes und Gemüthes.

Es ist merkwürdig, daß der Franzose in dem Maße schlechter wird, als er sich von Hause entfernt. Das Ding, was er bei sich honneur und honnêteté nennt, worunter er aber etwas ganz Anderes versteht, als was wir mit unserm deutschen „Ehre" und „Ehrbarkeit" bezeichnen, hält ihn daheim noch in leidlichen Schranken der Ordnung und Tüchtigkeit. Es ist gleichsam, als bedürfe er immer der Augen von Vielen und auch der Reizung durch Viele, um zur Redlichkeit angehalten, zur würdigen Thätigkeit angespornt zu werden. Er ist der geselligste der Menschen, der Mensch, der durch das Gefühl der Masse und Menge gehalten und getragen wird; in kleinen Haufen verkümmert er, einzeln zerbröckelt er sich in der Welt und verweht wie Sand. Geh nach Petersburg und Stockholm oder London, ja geh in die gesittete Welt hinaus, so weit sie ist, was siehst du? Du siehst die Deutschen allenthalben neben und unter den Fremden als Herren, die Franzosen als Diener. In Petersburg und Moskau leben an 40,000 oder 50,000 Deutsche, in Stockholm und London leben mehrere Tausende derselben; an denselben Orten gehen auch Franzosen zu Tausenden umher. Aber der Deutsche ist der große Kaufmann, der unabhängige, tüchtige Handwerker, der Arzt, der Künstler, der Gelehrte, welcher mitherrscht und mitentscheidet; der Franzose aber springt fast durchaus nur in den kleinsten Diensten und Geschäften des Lebens, in den untergeordneten Stellungen der bürgerlichen Ordnung herum; Sprachmeister, Tanzmeister, Haarkräusler, Käse-, Wurst- und Salbenkrämer, kurz Umherträger und

Feilscher für den Schein und Putz und die Zierlichkeit des Lebens — aber kein Mensch der einzelnen Kraft, der persönlichen Selbstständigkeit. Dies offenbart er sogar in dem Artikel, worin er es am weitesten gebracht zu haben meint, in dem Artikel des Kriegsmuthes. Wer wollte diesen Muth dem ritterlichen, ungestümen Volke streitig machen? Aber wieder bleibt es wahr, dieser Mensch der Massen und der Menge, dessen Zeichen mit Recht der Bienenkorb ist, wohin Napoleon die Lilien oder Hellebardenspitzen der französischen Oriflamme ausgelegt hatte, dieser Mensch kann sich nur in Massen finden und empfinden, um in voller Kraft zu wirken und zu bedeuten, er muß selbst sein à la gloire! und à l'honneur! von tausend Kehlen tönen und wiedertönen hören, damit es ihn mit dem gehörigen Feuer treibe und entflamme; er ist kein Waghals im Einzelkampfe, er will gesehen werden, um sich sehen zu lassen.

Der Deutsche, Spanier, Engländer tritt auf mit dem stillen, unbewußten „Ich bin;" der Franzose schaut um sich und scheint Jedem zuzurufen: „Me voilà!" Er macht fast immer den Feurigen, Leidenschaftlichen, wie auf dem Theater für die Darstellung. Man sehe nur die verschiedene Leidenschaft und das verschiedene Feuer bei den Jungen. Sei auf einer Gasse, einem Markte in Paris oder sonst einer welschen Stadt — wie springt, braust, lärmt, tobt da die Jugend gegen einander! Hände und Füße in fliegender Bewegung, die Zungen nicht minder; drohende Geberden, heftige Worte! Der Deutsche schaut zu und wartet auf den Kampf; aber sie können wie die Hähne so eine Viertelstunde lang auf einander loskrähen und springen, und dabei bleibt es. Und der deutsche Junge? O wie bald geht es da in die Fäuste und in die Haare. Ja, heftig sind sie, die Franzmänner. Sie heben sich wie die Wellen im Topfe und sprühen Schaum, um wieder zurückzusinken; es ist mehr Sausen und Brausen, Schäumen und Wogen, als ruhiger, starker Wellenschlag auf der Tiefe der Wasser.

Was ihre gesellige Lebensbildung, die Kunst des Umgangs betrifft, die allerdings zu den liebenswürdigsten Künsten gehört, so gestehen wir ihnen da gern eine glückliche Leichtigkeit, eine gewisse Zierlichkeit, den Ton und Geschmack des äußern Lebens zu, welche wir durch Erziehung und Nachäffung uns angewöhnt haben, als etwas Unerreichbares zu bewundern. Aber es ist unendlich viel Leerheit und gemachte Steifheit und Nichtigkeit dabei. Der gebildete Mensch, der da redlich und tapfer ist, aus welcherlei Volk er auch sei, wird in den Sitten des Lebens das Einfache, Natürliche, Menschliche, jeder in der Art und Weise seines Volkes, anmuthig und liebenswürdig darstellen; und der gebildete Franzose hat da allerdings eine ihm besonders eigene Leichtigkeit und Gewandtheit. Aber man glaube nicht, daß die angenehme Geselligkeit in Frankreich etwas so ganz Gewöhnliches sei. Weil der Franzose eine heftige und auflodernde, aber keine nachhaltige, tiefglühende Natur ist, so wird er viel früher als der Deutsche trocken und mager, er versteift sich viel früher als dieser. Es fehlt ihm der

Reichthum des Gemüthes. Trotz aller Lebendigkeit und Beweglichkeit des Volkes ist doch eine große Anlage zur langweiligsten Einerleiheit vorhanden, zu einem Chinesenthum, das bei dem ersten Anblicke bunt genug erscheint, aber endlich in seiner stereotyp ausgeprägten Form durch die fürchterlichste Einförmigkeit ermüdet und todt macht. Bei allem Drange nach Freiheit ist der Franzose ein Sklave der Form, der Mode, der Meinung, des Scheins.

2. Weibliche Erziehung in Frankreich.*)

Von Frankreich gingen seit 60 bis 70 Jahren die unglücklichsten, verkehrtesten Ideen und Grundsätze über weibliche Erziehung aus; in dem Lande selbst stand und steht es damit noch immer kläglich genug. Doch sind allmählig den Leuten die Augen aufgegangen, und sie erkennen den falschen Weg, auf dem sie wandeln.

Napoleon sagte 1806 zu Madame Campan: „Die alten Erziehungssysteme taugen nichts; unsere jungen Mädchen werden nicht gut erzogen, woran fehlts ihnen in Frankreich?" — „An Müttern!" erwiderte Frau von Campan. Dieses sehr richtige Wort fiel dem Kaiser auf; in Einem Augenblicke erkannte er seine ganze Wahrheit, und sein Blick wurde lebhaft. „So recht, Madame," sagte er rasch, „da haben wir gleich ein ganzes Erziehungssystem. Sie müssen uns Mütter bilden, die ihre Kinder erziehen können." Unter Napoleon und Madame Campan gelang dies aber eben so wenig als unter der Restauration und der jetzigen Zeit.

Noch immer haben die Mütter der höheren Stände nichts Eiligeres zu thun, als die neugeborenen Kinder aus dem Hause zu einer Amme zu thun; das Vergnügen und die Gesellschaft läßt ihnen nicht Zeit, sich selbst mit der Ernährung und Pflege des Säuglings zu befassen. Wächst das Mädchen heran, so kommt es in eine Pension; eben so der Sohn in ein Collège, und die Erziehung wird fast ganz fremden Leuten überlassen. Selbst in dem Stande der Handwerker und der Arbeiter sucht sich die Frau ihres Säuglings zu entledigen, um in ihrem Geschäft und in ihrer Arbeit nicht gestört zu werden. Das innige, herzliche, gemüthliche Verhältniß zwischen den Eltern und den Kindern, wie es in Deutschlaud vorhanden, kennt man in Frankreich nicht, und darin stehen die Französinnen tief, tief unter den deutschen Frauen, daß ihnen die zärtliche, aufopfernde Liebe der letzteren zu den Kindern abgeht.

Die Lage der Frauen auf den Dörfern ist so traurig, daß man solche für ein gesittetes Land, wie Frankreich, unmöglich glaubt. Das große Unglück liegt in der Herabwürdigung der Frauen, welche Arbeiten

*) Nach Aimé Martin: „Sur l'éducation des mères de famille."

verrichten müssen, die nur den Männern zukommen. In ihrer ersten Jugend führen sie die Heerde und schneiden das Getreide. Wachsen sie heran, so werden sie schnell kokett, weshalb sie keinen Theil mehr nehmen an den rauheren Arbeiten des Landbaues; die Mütter, mit Rücksicht auf die Verheirathung der Töchter, begünstigen diese Zurückgezogenheit, damit die Schönheit erhalten bleibe. So wie aber die Mädchen verheirathet sind, ändert sich Alles in ihrem Leben, sie müssen das Haus verlassen und mit dem Manne an die Feldarbeit gehen. Da sieht man sie Tage lang mit weniger Unterbrechung, zur Erde gebückt, schwere Arbeit verrichten und schwere Lasten tragen. In manchen Gegenden werden sie sogar wie Ochsen und Pferde an den Pflug gespannt. Dadurch wird ihre Haut runzelig und springt auf, die Gesichter schwärzen sich und nehmen grobe, männliche Züge an, sie selbst werden früh alt und häßlich. Während aber die Frauen so die Männerarbeit theilen, vernachlässigen sie alle Verrichtungen im Innern des Hauses, ja sie kennen sie nicht einmal. Es giebt nichts Schmutzigeres und Ungesunderes als die Bauernhütten in Frankreich. Da leben auf dem feuchten Boden Hühner, Enten und Schweine zusammen; der Koth fließt über die Thüre in die Stube, und wenn ja Fenster da sind, so gehen sie auf den Mist. In dieses morastige Loch treten Mann und Frau des Abends ein, wenn sie ermüdet von der Arbeit kommen. Aber ehe die arme Frau noch daran denken kann, für die Kinder zu sorgen und das Abendessen zu bereiten, muß sie in den Stall, um dem Vieh Futter zu geben, auszumisten und neue Streu aufzuschütten. Indessen ruht der Mann auf einer schmalen Bank aus. Dieser Uebelstand wird in ganzen Provinzen angetroffen, in den reichsten wie in den ärmsten.

Vor Allem müssen Schulen errichtet werden, woran es in Frankreich sehr fehlt, damit aus ihnen ein besseres Frauengeschlecht hervorgehe. Es ist eine ausgemachte Erfahrung, daß sich das Ansehen eines Dorfes schnell ändert, daß Lumpen, Schmutz und Elend bald verschwinden, sobald die Mädchen und Frauen eine bessere Erziehung bekommen, und ihnen Zeit gelassen wird, für das Innere des Hauses Sorge zu tragen.

Es wird so lange schlecht um die weibliche Erziehung in Frankreich stehen, als die Religion nicht den ihr gebührenden Platz in allen häuslichen Lebensverhältnissen einnimmt.

---

3. Bilder aus Paris.

Zur Physiognomie der Pariser Straßen.*)

Das Eigenthümlichste und Merkwürdigste von Paris bleiben stets seine Straßen und ihr Treiben. Sie sind Eine große Weltausstellung, ein Theater und Gesellschaftssaal, so glänzend und bunt zumal dadurch, daß

*) Aus dem heutigen Paris. Vom Emma Niendorf (Stuttgart 1854).

jedes Rez-de-chaussée eine Schaustellung bietet, Laden an Laden, Scheiben bis zur Erde die langen Häuserzeilen auf und nieder. Den Häusern verleihen wieder die hochgegiebelten, möglichst architektonischen Kamine, eine Stadt von kleinen Pyramiden auf den Dächern, Charakter. Es giebt einen Augenblick, wo man das Auge besonders gern in solche Gassenperspective senden mag: wenn ihre dunkeln Linien sich hoch oben im noch etwas tagblauen Aether zeichnen, während unten schon im Kontraste die Flammenguirlanden spielen vor einer hingebreiteten Mährchenpracht Arabiens.

Zur Physiognomie der Straßen von Paris gehört, daß wenigstens der dritte Laden unfehlbar ein Friseur ist, oder ein Dentist mit Zähnen, Gebissen, Kiefern aller Art, aufgezogen wie Juwelen; oder ein Korsetmacher. Lebensgroße Puppen mit Seidenmieder, Nestel in der Hand, oder Wachsdamen mit Blumen und Federn in den Locken, in rothem Sammetgewande, sich vor dem Beschauer drehend und drehend, als tanzten sie nach der an jener Ecke geleierten „Orgue de Barbarie.“ Ungerechnet den „Salon epilatoire“ mit den eingerahmten Bilderbogen, auf welchen „Mademoiselle Flore“ oder „Arabelle“ Haarschmuck besorgen. Ein anderes Wahrzeichen sind die Schuhmagazine. Jeder Schuh ein Meisterstück. Ein solcher unbeschreiblich leichter, graziöser Schuh ist eigentlich schon Paris, die ganze Pariserin. Man sieht ihren Fuß, ihren unnachahmlichen Gang. Noch mehr, dieser Schuh giebt den Rhythmus der französischen Beweglichkeit und ist historische Studie. Auch der Frauenhut ist für Paris charakteristisch; jeder ist so vollendet und doch so leicht, zum Davonfliegen. Das Schaufenster einer Modistin gleicht einer Schmetterlingssammlung. Doch wir dürfen den Handschuh nicht vergessen, der sich so verrätherisch um die Finger schwingt, denn meistens liest man: Gants sur mesure. Es versteht sich, daß man in den Kleidermagazinen Alles fertig trifft, bis zum Puppengewande herunter. Es ist Alles Modejournal, jegliches ein Typus der Eleganz; deshalb wird auch das eigentliche Modeblatt nirgends bemerkt — man bedarf seiner nur in der Provinz und im Auslande.

Besonders lustig sind die Läden voll Kinderspielzeug. Dies ist nach etwas weiterem Zuschnitt als bei uns, nicht so kleinlich, liebevoll; aber mehr Styl, launiger, mehr Luxus, mehr Karrikaturen und komische Szenen. Es ist hier vorzugsweise bloß „amusement,“ keine Beschäftigung, kein Stillleben; Alles mehr äußerlich. Kennzeichen der jetzigen Periode jedoch die Masse von Soldaten- und Festungsspielen, unter ihnen eine ganze Schlacht von Algier. Selbst in den Konditoreien mit ihren unzählbaren Körbchen und Chatouillen und Assietten voll Pasten und Bonbons sieht man kleine Zelte mit der dreifarbigen Fahne, Erinnerungen an das Lager von Satory.

Eine Masse von Konfituren, besonders der Aprikosen mit Kernen; denn wie zu Hamburg überall Fische, Schinken, Würste baumeln, fällt der Blick hier neben Lebkuchen auf eingesottenes Obst in Näpfen von Porzellan. Paris hat immer das Beste aller Jahreszeiten beisammen: Erdbeeren,

Kirschen, Weintrauben, Artischocken, Haufen von Blumenkohl, Rüben, Melonen und Blumen aller Art. Der Franzose ist ein Liebhaber von Geflügel; solches sieht man denn auch in goldener Bräune aufgetragen, das lebendige unter dem Budentische in kleinen Ställen, und im Hintergrunde brennt eine Hölle, in welcher sich die aufgespießte Kreatur fort und fort dreht.

Durch Reinlichkeit und einen gewissen, dieser Nation in Allem nun einmal eigenthümlichen Anstand, sammt dem damit zusammenhängenden theatralischen Etwas zeichnen sich die Fleischerbuden aus. Sie breiten ihre Waare auf Tischplatten von weißem Marmor und den Hintergrund verhüllt ein Doppelvorhang — gleichsam als ob dort die Tragödie vor sich gehe. Für gebratene Hammelkeulen finden sich den Knochen bergende Handhaben von geschliffenem Holze, manchon de gigot. An mehreren Bäckerfenstern, besonders der Boulevards, gewahrt man ein Schlangengeringel, das sich bei näherer Untersuchung als kolossale Kunstbretzel zu erkennen giebt. Auf dem Börsenplatze stolzirt eine Spiegelscheibe: „Schwarzbrot mit und ohne Kümmel.“ Herz, was willst du mehr?

Dies ganze Schaustück kreist um uns bei dem Getöse einer betäubenden Ouvertüre. Denn wie im Chamounythale die Wasserfälle in Eine Symphonie zusammenrauschen, zu welcher sich Lawinendonner mischt, so in den Straßen von Paris das unaufhörliche, zu einem Höllenkonzert schwellende Kreischen und Rasseln und Rädern. In das zermalmende oft wie Kanonenwagen schwere Rollen gellen die Ausrufe hinein, mitten im Gewoge der Weltstadt, gleich Strandleuten, an den Schrei von Seevögeln und Matrosensang mahnend, weil allen Stimmen des Volks, wenigstens aus der Ferne, eine Melancholie eigen ist.

Mit Einbruch des Abends wird es erst recht lebendig. Gleich Ungeheuern mit weißen, grünen, rothen, blauen Augen funkeln die unablässig sich kreuzenden Omnibus durch die Nacht; für sechs Sous mißt man jede Entfernung in der Metropolis. Wissen Sie, was mon ver rongeur heißen will? Seinen „nagenden Wurm“ nennt der Pariser den Fiakre, der hier beständig Geld frißt, wenn auch die einzelne Fahrt billig genug ist. Kein seltsameres Widerspiel, als die Beduinen der Wüste mit ihren weißen Burnus gespensterhaft im Fiakre.

Wer sollte glauben, daß man Personen begegnet, die lesen, in einem Buche lesen, durch die Straßen von Paris? Selbst der Blinde fühlt sich nach längs den Häusern mit seinem Stabe, wie ein Schiffer im Kahn, durch die Menschenwellen, die vor ihm zurückweichen.

Plötzlich stockt Alles. Man schweigt, nimmt die Hüte ab; es ist ein Trauerwagen. Unter dem schwarzen Wagenhimmel umhüllt eine weiße Decke den Sarg, hinter dem, an weißseidene Streifen ihn haltend, wie mit Unschulds- und Liebesbanden, eine Schaar halbgroßer Mädchen folgt; schneeigrein, den weißen Flor vom Haupte wallend — denn es ist ihre junge Gespielin, deren letzten Schlaf sie hüten; und hinter ihnen schlagen von Neuem die Wogen über die Todesspur zusammen.

Ein anderer Kontrast. Unter launenhaften, üppigen Toiletten, todtmüden oder gespannten Physiognomien — denn das Sein des Parisers fiebert zwischen steter Aufregung und Erschöpfung — stillgleitende Nonnengestalten, schwarze, weiße Schleier, auch blaue Ordenstracht; rosige, junge Gesichter voll heiterem Frieden mitten in dieser Welt voll Taumel, Genuß und Schein. Es folgt, wie auf einer Redoute, der Grieche in reichgesticktem Kleide, der Orientale mit schleppendem Talar, der bärtige Rabbi, der Mohr; schwarze Kohlenbrenner aus der Auvergne und Müllersknechte gleich Schneemännern. Das schöne Geschlecht zeigt die mannichfaltigsten Häubchen, meistens kokett, fein ausgenäht, denn Alles stickt hier. „Celui-ci vant 8 Francs; mais je l'ai fait moi-même“ entgegnet die rothbackige Dirne, welche ich nach dem ihrigen frage. Die kleinsten Mädchen, wenn sie kaum laufen können, spannenlange Geschöpfe, tragen ihre Dormeuse, altklug und doch auch wieder naseweiß. Koboldartig erscheinen die Blousenknaben. Sie haben etwas Phantastisches, vor Allem aber Energie. Wenn diese Gamins mit ihren Stöcken als Schildwache vor den mit Baugerüsten umgebenen Häusern kommandiren, bramarbasiren, den Vorübergehenden schrecken, necken, gemahnen sie an Racketen oder Schwärmer, welche in den Straßen der Weltstadt aufprasseln.

Gar sehr verändert sich die Bühne an Regentagen. Wie „maussade“ plötzlich dieses Paris! Durch die Kamine heult der Wind. Außen ist's, als sei das Meer in die Straßen hereingebrochen. Mühsam schiebt sich auf den Trottoirs eine mit Koth übersäete, jeden Augenblick durch das Heer der eilig rasselnden Wagen gefährdete Prozession von Regenschirmen. Das Wachstuch und der Wachstaffet regieren. Alles macht böse Gesichter. Kein Mensch schaut den andern an, weil er selbst nicht angeschaut zu werden wünscht und mit sich selbst genug zu thun hat. Im Nu sind sämmtliche Spiegelfenster der Magazine bis oben hinauf mit der schwarzen Lauge bespritzt, so daß Einem nun die zarten Blumen und die tausend zierlichen Dinge hinter den schmutzigen Scheiben Mitleid einflößen. Die Pariserin feiert aber auch dabei einen Triumph; denn sie ist graziös bis auf das unnachahmliche geschickte Schürzen ihres Gewandes, ganz anders wie die Deutsche, mit einer so großartigen Anmuth und Sicherheit; sie schwebt mit Leichtigkeit, fast ohne die Fußspitzen zu beflecken, durch den Schlamm, wenn schon die ältere Generation behaupten will, die jüngere verlerne das Gehen.

Man wird übrigens in Paris müssiggängerisch, vergnügungssüchtig, äußerlich. Niemand bilde sich ein, daß man hier noch Zeit habe, etwas Anderes zu denken, als eben nur Paris. Nirgends fand ich mich noch so schnell zu Hause. Auch das ist so bequem, daß man einen Schritt vor der Thür haben kann, was man nur wünscht. Dieser Weltmarkt muß in unserem Charakter entweder ruhigstes Entsagen oder flammende Begehrlichkeit werden. Man sieht sich überall im Mittelpunkt. Deshalb fühlt sich aber auch Jeder so sehr, weil er Mittelpunkt des Mittelpunktes ist.

Umwandlungen.*)

(Aus dem Jahre 1855.)

Alles in dem äußerlich sichtbaren Leben des heutigen Paris trägt den Charakter der überreizten Anstrengung, der fieberhaften Bewegung. Auch die Riesenbauten Kaiser Napoleons werden mit einer Hast betrieben, als gälte es in möglichst kurzer Zeit alle Plane der letzten zwei Jahrhunderte zu vollenden, als müsse dieses Regiment sich beeilen, eine dauernde Spur seines Daseins in Stein und Erz zu hinterlassen. Die Weltausstellung selbst ward mit ähnlicher Ueberstürzung betrieben und eigentlich früher eröffnet, als man die Vorbereitungen eröffnet hatte. Am sichtbarsten aber tritt diese fliegende Fieberhast bei den Arbeiten zur Vollendung des Louvre- und Tuilerienbaues entgegen. Unternehmer und Architekten, Bildhauer, Dekorateure, alle scheinen ihre Thätigkeit bis zum letzten Punkte des Möglichen anzuspannen, die Arbeit scheint zu fliegen, und doch ist das Resultat nicht etwa ein flüchtiges, unsolides, sondern ein Werk, das Jahrhunderte zu dauern bestimmt, den Charakter dieser Dauerhaftigkeit und Solidität in jedem Theile an sich trägt. Noch nicht drei Jahre sind vergangen, seit am 25. Juli 1852 der Grundstein des Neubaues gelegt ward, und schon erblickt das staunende Auge des Parisers den ganzen äußeren Bau vollendet. Ueber 800 Schritt lang erstreckt sich die ununterbrochene Linie des Frontgesimses nach der Rivolistraße mit seinen Balustraden und Tropäen, seinen Geniengruppen und skulpturverzierten Schornsteinen. Täglich fallen neue Balkengerüste und Bretterverschläge, und lassen Neuvollendetes schauen. Vor Allem prachtvoll erscheint der neue Pavillon gegenüber dem Palais Royal, der, wie die Goldinschrift auf dem Marmor über dem Portal besagt, bestimmt ist, die kaiserliche Bibliothek des Louvre aufzunehmen. Die überaus reiche Façade hebt sich in drei Stockwerken empor, deren erstes toskanischer, das zweite ionischer Ordnung ist, während das dritte Karyatidenpaare zeigt. Wenn etwas zu tadeln ist, so ist es das Uebermaaß des Schmuckwerks der Steinarbeit, wodurch die Würde der Wirkung beeinträchtigt wird. Aber diese Neigung zum Ueberladen-Aufgeputzten herrscht leider jetzt überall in Paris vor, von der Frauentoilette an bis zur architektonischen Skulptur, wo der Meißel sogar die Quaderflächen mit koketter Stickerei überkleidet. Auch die Karyatidenfiguren sind zu elegant behandelt. Die Statuen von vier Generalen der Republik, Hoche, Kleber, Desaix und Marceau zieren die Nischen des untern, die Standbilder von vier Marschällen des Kaiserreichs, Massena, Lannes, Soult und Ney schmücken die Blenden des zweiten Gestocks. Unten ist nämlich die Wache, und diese sämmtlich aus dem Volke hervorgegangenen Berühmtheiten Frankreichs sollen, wie es scheint, den Prätorianern des zweiten Napoleon jenes Wort des ersten in Erinnerung bringen, daß jeder französische Soldat einen Marschallsstab in seinem Tornister trage.

*) Nach fünf Jahren. Pariser Studien aus dem Jahre 1855 von Ad. Stahr. (I.)

Auch die innere Hofseite des Karrouselplatzes und der Napoleonsplätze soll mit einer ganzen Reihe von Statuen geschmückt werden, bestimmt, das Andenken aller Größen Frankreichs, seiner Denker und Dichter, seiner Geschichtsschreiber und Staatsmänner, Erfinder und Künstler, an den Riesenbau dieser französischen Herrscherburg zu knüpfen.

Gegenüber erheben sich auf den Trümmern der alten Straßen und Gassen die palastgleichen Häuserreihen der neuen Rivolistraße mit ihren Kolonnaden, deren Kaufläden vorläufig zahllosen Kleinkrämern überlassen sind, und mit dem neuen Riesengasthofe des Hotel du Louvre, dem größten Gasthofe Europas, an Umfang, Pracht und Schmuck des Innern fast dem Hotel de Ville vergleichbar. Die Rivolistraße, wie sie jetzt, einmündend in die Straße St. Antoine zum Bastillenplatze, und von dort als Rue de Fauburg St. Antoine sich weiter bis zur Place du Trone erstreckt, verbindet jetzt in fast gerader Richtung das westliche mit dem östlichen Ende der Stadt, und bildet so gleichsam die Pulsader, durch die der Lebensverkehr von Paris mit seinem Menschenstrom fluthet.

Und welch ein lustiges, buntes, rastlos bewegtes Leben ist es, das durch diese Riesenstraße strömt! Omnibus aller Art und von allen Farben und mit mehr Straßen- und Ortsnamen, als ein müssiger Mann bei einer Tasse Kaffee ablesen könnte, wenn sie lange genug stille hielten; unzählige Karrossen und Fiakers, elegante Reiter und schwertrabende Ordonnanzen, krachende Lastwagen und federleichte Phaëtons, Fußgänger mit Lebensgefahr hinüber und herüber durch das Wagengedränge schlüpfend, Ausrufer aller möglichen Dinge an allen Trottoirecken und Kolonnadenpfeilern. Zeitweise überschmettert kriegerische Musik ihren gellenden Ruf; eine Kolonne der geschniegelten Nationalgarde zieht selbstgefällig einher, in untadelig weißen Handschuhen und schneegleicher Wäsche, kein Stäubchen auf den wohlgebürsteten Uniformen, voran die Cyklopengestalten der bärenmützigen Sappeurs mit den blinkenden Aexten auf der Schulter. Oder eine Abtheilung der schmucken neuen Kaisergarde marschirt mit klingendem Spiel in den Hof des Kaiserschlosses, während an ihn vorbei andere Haufen von Kriegsgesellen die Straße aufwärts ziehen, deren Gesichtsfarbe und Monturen zeigen, daß sie kürzlich die brennenden Sandsteppen Algeriens oder die blutigen Felder der Krim verlassen haben mögen. Und dazu die Schaaren der unaufhörlich herbeiströmenden Fremden, die fast eine zweite Bevölkerung bilden in den Straßen der großen Weltstadt! Das Sprachengewirr, das uns bei jedem Schritt umtönt! Sagt, was ihr wollt, aber es bleibt wahr: ein einziger Gang durch die Rivolistraße bietet mehr buntes Leben zu schauen, als eine ganze deutsche Hauptstadt in einem vollen Jahre.

Ein Abend im Palais Royal.*)

Die Hallen sind glänzend erleuchtet; in Läden funkeln echte und falsche Edelsteine, und schimmern die bunten Farben der kunstreichen Blumen-

*) Nach Adrian: „Bilder aus Frankreich.“

gewinde; in den Gängen bewegt sich eine glänzende Gesellschaft auf und nieder; die kleine lebhafte Französin mit den schwarzen, funkelnden Augen, in elegantem Putze und anmuthiger Bewegung, schwebt an der blassen Engländerin mit dem stolzen Wuchse und den sanft-blauen Augen vorüber und würdigt den reichen, aber höchst einfachen Anzug der Letztern eines beifälligen Blickes; eine bedächtige Perrücke, mit dem Regenschirme unter dem Arme, weicht schon von weitem einem schwarzen Tituskopfe aus, der, den Hut etwas schief auf das volle Haar gedrückt, lebendigen Schrittes daher-eilt und ein Lied von Béranger vor sich hin summt; ein schmunzelndes Pfäffchen mit zwei Kousinen strömt an einem stolzen Militär vorüber, dessen blitzendes Auge, gebräunte Wange und abgetragener Rock ihn als einen Braven von der afrikanischen Armee bezeichnen. Wir treten in den Garten. Der Mondschein tändelt mit den vollen Wasserstrahlen, die aus dem Bassin emporsteigen, und wirft ein ungewisses Licht in die Baumgänge, wo einsame Träumer und lustige Gesellen umherschwärmen. Plötzlich hört man drüben von dem Kafé de Foy einen Schrei; Alles stürzt dahin. Ein Kerl in einem eleganten Frack und mit vielen Brillanten an den Fingern hatte sich bei einem Uhrmacher eingefunden; er stahl eine goldene Uhr, und der Eigenthümer ertappte ihn über der That; aber er entfloh; das Schreien des Uhrmachers und die Bemühung der Polizei blieb ohne Erfolg. Es ist schwer, unter den vielen großen und kleinen Dieben, die hier in eleganten Fracks und mit Brillanten an den Fingern umhergehen, den rechten zu erkennen.

Es ist 7 Uhr. Wir treten bei dem Phönix aller Restaurateure, bei Véry, ein, um zu Mittag zu essen. Die Räume sind glänzend beleuchtet, die meisten Tische besetzt. Herren und Damen, fröhliches Geplauder, Knallen geöffneter Champagnerflaschen, Klingen der Gläser und Toaste. Dort spricht man von Kousin und Kolumbie und Shakespeare — das sind Deutsche; dort gießt man viel Wasser in den schäumenden Bordeaux, schäumt aber desto mehr im Gespräch, das von Republik und Monarchie, Ministerwechsel und Presse überströmt, und in der Lebhaftigkeit von Minute zu Minute sich steigert — das sind Franzosen; jene Gruppen essen still, aber mit beneidenswerthem Appetit, und Einzelne liegen in sehr ungenirter Lage theils auf den Stühlen, theils auf den Tischen, oder sie gähnen und lesen Zeitungen — das sind Engländer. Wir suchen einen leeren Tisch, durchlaufen den ellenlangen Speisezettel und lassen den französischen Ragouts und Saucen und Geflügel alle Gerechtigkeit widerfahren. Zum großen Verdrusse meines englischen Freundes hat ein holländischer Millionär an unserm Tische Platz genommen, welcher das Vergnügen, auf der Börse zu Amsterdam sagen zu können, er habe bei Véry gespeist — mit 2 Franks und 15 Zentimes bezahlte. Er benutzte die Zeit, die er diesen Tempel der Gourmandise weihete, seinem Sohne, der auf einem Pariser Komtoir arbeitete und keine Ader von seinem genügsamen Vater zu besitzen schien, eine lange Strafpredigt in breitestem Holländisch zu halten über die uner-

hörten Verschwendungen, wovon die eingesandten Rechnungen Zeugniß ablegten. Im Glauben, Niemand sei seiner süßen Landessprache kundig, sprach er so laut als möglich.

Wir verließen gegen 10 Uhr den Speisesaal und gingen einige Mal auf und ab. Die müssigen Spaziergänger und Spaziergängerinnen waren großentheils verschwunden, viele Läden geschlossen, oder im Begriff, geschlossen zu werden. Die Kaffeehäuser zu ebener Erde waren aber noch gefüllt, und das Gesumme der schwatzenden Menge hallte in dem Gange wieder, während aus den unterirdischen Kaffeehäusern und Weinstuben roher Lärm und wildes Gelächter, aus dem Café des Aveugles aber eine liebliche Musik heraufschallte.

Wir gingen jetzt in den ersten Stock des Palais hinauf, um die Spielzimmer zu sehen. Man nahm uns im Vorzimmer die Hüte und Stöcke gegen Nummern ab, und wir traten in die Säle. Diese sind sehr geräumig, stehen aber, was die Pracht der Verzierung, die Eleganz der Möbeln und den Glanz der Beleuchtung betrifft, weit hinter den Londoner Spielhäusern ersten Ranges. Die Gesellschaft war sehr zahlreich und gemischt; besonders war der Saal, wo Rouge et noir gespielt wurde, voller Menschen; die Pontes ernsthaft über ihr Blatt gebeugt, der Tailleur mit sonorer Stimme sein „rouge gagne, couleur perd“ ableiernd, die Kroupiers mit kunstfertiger Hand die Gelder einziehend und vertheilend, die Inspektoren mit wachsamem Auge dem Gange des Spieles folgend, die Messieurs de la Chambre in ehrerbietiger Entfernung der Befehle des Pontes harrend, und die Zuschauer neugierig das Glück oder Unglück ihrer Bekannten beachtend. In dem Saale, wo Passe dix gespielt wurde, waren verhältnißmäßig wenig Spieler, aber es wurde sehr hoch gespielt. Nachdem wir die Chambre des Blessés besucht hatten, wo wir wieder eine zahlreiche Gesellschaft fanden, kehrten wir in den ersten Saal zurück, denn Sir Charles, mein Begleiter, wollte hier durchaus einige Franken verlieren.

Es herrschte eine tödtliche Stille, denn es waren so eben bedeutende Summen verloren worden, und man hörte nur des Kroupiers Stimme und den Klang des Goldes und Silbers. Weder Glück noch Unglück brachten eine Veränderung in den Gesichtern der Spieler hervor, die blaß und kränklich aussahen, und nur durch das Blitzen des Auges die innere Angst der Erwartung und den Schmerz getäuschter Hoffnung verriethen.

Mein Freund begann zu spielen; er besetzte die Farben seines Nachbars, eines ehemaligen Offiziers, wie es schien, und nach einer Viertelstunde hatte er 30 Louisdor verloren. Jetzt fing der Offizier wieder an zu spielen, und diesem wurde das Glück plötzlich günstig, denn er hatte in Kurzem 300 Louisdor gewonnen. Damit begnügte er sich, nahm bei dem Banquier Papier für das Gold, steckte es in seine Westentasche und zog ab. Nun versuchte mein Freund das Glück zum zweiten Mal, aber mit noch schlechterm Erfolg, denn er gewann auch nicht Ein Mal, und seine Börse ward fast gänzlich geleert.

Sir Charles bezeichnete mir in einer Gruppe von Spielern einen jungen Engländer von anziehendem Aeußern, der jede Nacht in diesem Saale zu finden sei, aber stets sehr unglücklich spiele. Seit wenigen Monaten mit einem liebenswürdigen Wesen verheirathet, gab er dieses dem Mangel bloß, um seine Leidenschaft zum Spiele zu befriedigen. „Ihr hättet ihn,“ sagte mein Freund, als wir das Haus verließen, „vor einem halben Jahre sehen sollen — den Adel seiner Züge, das blitzende Auge, die heitere Stirn, die stolze Haltung. Ihr würdet ihn jetzt nicht wieder erkennen. Aber in dieser Weise finden hier Tausende ihr Grab; unter fünf Selbstmördern ist immer wenigstens ein Spieler.“

Volksbelustigungen in den elysäischen Feldern. *)

Wie an Umfang, so als Vergnügungsort muß das Palais Royal den elysäischen Feldern weichen, dieser vom Konkordienplatze unterbrochenen, aber von ihm bis zur Barrière de l'Etoile in gerader Linie eine volle halbe Stunde langen Fortsetzung des Tuileriengartens, eingerahmt zwischen der Vorstadt St. Honoré zur Rechten und dem rechten Seineufer zur Linken, durchschnitten von der breiten Fahrstraße nach Neuilly, und durchkreuzt von ungezählten Baumgängen. Selbst in der rauhen Jahreszeit unverödet, gewähren die elysäischen Felder im Frühling, Sommer und Herbst an warmen Abenden ein Bild so dichten, bunten und fröhlichen Treibens, als sei ganz Paris dort versammelt. Während die große Fahrstraße sich mit Wagen und Reitern füllt, welche dem Boulogner Gehölz zueilen oder aus ihm zurückkehren, füllen sich die Seiten-Alleen mit Fußgängern jedes Alters, und während „die Welt“ sich brüstet, geht das Volk seinen Vergnügungen nach. Gehütet von den Augen ihrer Mütter oder Bonnen rollen sauber gekleidete Kinder in Karrossen oder Omnibus, die mit vier, sechs, acht Ziegenböcken bespannt sind, auf und ab. Nebenher trabt der Führer. Auf dem Bocke sitzen gewöhnlich zwei Knaben, der eine die Lenkseile, der andere die Peitsche in der Hand, jener die Thiere zügelnd, dieser sie antreibend. Die gefahrenen Mädchen singen und lachen. Bei ihnen wie bei den Knaben kommt schon der leichte französische Sinn zum Durchbruch.

Dort, wo Soldaten aller Waffengattungen, Männer in Blousen und bürgerlichen Röcken, kleine und große Mädchen, große und kleine Jungen in enggeschlossenen Kreisen beisammen stehen, geht vielleicht ein Hanswurst auf dem Kopfe, oder balancirt eine Frau einen Stuhl, auf welchem ein Mann sitzt, der einen Knaben balancirt, welcher ein Kaninchen bei den Ohren empor hält; oder es wird ein Eiertanz aufgeführt, oder es machen Hunde wunderbare Kunststücke, oder eine Hellseherin sitzt mit verbundenen Augen auf einem Sessel und ein Mann legt ihr Fragen vor, welche die

---

*) Wahrnehmungen in Paris 1853 u. 1854 von W. Seiffarth (Gotha 1855).

Zuschauer ihm schriftlich reichen und Jene zu ihrem Erstaunen, doch nicht immer nach Wunsch, beantwortet; oder es kämmt sich ein Mann das Haar, und wie er es kämmt, knöpft er den Rock zu oder lüftet ihn, zieht das Gesicht bald breit, bald lang, fletscht die Zähne, blinkt mit den Augen und schielt, so daß man bald diese bald jene Aehnlichkeit erkennt, Bravo ruft und aus vollem Halse lacht. Dort singt ein Mann Lieder, die ihm über dem Arme hängen und fleißig gekauft werden; hier arbeitet ein elektrischer Apparat, und der Schlag der umlaufenden Kette macht die Einen schreien, die Anderen quieken. In Reihen auf Bänken und Stühlen vor einer niedrigen Schaubühne, deren Orchester zwei Geigen bilden, ergötzen sich Kinder und Erwachsene an der stündlich wiederholten Vorstellung eines Stückes, in welchem ein Polizeikommissar und ein Gensdarm, ein Hanswurst und der Teufel, der sie Alle holt, die Hauptrollen spielen. Auf einem Puppentheater hinwiederum erschlägt der winzige David den Riesen Goliath, eine Frau fliegt als Luftballon auf, oder ein Esel, von einer Gans geritten, galoppirt über die Bretter. Dort drängt man sich hinter einen blauleinenen Vorhang zu einer Zauberlaterne, um für einen Sou die pièce curieuse zu sehen. Kühne Herzen, mehr Frauen als Männer, besteigen die russischen Schaukeln; andere kühne Herzen, mehr Männer als Frauen, besteigen Boote, die, von Seilen getragen, Wellenberge erklimmen und von der Höhe in den Abgrund stürzen.

Hier wird Ball geschlagen, dort das Kugelspiel gespielt. Reiselustige besehen durch die Gläser der Guckkasten die Haupt- und Hafenstädte, die sie besuchen, die Seen, die sie durchschiffen, die Alpen, die sie besteigen möchten. Karrousselle mit und ohne Ringstechen, mit Hirschen, Schwänen und Pferden, mit Lehnstühlen und Wagen drehen sich pfeilgeschwind; aus Vogelflinten wird nach nahen und fernen Zielen geschossen; gegen den unsicheren Gewinn von Makronen und Glaszeug, aber gegen den sicheren Verlust von Soustücken schieben angehende Jünglinge auf ovalen Billardtafeln elfenbeinerne oder hölzerne Kugeln unter aufgestellte Kegel; Mütter lassen ihre Söhnchen, Väter ihre Töchterchen an den Tischen der Lebküchler hier das Glücksrad, dort den Glücksbecher schwingen, für die Hälfte des Einsatzes hätte man das Doppelte kaufen können, aber das Gewonnene macht Kindern und Eltern dreifache Freude. Zwischendurch wetten mehrere Männer aus dem Volke, welcher von ihnen ein gepolstertes, an eisernem Stocke in eiserne Röhre gefugtes Kissen durch die Gewalt des Faustschlags am weitesten hineinzwängt. Andere streiten, welcher am schwersten oder leichtesten wiege, und lassen sich der Reihe nach auf einem der vielen unter streifigen Baldachinen stehenden Wagsessel behaglich nieder. Hier sitzt ein blinder Flötenbläser, dort ein blinder Geiger auf niedrigem Schemel. Beiden hängt ein blechernes Büchschen vor der Brust. Der Flöte entschlüpft manch falscher Ton und die Geige ist verstimmt; aber Kupfer und Silber fallen mit gutem Klange in die Näpfe, und die Aermsten scheinen die bereitwilligsten Geber zu sein.

Es scheint immer Jahrmarkt zu sein, so groß ist die Zahl der Buden und Zelte. Nach der Seine zu macht die Schaulust der Eßlust Platz. Auf glühenden Kohlenbecken oder scharf geheizten Oefen werden papierdünne Waffeln und improvisirtes Krausbrod, oder in Fett schmorende Kartoffeln und duftende Bratwürste oder die stets beliebten Kotelettes zugerichtet, der kalten Speisen und des unentbehrlichen Salates zu geschweigen. Obst von allen Sorten und Gebäck in allen Formen, in Körben umhergetragen. Wein, Bier und Kaffee fehlen nicht. Doch begnügen sich Viele mit Koch, einem aus Wasser und Süßholz bereiteten Getränk, dem bisweilen ein Aufguß von Zitronenschale beigemischt ist. Mit Einbruch der Nacht erscheinen überall Lichter und Lampen, nah gerückte Reverbères säumen beide Seiten der großen Fahrstraße ein. Kein Verkäufer ist so arm, er zündet ein Lichtchen an; auch vor dem Geiger und Flötenbläser brennt eins zu seinen Füßen. Die Marionettentheater und alle Schaustellungen schmücken sich mit weißem und buntem Lichte, je nach Verhältniß ihrer Größe und der Zahl ihrer Gäste. Die drei großen Kafés aber, die zugleich Restaurationen sind, hängen ihre prächtigen Lampenguirlanden auf, oder es erscheint ein gewaltiger Adler mit gebreiteten Flügeln in Brillantenschmuck, und aus den blumengeschmückten Pavillons erschallen lockend die Stimmen der Sänger und Sängerinnen, das Lachen und Geplauder der Menge einen Augenblick unterbrechend.

Pariser Arbeiter (ouvriers).*)

Bei einer Sonntagswanderung über einen Theil der äußern Boulevards kam ich an die Barrière de l'Ecole-Militaire. Den großen sich vor ihr breitenden Platz begrenzt ein Haus: „Au grand Balcon, Traiteur“, auf dessen geräumigem Altan gespeist wurde. Eine Treppe brachte mich aus dem lebhaften Verkehre des Schenklokals in einen Saal des ersten Stocks, welcher zum Speisen und Tanzen eingerichtet war und auf den Altan hinausging. Bald nahmen hier zwei junge bürgerlich gekleidete Männer an einem Tische Platz, von denen der eine sich als französirter Elsasser, der andere sich als geborener Pariser kund gab, und Beide, wie sie sagten, bekleideten Aufseherposten in einer Färberei. Nicht lange, so traten drei Ouvriers in der obligaten Blouse und Tuchmütze auf den Altan. Sie begrüßten meine zwei Gegenüber. Diese erwiederten den Gruß, forderten die Gekommenen auf, sich zu setzen, bestellten eine zweite Flasche Wein und berechtigten mich sowohl hierdurch als durch ein obschon fein gezeichnetes doch sichtbares Benehmen des Oberen gegen den Unteren zu dem Glauben, daß letztere ihre Untergebenen seien. Aber bei diesen war keine Demuth, bei jenen kein Stolz; Höflichkeit auf beiden Seiten. Man stieß an, man trank, man sprach frei, Jeder seine Meinung. Die Meinungen wichen von einander ab; mehr Wein machte warm. Zwei der

*) Von Demselben.

Arbeiter waren aus dem mittägigen Frankreich. Ihre männlich-braunen Gesichter dunkelten, ihre Augen leuchteten, die Worte strömten. Aber kein verletzendes Wort, keine Andeutung persönlicher Gereiztheit; klare Behauptung. Der Elsasser verehrte den Kaiser und sagte warum. Die Zwei aus dem mittägigen Frankreich stimmten bei. Der Geschäftskollege und der dritte Ouvrier machten Einwendungen, keine Ausfälle, und als der Elsasser das Glas hob mit: Vive l'Empereur! stießen Jene zwar an, setzten jedoch die Gläser unberührt nieder. Darüber keine Bemerkung. Wie Jeder dachte, was ihm beliebte, that Jeder, was er wollte, und ließ den Andern gewähren. In dessen Folge kein Geschrei, keine Heftigkeit, kein auf den Tisch-Schlagen, keine ungewöhnliche Hand- und Armbewegung. Wer von dem Gesprochenen nichts verstand, hätte den aufregenden politischen Inhalt nicht vermuthet. Die Ansichten waren verschieden, die Beweisführung aber aus dem Leben und dabei richtiges Urtheil. Als ich während einer Pause, um die gefundene rücksichtsvolle Beachtung einigermaßen zu erwiedern, ihnen die Worte zutrank: „der wahre Ruhm Frankreichs, seine braven Ouvriers!" ergriffen Alle die Gläser, aber Einer winkte und sagte aufstehend: „Verzeihen Sie, mein Herr, zuvörderst Ihre Gesundheit!" Die Gläser klangen und wurden bis zum Boden geleert.

Vielfacher Verkehr hat mir die Pariser Arbeiter stets als ehrenhafte Männer gezeigt, als Männer von zwar nicht abgeschliffener aber gebildeter Sitte, von Kenntnissen, die aus dem Leben erworben sind, von Vertrauen auf die eigene Kraft, von ruhigem Blick, entschiedener Haltung und festem Willen. Man muß aber von diesen Ouvriers der höheren Klasse die Tagelöhner und Handlanger oder quasi ouvriers unterscheiden. Diese sind roh. Es mag geschehen, daß sie keinen Fremden, der ihre Versammlungsorte besucht, absichtlich beleidigen; doch erwarte Keiner das anderwärts nie ausbleibende pardon! wenn ein Ellbogen ihn anstößt, ein schwerer Schuh ihm auf den Fuß tritt, oder eine kurze thönerne Tabakspfeife ihren Inhalt ihm auf die Hand schüttet. Diese Leute sind die stets willigen Werkzeuge politischer Parteien, bereit zu Aufruhr und Empörung, kampfbegierig, wenn ihre Leidenschaften aufgestachelt werden, gleichviel, ob es dann den weißen Lilien oder der dreifarbigen Fahne, dem Umsturz eines Thrones oder dem Niederreißen einer Republik gilt — sie fechten und bluten für den, der sie bezahlt.

Nicht so die Arbeiter der höhern Klasse. Sie scheuen den Kampf nicht, aber sie kämpfen für Parteizwecke, nicht um Lohn. Sie ergreifen die Waffen, wenn sie in ihrer Unabhängigkeit, ihrem Recht sich gekränkt glauben oder Gewaltmaßregeln sie zum Widerstande reizen. Die Arbeiter der Vorstadt St. Antoine kämpften im Juni 1848, von den Führern des Aufruhrs aufgewiegelt, für ein Blendwerk — man hatte ihnen vorgespiegelt, die Nationalversammlung wolle die Republik vernichten — aber sie kämpften mit ritterlichem Muthe und fielen als letzte Opfer einer schändlichen Täuschung.

Die Frau des Arbeiters. *)

Der französische Arbeiter hat einen eigenthümlichen Zug zum Familienleben und zur festen häuslichen Ansiedelung. Als Haupt einer Familie sich zu sehen, ist sein eifrigstes Streben, denn er glaubt dadurch an Würde der Person und an Selbstbewußtsein zu gewinnen, was ihm die Gesellschaft sonst in der Stellung, die sie ihm angewiesen hat, versagt. Es macht einen fast rührenden Eindruck, wenn man ihn auf den Straßen von Paris mit seiner Dame am Arm, die er in aller Form führt, vorüberspazieren sieht. Denn man wird nicht leicht Mann und Frau aus dem Arbeiterstande nebeneinander hergehen sehen, ohne daß sie sich den Arm gegeben haben, auch wenn sie nicht im Sonntagsstaat, sondern im gewöhnlichen Kostüm des Arbeitstages sich befinden.

Leider verführt der Hang zu einer festen Stellung den Arbeiter oft zu frühzeitigem Heirathen, ohne die nöthigen Geldmittel. Das geringe Ersparniß muß schon für die Anschaffung eines möglichst stattlichen Mobiliars aufgewendet werden; der Luxus in der häuslichen Einrichtung steckt auch schon tief in den Arbeiterfamilien, die ohne Spiegeltisch und Pendeluhr nicht glauben wirthschaften zu können. Die alte Zeit, wo der Arbeiter nur gewebte Kleider aus Linnen und Hanf trug, und mit einem solchen Anzug fast für die Dauer des Lebens ausreichte, ist längst dahin. Gegenwärtig, wo der Luxus in Kleidung wie in Speise und Trank fast allgemein geworden, verfällt auch die Arbeiterfamilie nur zu leicht ins Proletariat; die gesteigerten Bedürfnisse, die mit der gewöhnlichen Arbeit nicht mehr befriedigt werden können, treiben den Mann zum Laster und Verbrechen, und werfen die Frauen und Töchter der Verführung in die Arme.

Dennoch bleibt die Arbeiterfamilie noch immer ein großer Segen für die Gesellschaft, und vielen Frauen muß man es nachrühmen, daß sie die moralische Stütze ihrer Männer sind. Sie theilen seine Mühen und Sorgen, legen unverdrossen mit Hand an die Arbeit, schaffen Rath, wo der Mann ihn nicht zu finden weiß. Den französischen Frauen ist überhaupt ein Verwaltungstalent eigen, das man weder bei den Engländerinnen noch bei den Deutschen findet. Sie arbeiten wie Männer und entwickeln einen Takt, eine praktische Oekonomie, wie es kaum die Männer vermögen. Dabei sind sie stets heiter und liebenswürdig. Sie verkaufen, wenn Noth da ist, wenn Krankheit den Mann und die Kinder ergreift, bereitwillig ihr schönes Haar vom Kopfe, um das nöthige Geld herbeizuschaffen. Sie nähen, weben, waschen, fabriziren Spitzen, halten einen kleinen Kram, um einen Nebenverdienst zu schaffen; und ihren Ernst und ihre Arbeitsamkeit theilen sie schon früh den Kindern mit, die in zartestem Alter der Mutter in den Geschäften des Hauses an die Hand gehen, ja den Haushalt selbst übernehmen, wenn sie die Arbeiten ihres Mannes theilt.

*) Nach Th. Mundt, Pariser Kaiser-Skizzen, Th. 1.

Paris und die Blague.

Ich schlug den Mantel fester um die Schultern, denn der Wind blies kalt aus Nordwest und fegte mir den Sprühregen ins Gesicht, da ich, um nach der Passage de l'Opéra zu gehen, den Pont au Change vom Palais de Justice her passirte. Nichts treibt mehr zur Eile an als solch feuchtes Januarwetter, dessen unbehagliches Zwitterwesen uns am Winter irre werden läßt; man möchte, wie der Meister in Maria Magdalena, zur Natur sagen: ich verstehe die Welt nicht mehr. Aber indem ich den Platz du Chatelet kreuzte, wurde unwillkührlich meine Aufmerksamkeit durch eine dichte Gruppe angezogen, die sich unweit der Siegessäule um ein mit zwei Schimmeln bespanntes Fuhrwerk drängte. Es war ein Wagen mit zwei Abtheilungen, wie man ihn wohl im Gefolge von Kunstreitern sieht, der vordere Theil ein Mittelding zwischen einem Kutscherbocke und einer kleinen Tribüne, von der herab ein Mann im schwarzen Frack die Menge haranguirte. Oben, auf der Imperiale des Gefährtes, schlug ein kleiner, in eine Hanswurstjacke gesteckter Bube die Trommel und gab damit den Takt und Grundton für zwei erwachsenere Musikanten in ähnlichem Kostüm an, die auf ausgedienten Blechinstrumenten ohrenzerreißende Studien trieben. Ihre künstlerischen Bemühungen wurden mit glänzendem Erfolg gekrönt, denn sie machten, trotzdem daß die Luft mit Wasserdampf übersättigt war, also einen außerordentlich schlechten Schallleiter abgab, einen Lärm, daß man auf dem Platze sein eigenes Wort hätte nicht verstehen können, wenn das Hören dazu nothwendig gewesen wäre. Der Mann auf der Tribüne, der Kapellmeister dieses Normal-Orchesters, sofern er es mittelst einer Klingel dirigirte, bald es dadurch zum Schweigen bringend, bald zu verdoppeltem Eifer anspornend, schonte auch seine Lungen, während dem Publikum solche euphonistische Genüsse geboten wurden, und ich war erst versucht ihn für einen armen Stummen zu halten.

Dieser Herr trug zu Frack und weißer Kravatte eine Brille mit großen blauen Gläsern und eine mit Sternen und Goldtroddeln gezierte Kappe, auf der, wenn ich nicht irre, die Worte: Latraud, ci-devant attaché au service des hôpitaux militaires, in Silber gestickt waren. Aus dem Fond des Bockes nahm er nach und nach die einzelnen Theile zweier Skelette, von welchen bei dem einen die glänzend weißen Knochen durch Messingdräthe zusammengeheftet waren, bei dem andern die getrockneten Bänder und Muskeln selbst diesen Dienst versahen. Mit einem großen Aufwande von geheimnißvollen Geberden und verdeutlichenden Fingerzeichen legte der ci-devant attaché, jetzt chirurgien de l'empereur de Maroc die Knochen an die korrespondirenden Theile seines Körpers, und ließ die Glieder einzeln und verbunden spielen, dann zeigte er ein Dutzend hinter Glas und Rahmen befindliche Zeugnisse vor, bei denen es wenigstens an Stempeln nicht fehlte; dann präsentirte er einzelne Knochenmißbildungen und durchgeschnittene Gelenke; wies auf die korrespondirenden Theile hin,

stellte mimisch Schmerzen, das Einreiben einer Salbe und endlich die vollendete Heilung dar. Wenn auf diese Weise die Menge gehörig vorbereitet und in die nöthige Stimmung versetzt worden war, schwieg auf seinen Wink das Orchester, und er begann ungefähr in folgender Weise die Versammelten anzureden:

„Meine Herren! Wer von Ihnen hat Schmerzen? Keiner? Ach, dann wird er sie noch kennen lernen. Denn der Mensch ist znm Leiden geboren ... Schmerzen erregen kann Jeder, aber ich kann sie stillen. Wenn Sie leiden, kommen Sie zu mir, und sagen: Monsieur Latraud, ci-devant attaché au service des hôpitaux militaires, ich habe Schmerzen; gut, ich werde Sie heilen, denn ich bin Arzt; ich bin ein großer Arzt. Ja, denn ich habe studirt, viel studirt. Ich habe geheilt in Algier auf dem Schlachtfelde. Sehen Sie hier diese Zeugnisse von den Herren Generalen unserer unüberwindlichen, ruhmbedeckten Armee ... Ja, unsere brave Armee, sie schlägt Wunden, aber ich heile sie .... Bloß 50 Centimes, meine Herren und meine Damen; ich heile beide, Frauen und Männer. Sehen Sie dieses Fläschchen, es enthält einen Balsam. Ah, ob es einen Balsam enthält! Wollen Sie riechen? Nicht? Es riecht schlecht. Gute Medizin riecht stets schlecht. Ich verkaufe kein Eau de Cologne. Wenn Sie Ihr Arm schmerzt, oder Ihr Kopf, oder Ihr Fuß, oder Ihr Leib, oder Ihr Magen, oder ... nehmen Sie 5 Tropfen von meinem Balsam und reiben Sie damit die Stelle einmal des Tages: die Männer am Morgen, die Frauen am Abend. Das ist der einzige Unterschied, je nach den Geschlechtern; denn die Männer stehen unter dem Einfluß der Sonne und die Frauen unter dem des Mondes. Nur 50 Centimes! Ich bin ein Arzt des Volkes; ich will nichts mit den Reichen zu thun haben! ..."

In diesem Tone ging es fort, unermüdlich, so lange der Athem ausreichte; dann fiel die Musik ein, und verschaffte dem Arzt des Kaisers von Marokko Zeit sich zu erholen, aber er benutzte sie nur, um seine Stimmorgane zu schonen; denn das stumme Spiel begann sofort mit dem ersten Trommelschlag wieder. Man sollte meinen, daß die Mühe die Ernte nicht lohnte, aber man würde sich irren; ich habe viele Fläschchen in wenig Augenblicken verkaufen sehen. Auch ist das kein vereinzeltes Beispiel, sondern man begegnet diesen wandernden Wunderdoktoren überall. Zahnbrecher, die unentgeltlich die Zähne ausziehen, kann man an jedem Feiertag in den Champs Elysées sehen. Der Vordersitz auf ihrem Wagen wird fast nicht leer, die Zähne fliegen nur umher, viele Tausende ausgerissener Kauwerkzeuge liegen meist vorn auf der Tribüne aufgeschüttet. Wenn der eine Patient hinabsteigt, steigt schon ein anderer wieder hinauf. Das Alles ist nur, um irgend ein Mittel gegen Zahnschmerzen oder ein Zahnreinigungsmittel an den Mann zu bringen. Die Suade dieser Leute ist oft wahrhaft großartig, sie können stundenlang sprechen, ohne sich zu wiederholen; je toller sie aufschneiden, je unverschämter sie lügen, desto besser geht ihr Geschäft. Vielleicht zweifelt ein Zuschauer an der ungeheuren

Praxis des Wunderdoktors . . . „Ah," fährt er fort, „Sie glauben, ich bin hierher gekommen, bloß um Geld zu verdienen? Als wenn ich davon nicht genug hätte! Ich verkaufe ja täglich für viele tausend Franken; sehen Sie (und damit schüttet er einen Sack mit Geld in eine Schwinge und wühlt mit den Händen darin), das ist, was ich schon heute eingenommen habe. Sie glauben, es sind Rechenpfennige? . . . Da, da, da, prüfen Sie, untersuchen Sie . . . Nicht? Es ist Gold, gutes Gold. Wollen Sie Silber, hier ist mehr, als Sie Alle in der Tasche tragen!" ꝛc. Oder es entsteht ein Gelächter über die bodenlose Unverschämtheit, was ihn eben so wenig aus der Fassung bringt. „Sie lachen, Sie denken, welch ein Charlatan! Ja, meine Herren, ich bin ein Charlatan, ein großer Charlatan! Aber würden Sie mich anhören, wenn ich keiner wäre? Und was sind Sie denn? Was ist die ganze Welt? Ueberall finden Sie nur Charlatans! Sehen Sie dort die Frau mit den Erdbeeren, hat sie nicht die schönsten obenauf in den Korb gelegt?" u. s. w.

Dergleichen Bemerkungen verfehlen nie ihren Zweck; die Geheimmittel werden in Massen verkauft, und das Geschäft nährt offenbar reichlich seinen Mann. Die Wirkungen der Medizin sind erlogen, aber es ist wie beim Kaufmann, der einen geringeren Preis auf die Waare am Ladenfenster geschrieben hat, als den, wozu er sie verkauft. „Pour attirer le public." Ist man einmal im Magazin, so kauft man doch.

Es sind dies nur einige der extremsten Fälle „der Blague" von Paris; aber wenn man mit der Diogenes-Laterne die Stadt durchstreift, so findet man sie überall. Sie findet sich in der Presse wie im Kaufmannsladen, im Modemagazin wie im Atelier des Künstlers. Hier bietet Jemand die abscheulichsten Stahlfedern von der Welt aus, und schreibt, um ihre Güte zu beweisen, die schönst verschlungenen Buchstaben auf das Papier. Er sagt nicht: „Sehen Sie, so kann ich schreiben," sondern „sehen Sie, meine Herren, so schreiben diese Federn." Dort zieht ein armer Rattengiftverkäufer umher, und um die Wirksamkeit seiner Mittel zu erweisen, hat er ein Dutzend todte Ratten an eine Stange gebunden, mit der Ueberschrift: „Pas de prison, guerre implacable aux rats." Lesen Sie einen Leitartikel in der Presse, hören Sie eine Vorlesung in dem Collége de France, wohnen Sie einer öffentlichen Sitzung der Akademie bei — überall wird Ihnen die Blague begegnen. Ueberall Uebertreibung, Entstellung, Selbstvergötterung.

Derselbe Mensch, der sich von dieser Blague hinreißen läßt, sei es zum Ankauf eines Balsamfläschchens für 10 Sous, oder zu lauter Beifallsäußerung, oder zur Abgabe eines Oui-Votums, sagt gleichwohl: quelle blague!

Kein Volk der Welt hat so viele hochtönende und pompöse Namen für die allergewöhnlichsten Dinge als das französische; jeder Küchenzettel eines Pariser Restaurateurs kann als ein Musterrezept für die Blague

dienen. Hinter dem ungeheuren Wortschwall verbirgt sich ein Restchen Wahrheit, wie in gewissen Siegesbulletins.

Diese Charlatanerie ist ein Gemeingut, ein Bedürfniß Aller geworden; das falsche Pathos, die Aufschneiderei findet sich hinter dem Ladentisch wie hinter der Tribüne, der Kanzel und dem Lehrstuhl. Sie ist so deutlich und handgreiflich, so wenig auf Täuschung berechnet, daß man sie leicht erkennt: aber sie ist darum doch nicht ohne Einfluß. Jede große Stadt giebt mehr oder weniger Anlaß zu dieser „blauen Dunstmacherei,“ denn es ist schwer, sich ohne dieselbe in dem ungeheuren Gewimmel bemerkbar zu machen; eine gewisse Charlatanerie findet sich daher auch in London wie in Berlin, aber die „Blague“ und die „Blagueurs“ sind spezifisch französisch. Zum Theil liegt das in der Sprache der Franzosen, deren konventioneller Bau viel zu künstliche und tanzmeisterlich vorgeschriebene Touren hat, um Jemand zu gestatten, wirklich natürlich zu sein; zum größten Theil liegt es aber in dem Grundcharakter des Volkes. Die größte Unverschämtheit wird verziehen, wenn sie geistreich, witzig, rundweg vorgetragen wird. Man kann nicht leugnen, daß die Blague von Paris es an Eleganz der Form nicht fehlen läßt, denn ohne diese wäre sie verloren. Langweilig und plump darf sie nie werden, wenn sie wirksam sein soll. Jeder Blagueur hat daher irgendeine Richtung, in welcher er eine besondere Meisterschaft besitzt; vielleicht steht derselbe in gar keinem Zusammenhange zu dem Gegenstand, über den er blaguirt, aber daran fängt er doch die Menge, damit lockt er sie an, wie der Rattenfänger von Hameln. Das moderne Virtuosenthum ist ein Vorläufer oder ein Kind der Blague.

Wenn bei uns Jemand durch eine Narrenjacke die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte, so würde dadurch schon im Voraus sein Ziel verfehlt sein; hier ist jedes Mittel recht, denn *warum* man beachtet wird, ist zunächst gleichgültig; daß man gesehen und gehört wird, ist die Hauptsache. Die Pariser sind im Laufe der Zeit so an diese äußern Reizmittel gewöhnt worden, daß ohne sie selbst der ehrliche Mann nicht mehr bestehen kann. Jeder verspricht mehr, als er zu halten vermag. Einer überbietet darin den Andern; er rechnet darauf, daß das Publikum von selbst nur einen Theil davon für wahr und ihn nicht „beim Worte“ hält. Im Großen wie im Kleinen läßt der Blagueur sein Publikum nie zu sich selbst kommen, immer bietet er ihm etwas Anderes dar; während er von dem Einen spricht, deutet er schon auf das Nächste. Ist er geschickt, so verfehlt er seinen Zweck nicht, denn erst wenn er erreicht ist, tritt die Enttäuschung ein. Es liegt dies offenbar nur zum geringen Theil in der Leichtgläubigkeit der Pariser, viel mehr trägt dazu die schmeichelnde, pikante Form der Blague bei, die zugleich in den niedern Sphären an die individuelle, in den höhern an die nationale Eitelkeit appellirt; vorzugsweise gründet der Blagueur aber seinen Erfolg auf den Mangel an Vorsicht, der einen Grundzug des französischen Nationalcharakters bildet. Argwöhnisch, mißtrauisch, berechnend zu sein ist der Natur des Volkes fremd; die

Erfahrungen machen es nicht weiser; daß aber die Pariser Bevölkerung noch mit dem Leichtsinn der Jugend jedem ersten Impuls folgt, beweist, wie wenig die äußern Einflüsse die Grundzüge der Massen zu ändern vermögen.

4. Charakter und Organismus des Stadtlebens überhaupt.*)

Die einfachste Organisation des Lebens findet unter uns bei den Landbauern statt. Bei ihnen genügt noch jeder Haushalt weit mehr sich selbst, es hat noch nicht der Eine den Andern so unabweislich nöthig, da Jeder auf seiner Wiese, seinem Felde, in seinem Stalle und Hause fast Alles besitzt, dessen er bedarf. Obgleich freilich auch bei ihnen ein Zusammenbauen der Wohnungen nicht ohne Vortheile und sogar im Ganzen gewöhnlich ist, so ist doch eine innige, rasche und leichte Kommunikation im Innern nicht so sehr Bedürfniß wie bei den Bürgern der Städte. Die Bewohner des freien Landes bauen daher ihre Häuser nicht so nahe auf- und aneinander, sondern legen sie vielmehr der Länge nach an die Bäche oder Landstraßen, damit Jeder vom Wasser oder von der Landstraße Vortheil ziehen und doch zu gleicher Zeit seinen Gärten und Aeckern nahe sein kann.

Die Dörfer haben daher eine sehr einfache Organisation und ein geringes Streben zur Konzentration. Sie sind oft Meilen lang und dabei wenig breit, so daß sie bei viel geringerer Bevölkerung einen vielfach größeren Raum einnehmen, als die Städte.

Die Städte werden meistens auch als Städte geboren, und in der Regel findet kein Uebergang vom Dorfe zum Flecken, vom Flecken zur Stadt u. s. w. statt, weil die Städte ganz andere Bedürfnisse haben, ganz andere Lagen suchen und daher mit jenen Ansiedelungen in vieler Hinsicht gar nicht unter Eine Regel gehören. Ja, es giebt sogar geographische Verhältnisse, unter welchen eine Stadt vortrefflich gedeiht, da an derselben Stelle ein Dorf unmöglich wäre. Man denke an Gibraltar, an Malta, an dürre Meeresküsten, auf denen große Städte blühen. Jedoch mag häufig genug jener Uebergang von einem Dorfe zu einem Flecken und einer Stadt wirklich stattgefunden haben. In solchen Fällen kann man die Dörfer als Keime zu Städten betrachten, die erst eine einfache Längenausdehnung zeigen und allmählig Seitenäste und Glieder hervortreiben. Bei den weiter entwickelten Dörfern, den Flecken, die schon mit städtischen Elementen gemischt sind, tritt sogleich in Ausbildung zweier und dreier Nebenstraßen ein Streben nach Konzentrirung hervor. Je mehr der Flecken sich einer Stadt nähert, desto ausgerundeter erscheint er, und die Stadt selbst stellt, wo es die Umstände erlauben, ein völlig kreisförmig entwickeltes Gebilde dar.

*) Nach J. G. Kohl: „Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen.“

Die kreisrunde Fläche ist die einzige, in der jeder Punkt einer Ansiedelung allen andern möglichst nahe ist, und in welcher allein die innigste Gemeinschaft und rascheste Mittheilung stattfinden kann. Eben so ist die Kreislinie die einzige, welche sich mit den geringsten Mitteln, der kleinsten Mannschaft und Mauer vertheidigen läßt, denn sie ist die Linie, welche, den größten Flächenraum umschließend, doch die kleinste ist. Diese beiden Rücksichten auf innigsten Verkehr und leichteste Vertheidigung treiben die Städte zur Form der Kreisfläche hin.

Die künstliche Ausbildung des Stadtlebens, die Vervielfältigung der Bedürfnisse, die außerordentliche Theilung der Arbeit, die Unbehilflichkeit jedes Einzelnen für sich allein, dann die den städtischen Geschäften eigenthümliche und nothwendige Schnelligkeit der Betreibung: dies Alles hält die Stadthäuser auf engem Raume zusammen. Jeder Bürger wünscht mit allen seinen Mitbürgern in möglichst nahe Berührung zu treten, denn er hat sie alle mehr oder minder nöthig. Dieser Wunsch kann aber nie vollkommen erfüllt werden; am vollständigsten geschieht es in der Kreisfläche.

Jedoch sind die Umstände der Lage selten so günstig, daß die Städte den Kreis, nach dessen Erfüllung sie streben, wirklich erfüllen und vollkommen darstellen. Oft ist es ein Sumpf, der, weil die Stadt noch nicht Kraft und Mittel hat ihn auszutrocknen, ihr nicht erlaubt, auf der einen Seite sich wieder auszudehnen; oft sind es Berge, zwischen denen sie eingekeilt liegt, und von denen sie in eine längliche Form gepreßt wird. Zuweilen drängen sich die Städte keilförmig zwischen zwei sich einigende Flüsse oder Meere, wie z. B. das prachtvollste Stadtdreieck Konstantinopel. Andere haben vielleicht in ihrer Nähe ein günstigeres Terrain entdeckt und ergießen sich nach einer Seite hin, hier unförmlich anschwellend, indem aller neue Anbau an dieser günstigeren Stelle geschieht.

Die größte Abweichung von der Kreisfläche, welche sich die Städte freiwillig, ohne von ihrer Umgebung gezwungen zu sein, erlaubt haben, ist die quadratische Form. Babylon erfüllte nach Herodot ein Quadrat, und Peking nach Timkowsky's Plan ein dem Quadrat nahe kommendes Parallelogramm. Eine von den Städten, die ganz besonders schön die kreisförmige Gestalt erfüllt haben, ist Moskau, welche Stadt, fast ganz sich selbst überlassen, im Laufe der Jahrhunderte naturgemäß sich ausbilden konnte.

Das Zentrum der Stadt ist gewöhnlich ihr Anfangspunkt (z. B. ein Tempel, ein Schloß, ein Markt). Dieser Mittelpunkt wird daher vorzugsweise begehrt, erstlich weil er allen Theilen der Stadt so nahe als möglich ist, und dann auch, weil er für den Handel, wenn die Stadt eine Handelsstadt ist, für den Schutz, wenn dieselbe sich um ein Schloß anlegt u. s. w., die meisten Vortheile bietet.

Es folgt daraus die entscheidende Regel: Je näher dem Mittelpunkte der Stadt, dem eigentlichen Sitze der Seele ihres

Lebens, desto stärker die Anziehung, desto größer das Gedränge der Häuser und Menschen, desto kostbarer der Boden. Aus dieser Regel ergiebt sich alles Andere von selbst.

Aber weil, je näher dem Zentrum, desto kostbarer der Boden ist, so sind auch hier die Straßen desto schmäler und kürzer, desto mehr die Häuser auf allen Seiten beschränkt und darum desto mehr in die Höhe gedrängt. Ferner: je näher dem Zentrum, desto mehr schaulustige und bewundernde Augen, daher auch desto mehr Prachtgebäude, die in den Enden der entfernten Vorstädte nicht vergebens glänzen wollen. Auf der andern Seite: je entfernter vom Mittelpunkte, desto billiger der Boden, desto unbeschränkter die Räume, desto breiter und größer die Straßen, desto weitläufiger die Häuser, zugleich aber auch desto einfacher und desto mehr ärmliche Hütten.

Ferner: je näher dem Zentrum, desto näher ihrem Anfangspunkte, desto älter die Gebäude, daher im innersten Ringe die mittelalterlichen Häuser, und im äußersten Ringe die meisten neuen Wohnungen.

Was nun die öffentlichen Gebäude anbetrifft, so gehören zuvörderst die Kathedralen und Hauptkirchen in den innersten Ring, wo das meiste Leben und das größte Bedürfniß nach einer gottesdienstlichen Erquickung und Herzensergießung ist. Die Städte sind aber in viele Quartiere und Gemeinden abgetheilt, jede Gemeinde will ihr Gotteshaus in ihrer Mitte haben, und so finden sich denn auch in den andern Ringen noch Kirchen. Die Nebenkirchen liegen jedoch mehr im zweiten und dritten Ringe, und die Kapellen und Bethäuser in den Vorstädten.

Wenn irgend Etwas sich in der Mitte finden muß, so sind es die für den Staats- und Gemeindedienst bestimmten, die fürstlichen Residenzschlösser, die Gouvernements- und Gerichtshäuser, von denen Alle abhängen, und denen ein Jeder nahe sein will. Man sieht sie daher auch meistens entweder an den Märkten — wie bei den deutschen Städten — oder auf den Stadtburgen — wie bei vielen griechischen und römischen Städten.

Minder stark ist der Zudrang nach der Mitte bei den Schulgebäuden, Museen, Bibliotheken u. s. w., deren Geschäfte nicht so dringlich sind.

Noch geringer ist das Bedürfniß der Mitte bei den Wohlthätigkeitsanstalten, bei den Armen-, Kranken-, Findel- und Arbeitshäusern. Ja, man könnte sie zum Theil als zentrumfliehend bezeichnen. Sie stehen mit dem Leben der Stadt nicht in raschem und innigem Verkehr, da sie vielmehr manches aus dem Stadtleben Ausscheidende enthalten, wie Krankheit, Armuth, Verbrechen. Sie sind eine Art von Klöstern, die ein eigenes Leben für sich haben wollen und dazu viel Raum, Ruhe und Unabhängigkeit in Anspruch nehmen, welches Alles in den inneren Ringen der Stadt nicht wohl zu haben ist, und sich dieses da verschaffen zu wollen eine sinnlose Verschwendung wäre.

Was die Wohnungen der vornehmsten Bürger der Stadt betrifft, der

obersten Beamten, des Adels, der Kapitalisten, der Bankiers und ersten Kaufleute, so legen sie sich gern in den innern Ring der Stadt, wo die Häuser kostbarer sind, die Miethen höher werden, wo man den Sitzen der Könige und Behörden, oder dem Sitze des Verkehrs und Handels näher wohnt, wo die Häuser und das Blut der Bürger älter und die Klassen privilegirter werden. Man kann indessen unter den ersten Bürgern füglich einen Unterschied machen: man kann sie in die thätigen und müssigen Reichen eintheilen. Zu letzteren gehören die in die Stadt der Vergnügungen willen gezogenen Vornehmen, die großen Rentiers und Kapitalisten, zu jenen die Geschäftsmänner, die obersten Beamten, die großen Kaufleute, Bankiers u. s. w. Sie werden in der Regel sehr verschiedene Quartiere in der Stadt inne haben.

Die thätigen Reichen findet man durchaus immer im Zentrum der Stadt, wo sie ihre Bureaux und Komptoirs besitzen. Die müssigen Reichen hingegen haben nicht gern Etwas mit dem Lärm der Geschäfte zu thun, und ziehen sich aus der Mitte derselben zurück. Sie legen daher gewöhnlich neben dem eigentlichen alten Zentrum der Geschäfte ein Zentrum des Vergnügens und der vornehmen Welt an. Man kann dies bei vielen Städten beobachten, z. B. in London, wo einige Theile der City das eigentliche uralte Zentrum der Stadt bilden, und der Sitz der Geschäfte sind, dagegen die Theile von Westminster, als Sitz der vornehmen Welt, sich jenen zur Seite legen.

Das Quartier der Vornehmen ging aus dem der Geschäftsleute hervor, denn erst mußte die Stadt arbeiten, bevor sie reich wurde, und zuvor mußte sie reich und mächtig werden, ehe sie eine Klasse müssig gewordener Reichen haben konnte. Sie bauten sich in den Vorstädten der alten Stadt auf den Bauplätzen der gekauften und eingerissenen Häuser der armen Leute an, indem sie so die Vorstädte zu inneren Ringen der Stadt machten und die Gärtner, Handwerker und andern kleinen Bürger hinausschoben.

Das Quartier der Thätigen arbeitet stets für die Bevölkerung des Quartiers der Müssigen, und es finden fortwährend Uebertritte der Reichgewordenen und Genießenwollenden aus jenem in dieses Statt.

In neuester Zeit ist eine ganz eigenthümliche Veränderung mit dem Quartier der Vornehmen in vielen Städten Deutschlands vorgegangen. In Bremen, Hamburg, Braunschweig, Dresden, Leipzig u. s. w. sind nämlich in Folge der großen Veränderungen in den politischen und geselligen Zuständen und Bedürfnissen die mittelalterlichen Gewänder der Mauern und Wälle geschwunden, und an ihre Stelle die schönsten und anmuthigsten Gartenanlagen getreten. Diese haben nun wieder ihrerseits den an ihnen liegenden Bauplätzen einen hohen Werth verliehen, und viele reiche Leute, welche jetzt mehr als früher wieder Freude an der Natur finden, wurden aus den inneren Ringen der Stadt herausgelockt. Sie machten die kleinen, ärmlichen Maueranwohner verschwinden und umgaben die Städte

mit einem herrlichen Kranze, freundlicher Boulevards und prächtiger Gebäude.

Die reichen Bürger, sowohl die thätigen als die müssigen, bilden den eigentlichen Kern der Stadt; bei Handelsstädten also die großen Kaufleute und Kapitalisten, bei Manufakturstädten die Fabrikherren und bei Residenzstädten der Adel und die hohen Beamten. Die Mittelklasse, die Krämer, Schenkwirthe, Handwerker u. s. w., sind nur ihre hilfreichen Hintersassen. Die meisten von diesen müssen freilich überall bei der Hand sein und sind daher überall zerstreut. Dennoch aber wird man nie in Masse ihnen den innern Ring anweisen. Die Schneider, Schuster, Tischler u. s. w. sind immer nur sekundäre Formationen, die sich an irgend eine Urformation anlegen. Man kann ihnen daher im Ganzen genommen nur den zweiten Ring anweisen.

Die Halbbauern endlich, die Gärtner, die Armen, die alten Leute und die Wittwen sind durchgängig in die äußersten Ringe zu verlegen, wo billige Räume, mehr Ruhe und Gärten zu finden sind.

Von den Fabriken und Manufakturen gehören manche, die für ständliche Bedürfnisse arbeiten, ebenfalls in den zweiten Ring, die meisten aber werden mit Recht in die äußersten Ringe der Vorstädte hinausgeschoben, entweder weil sie zu große Räume erfordern, oder zu gefährlich sein würden oder schädlich, um in der Stadt geduldet zu werden.

Was endlich die Vorrathshäuser, Packhäuser, Magazine und Waarenhäuser anbetrifft, so scheinen die Handelsstädte, bei denen sie fast allein von Wichtigkeit sind, ein zweifaches Verfahren beobachtet zu haben. Sie haben entweder die Packhäuser mit den Wohnungen vereinigt, zuweilen aber auf besonderen Plätzen am Markte oder Wasser zusammengebaut. Das Erste findet meistens in den hanseatischen und holländischen Handelsstädten Statt, wo die Kaufleute eigentlich in ihren Packhäusern wohnen, indem nämlich die ganzen Räume der Häuser mit Waaren angefüllt sind, und nur hier und da auf höchst unbequeme Weise ein Wohn- und Schlafzimmerchen angebracht wurde. Letzteres findet sich bei den englischen Docks, den orientalischen Bazars und den russischen Kaufhöfen.

Wenn wir eben so leicht Häuser über einander bauen könnten, als neben einander, wenn alsdann die Kommunikation auf einer in die Höhe gerichteten Straße, d. h. auf einer Leiter oder Treppe, eben so leicht wäre, als auf einer horizontalen, und wenn man endlich die Souterrains in beträchtlicher Tiefe eben so leicht mit Licht und frischer Luft versehen und zwischen ihnen und den oberen Stadtschichten einen eben so leichten Verkehr herstellen könnte, so würde jede Stadt ihre Kugelgestalt erfüllen und wie eine Baumkuppel nach allen Seiten ihre Straßenzweige ausschicken.

Da aber auf der einen Seite schon überhaupt das Uebereinanderbauen der Häuser große Schwierigkeiten hat, dann aber doch wenigstens nur in lothrechter Richtung stattfinden kann, da auf der andern Seite das Untereinanderbauen der Häuser vom Boden in die Tiefe abwärts, wenn

auch nicht größere Schwierigkeiten, so doch größere Unannehmlichkeiten für den Menschen als ein Luft- und Lichtwesen hat, so bleiben die Städte in diesen Richtungen immer sehr unentwickelt und stellen immer nur höchst zusammengedrückte Ellipsoiden vor.

Wir finden besonders in einigen mittelalterlichen Städten Deutschlands, Frankreichs und Englands außerordentlich hohe Häuser. Es sind oft fünf Stockwerke über einander gesetzt, und außerdem noch mehrere Bodenräume im Dache. Wir können indessen drei über einander gesetzte Häuser als die gewöhnliche Höhe, welche die Städte erreichen, und noch dazu das Dach als viertes, aufgethürmtes Gebäude betrachten, und auf diese Weise wenigstens drei über die unterste Häuserschicht sich legende andere Häuserschichten annehmen.

1. Rez-de-chaussée (unterste Schicht).
2. Die Schicht der bel étage.
3. „ „ des zweiten Stockwerks.
4. „ „ des dritten „

In dem Rez-de-chaussée ist man der handeltreibenden Wasserfläche, den verkehrenden Straßenkanälen und dem Zentrum der Stadt, das allemal unmittelbar auf der Erde zu suchen ist, näher. Es ist daher Nr. 1 offenbar die Region der Geschäftsleute und der Geschäfte, also der Komptoirs, Bureaux, der Kaufläden, Boutiquen, Börsen, Audienzzimmer, Krämer und Entréezimmer.

Die vornehme Welt (oder auch die Geschäftswelt, wenn sie vornehm und vergnügt sein will) liebt nicht, an Geschäfte erinnert oder durch ungebetene Besuche gestört zu werden. Die Kaufleute und selbst die Handwerker wollen doch einmal ihren Sonn- und Feiertag haben. Die vornehme Welt und überhaupt die des Vergnügens willen versammelten Gesellschaften meiden daher das an Störungen reiche und geschäftige Rez-de-chaussée und wählen Nr. 2, die bel étage, mit Recht so genannt, schon weil sie sich über den Schmutz und die Feuchtigkeit des Erdgeschosses erhebt. Diese ist die Gegend der Tanz-, Prunk- und Gesellschaftssäle, die Region des Reichthums und der Freude. Weiter nach oben, in den Kreisen der dritten und vierten Stockwerke, nehmen dann die Bevölkerungselemente eben so mehr und mehr an Bedeutsamkeit ab, wie in den äußeren Ringen des Stadtorganismus. Die Wohnung der Nr. 4 im innersten Ringe der Stadt wird daher ungefähr so viel kosten als Nr. 3 im zweiten Ringe, Nr. 2 im dritten Ringe, Nr. 1 im vierten Ringe. Die armen Handwerker, Künstler und Schreiber, die im ersten Ringe unter dem Dache wohnen, können im dritten Ringe am Boden in der Nähe eines Gärtchens leben, und die am schlechtesten besoldeten Beamten haben nur die Wahl, entweder vier Treppen hoch im Innern der Stadt zu steigen, oder vier Straßen lang vom dritten Ringe in den Mittelpunkt zu laufen.

Wie im Innern der Stadt sich Einiges anzieht, Anderes abstößt, so machen sich auch in der Umgebung der Stadt von der Stadt

ausgehende Einflüsse geltend, welche theils anziehend, theils abstoßend wirken.

Die Anziehung, welche eine Stadt ausübt, erklärt sich aus den ungeheueren Vortheilen vereinter Kraft und getheilter Arbeit.

So lange jede Familie noch in ihrer Hütte einzeln wohnt, muß sie sich selbst genügen. Jeder muß dann Alles sein und Alles können. Die Gewerbe, Handwerke, Künste und alle Geschäfte des Lebens werden daher bei zerstreuter Bevölkerung nur in ihrer Kindheit, und viele ganz unentwickelt bleiben.

Mehrere Familien, die auf den Einfall kommen, ihre Häuser neben einander zu bauen, haben dadurch sogleich Vieles vor den vereinzelten voraus. Sie können mit Rath und That sich einander beistehen. Sie sind stärker gegen ihre Feinde. Sie machen nun gleichsam ein einziges verdoppeltes Haus, und da sie mehrere Akteurs haben, so können sie in ihrem Haushalte auch mehrere Rollen vertheilen. Diese Vortheile locken Andere zum Anschluß an sie, und es wird sich allmählig eine Gemeinde ausbilden, in welcher dieses Geschäft dem Einen, ein anderes dem Andern übertragen werden kann.

Was man bei vereinzelten Wohnungen auf weiten Strecken suchen muß, findet man in der Stadt auf kleinem Raum vereinigt. Die größere Wohlfeilheit der Arbeit, die durch Konkurrenz gesteigerte Güte und Eleganz und die schnellere und bequemere Besorgung geben dem Stadthandwerker mehr zu thun. Das Zusammenströmen der Waaren macht sie billiger. Die Häufigkeit der Nachfrage macht eine großartige, fabrikmäßige Betreibung der Handwerke und dadurch selbst billigere Preise möglich. Die Geschäfte des Groß- und Kleinhändlers sondern sich und werden auf diese Weise besser betrieben. Die vermehrten Verkäufer und Fabrikanten locken mehr Einkäufer und Konsumenten herbei; die neu eingeführten Bürger zwingen neue Handwerker und Krämer zur Ansiedelung.

Auf diese Weise zieht jede Ansiedelung Vieles von Außen in sich herein; Vieles aber lockt sie nur aus der Ferne in die Nähe heran.

Eine Stadt ist in dieser Hinsicht ganz so zu betrachten, wie ein Mensch. Dieser hat eine Menge von Hilfsmenschen nöthig, um seinen Leib zu kleiden, zu nähren, unter Dach und Fach zu bringen. Eben so hat eine Stadt viele Hilfsorte nöthig, um alle ihre ungeheuren Bedürfnisse zu befriedigen. Hierher gehören vor Allem die Ackerbau und Viehzucht treibenden Dörfer in der Nähe der Städte, dann die Hafen- und Lootsenorte, die Ueberfahrtsplätze an Flüssen, der Hauptstadt gegenüber, gewisse Speditionshandelsorte u. s. w.

Aus verschiedenen Ursachen legen sich die großen Seehandelsstädte nicht immer unmittelbar ans Meer, sondern oft mehr oder weniger tief ins Land, so namentlich die Städte an Flußmündungen mit Ebbe und Fluth, so ebenfalls oft die Städte an einem halbgeschlossenen Meerbusen, wenn sie

in der innern Bucht oder Spitze desselben liegen. Aus dieser Entfernung vom Meere entstehen nun mancherlei Uebelstände. Die großen Schiffe können wegen zu seichten Wassers oder wegen eintretender widriger Winde nicht sogleich bis zu ihrem eigentlichen Bestimmungsorte hinaufgelangen, oder sie können nur so weit in das Innere des Landes sich hineinwagen, wenn sie von des Fahrwassers Kundigen geleitet werden.

Unmittelbar also an der Mündung des Flusses, des Haffs oder des geöffneten Binnenwassers werden mancherlei Bedürfnisse fühlbar, die hart am Meere einen Ort wünschenswerth machen und einen Hafen entstehen lassen zum vorläufigen Einlaufen und auch zum theilweisen Löschen der Schiffe, einen Lootsenort, der den Schiffen des Fahrwassers kundige Männer entgegenschickt. Dieser Ort entwickelt sich daher aus den nöthigen Hafen-, Pack- und Wirthshäusern und sammelt innerhalb seines Weichbildes Lootsen, Aufseher über das Fahrwasser und seine Regulirung, Leute, welche die Baken, Wachtschiffe, Leuchtthürme u. s. w. besorgen und inspiziren, Mauthbeamte und noch manche andere Handelsgehilfen.*)

Wie ausgezeichnete Handelskommis wohl mit dem Geschäfte, das sie für ihren Prinzipal betreiben, auch noch ein kleines Geschäft für eigenes Konto verbinden, so treiben dann solche „Nebenorte" oft auch Handel und Verkehr auf eigene Rechnung und entwickeln sich so zu selbstständigen Handelsplätzen. Ja, sehr oft geschieht es sogar, daß der Diener dem Herrn über den Kopf wächst. Dies haben die größeren Handelsstädte von den für sie arbeitenden kleinen Hilfsorten zu befürchten, und auch oft erlitten.**)

Den Schiffern sind in der Regel diese sekundären Hafenorte weit besser bekannt als die eigentlichen Hauptorte, denen sie angehören. Namentlich sind z. B. La Guayra, Cette, Yarmouth weit berühmter auf den Meeren als ihre Prinzipale Carracas, Montpellier, Norwich.

Wenn die großen Handelsstädte unmittelbar am Meere liegen, so versehen sie natürlich neben ihrem Hauptgeschäft auch selbst jene vorläufigen

---

*) Hilfs- und Nebenstädte von diesem Charakter sind z. B. folgende: Kuxhafen und Blankenese für Hamburg, Ostia für Rom, Kronstadt für Petersburg, Travemünde für Lübeck, Ostende für Brügge, Tong für Nanking, Cette für Montpellier, La Guayra für Carracas, der Piräus für Athen, Weichselmünde für Danzig, Dünamünde für Riga, Friedrichsort für Kiel, Schleimünde für Schleswig, Greenock für Glasgow, Perth für Dundee, Kittnosh für Limmerick. London hat sehr viele solcher Handelsgehilfen, Häfen, Lootsenorte u. s. w. an der Themse zerstreut, so Greenwich, Woolwich, Gravesand, Sheerneß u. s. w. Für Stettin sind, wenigstens zum großen Theil, thätig: Peenemünde, Wolgast, Swinemünde an der Swine, Camin, Wollin an der Dievenow.

**) Bremen befürchtete in alten Zeiten von der kleinen an der Geeste (einem Nebenflusse der Weser) angelegten Karlsstadt so viel, daß es diese Stadt aus Neid über die selbstständige Blüthe, die es zu entwickeln im Begriff stand, zerstörte. Jetzt ist auf derselben Stelle von Bremen selbst ein neuer Hafenort, Bremerhaven angelegt. Havre de Grace ist von einem Hilfsorte Rouens zu ähnlicher Blüthe gelangt. Ein ähnlicher Fall ist mit Ostende und Brügge.

Nebengeschäfte. So erscheint z. B. bei Venedig, Genua, Marseille und den meisten Mittelmeerhäfen kein solcher Trabant.

Fast jede Flußstadt, die nur auf der einen Seite des Stroms liegt, hat einen Ueberfahrtsort sich als Gehilfen gegenüber auf der andern Seite des Stroms plazirt, zuweilen nur einige Häuser, zuweilen ein Dorf oder ein eigenes Städtchen; in andern Fällen eine Vorstadt, die endlich wohl als Neustadt gänzlich mit der Hauptstadt verschmilzt.*)

Eben so, wie das Bedürfniß des Verkehrs und der Zufuhr, begründet auch das Bedürfniß der Vertheidigung und Befestigung Hilfsorte in der Nähe von großen Städten.

Es ist nicht immer passend, um so weniger, je größer die Stadt ist, diese selbst mit dem Panzer der vertheidigenden Wälle, Gräben und Mauern zu umgeben. Dieses enge Kleid, obgleich trefflich und brauchbar im Kriege, genirt doch im Frieden die freie Bewegung der Stadt vielfach. Sie beauftragt daher häufig einen besondern kleinen Ort in ihrer Nachbarschaft mit der Veranstaltung der zur Vertheidigung nöthigen Vorrichtungen, und es entstehen so die Zitadellen, Brückenköpfe und Hilfsfestungen, in die sich die Bürger zur Zeit der Bedrängniß flüchten können, die freilich auch ihre Plage werden, wenn sich der Feind ihrer bemächtigt.

Die am häufigsten vorkommenden Fälle dieser Art sind befestigte Orte an Hafen-, Fluß-, Meerbusen- und Meerengenmündungen, bei Uebergängen über Flüsse u. s. w. So vertheidigen die Dardanellen, hilfreich dienend der Stadt Konstantinopel, die Thore ihrer Häfen. So schützt Dünamünde als Dienerin Rigas die Mündung der Düna. So hat Petersburg als Wächter seines Hafens Kronstadt mit dem Nöthigen versehen. So zeigt sich Praga bei Warschau, Castel bei Mainz, Deuz bei Köln.

Die Neigungen, Moden, Launen, Gewohnheiten u. s. w., von denen Städte eben so gut beherrscht werden, wie jedes Einzelwesen, werden theils durch die Lage und Umgebung der Stadt hervorgerufen, theils aber locken sie auch umgekehrt allerlei Talente und Produkte in ihrer Umgebung zum Leben. Nach dem Sprüchwort panem et circenses kann man alle hierher gehörigen Bedürfnisse der Städte in solche nach Brod und in die nach Vergnügen, und eben so alle Orte in die Brod gebenden und Vergnügen gewährenden eintheilen.

Nahe und fern sind um jede Stadt herum viel kleinere und größere

*) Als Hilfsorte dieser Klasse kann man beispielsweise nennen: Kehl bei Straßburg, Bettingen bei Basel, Sachsenhausen bei Frankfurt, Castel bei Mainz, Haarburg bei Hamburg u. s. w.

Als Vorstadt stellt sich die gegenseitige Ansiedelung dar bei Konstantinopel, Galata, Pera auf der einen Seite des goldenen Horns; Klein-Riga bei Riga auf dem linken Ufer der Düna.

Ortschaften mit der Erzeugung und Herbeischaffung des Holzes, des Mehles, des Fleisches, der Butter u. s. w. beschäftigt.

Man sehe nur die Verzehrungstabellen einiger Städte nach, um sich zu überzeugen, welche ungeheueren Bedürfnisse sie haben. So verzehrt London jährlich an 400,000 Stück Rindvieh, und Paris etwa die Hälfte dieser Quantität. Wie viele wirthschafttreibende Orte gehören dazu, diese Fleischmenge zu liefern, und wie viele müssen deren nicht in der Nähe der großen Städte gestiftet werden. Wie viele kleine Fischerorte muß nicht London an der Meeresküste ernähren, um sein Bedürfniß zu so vielen Millionen Dutzend Austern zu befriedigen, als Paris Stücke ißt, und um sich so viel Schiffsladungen Fische zu verschaffen, als Paris Wagenlasten haben soll.

Alles, was sich auf einem kleinen Raume gut ausführen läßt, das besorgt sich in der Regel die Stadt selbst am besten. Was dagegen größere Räume und besondere Umstände, welche die Stadt nicht darbietet, nöthig hat, läßt sie sich durch andere benachbarte Orte liefern. Und selbst bei Jenem, das sie wohl an und für sich liefern könnte, hängt Manches vom Zufall ab, das sich selbst in großen Städten nicht immer erzwingen läßt. Wie jede Lage ihre Eigenthümlichkeiten, wie jeder Mensch sein hervorstechendes Talent oder besondere Konsequenzen hat, so hat auch jedes Städtchen sein Lieblingsgewerbe, worin es exzellirt, weshalb sich in der Nachbarschaft größerer Städte viele mannigfach thätige und industriöse Orte anhäufen.

Die eigentlichen Circenses (Menschen zur Unterhaltung) liefern die Städte selbst am besten. Die Schauspiele, die Bälle, die Prozessionen u. s. w. können sich wegen des Ueberflusses an Talenten und Personen in den Städten am besten darbieten. Doch giebt es noch viele Vergnügungen anderer Art, die wegen der Kostbarkeit des Raumes und aus andern Gründen in den Städten nicht gut ausführbar sind. Kegel- und Ballspiele, Kavalkaden, Schifffahrten, Spaziergänge und sonstige Naturgenüsse kann man sich in den übervölkerten, be- und überbauten Stadträumen schwer verschaffen.

Weil man in den Städten der freien Natur entbehrt, so entwickelt sich gerade hier eine ganz besondere Sehnsucht und Sehnsüchtelei nach der schönen Natur, den grünen Feldern und der unbestäubten Sonne des Landes. Die Städte sind die wahren Beförderer der Freude am Landleben, und die Mütter der Sentimentalität für die Natur, die auf dem Lande selbst unbekannt ist.

Die Städte umgeben sich daher mit einer Menge ländlicher Vergnügungsorte von verschiedenem Charakter, die ihnen Das gewähren, was das Straßenpflaster, die Stadtluft und die hohen Mauern versagen.

Der Landmann hat die Natur in Fülle und kann sie in jedem Augenblick haben, ja muß sie sogar oft wider Willen nehmen. Der arme Städter dagegen, an seinen Arbeitstisch, seinen Kaufladen u. s. w. ge-

schmiedet und zwischen seinen Mauern eingekeilt, muß viel raffiniren und künsteln, wie er sich ein Stückchen Natur verschaffe, das ihm zur Hand sei. Aus diesem Streben des Städters entsteht die Blumisterei und Gartenkunst. Beide sind zwei zierliche Töchter des Stadtlebens. Die zauberischen Gärten von Schiras und Damaskus liegen eben bei großen Städten. In dem ganzen großen Rußland hat noch keine Quadratmeile so bewundernswürdige Gartenanlagen aufzuweisen als Petersburg. Auf dem Lande wäre man nie, wie in Babylon, auf die raffinirte Idee gekommen, aus Raumsparniß den Garten selbst auf das Dach des Gartenhauses und der Gärnerwohnung zu versetzen.

---

5. Marseille.*)

(Charakterbild einer Handelsstadt.)

Zwischen Aix und Marseille liegt nur eine Station; denn beide Städte sind etwa zwei Meilen von einander entfernt. In der Nähe von Aix ist die Gegend sehr angebaut und freundlich, dann kommen wieder dürre, öde Felsen bis gegen Marseille, wo Alles in blühendem Leben aufsproßt, weil die hohe Kultur des Landes den sonst unfruchtbaren Kalkstein besiegt. Ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt hielt der Postillon auf einer Anhöhe und machte uns auf die Vista aufmerksam. So heißt dieser Platz vorzugsweise mit vollem Recht, denn eine schönere Aussicht als die, welche jetzt im funkelnden Abendstrahle der Sonne vor uns lag, sahen wir nie. Zur rechten Hand erblickten wir das weite Mittelländische Meer, belebt durch unzählige Segel, die hellglänzend zu uns herüber schimmerten; wunderbar gezackte Felsen bilden das Ufer; gerade aus liegt die große Stadt tief im Grunde, umgeben von einem Halbzirkel eben so schöner Felsen; und linker Hand eine weite Ebene, besäet mit mehreren Tausenden weißer, zerstreut liegender Landhäuser, den berühmten „Bastiden" der Einwohner von Marseille.

Der erste Eintritt in Marseille von Aix ist wirklich imposant. Gleich am Thore beginnt der herrliche breite Cours, welcher die ganze neue Stadt vom Aix-Thore an bis zum römischen Thore durchschneidet. Er ist eine gute Viertelmeile lang, und da er an den beiden äußeren Enden höher liegt und gegen die Mitte sich allmählig hinabsenkt, so kann man ihn an beiden Thoren seiner ganzen Länge nach bequem übersehen; hohe, schattige Bäume bilden eine breite Allee in der Mitte, und ansehnliche Häuser umgeben ihn an beiden Seiten, deren unterer Stock fast durchgängig zierlich aufgeputzte Waarenmagazine enthält, wie wir sie in London und Paris

---

*) Johanna Schopenhauer: „Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouny." Zwei Theile. (Zweite Aufl.)

sahen. Die zum Hafen führende, mit schönen, ganz gleichförmig erbauten Häusern besetzte Straße Kannebière durchschneidet den Kours in der Mitte, und schon von hier aus erblickt man den Wald von Mastbäumen der im Hafen liegenden Schiffe. Noch schöner beinahe ist die nahe liegende Straße Beauvau mit ihren palastähnlichen Gasthöfen und prächtigen Wohnhäusern. Wir wohnten dort im Hôtel des Ambassadeurs und hatten alle Ursache, sowohl mit der Bedienung als mit der Billigkeit des Wirthes zufrieden zu sein. Das große Theater liegt am Ende dieser Straße auf einem ganz freien Platze, mit der Hauptfronte gegen jene gewendet. Die Säulen und der übrige architektonische Schmuck daran machen einen sehr schönen Effekt. Im Ganzen ist der neuere Theil von Marseille mit den schönsten Straßen und Plätzen des besten Theils von London zu vergleichen, und übertrifft sie wohl noch durch die regelmäßige Schönheit der durchgängig massiv aus Quadersteinen erbauten Häuser. Das Straßenpflaster ist ganz vortrefflich, und die zu beiden Seiten sich hinziehenden breiten, mit Steinplatten belegten Fußpfade (Trottoirs) machen das Gehen in der Stadt sehr bequem und angenehm. Klares, frisches Wasser strömt in schmalen steinernen Kanälen durch alle Straßen; zwar muß man oft über diese Kanäle hinübersteigen, und dies macht sie ein wenig unbequem; dafür tragen sie aber auch sehr viel zur Reinlichkeit und Kühlung bei, namentlich aber zur Milderung des Staubes, welcher ohne sie in den heißen Sommermonaten, wo fast kein Tropfen Regen fällt, unerträglich werden würde. Die nächtliche Erleuchtung der Straßen ist vortrefflich, auch hält die Polizei sehr streng auf Reinlichkeit, so daß die Damen mit weißen Schuhen zu Fuß gehen können. Diese Reinlichkeit fiel uns besonders auf, und die schöne zierliche Stadt, in welcher sogar die Straßen zuweilen gewaschen werden, gefiel uns um so besser, je länger wir auf unserer Reise die Freude entbehrt hatten, Alles um uns her sauber zu sehen.

Ganz von dem neuern Theile der Stadt verschieden ist der auf einer beträchtlichen Felsenhöhe erbaute ältere Theil derselben, und der Kontrast zwischen beiden erinnerte uns auf das Lebhafteste an Edinburgh, wo man auch nur über eine Brücke zu gehen braucht, um in einem ganz andern Orte, unter ganz andern Menschen zu sein. Im alten Marseille fanden wir die hier zu Lande gewöhnlichen, engen, winkeligen Straßen, die alten, hohen, düsteren Häuser wieder, und eine durch die furchtbarste Unreinlichkeit verpestete, kaum zu athmende Luft. Das Pflaster der bald auf-, bald abwärts führenden Straßen ist abscheulich, und nicht ohne Gefahr, den Hals darauf zu brechen, kletterten wir herab, dem Hafen zu, zwischen elenden, mit Einsturz drohenden Hütten.

Die Menschen, welche diesen alten an den Hafen grenzenden Theil der Stadt bewohnen, sind die ärmsten in Marseille, vielleicht in ganz Frankreich. Sie gehören zu einer eigenen Kaste, welche sich sowohl in der Sprache, als in der Sitte, Kleidung und den übrigen Gebräuchen von allen andern Franzosen unterscheidet. Die groben Lumpen, von denen sie nothdürftig

bedeckt sind, und ihre kümmerliche Nahrung, mit der sie ihr Leben fristen, erwerben sie einzig mit ihren Fischernetzen. Von den übrigen Bewohnern Marseille's wegen seiner Wildheit gemieden, die oft in Raub und Mord ausartet, lebt dies wunderliche Volk blos für sich und verlangt nach keiner Gemeinschaft mit seinen Nachbarn. Die dunkeln, düstern Gesichtszüge zeichnen es auf eine unverkennbare Weise aus. Manche wohnen des Fischfangs willen den größten Theil des Jahres hindurch fast ganz in den Höhlen und Klüften der Felsen, die den Hafen an dieser Seite begrenzen. In Marseille glaubt man, diese Leute wären Abkömmlinge der ersten Bewohner, der Phokier,*) die hier in grauer Vorzeit eine Art von Kolonie anlegten, und das Gepräge ihres Ursprunges durch alle Jahrhunderte hindurch rein und echt erhalten haben, da sie blos Töchter ihres eigenen Stammes heirathen.

Der Hafen von Marseille ist einer der schönsten in der Welt; 900 Schiffe können darin, vor Sturm gesichert, liegen; hohe schützende Felsen umgeben ihn und die Rhede, auf welcher mehrere Inseln den Eingang in das weite Meer zu bewachen scheinen. Täglich wandelten wir auf den, den Hafen umgebenden Quais, und ergötzten uns an der köstlichen Aussicht und an dem fröhlich-lebendigen Gewühle zu Wasser und zu Lande, ohne dessen müde zu werden. Bunte Flaggen und Wimpeln der verschiedensten Nationen flattern hier lustig gegen den dunkelblauen Aether hinauf; kleine, sonderbar gestaltete Schiffe von der Küste des Mittelländischen Meeres, beladen mit Orangen, Kastanien, sogar mit Blumen, ankern neben den gewaltigen großen Kauffartheischiffen des fremden Nordens und den ganz fremdartig aussehenden Fahrzeugen der levantischen Küsten. Viele hundert Boote, Schaluppen und Fischernachen kreuzen lustig dazwischen herum, auch recht zierliche Gondeln, deren immer eine große Anzahl zur Lustfahrt auf den smaragdgrünen, oft kaum sich kräuselnden Wogen am Ufer bereit liegt.

Auf den mit ansehnlichen Häusern umgebenen Quais herrscht das mannigfaltigste Leben, wie auf dem Wasser daneben; alle europäischen Nationen versammeln sich hier neben den Bewohnern von Asien und Afrika; alle Sprachen ertönen, und die mannigfaltigsten Trachten und Nationalphysiognomien aller gebildeten Völker sieht man vielleicht nirgends so auf Einem Punkte vereint Oft glaubten wir uns auf einer großen Maskerade, wenn wir die vielen Türken, die Armenier und Griechen, die Afrikaner mit gelben maskenartigen Gesichtern, jeden in der Tracht seines Vaterlandes — unter den schönen geputzten Marseillerinnen umher wandeln sahen, dazwischen die schwarzen Gesichter der Neger und Negerinnen, und die Griechinnen, denen man überall begegnet. Diese stimmten indessen unsern

*) Marseille gehört zu den ältesten Städten Europa's: sie ward von einer vor Cyrus aus Kleinasien um 550 v. Chr. fliehenden griechischen Kolonie gegründet, und war dann bis Cäsar eine Handelsrepublik, von den Römern unter dem Namen Massilia gekannt und geachtet.

Begriff von den berühmten Schönheiten ihres Landes gewaltig herab; Aspasia, Lais und die übrigen berühmten Frauen Griechenlands müssen denn doch ganz anders ausgesehen haben, als diese orangegelben, langnasigen Damen, deren geschmacklos bunte, mit Verzierungen überladene Kleidung ihre wirkliche Häßlichkeit ins grellste Licht stellt.

Der Quai an der Seite der alten Stadt sieht zum Theil wie ein orientalischer Bazar aus; er ist viel schmäler als der ihm gegenüberliegende an der andern Seite des Hafens, aber auch viel lebhafter; denn der untere Stock der ihn umgebenden Häuser enthält Magazine, in welchen sowohl die seltensten, theuersten Waaren, als auch die unbedeutendsten zum Verkauf ausgestellt sind. Türken und Griechen halten hier die kostbarsten Erzeugnisse des Orients feil, reiche Teppiche, prächtige orientalische Stoffe, echt türkische Shawls in den glänzendsten Farben, mit so grellen, wunderlichen Blumen, Palmen und Streifen, als man sie sich nur wünschen kann, damit Jedermann von Weitem sehe, daß diese bunte Hülle viel Geld kosten muß. Rosenduft strömt schon von Weitem aus andern, mit den köstlichsten Essenzen angefüllten Magazinen. Aus einem Magazin daneben schauen Papageien, Kakadus und andere Vögel südlicher Zonen in der bunten Farbenpracht ihrer Federn gar fremd in die Welt hinein, während possirliche Affen neben ihnen dem Vorübergehenden Gesichter schneiden. Alles ist hier zu haben. Juwelen und Perlen, Uhren und Heiligenbilder, Landkarten und Kupferstiche; die herrlichsten Früchte des Südens, Orangen, Granatäpfel, Kokosnüsse, Pistazien, fast frische Datteln in langen Trauben noch an einander hängend, und die köstlichsten Blumen in Sträußen und Blumentöpfen.

An dem entgegengesetzten Quai nehmen große, verschlossene Magazine die Stelle jener glänzenden Herrlichkeiten ein. Sie sind mit Kaufmannsgütern aller Art, mit Holz, Hanf und Allem, was zum Schiffbau gehört, angefüllt; deshalb verirren sich die bloßen Spaziergänger seltener hierher, obgleich der zum Fahren eingerichtete breitere Quai weit schöner ist, als der andere.

Zwei Zitadellen, welche auf den Spitzen der den Hafen umgebenden Felsen sich höchst pittoresk ausnehmen, beschützen den Eingang desselben. Die an dem breiteren Quai ist zwar viel neuer, aber weit verfallener als die an der Seite der alten Stadt. Dieser gegenüber müssen alle der Gesundheit wegen verdächtigen Schiffe während der Zeit der Quarantaine vor Anker liegen, und das Verbot, vor Ablauf derselben nicht ans Land zu kommen, wird hier eben so streng als in Cette gehalten. Die Passagiere sowohl als die Schiffsmannschaft haben die Wahl, am Bord zu bleiben oder sich in die, in einiger Entfernung von der Stadt am Ufer der Rhede erbaute Quarantaineanstalt zu begeben; die Passagiere wählen gewöhnlich den Aufenthalt auf den Schiffen: oft sahen wir sie auf dem Verdeck, wenn wir fröhlich durch den Hafen schifften, wie sie mit langen Fernröhren sehnsuchtsvoll die Ufer und die glücklichen Menschen anblickten, welche dort frank und frei herumwandeln durften. Die Langeweile eines solchen

gezwungenen Aufenthalts, dem lange erwünschten Hafen gegenüber, muß entsetzlich sein, besonders nach einer Seereise von mehreren Monaten, mit der Sehnsucht nach dem Wiedersehen von Verwandten und Freunden im Herzen, die am nahen Ufer mondenlang harren. Dennoch hat jener Aufenthalt vor dem in den Quarantainehäusern viele Vorzüge. In diesen herrscht eine an peinlichen Zwang grenzende Ordnung, um jeder möglichen Gefahr einer Ansteckung in dieser Anstalt selbst vorzubeugen. Und doch versicherte man uns, daß fast immer Pestkranke in einem Theil dieser Gebäude sich befänden. Selbst aus der Ferne war uns der Anblick dieser Gebäude immer grauenvoll, obgleich sie am Fuße hoher Felsen, dicht am Meere, recht angenehm zu liegen scheinen. Sie nehmen sich fast wie eine kleine Stadt aus, so viele Wohnhäuser, Magazine für Waaren, und Ställe für die mitankommenden Thiere sind dort neben einander erbaut.

Außer den vielen schönen Häusern schmücken auch noch zwei ansehnliche öffentliche Gebäude den Quai, nämlich das Rathhaus und die Consigne. Die Fronte des Rathhauses war ursprünglich recht schön, nur vielleicht mit Verzierungen, Basreliefs und dergl. etwas überladen. Diese wurden in der Revolution größtentheils heruntergeschlagen, und Jakobinermützen, schlechte Freiheitsbilder, republikanische Inschriften im Geiste jener Zeit kamen an ihre Stelle. Den untern Stock des Gebäudes nimmt die Börse ein, den obern ein großer Saal, zu Rechtsversammlungen bestimmt, und mehrere Bureaux für öffentliche Angelegenheiten. Die zu ihm führende Treppe ist dicht neben dem Rathhause in einem andern Gebäude angebracht, entweder aus Mangel an Raum im Hauptgebäude, oder weil man sie auf gut Schöppenstädtisch beim ersten Grundrisse vergaß. Sie wäre eine der schönsten, wenn nicht ein elendes hölzernes Geländer die breiten kühn gewundenen Stufen entstellte; denn das eiserne, welches sonst sie schmückte, ward während der Revolution abgerissen und verkauft; auch dient ihr die marmorne Bildsäule eines in früheren Zeiten um Marseille hochverdienten Mannes, Pierre Libertat mit Namen, zu keiner besondern Zierde. Etwas Ungestalteteres und Geschmackloseres giebt es nicht leicht im Gebiete der plastischen Kunst; zum Ueberfluß hält Herr Libertat auch noch einen wirklichen Degen von Stahl in den marmornen Händen.

Auf dem Vorzimmer in dem Rathhaussaale zogen zwei sehr große Gemälde unsere Aufmerksamkeit an. Sie enthalten eine gräßlich wahre Darstellung der Pest, die im Jahre 1720 Marseille zur Todtengruft machte. Der Maler (Serres) erlebte jenes fürchterliche Elend dort selbst und wagte mit wahrem Heldenmuth und äußerster Aufopferung sein Leben, um zu retten, zu helfen, zu trösten, wie es irgend möglich war. Und weil eben diese Gemälde treue Kopien Dessen sind, was er sah und erlebte, so ergreift ihre schauderhafte Wahrheit Jeden, der sie erblickt, mit unaussprechlichem Grausen, obgleich sie als Kunstwerke keineswegs vorzüglich genannt werden dürfen. Eines davon stellt den Kours, ein anderes den Hafen vor, beide angefüllt mit Kindern, Müttern, Greisen in wilder

Verzweiflung; überall erblickt man das hereinbringende entsetzliche Elend in tausend verschiedenen Gestalten, überall den furchtbarsten Tod in all' seiner Gräßlichkeit; dazwischen Aerzte und Geistliche gleich tröstenden, rettenden Engeln, die heldenmüthig den Kranken beistehen. Die Köpfe sind alle Portraits von edeln, zu jener Zeit lebenden Männern, besonders von Aerzten, welche in der allgemeinen Noth ihr Leben daran setzten; auch der Kopf des Erzbischofs, der sich damals besonders hülfreich erwies, ist Portrait.

Noch voll von schauderhaften Phantasiegebilden, welche diese Gemälde in uns aufriefen, gingen wir zu der nahen Konsigne. So heißt das Gebäude, vor welchem die Gesundheitspässe der Schiffe genau untersucht werden, ehe ihnen vergönnt ist, im Hafen vor Anker zu gehen und auszuladen. Diese wohlthätige Einrichtung, welche hier allein das Wiederkehren jener gräßlichen Szenen vielleicht von einer halben Welt abwendet, ist mit wenig Abänderungen dieselbe wie in Cette, nur das Gebäude hier ist größer und prächtiger als dort das Gesundheitsamt. Es enthält mehrere Säle, Archive, Magazine, welche die weit bedeutendere Anzahl der im Hafen von Marseille einlaufenden Schiffe nothwendig macht. Von dem einen der beiden großen Balkone über dem Hafen werden die Schiffe examinirt, von dem andern ihnen frische Lebensmittel in die Schaluppen geworfen; ein Brunnen unter den Balkonen ist so eingerichtet, daß das frische Wasser gleich in die mitgebrachten Fässer geleitet werden kann. In einem Saale der Konsigne sahen wir das berühmte Gemälde, welches der bekannte Künstler David, ein geborner Marseiller, in Rom zum Andenken jener seine Vaterstadt zerstörenden Pest malte. Es ist eine seiner früheren Arbeiten, noch frei von der theatralischen Manier, der er sich nachher ergeben hat. Der Farbenton ist weniger grell, die Beleuchtung weniger gesucht, die ganze Komposition einfacher und natürlicher als an allen seinen späteren Werken. Auf glänzenden Wolken thront die heilige Jungfrau als Himmelskönigin, der heilige Rochus kniet vor ihr, Erbarmen flehend für die leidende Stadt; ein Sterbender liegt im Vordergrunde; seitwärts, etwas höher, sieht man zwei Jünglinge eben verscheiden; der Kopf des heiligen Rochus ist besonders edel und ausdrucksvoll.

Nunmehr setzten wir unsern Spaziergang auf dem Wasser fort, d. h. wir machten ihn zu einer Spazierfahrt in einer Gondel, und ruderten den Hafen hindurch auf der Rhede hinaus, denn hier war ja das Herrlichste zu sehen, was Marseille dem Reisenden zu bieten vermag. Die Aussicht von der oft spiegelglatten, smaragdenen Wasserfläche der Rhede auf die Inseln, die an ihrem Eingange liegen, und über diese hinaus auf das ewig bewegte Meer ist eine der erhabensten. Nicht minder herrlich ist es, wenn man sich rückwärts wendet. Da liegt der lebensreiche, große Hafen vor uns, die ihn umgebenden malerischen Felsen, mit ihren Citadellen, die schöne Stadt, welche um ihn her einen großen Halbkreis bildet, umschirmt von den weiter hinaus sich erhebenden zackigen Felsen, die Vista mit ihren

Bastiden, und überall der reichste Ueberfluß der Gaben des günstigen Himmels. Marseille gewährt von diesem Standpunkte aus einen Anblick, den wohl nicht leicht eine Seestadt schöner aufzuweisen hat; auch benutzten die Einwohner die vielen Gondeln recht fleißig, um sich seiner zu erfreuen, und dann nach einer der Inseln zu fahren, wo sie Meerfrüchte frisch aus den Wellen kaufen. Fruits de mer nennen sie alle die frisch aus dem Meere kommenden eßbaren Muscheln, Austern und sonstigen Schalthiere, die hier im größten Ueberfluß von den Fischern gefangen werden.

Dem Hafen am nächsten liegt die malerische Felseninsel, auf deren Gipfel das bekannte traurige Château d'If erbaut ist, dieses fast unzugängliche fürchterliche Staatsgefängniß. Mehr seitwärts und etwas entfernter liegt die kleine Insel Ratonneau. Die Ueberbleibsel eines alten, verödeten Schlosses und eine kleine Zitadelle, in welcher ein paar Invaliden die Wache haben, sind die einzigen Gebäude; arme Fischer, die zuweilen in Felsenklüften und elenden Baracken dort hausen, die einzigen Bewohner dieses ganz unfruchtbaren Felsenklumpens, der dennoch einem ehrgeizigen Menschen den Kopf in so weit verrückte, daß er sich einbildete, als König desselben zu den wichtigsten Monarchen der Erde zu gehören. Es war ein alter Korporal, der vor mehreren Jahren dort die aus vier Invaliden bestehende Besatzung kommandirte, und den erhabenen Plan faßte, von dieser als König von Ratonneau sich huldigen zu lassen. Aber die Unterthanen bezeigten sich widerspenstig. Da beschloß der König, sie sammt und sonders zu verbannen; und da sie einmal alle Vier nach Marseille gefahren waren, um Lebensmittel zu holen, ließ er sie bei ihrer Rückkunft nicht wieder landen, richtete das Geschütz auf sie und schoß, wenn sie den Versuch machten, die Insel zu besteigen. So blieb er eine Weile allein, als unumschränkter Herrscher in seinem Gebiete. In Marseille nahm man die Sache nicht ernstlich, sondern lachte über den neuen Monarchen und ließ ihn im ruhigen Besitz seiner Staaten, in denen er bald vor Hunger hätte sterben müssen. Er bat endlich die herankommenden Fischer um Lebensmittel; da aber seine Bitten oder vielmehr Befehle sich öfters wiederholten, ersannen sie eine List, um seiner habhaft zu werden. Sie kamen als Unzufriedene vom festen Lande zu ihm und verlangten, daß sie ihm als ihrem König huldigen dürften, was er denn auch in Gnaden gewährte; aber im Schlaf überfielen die Treulosen ihren Monarchen und brachten ihn gebunden nach Marseille, wo er als entthronte Majestät in ein Irrenhaus gesperrt wurde.

Die Insel Pomègue ist die größte und von Marseille am weitesten entfernt. Sie besteht aus einem einzigen großen Felsen, öde und unfruchtbar, voll tiefer Spalten und Klüfte. Sie ist indessen mit verschiedenen Gebäuden geziert, denn die Quarantaineanstalten beginnen schon hier. Jedes von der Levante kommende Schiff muß auf Pomègue zuerst seine Pässe zeigen, und erhält die Stelle angewiesen, wo es auf der Rhede oder im Hafen ankern darf. Mehrere kleinere Inseln liegen noch um die größere

her, aber unbewohnt. Alle diese im Meer zerstreuten Felsenmassen gewähren trotz ihrer Oede doch einen höchst malerischen, die weite Meeresfläche belebenden Anblick; sie gleichen schwimmenden Festungen, von der mächtigen Hand der Natur mitten im wildesten Elemente erbaut.

Die übrigen Spaziergänge um Marseille sind zwar auch sehr angenehm, aber die eben erwähnte Wasserfahrt möchten wir doch allen andern vorziehen. Rings um die Stadt läuft der an die Stelle der abgetragenen Wälle angelegte Boulevard und gewährt manche erfreuliche Aussicht auf die nächste Umgebung. Die jungen Platanen und Sykomoren, welche ihn einfassen, wachsen lustig empor und werden bald einen der schattigsten Spaziergänge bilden, die in diesem heißen Lande eine wahre Wohlthat sind. Abends wird der Kours in der Stadt von unzähligen Spaziergängern besucht, so auch die an die Straße Kannebière grenzende, mit zwölf Reihen Bäumen bepflanzte und mit schönen Gebäuden umgebene Allee Meillan.

Interessant, aber auch beschwerlich ist der Weg nach Notre dame de la garde, einem steilen Felsen, ebenfalls nahe an der Stadt, der sich 500 Fuß hoch über die Meeresfläche erhebt. Eine Zitadelle und eine kleine, der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle krönen die Spitze desselben; von letzterer trägt er den Namen.

Die herrliche Aussicht lohnte uns reichlich für den steilen, unbequemen Weg, der hinauf führt. Die ganze Stadt liegt zu unsern Füßen; die breiten, regelmäßigen Straßen und großen Plätze der Neustadt sehen wie das mit bunten Steinen und Muscheln ausgelegte Parterre eines holländischen Gartens aus; in dem höher liegenden Häuserklumpen der Altstadt erkennt man jedes einzelne größere Gebäude; man könnte fast die Fenster darin zählen. Weit hinaus liegen all' die tausend auf Höhen und in Thälern zerstreuten Bastiden mitten in ihren Gärten vor uns, die pittoresken Felsenufer mit ihren Zitadellen, die Quarantainegebäude, der Hafen, die Rhede mit ihren Inseln und das weite Meer, dessen blaue Ferne einem Blicke in die Ewigkeit gleicht. Ganz klein erschien uns die Insel, auf welcher das Château d'If steht, noch kleiner die vielen Eilande, welche um sie her zu schwimmen scheinen. Auf der Insel Pomègue konnten wir deutlich die von der Abendsonne gerötheten Gebäude erkennen. Das Meer war still, glatt wie ein Spiegel und dunkelblau; unzählige Fischerboote kreuzten darauf umher und erschienen uns auf dieser Höhe wie kleine glänzende Punkte; großen majestätischen Schwänen ähnlich schwammen mächtige, dem ersehnten Hafen sich nähernde Schiffe mit vollen Segeln zwischen ihnen hindurch. Am herrlichsten ist der Blick von der Terrasse vor der Zitadelle. Ein Wächter sitzt hier, so lange der Tag währt, vor einem großen Fernglase, um jedes am Horizont erscheinende Schiff zu beobachten und durch Signale dessen Ankunft und Flagge der Stadt kund zu thun. Ganz in der Ferne zeigte er uns ein englisches Kriegsschiff; am vorigen Abend hatte er dreizehn an der Rhede kreuzende Schiffe der englischen Flotte bemerkt.

Die Zitadelle ist nicht bedeutend. Ihre Gewölbe umschlossen sonst

viele unterirdische Gefängnisse, und noch vor wenigen Jahren mußte Orleans Egalité eines derselben mehrere Monate lang bewohnen, ehe er zum wohlverdienten Lohne seiner Unthaten nach Paris abgeführt ward. Durch eine kleine Oeffnung in der Thür blickten wir in den hochgewölbten, feuchten Kerker, den nur ein matter Lichtstrahl durch eine ganz kleine, oben angebrachte vergitterte Oeffnung erhellt.

Nahe an diesem Kerker ist die uralte, der Mutter Gottes geweihte Kapelle erbaut. Klein und dunkel steht das fromme Gebäude da, das sonst ein wunderthätiges Marienbild von gediegenem Silber enthielt, welches aber die Karmagnolen in die Münze trugen, um seine Wunderkraft recht gemeinnützig zu machen. Das Bild ist fort, der Glaube ist geblieben; noch immer empfehlen sich die Schiffer dem mächtigen Schutz von Notre dame de la garde, die ihnen hoch vom Felsen noch lange entgegen leuchtet, wenn sie ihre gefahrvollen Reisen antreten, und die Kapelle hängt voll Dankopfer Derer, die in Sturm, Schiffbruch und Sklaverei von ihr gerettet zu sein glaubten.

Die Bastiden.

Alle Einwohner von Marseille, reiche und minder wohlhabende, fühlen das Bedürfniß, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, oder doch wenigstens vom Sonnabende bis zum Montage sich im Freien von der Arbeit der andern Tage zu erholen und frische Luft zu athmen. Daher die Menge der in geringer Entfernung von der Stadt liegenden Landhäuser, hier Bastiden genannt, welche die Gegend umher beleben und ihr einen ganz eigenthümlichen Reiz gewähren.

Man gab uns die Zahl auf 10,000 an; sie schien uns zuerst unglaublich; wenn man aber von irgend einer etwas beträchtlichen Anhöhe umher schaut und rings, so weit das Auge reicht, alle die großen und kleinen, blendend weißen Häuser zwischen Myrthen, Granaten und Pinien hervorschimmern sieht, auf allen Höhen, in allen Thälern, zwischen Felsen und Klüften, von der Vista an bis hinab an das Gestade des Meeres: so fängt man an, die große Anzahl derselben wenigstens wahrscheinlich zu finden. Sie sind freilich an Größe und Schönheit sehr von einander verschieden, nur in der weißen Farbe stimmen alle überein; doch darf man auch bei den bedeutendsten derselben nicht an die schönen Landhäuser bei Hamburg, Amsterdam und andern großen deutschen und holländischen Städten denken, noch weniger an England, wo die Reichen nur auf dem Lande in ihren stolzen Villas Raum finden, ihre Pracht zu zeigen. Im Süden ist das ganz anders; da braucht man im Sommer nur die frische Seeluft, kühlen Schatten und höchstens eine Quelle; die Wohnung ist das Letzte, woran man denkt, denn man bedarf ihrer nur zum Schlafen und Schutz gegen den sengenden Mittagsstrahl, nicht gegen Nässe und Kälte, die in unserm Norden uns auch mitten im Sommer ein bequemes, schönes Haus unentbehrlich machen, aus dessen Fenstern man wenigstens ins Grüne

blicken kann, wenn es draußen unfreundlich regnet und stürmt. Der größte Theil der Bastiden ist daher sehr klein und enthält höchstens eine Küche und ein paar Wohnzimmer; die wenigen größeren könnten freilich überall für recht artige Landhäuser gelten, aber auch unter diesen würde man vergeblich das Feenschloß suchen, welches die reiche Phantasie eines deutschen Reisenden (Herrn v. Thümmel's) hier erbaute; keins ist zu finden, das nur die entfernteste Aehnlichkeit damit hätte. Jede Bastide hat ihren eigenen Garten, der aber nie von bedeutendem Umfange, noch weniger mit künstlichen Anlagen geschmückt ist. Man baut Gemüse und Obst und begnügt sich übrigens mit dem so unendlich reichen Schmucke, welchen die Natur über Felder und Wiesen verbreitet. Die edelsten Bäume, die köstlichsten Pflanzen wachsen ja beinahe wild; da bedarf es nicht der Kunst des Gärtners, um sie mühsam zu pflegen, wie bei uns. Blendend weiße lange Mauern trennen die Gärten von den Landstraßen und geben diesen ein langweiliges Ansehen, wie die Weinbergsmauern in der Gegend von Meißen; aber viele dieser Gärten stoßen im Innern an einander, ohne merkbare Begrenzung jedes einzelnen Eigenthums. Die ganze Nachbarschaft benutzt sie als Spaziergang ohne allen Zwang, und nur der Genuß des Ertrags bleibt dem Eigner, alles Uebrige ist gemeinschaftliches Gut der in der Nähe Wohnenden.

Einige auf Anhöhen erbaute Bastiden gewähren eine ausgebreitete herrliche Aussicht auf Land und Meer, bei vielen scheint man einzig auf diesen Genuß bedacht gewesen zu sein, da man sie auf steilen, unwirthbaren Felsen errichtete, in deren Spalten nur Lavendel und andere stark duftende Kräuter wachsen, die fast keiner Nahrung bedürfen. Andere in Thälern erbaute erfreuen sich des Schattens der Felsen in dieser von Bäumen entblößten Gegend, wo nur Obstbäume, Reben, Maulbeerbäume gedeihen, die wenig Schatten geben. Unzählige würzige Kräuter, die herrlichst blühenden Blumen und Sträucher erfüllen die Luft mit einem Balsamdufte, der Abends, wenn der Thau fällt, oft betäubend wird; aber die Buchen, die Eichen, die weithin schattenden Linden unsers Vaterlandes können hier nicht fortkommen, weil der sengende Mittagsstrahl sie schon im Keime zu Staube brennt.

Die provençalische Sonne ist ganz etwas Anderes als die unsrige. Hoch steht sie am dunkelblauen Himmel, und kein Nebel, kein Wölkchen hält ihren fast senkrecht herabblitzenden, Alles versengenden Strahl zurück. Im Sommer regnet es fast nie, und alle Vegetation erliegt der glühenden Hitze, bis der Abendthau sie wieder einigermaßen erfrischt. In der Mitte des Sommers ist kein grüner Grashalm mehr zu erblicken, und das Laub an den Bäumen verdorrt. Schon am Ende des Monats April fanden wir es in Marseille fast so heiß, als bei uns in den wärmsten Sommertagen, aber die Hitze ist weniger drückend, weil die Luft ganz frei von Dünsten bleibt. Im Mai begann man schon die Fußpfade um den Hafen, den Kours und die besuchtesten Straßen mit Dächern von Leinwand zu

bedecken. Die Strahlen der Mittagssonne sind hier im Sommer sehr gefährlich, oft tödtlich. Eine aus Neapel gebürtige Dame, die Gattin eines sehr angesehenen Kaufmanns, beweinte noch den Tod eines ihrer Kinder, das in der Mittagsstunde in den Garten hinauslief, getroffen vom Sonnenstich sogleich niedersank und wenige Stunden darauf starb, ein Opfer der Pfeile des zürnenden Helios. Diese Dame versicherte uns auch, daß selbst in Neapel die Mittagsstunden des Sommers nicht heißer sind als hier, wo alsdann jede Regung des Lebens erschlafft, und Alles entnervt und ermattet niedersinkt. Zwar erhebt sich alle Tage ein sanfter Seewind, der regelmäßig von 10 Uhr Morgens bis gegen Abend anhält, aber in der Stadt wird man seinen erfrischenden Hauch kaum gewahr; darum flüchten die Marseiller zu ihren Bastiden, wo die Luft sie freier umweht, wenngleich sie auch dort wenig erquickenden Schatten finden. Die Herrlichkeit der Sommernächte ist dagegen unbeschreiblich, besonders wenn der Vollmond vom reinen, beinahe schwarzblauen Himmel herniederstrahlt, mit einer Pracht, von der uns unsere kältesten Winternächte eine Vorstellung geben können. Auch eilt dann Alles hinaus, und selbst angesehene Familien sieht man in den Straßen vor den Hausthüren sitzen, um der trefflichen Kühlung der wunderschönen Nacht zu genießen.

So wie der Abend des Tages, so ist auch der Abend des Jahres, der Herbst, die schönste Jahreszeit. Mild und segensreich herrscht er vom Oktober an bis spät im Dezember; oft braucht man erst im Februar Kaminfeuer anzuzünden. Die kalte Regenzeit, die hier zu Lande Winter heißt, dauert etwa drei Wochen. Auch während derselben bleibt die Luft mild, und selten merkt man Morgens früh ein wenig Reif oder dünnes Eis; ein paar Stunden Schnee sind die größte Seltenheit. Der wunderschöne Frühling schließt sich so eng an den Winter, daß man kaum seinen Anfang, wohl aber sein Fortschreiten bemerkt; er wäre der herrlichste in der Welt, wenn nicht der schneidend kalte, Alles austrocknende M i s t r e l gerade in dieser Zeit am heftigsten wehete.

Die hohe pittoreske Schönheit des Landes um Marseille entzückte uns jeden Tag aufs Neue. Obgleich es der Gegend ganz an ländlichem Reize frischer Wiesen und schattender, großer Bäume fehlt, so wurden wir es doch nicht müde, uns der prächtigen Felsen, des Meeres, der wunderbaren Pflanzenwelt zu erfreuen; die Marseiller hingegen konnten gar nicht begreifen, was uns an dem nackten Gestein entzückte. Ihr Ideal von Schönheit der Natur ist gerade Das, was ihnen als das Seltenste erscheint. Wo sie nur ein frisches, grünes Plätzchen, von ein paar großen Plantanen oder Ulmen beschattet, und eine kühle Quelle wissen, da wallfahrten sie hin, betrachten es als ein Wunder, freuen sich darüber ohne Ende, und lachten über uns, die wir in der Begeisterung für ihre große Natur uns fast zu Asche verbrennen ließen.

„Schloß Borelly und Eygalades müssen Sie sehen, wenn Sie unsere Gegend in ihrer höchsten Schönheit kennen lernen wollen," war das ewige

Lied unserer Marseiller Freunde; auch ruhten sie nicht, bis sie uns hingebracht hatten. Beide Orte sind in nicht sehr weiter Entfernung von der Stadt; wir kamen zuerst nach Eygalades und fanden zu unserm Erstaunen eine ganz deutsche Gegend. Eine kleine grüne Wiese, durch welche sich ein lustiges Bächlein windet, ein kleines Weizenfeld, dessen Aehren aber schon jetzt, im Anfange des Monat Mai, so groß waren, daß wir es kaum dafür erkannten, und einige herrliche Platanenbäume von ausgezeichneter Größe und Schönheit, daneben ein recht hübsches Landhaus, um das wir uns aber weiter nicht bekümmerten.

Im Schlosse Borelly fanden wir es ungefähr eben so; das Gebäude ist vīel weitläufiger, und in größerm, vornehmerm Styl erbaut, nach Art aller französischen Schlösser auf dem Lande. Es enthält sogar eine der Zahl nach ziemlich ansehnliche Gemäldesammlung, durch welche wir aber von dem uns umherführenden Bedienten dermaßen gejagd wurden, daß wir wenig davon sahen. Der Schloßgarten ist unbedeutend, desto reizender ein von Weiden und Erlen dunkel beschatteter Fußpfad, der längs dem kleinen Flusse Huveaune hinführt, bis dahin, wo dieser ins Meer fällt, welches beim Austritt aus dem Schatten der Bäume plötzlich in aller seiner Herrlichkeit vor uns liegt, ohne daß man es früher erblickt. Schloß Borelly gewährt übrigens gar keine Aussicht; hohe Felsen umgaben es von der einen Seite, an der andern ist die Gegend zu flach, um weit sehen zu können, aber die frische Kühlung der hohen, schattigen Bäume, die von silberhellem Wasser durchströmten Grasplätze erheben es in den Augen der Marseiller zu einem paradiesischen Aufenthalt, und wir stimmten ihnen gern an diesem heißen Tage bei. Einen Sommer hier zu verleben, muß freilich etwas Köstliches sein.

Das Leben in Marseille.

Man lebt in Marseille weit theurer als in Montpellier und andern Städten des südlichen Frankreichs, wahrscheinlich wegen der größern auf einem Punkt hier versammelten Anzahl von Menschen; denn das Land umher ist reich an Allem, was man zum Leben eigentlich bedarf. Wir nehmen das Brod aus, da auf diesem felsigen Boden kein Waizen fortkommt. Dieser muß aus der Ferne herbeigeschafft werden, was indessen durch die Schifffahrt wieder sehr erleichtert wird. Gemüse ist das ganze Jahr hindurch in Ueberfluß zu haben, besonders mehrere Arten Blumenkohl, die in Deutschland nicht wachsen, und ganz vortreffliche Artischocken. Die köstlichsten Früchte stehen überall zum Verkauf; die Marseiller Feigen sind berühmt, aber auch alle andern Gattungen des ausgesuchtesten Obstes, Melonen, Trauben, Pfirsiche, Aprikosen, Granatäpfel und Mandeln bringt das Land in Ueberfluß. Kastanien wachsen nicht viel hier, aber sie werden aus benachbarten Provinzen und Ländern in solcher Menge eingeführt, daß sie beim Volk die Stelle der Kartoffeln vertreten. Hyères und die spanischen und italienischen Küsten schicken Orangen, Zitronen und Arbusen;

die Levante Datteln, Pistaziennüsse und viele andere Früchte; alle werden zu unglaublich wohlfeilen Preisen verkauft, und es ist eine wahre Freude, sie überall in großen Körben, malerisch gruppirt, in der höchsten Vollkommenheit zu erblicken. Bei der Nachbarschaft des Meeres fehlt es auch nicht an vortrefflichen Fischen aller Art; sie sind im Ueberfluß vorhanden, so auch Austern, Muscheln und alle Gattungen eßbarer Schalthiere. Die wunderbare Form, die glänzenden Schalen vieler dieser uns bis dahin unbekannt gebliebenen Thiere, die uns einst sammt und sonders am Tische eines Freundes vorgestellt wurden, machten die ganze Tafel einem Konchylienkabinete gleich; aber die unscheinbare Auster behielt doch den Preis. Einige Molluskenarten, die auch gegessen werden, mochten wir gar nicht berühren, so sehr sie uns auch angepriesen wurden; sie sehen gar zu widerwärtig aus. Desto besser aber behagten uns die Krabben, die Taschenkrebse und die riesengroßen Hummern.

An wildem und zahmem Geflügel aller Art ist ebenfalls kein Mangel, aber Rindfleisch ist selten zu haben, noch seltener Kalbfleisch, weil diese Thiere in der Nähe von Marseille kein Futter finden. Man muß sich mit dem Fleische von jungen Ziegen, Schaflämmern und Hammeln begnügen, welche aber auf den mit würzigen Kräutern bewachsenen Felsen trefflich gedeihen. Viele Menschen in Marseille haben vielleicht in ihrem Leben keine Kuh gesehen, und in der Nähe der Stadt leben kaum zehn dieser nützlichen Thiere, die als eine Seltenheit mit großen Kosten erhalten werden müssen, da es keine Wiesen giebt. Eine Schweizerin, die Gattin eines Marseiller Kaufmanns, beschenkte uns zuweilen mit frischem Rahm und frischer Butter von den zwei Kühen, die sie auf ihrer Bastide mit großer Mühe hielt; sonst hätten wir beide Genüsse ganz entbehren müssen. Die Marseiller kennen nur die Milch von Schafen und Ziegen, woraus auch Butter bereitet wird, die aber sehr widrig riecht und ekelhaft weiß ist. Man macht fast gar keinen Gebrauch davon; die Speisen werden fast alle mit dem hier in Ueberfluß vorhandenen trefflichen Olivenöl bereitet. Sie schmecken deshalb nicht schlechter, und wir gewöhnten uns bald daran. Zum Braten, Backen, zur Bereitung der Gemüse fanden wir das Oel sogar vortrefflich.

Große Kleiderpracht wird in Marseille nicht getrieben, obgleich die Damen sich sehr geschmackvoll und vortheilhaft anzukleiden wissen. Der Hitze wegen werden viele leichte, seidene Zeuge getragen, die als Produkte des Landes nicht theuer sind. Viele Verzierungen daran würde die Wärme des Klimas beschwerlich machen, da man sich oft umkleiden muß und durchaus nichts Beengendes ertragen kann. Der Orient liefert schöne Shawls und leicht gedruckte Mousseline, die man sehr schätzt; Italien die feinen Strohhüte, und damit ist gewöhnlich der ganze Putz vollendet. Auch die Männer tragen im Sommer seidene Kleider und leicht überzogene Strohhüte.

Bei der Einrichtung der Häuser strebt man vor Allem nach möglichster Kühlung. Tische und ähnliche Möbeln haben gewöhnlich marmorne Platten: die Stühle sind häufig von geflochtenem Rohr, die Fußböden der sehr hohen, geräumigen Zimmer mit zierlich glasirten Backsteinen belegt, seltener mit Marmor oder Stein, weil diese in der Wärme oft feucht werden. Die Treppen bestehen alle aus Stein, mit eisernen Geländern versehen, und die bis auf den Fußboden hinabreichenden Fenster haben außer den innern Jalousien noch von außen angebrachte leinene Schirme, um jeden Sonnenstrahl so viel als möglich abzuhalten. Die breiten mit Matratzen belegten Bettgestelle sind immer mit leichten Vorhängen versehen, zum Schutz gegen Mücken und ähnliche Ruhestörer. Diese sind hier sehr grimmig und blutdürstig; auch schleichen sich zuweilen Skorpione ein, doch hält man gegen diese gefährlichen Feinde strenge Wache, eben so gegen die Schlangen, die wohl zuweilen in den Bastiden sich einfinden, aber doch nicht sehr giftiger Art sind. Ueberhaupt bringt hier die Sonne allerlei buntes Gewürm hervor: es ist ein ewiges Rauschen und Zischen und Rascheln in den Kräutern und Gebüschen, besonders während der Mittagszeit; ungeheure große Eidechsen fahren oft plötzlich hervor und erschrecken durch ihre Ungestalt, und ewig zirpen die Zikaden und klingeln wie mit silbernen Glöckchen.

Eigene Equipage ist in Marseille ein fast unbekannter Luxus; kaum mögen in der ganzen Stadt ihrer zwanzig gezählt werden können. Kein einziger der vielen angesehenen reichen Kaufleute hält sich Wagen und Pferde, und außer denen des Präfekten*), der dort den kleinen Kaiser spielte, und einiger russischen Familien, die sich eben in Marseille aufhielten, haben wir während der ganzen Zeit, die wir dort zubrachten, keine gesehen. Selbst die wenigen Fiaker, die an einigen Plätzen halten, stehen ewig müssig da; denn es geht sich so angenehm auf den bequemen Steinplatten der reinlichen Straßen, daß Niemand fahren mag. Auch den gewöhnlich sehr kurzen Weg zu den Bastiden legt man gern zu Fuß zurück, da kein Regen im Sommer das Gehen unangenehm macht, und man ohnehin nur Abends und in den ganz frühen Morgenstunden sich hinauswagt. Bei vielen Bastiden wäre es sogar ihrer Lage wegen unmöglich, bis an die Thür derselben zu fahren. Zu weiten Landpartien nimmt die Hitze den Muth; doch kann man recht gut Pferde und Wagen zur Miethe haben, wenn man in einzelnen seltenen Fällen ihrer bedarf.

Zum geselligen Leben wäre in Marseille eine Equipage sehr überflüssig, denn es giebt dort eigentlich keine Gesellschaft. Alle die vielen angesehenen Kaufleute, welche diese dem Handel so günstig gelegene Stadt bewohnen, sowie auch alle andere bedeutende Familien leben für sich allein. Höchstens

*) Die Würde eines Regierungspräsidenten in Preußen oder eines Kreishauptmanns in Oesterreich.

beschränkt sich ihr Umgang auf zehn oder zwölf Personen, die zuweilen des Abends einander auf eine Stunde besuchen. Das im übrigen Frankreich übliche Visitengeben findet in Marseille nur bei sehr seltenen Anlässen statt; Gesellschaften zu Mittag oder zu Abend, Thees, Soirés, wie in Paris, in Bordeaux und im übrigen Frankreich, existiren gar nicht; nur der damalige Präfekt machte hiervon eine Ausnahme und lud seine Erwählten zu sich ein. Als Fremde hatten wir mancherlei Empfehlungen an angesehene Familien, wurden von Allen freundlich empfangen, und mehrere Male bald in der Stadt, bald nach der Bastide von ihnen eingeladen; aber immer fanden wir sie allein, höchstens mit ein paar Hausfreunden oder Fremden, wie wir, und sahen aus Allem, daß dies die allgemeine Lebensweise sei. Unsere Abende brachten wir deßhalb nicht minder angenehm im Hause der früher erwähnten Dame aus Neapel zu und fanden bei dieser liebenswürdigen Frau immer einen zwar sehr kleinen, aber desto anziehendern Kreis ihrer gewählten Freunde. Ihr ausgezeichnet musikalisches Talent, ihre Portefeuilles, angefüllt mit Zeichnungen von ihr selbst, auf ihren vielen Reisen geistvoll von ihr entworfen, das immer lebendige Gespräch gaben den Stunden Flügel, und es fiel uns nie dabei ein, größere Gesellschaften herbeizuwünschen.

Nicht Vorliebe für stilles, häusliches Glück ist der Grund dieses Mangels an Gesellschaft in Marseille, sondern der größte Hang der Männer zu rauschenden Vergnügungen und zu ausschweifendem Leben. Die wenigen, welche hiervon eine Ausnahme machen, sind größtentheils Ausländer, und diese leben mit den Ihrigen ganz in der Stille, wie sie es müssen, wenn sie nicht mit dem Strome schwimmen wollen.

So wenig Reiz aber auch das gesellige Leben in Marseille dem an gute häusliche Sitte gewöhnten Deutschen bieten mag, der Aufenthalt in der schönen Stadt machte uns dennoch viele Freude. Ueberall ist munteres, frohes Leben zu schauen, dessen Details man nur vermeiden muß, um sich an der Außenseite desselben erfreuen zu können. Abends ist es ein Leben und Wogen in den Straßen; viele Leute sitzen vor den Häusern; die Läden sind erleuchtet; überhaupt wird das Leben im Süden weit öffentlicher betrieben, als bei uns. Man ißt und trinkt im Freien; man geht in den Straßen spatzieren, ohne Furcht, damit etwas Unschickliches zu begehen, und manche Handwerker arbeiten in offenen Läden dicht an der Straße.

Die Menschen sehen in Marseille ganz anders aus als in der Gaskogne; so häßlich das Volk dort ist, so schön ist es hier. In allen Klassen bemerkten wir im Durchschnitte große, herrliche Gestalten mit ausdrucksvollen, regelmäßigen Gesichtern, schwarzen blitzenden Augen, und weit weniger braun von Farbe, als man es in diesem Klima vermuthen sollte. Unter den Frauen der höhern Stände sahen wir sogar viele blendend weiße Blondinen mit goldenen Locken und schwarzen Augen, überhaupt viele auf-

fallend schöne Weiber, welchen die dem Süden eigene Lebhaftigkeit etwas unwiderstehlich Reizendes giebt. Diese Lebhaftigkeit des Volkes in Sprache und Bewegung ist nicht minder groß als in der Gaskogne, nur weniger unangenehm; die Leute sehen nicht immer aus, als zankten sie mit einander und wollten sich todtschlagen, sondern als ob sie mit einander tanzen wollten. Ueberhaupt spielt der Tanz in Marseille eine große Rolle; das Schauspiel fanden wir sehr mittelmäßig, aber das Ballet vorzüglich, und daran ist den Bewohnern das Meiste gelegen. Der volle schöne Klang des provençalischen Dialekts trägt auch viel dazu bei, ihr Thun und Treiben angenehmer zu machen. Doch darf man dem gemeinen Volk nicht sehr trauen; im Zorn ist es jeder Unthat fähig, und die Jahre der Revolution haben wenig Keime des Guten in der jetzigen Generation aufkommen lassen, manche Stütze der Sittlichkeit wankend gemacht.

Bei dem allgemein herrschenden Streben, sich zu vergnügen, vernachlässigen die Marseiller doch keineswegs ihr Interesse, und sie suchen durch Thätigkeit und Industrie sich die Mittel zu verschaffen, jeden Tag nach gethaner Arbeit auf ihre beliebte Weise zu beschließen. Handel und Fabriken blühen und werden eifrig betrieben; Spiel aber und ein ausschweifendes Leben thun dem Kredit des Kaufmanns hier keinen Abbruch, weil Keiner in dieser Hinsicht eine Ausnahme macht, und fast Jeder sich einbildet, daß man anders gar nicht leben könne.

---

6. Marseille.*)

(Griechisches Leben in Südfrankreich.)

Der Weg von Avignon nach Marseille, welchen man jetzt in 4—5 Stunden zurücklegt, früher in einer vollen Tagereise, zeigt uns die Provençe von ihrer wenigst erfreulichen Seite. Rasch durchschneidet man die quer sich vorschiebenden, nackten Felsenrippen, die letzten Ausklänge der Alpen; Tarascon mit seinem hochragenden Schlosse, Arles lassen wir zur Seite, da beginnt jenes öde, kieselbedeckte Steinfeld (la Crau), das, fast 10 Quadratmeilen im Umfange haltend, bis vor Kurzem nur den Schafheerden eine vollkommene Weide bot, jetzt aber von betriebsamen Lyonnesern zu bewässern und bebauen begonnen ist. Ich kenne kaum einen düsterern und unangenehmeren Anblick, als diese wüste Strecke. In einiger Entfernung zieht sich allerdings eine Wasserfläche hin; schon begrüßt man freudig das ewig jugendliche Meer des Südens, doch bittere Täu-

*) Reisestudien aus Frankreich von K. B. Stark (Ausl. 1853).

schung: es ist ein kaum bewegtes flaches Haff, hinter den Sanddünen geborgen, mit dem Meere nur an einer Stelle in Berührung, eine reiche Salzablagerung und als solche wohl benützt. Es ist interessant zu hören, wie diese Naturbeschaffenheit des Landstriches, die man mit Recht wohl schon im Alterthum als eine Versandung eines früheren Meerbusens durch die von der Durance und Rhone mitgeführten Kies- und Geröllmassen erklärt hat, schon frühzeitig von den Griechen bemerkt wurde und in griechischer Dichtung sich wiedergespiegelt hat. Bekanntlich werden solche gewaltsam verödete Gefilde meist als Schauplatz gewaltiger Götterkämpfe mit den untergeordneten furchtbaren Erdmächten, den Titanen, betrachtet; hier ist es der Sohn des Zeus, Herakles, welcher gegenüber der barbarischen Uebermacht der Ureinwohner diese Mission erfüllt. Aeschylus läßt Prometheus in einem Fragmente des für uns verloren gegangenen Stückes seinen Helden Herakles die Punkte der Wanderung zu den Säulen des Atlas, zu dem riesigen Geryoneus verkünden. Da heißt es:

> dann wirst du kommen zu der Ligyer unerschrocknem Heer,
> den Kampf mißachten wirst du nicht, so groß dein Muth,
> das weiß ich: denn das Schicksal will, daß jed' Geschoß
> dir mangelt, und nicht einen Stein du lesen kannst
> vom Boden, ist doch schwellend weich ringsum das Land.
> Doch Zeus erbarmt sich dein, den ratblos er erblickt,
> in einer Wolke niederstöbernd rund Gestein
> läßt überschütten er das Erdreich, und mit dem
> vernichtest leicht im Kampfe du der Ligyer Heer.

Es kann die Lage einer Stadt bei ihrem Eintritte nicht leicht einen überraschenderen Anblick gewähren, als die von Marseille. Dumpf braust die Maschine in den Eingeweiden des Berges fort; fast scheint es, daß wir nie wieder diesem infernalen Aufenthalte entrinnen, immer noch neun lange Minuten reihen sich den bereits in der Dunkelheit zugebrachten an. Da tagt es, und wir treten auf einmal aus der öden la Krau in einen reich bebauten, großen Garten Gottes. Bastide reiht sich an Bastide, dichtgedrängt stehen die südlichen Fruchtbäume. Die Pinie wiegt sich auf den Anhöhen, ein Kranz gewaltiger Berge umschließt das reiche Bild und siehe, rechts auf der bläulichen Höhe regt sichs und lebt es, wie ein Vogelschwarm mit weißem, glänzendem Gefieder: es ist das Meer mit seinen Schiffen, die alle einem Ziele zustreben oder von ihm ausgehen. Vor uns breitet sich die gewaltige Stadt, um die Seiten eines dichten, schmalen Mastenwaldes gelagert, nach drei Seiten aufsteigend und in die unzähligen Landhäuser allmählich sich auflösend.

Marseille, die erste Handelsstadt Frankreichs, am Mittelmeer in seiner Bedeutung für den südlichen und östlichen Verkehr nur von Triest siegreich bekämpft, macht, wenn irgend eine Stadt in Frankreich, den Eindruck eines thätigen, aber auch in dieser Thätigkeit ganz aufgegangenen Lebens. Welcher Menschenverkehr in den Straßen, wie rollen die Omni-

bus — es ist Sonntag Vormittag — angefüllt mit großen, breiten Straßen, so zur Porte de Rome hinaus! Ueberall sind die Kaffeehäuser gefüllt, auf und nieder wandelt es auf dem Grand Kours und der Kannebière. Zwar ist die Alt- und Neustadt auf das Schärfste geschieden, aber jene scheint mir ihr Alter in enge Gassen, schmutzige Wohnungen, oft wahre Höhlen der Armuth und Verwilderung, zu setzen; nur die größere Zahl dunkler Klostermauern und Kirchen, unter denen aber keine an Größe und Baustyl hervortritt, kündigt uns hier eine Vergangenheit an. Und diese, die Neustadt, hat allerdings gerade, breite, regelmäßig sich schneidende Straßen, unter denen die bergangehenden als verschiedene Kaladen (unser Stieg) mit Zahlen bezeichnet werden; man ist wohl bedacht schattige Alleen anzupflanzen und so gleichsam mit mehreren Boulevards die Stadt zu umgürten, aber nirgendwo zeigt sich ein Bau, ein Palast, wie wir ihn in Genua oder Venedig als Zeugniß alten, merkantilen Reichthums finden, nirgendwo großartige öffentliche Gebäude, selbst die Börse, dieses pulsirende Herz der Stadt, muß sich noch mit einem provisorischen Bau begnügen. Kein hoher Glockenthurm, keine Kuppel hebt sich aus der Masse empor. Die einzige öffentliche Statue, die ich gesehen, war ein heiliger Bischof, in Gyps eilfertig gegossen und bronzirt, um der neuen kaiserlichen Hoheit vor der kleinen Kathedrale einen Willkomm zu bieten und dieselbe der kaiserlichen Freigebigkeit zu empfehlen. Selbst die große Triumphpforte von Aix, erbaut zu Ehren der großen Siege des Kaisers bei Marengo, Austerlitz, Fleurus, Heliopolis, hat man geschwind jetzt dem Erben seines Namens durch eine große Inschrift gemacht. In der That wird dieser Eindruck einer allein im Geschäftsleben sich ausprägenden Gegenwart sich jedem Fremden aufdrängen, der nicht rein um des Geschäftes willen oder mit der nur des Dampfschiffes harrenden Ungeduld nach Marseille gekommen ist, um wie viel mehr dem, der mit Liebe und Interesse von Station zu Station sich dieser uralten Metropolis menschlicher Kultur genaht hat!

Verlassen wir das enge Straßenleben; dort am Hafen, dessen Mastenwald uns ganz in der Nähe winkt, weht uns frische See- und Lebensluft zu, dort liegt die jetzige Größe der Stadt, dort tritt uns unmittelbar das völkerverbindende, mit der Waare auch geistiges Leben austauschende Wesen des Handels vor die Augen.

Es ist Sonntag Morgen, nach längerem düsteren Sirokkowetter und nächtlichem Regengusse ein frischer Wind, ein tiefblauer Himmel. Bunt spielen die Wimpel der dicht gedrängten Schiffe, unter denen wir einige 20 Dampfschiffe zählen; an ihrem Bord ruht heute die dringende, vom einförmigen Gesang begleitete Arbeit. Jedoch an Booten fehlt es nicht, die lustig zwischen den Kolossen umher sich schaukeln. Soeben kommt dort vom Schiff ein lustiger Schwarm kräftiger Matrosen herab, sie eilen jubelnd ihren Tag zu genießen. Wie sahen sie frisch und reinlich in weißer Wäsche,

in der kurzen blauen Jacke, in der Wachsmütze aus; es sind Meklenburger, die eifrig plattdeutsch mit einander konversiren. Wie verschieden von jenen Griechen, denen wir hier so viel begegnen, mit ihrem scharf geschnittenen Gesicht, dem feierlichen orientalischen Gang, im Feß und einer Kleidung, die den grellsten Kontrast zum nordischen Sonntagsstaat bildet. Und dann wieder Schwarze, einige aus dem feinsten europäischen Sonntagsstaate neugierig hervorschauend! Aber vor Allem ist es die Nähe von Nordafrika, die Einem hier, sowie besonders in Cette, als Hauptbeziehung sich aufdrängt. Bald sind es Auswanderer, die dort hinüber wollen, indessen oft schon in Marseille mittellos zurückbleiben, um hier mit den niedrigsten Arbeiten ihr Brot sich zu verdienen und besonders den deutschen Namen zur Bezeichnung jeder Armuth, jeder Bettelei zu stempeln, bald eine neue Anwerbung zur Fremdenlegion, darunter wohl so Mancher, der in Verzweiflung auf ein jüngst verlassenes Glück, auf glänzende Lebensverhältnisse zurückblickt, die er in einem eiteln Wahne von sich geworfen hat. Heiter und wohlgemuth wartet der Chasseur d'Afrique, der mit uns auf der Eisenbahn angekommen, des rauchenden Dampfschiffes, das zu Mittag seine Anker lichten soll. Araber wandeln im weißen Burnus hier am europäischen Strande, leicht das Französische erlernend, fühlen sie sich nicht unbehaglich an dieser Stätte, wo ihre Vorahnen einst als Eroberer geherrscht und in Sitte und Namen, in Sage, ja auch in Schriftzügen, so auf einem Steindenkmale zu Aix, zahlreiche Spuren hinterlassen haben. Ich traf einen arabischen Jungen in Cette, der eben in die Heimath zu dem wandernden Zelte zurückkehrte, er hatte eine kleine Sottise gemacht, wie er meinte, und war dafür in das Gefängniß zu Montpellier gesteckt worden, er verließ es nun geläufig französisch sprechend.

Unter diesen und ähnlichen Bewegungen kommen wir unvermerkt den Hafen entlang, an Magazinen vorüber, über Nebenkanäle, die in kleinere Bassins münden. Schon läßt die Brandung sich vernehmlich hören, zwei Felsenmassen verengen von beiden Seiten den Hafen, rings sind sie mit Mauern umgeben, erhöht und geglättet. Aus der Felsenkaserne vom Fort St. Jean tönt uns lustige Hornmusik über das Wasser, während wir unter St. Nikola dem schmalen Pfade zur Tête de More folgen. Noch wenige Schritte, und wir stehen an der vordersten Spitze des felsigen Vorsprungs und überblicken nun auf einmal eine weite, herrliche Bucht, in deren Hintergrunde Massalia sicher ruht. Ich sah wenige Wochen vorher die Nordsee von den Molen Ostende's und so hat sich der Eindruck des nördlichen und südlichen Meeres scharf nebeneinander gestellt. Diese Bläue und Durchsichtigkeit, dieser kurze, muntere Wellenschlag, diese Verwandtschaft gleichsam, die das Wasser mit dem klippenreichen, schroffen Ufer, mit den zackigen, dunklen Felseneilanden, um die es schäumend spritzt, an der ganzen Küste des Mittelmeeres eingeht, ist total verschieden von jener ernsten, düstern und doch immer gewaltigen Fläche, die ihre langen Wogen gegen das flache Gestade der Nordseeländer wälzt. Vor uns liegen eine Reihe

kleiner Felseninseln, Ratonneau, Pomègue, Château d'If, weiter die Spitze von Maire, westlich St. Kroix. Nach der Rhone zu fällt die Bergreihe sanfter ab, und eine Reihe der schönsten Villen ist dort am Gestade gelagert; nach Osten treten um so schärfer die grauen, dürren, aber von den würzigsten Kräutern überkleideten Felsenmassen in die See. Selten betritt ein menschlicher Fuß diese Höhen, aber in ihren Schluchten rauchen die Schlöte thätiger Vitriol- und Sodafabriken. Ich habe einen Nachmittag, geführt von einem erfahrenen Alpensteiger, dort in dieser wahrhaft großartigen Einöde mit dem Blicke auf das rege Leben der fast übervölkerten Ebene und wieder auf das von Schiffen belebte Meer zugebracht, und werde diesen Eindruck nie vergessen. Unmittelbar aber hinter und über uns erhebt sich der Fels mit der uralten Kirche Notredame de la Garde, die von Bastionen des Forts jetzt überbaut ist. Da waltet die verehrte Schutzgöttin der Schiffer; noch öfter am provençalischen Gestade begegnet sie uns, die Herrin der Warten, zu der der Seemann gläubig Gebet und Gelübde sendet.

Während das leibliche Auge an dem weiten Panorama der Gegend sich allmählich orientirt, lassen wir hier vor unser geistiges in engem Rahmen das geschichtliche Bild zusammendrängen, das auf diesem Hintergrunde aus nicht unbeträchtlichen schriftlichen Ueberlieferungen, aus den zerstreuten Denkmalen der Kunst und des Verkehrs sich gruppiren läßt.

Selten wird eine Küstenstrecke durch ihre Naturbedingungen so prädestinirt sein zu einer bedeutenden menschlichen Anlage, die den Verkehr eines großen Binnenlandes mit den überseeischen weiten und benachbarten Ländern vermittelte, und zugleich als wichtige Zwischenstation an einer langgestreckten Küste eines in sich ziemlich abgeschlossenen Meeres diente, als gerade dieser Theil der provençalischen Küste. Die Nähe der Mündung des größten Stromes, der aus Gallien seine Richtung hat, die Lage, als letzte, größere Bai, die, durch natürliche Schutzmauer umgeben, neben jener westlichen, flachen Küste von der Rhone bis zu den Pyrenäen, die schutzlos und unnahbar ausläuft, und endlich in dieser Bai eine Bucht zwischen 2 Felswarten eingekeilt und so die Schiffe ruhig bergend — Alles dies mußte fremde, unternehmende Seefahrer hier zur Niederlassung reizen, die bereits mit ihren langen kriegsgerüsteten Fahrzeugen von der kleinasiatischen Küste aus den einst von Phöniziern beherrschten Weg in das silberreiche Spanien gefunden hatten, und andere, südlichere Zwischenstationen, wie Sizilien, Malta, Sardinien, besetzt sahen. Eine Reihe kleiner, roher Völkerschaften ligurischen Stammes wohnte hier östlich von der Rhone, meist auf die Gebirgsweiden und reichen Fischfang angewiesen, dem handelnden Fremdling gern die glänzende Münze oder die fremde Waare abtauschend. Die Ligurer verbreiteten sich einst von der gallischen Küste weit nach Oberitalien und das italische Küstenland tief nach Etrurien hinein, erscheinen aber geschichtlich als ein bereits zurückgedrängter, vielfach mit

andern gemischter Stamm, so als Zeltoliger, gerade zwischen Avignon und Marseille, und haben vielleicht mit den Iberern, den Urbewohnern Spaniens, die auch auf Korsika wie in Sizilien saßen, die meiste Verwandtschaft. Unmittelbar hinter ihnen saßen mächtige keltische Stämme, wie die Karaves, Allobroger, dann südwestlich jenseits der Rhone die Volcä, Tektosagen bis über Toulouse hinaus. In mancherlei Künsten wohlerfahren, hatten sie bedeutenden Reichthum an edlem Metall in ihren Hauptstädten gehäuft, zum Theil auch die Beute kühner Züge, die sie, wie nach Süden, tief in die iberische Halbinsel, so später über die Alpen, weiter über den Balkan und den Hellespont führten.

Bei diesen Völkerverhältnissen ward es den kleinasiatischen Ioniern aus der Stadt Phokäa, nördlich von Smyrna, die von Herodot als die ersten Hellenen bezeichnet worden, welche lange, große, zum Krieg gerüstete Fahrzeuge bauten und die Adria sowie die tyrrhenische, also nördliche italische und die spanische Küste bekannt machten, vielleicht auch rhodischen Seefahrern, bereits um 600 v. Chr. nicht schwer, einzelne Faktoreien an dieser Küste, darunter Massalia, anzulegen. Aber erst die große Erschütterung, welche die persische Invasion unter Cyrus in den blühenden Städten Tauriens hervorrief, hat hier im Westen einen festen, wohlgeordneten, sittlich starken Sitz des Hellenenthums geschaffen. Nicht wollten die seemächtigen Phokäer in der Heimath das Barbarenjoch auf sich nehmen: Weib und Kind, Hab und Gut, die Götterbilder und alle andern Weihgeschenke, nur nicht was von Stein, also Marmor und Erz, gearbeitet oder Gemälde war, also nicht das künstlerisch gerade Bedeutende laden sie auf ihre Fahrzeuge. Ein Schwur hat sie verbunden, für immer der Heimath Lebewohl zu sagen, doch die Liebe zum Boden ist stärker als das gegebene Wort: die eine Hälfte kehrt unterwegs zurück, der andere Theil, also sichtlich der unternehmende, muthige, entnimmt aus dem hochheiligen Tempel der Ephesischen Artemis Weihe und göttliche Leitung in einer jungfräulichen Priesterin und einem heiligen Schutzbild der Göttin mit. Sie erscheinen im italischen Meer; auf Korsika haben sie zuerst in der von ihnen 20 Jahre zuvor gegründeten Stadt Alalia Halt und Wohnort gefunden; sie gründeten Heiligthümer dort, und es scheint, als ob hier das neue Phokäa des Westens entstehe. Aber die größten Seemächte des Westens, Tyrrhener und Karthager, vereinigen sich gegen ihre weitgreifenden, die Küsten bedrohenden Unternehmungen. Aus mörderischer Seeschlacht kehren die Phokäer als Sieger, aber sehr geschwächt, zurück. Der Versuch, in Unter-Italien sich niederzulassen, wird nur von einem Theil gemacht, der andere Theil wendet seine Segel um das Jahr 537 der gallischen Küste, dem kleinen Landungsplatze und Handelsanlage Massalia zu. Massalia wird fortan die neue Heimath der Freiheit liebenden Phokäer; jetzt erst wird sie zur Stadt, zu einem städtischen, selbstständigen Gemeinwesen, und erblüht unter der strengen Zucht der väterlichen Gesetze zu einer mächtigen, weitbekannten Metropolis.

Drei Perioden sind es, in denen diese kleine Welt, fast abgeschnitten von dem übrigen Hellas, ihre ideale Bestimmung gegenüber den keltischen und iberischen Stämmen bewährt. Zunächst gilt es die eigene Existenz zu sichern, als Kaufmann zu herrschen, die Straßen des nördlichen Verkehrs in griechische Endpunkte zu leiten, das eigene Geld, Gewicht und Maaß zur Geltung unter den Barbaren des Westens zu bringen, dazu vor Allem an der ganzen Südküste Galliens Töchterstädte zu gründen. Hier wird noch um die ersten Lebensbedingungen gegen die vereinzelten gallischen Stämme oder um die merkantile Stellung gegen das eifersüchtige Karthago gestritten, und Tapferkeit, List und Vorsicht geübt, das Gemeingefühl im Innern bei allen Entwicklungskämpfen gestärkt. Die nationale Sage flicht manch romantischen Zug in die rauhe Wirklichkeit: es reicht die blonde Königstochter des gallischen Königs Nannus bei dem Festgelage, welches die gallischen Edeln als Freier versammelt, die Schale gemischten Weines dem fremden, griechischen Ankömmling und wählt ihn zum Gatten; da wird eine königliche Prinzessin in den Armen eines griechischen Jünglings zur Verrätherei an der Sache ihres Volkes, das bereits durch Ueberlistung bei einem Feste seine gefährlichste Feindin, Massalia, erobert sah. Im Innern durchlebt die Stadt manch heftigen Verfassungskampf; hier wird nur die Oligarchie einiger weniger Geschlechter zu einer gemäßigten Timokratie, die auf ein bestimmtes Vermögen und reine Herkunft sich stützte, mit dem lebenslänglichen Senate der 600, der Exekutive eines wechselnden Ausschusses, an dessen Spitze wieder eine Trias steht, erweitert. Ein Aristoteles hatte in seinem großen Werke über die griechischen Staatsverfassungen gerade Massalia einer besondern Aufmerksamkeit gewidmet. Und in der That war gewiß eine solche Verfassung für einen kaufmännischen Staat die einzig haltbare, sicherstellende Form eines Freistaates.

Die zweite Periode zeigt uns die reichen, stolzen Bürger desselben als große Grundbesitzer gallischen Gebietes, eine Anzahl von untergebenen Stämmen nimmt Sprache und Kultur von ihnen an; aber bereits wissen sich Gallier wie Massalioten unter dem gewichtigen Einflusse einer fremden Macht, römischer Legionen. Das lange dauernde und innige Freundschaftsverhältniß zwischen Rom und Massalia tritt in dem großen welthistorischen Kampfe zwischen Rom und Karthago uns zuerst bedeutsam entgegen, und gegenseitige Dienstleistungen befestigen es mehr und mehr. Die blutigen, andauernden Vernichtungskriege gegen die Ligurer in Italien werden von den Römern zugleich zur Sicherheit Massalia's unternommen, und umgekehrt gab Massalia in seinen Kolonialstädten bis tief in die spanische Küste hinab eben so viele Haltpunkte der römischen Herrschaft in Spanien. Und selbst später, als die südgallischen Stämme von den Römern gedemüthigt waren, ist es die freie, hochbefreundete Stadt, die man respektirt, der man Landestheile schenkt. Dieses Verhältniß mußte mit der Eroberung ganz Galliens sich ändern. Das Verlangen, auch da neutral zu bleiben, als die römische Welt in zwei große Parteien sich spaltete, mußte

alle Rücksicht der Pietät, der Höflichkeit lösen. Man schlägt dem Cäsar den bewaffneten Eintritt in die Stadt ab, nimmt aber bald darauf von Pompejus gesendete Truppen an, Cäsar's Glück endet siegreich den mit aller materiellen und sittlichen Anstrengung geführten Kampf. Massalia sah seine Kriegsschiffe aus dem Hafen, seine Waffenvorräthe, seine Getreidemagazine sich entführen, und zum ersten Male ziehen bewaffnete Fremde in die Thore des Freistaates.

Wird seitdem auch von den römischen Kaisern die selbstständige Form des wehrlosen Freistaates erhalten, die merkantile und politische Bedeutung schwindet mehr und mehr. Die Gunst der Augusteischen Familie wendet sich den altgallischen Städten oder neuen Militärkolonien zu; der innere Verkehr vertheilt sich mehr an die Städte im Rhonethal, der Seeverkehr folgt zum großen Theil dem politischen Zwang. Narbonne, das alte Narbo Martius, sieht seinen künstlichen Hafen, den zur Stadt führenden Kanal sich mit Seeschiffen füllen, und Frejus, das Forum Julii, wird Flottenstation. Aber der Lauf der Zeiten hat alle Politik zu Schanden gemacht und der griechischen Ansiedelung das Recht ihrer naturgemäßen Anlage zurückgegeben. Jetzt entdeckt man kaum von dem etwas höher liegenden Narbonne auf dem flachen, versandeten Etang eine Fischerbarke, während der große, alte Hafen Marseille's die Menge der Schiffe lange nicht mehr faßt, bereits schon lange ein zweiter, jetzt ein dritter Hafen außen vor mit ungeheuren Molen angelegt wird. Da, in der römischen Kaiserzeit, ist es, wo Massalia, das was den Griechen nach dem Verluste ihrer Freiheit immer noch blieb, ihre Bildung, ihre Wissenschaft, ihre Kunst zum Ziele des Ehrgeizes macht; wo es als ein westliches Athen in seinen Mauern die gallische Jugend und nicht diese allein, auch die Söhne Roms versammelte; wo von hier aus griechische Aerzte, wie in alle Theile Galliens, so nach Rom gerufen wurden; von wo der griechische Stock der gelehrten Bildung der Anstalten zu Lyon, Autun, Toulouse, Bordeaux entnommen wurde.

Dort uns gegenüber, wo auf langer, spitz zulaufender Halbinsel die engen Straßen sich drängen, wo alle ältern, öffentlichen Gebäude sich zusammenfinden, erhob sich die Phokäerstadt, von drei Seiten vom Wasser umspült, und bis 80, ja 100 Fuß hoch ummauert und nach dem Festlande zu auf einer damals bedeutend schmalern Landenge durch starke Thürme das einzige Eingangsthor schützend. Einfach und bürgerlich waren nach Vitruvs Zeugniß die Privathäuser im Gegensatz zu den stattlichen Gebäuden des Kultus, Staates und Handels. Auf einem felsigen, jetzt vielfach ausgeglichenen Plateau an der Landseite ragte die Akropolis mit den Tempeln des Stammgottes der Jonier, des Delphischen Apollo und der großen Göttin von Ephesus. Diese als umfassende, allgebende, dunkle Mutter Erde von den Asiaten verehrt, ward im griechischen Glauben zur pfeilfrohen, Gebirge durchstreifenden Schwester Apollo's, Artemis, aber ihr blieben charakteristische Züge der fremden Heimath genug.

Der Stier, der Löwe sind ihr heilig; anspringend oder zur Vertheidigung die Tatze erhoben, begleitet sie dieser, jener die Hörner zum Angriff gerichtet. Reichen Schmuck trägt sie als Ohrgehänge und Halsband, die Olive, das Gewächs, welches dem Boden der Provence, wie dem steinigen von Attika, Reichthum und Wohlstand entlockte, schlingt sich um ihr Haar. Sie ist die Schützerin des Hafens, wie dort am Strande von Ephesus; in ihrem Tempel hängen die Siegestrophäen mancher ruhmvollen Seeschlacht; der Dreizack und der Delphin schließen sich als weitere Symbole ihrer Darstellung an. Sichtlich haben sich im Dienste jener Notredame de la Garde Spuren ihrer Verehrung erhalten. Jährlich wird, so ward mir wenigstens aus glaubwürdigem Munde berichtet, im Sommeranfang das heilige Bild der Mutter Gottes vom Felsen geholt und durch die Straßen getragen. Ein bekränzter Stier mit einem kleinen Mädchen auf dem Rücken folgt mit in der Prozession; als eine zweite Europa scheint dieses dem Hafen, der Meeresfluth sich zu nahen, bis zu dem die Prozession sich erstreckt, um Meer und Schifffahrt unter göttlichen Schutz zu stellen. An die Tempel der Artemis und des ebenfalls zur Meerfahrt in Beziehung stehenden Apollo Delphinos reiht sich eine Zahl anderer, vor Allem der der bewaffneten, siegverleihenden Athene, die einst dem gallischen Heerführer als furchtbares Traumgesicht abweisend erschien, und von ihm mit Entsetzen auf der Akropolis wiedererkannt ward, dann der im Meerschaum erscheinenden, Schiffer beschützenden Leukothea, sowie des allgemein griechischen Heros Herakles, dessen Spuren hier auf gallischem Gebiete wir bereits begegnet sind. Spiele und Feste wurden gefeiert, im Stadion wetteifern die Gespanne zu Apollo's Ehre, das Frühlingsfest vereinigt zu des Bakchos Feier die Bürgerschaft in ausgelassener Lust, und die Thargelien fordern zu ernster Zeit ihre Sühnopfer. Streng wird auf religiöse Sitte gehalten: man huldigt noch immer den alten Heiligthümern zu Ephesus und Phokäa, man holt feierlich von dort die Oberpriesterin, man legt für die schwer bedrohte Mutterstadt in Rom ein gewichtiges Wort ein. Es soll der Hellene rein die mitgebrachten Götter sich erhalten, aber dem fremden Kaufmann, der in dem selbstständig ummauerten Hafen seine Niederlagen hat, wird der eigene Kultus gelassen. Genau ist von dem Schoffeten bestimmt, welcher Antheil an verschiedenem Opferthier den Priestern gegeben, welches Geld entrichtet wird für freiwillige, gelobte oder Sühnopfer. Bekanntlich giebt uns hierüber eine höchst wichtige phönizische Schrift, die hier in Marseille vor sechs Jahren gefunden ward, nähern Aufschluß. Und auch den Galliern wird in der Nähe der dunkel beschatteten Haine mit düsterer Quelle, mit den von Menschenblut bespritzten Altären und unförmlichen Bildern, der Kultus nicht gestört.

Zu einer Zeit, wo die Römer bereits am Euphrat, Ararat, in Afrika, am Rhein standen, sahen sie sich im Bau, in der Gewandtheit und Kunst der Lenkung der Schiffe weit durch die Massalier übertroffen. Mit Staunen betraten sie die Schiffswerften am Hafen, die Arsenale, die großen

Magazine; sie begriffen, wie immer von Neuem eine einzige Stadt die herbsten Verluste ersetzen konnte. Von hier aus, mit diesen Mitteln hatten die Massalier den westlichen Verkehr des mittelländischen Reiches geleitet. Die Produkte Britanniens und der germanischen Küsten nahmen damals den Weg durch Gallien und über Marseille, Gallien selbst lieferte Getreide, Pferde und Vieh aller Art, treffliches Bauholz, auch edle Metalle, besonders Gold, dazu der Süden Oel und Wein; die Küste bot durch Fischreichthum, Korallen und Salz eine ergiebige Handelsquelle dar.

Vor Allem galt es, alle günstigen Küstenpunkte zu griechischen Kolonisationen zu benützen. Die bedeutendste in Spanien war Tarrakona. Am Abfall der Pyrenäen lag die Stadt der pyrenäischen Aphrodite, Agde und Cette tragen noch heute ihre griechischen Namen: Agathe und Setion; in der öden Kamargue, jetzt nur Weide für verwilderte Pferde, Esel und Stiere, schlug Rhodanusia seine Münzen; im engern Gebiete von Massalia gab es ein Kyrene, ein Trözen und andere Städte; Apollo, Athene, Herakles, der Stier, auch sonst ein Symbol des Vorgebirges, gaben Anlagen bei Toulon ihre Bezeichnung; Hyères war bereits im Alterthum eine Olbia, eine Hochbeglückte; Antibes, Nizza und Monako schließen hier als Verstümmelung griechischer Namen: Antipolis, Nikäa, Monoikos den Reigen. Hatten die antiken Karten nicht Recht, einfach auf diese Küste ihr „Grecia" zu setzen? Und gehen wir ins Innere der Provence, da begegnet uns Theline als griechischer Name für Avignon, Avenio; da ist Aeria, die Luftige, auf windigen Fels gebaut; da kennen wir Theopolis, die Götterstadt und andere.

Eben so interessant ist es, an den Münzreihen gallischer Städte und Völker bis über Toulouse an die spanische Grenze bei Roussillon die griechische Schrift, das griechische Gepräge zu verfolgen. In allen diesen Städten wohnten griechische Kaufleute, wurden griechische Götter oft mit gallischer Vermischung verehrt, wurden die Völkerverträge griechisch abgefaßt. Beweis sind ferner die griechischen Grabinschriften in Vienne, Aix, Avignon, Ehrendekrete, die griechische Schauspielkorporationen erlassen, die vielen griechischen Eigennamen auf lateinischen Inschriften. Cäsar versichert uns bestimmt, daß im Allgemeinen die gallische höhere Bildung nur mündlich durch die Druiden fortgepflanzt ward, daß aber, wo Schrift angewandt ward, dies die griechische war.

Aber dadurch ist der Einfluß der hellenischen Massalia noch nicht begrenzt. Es hat als eigentliche Bildungsstätte, als Ausgangspunkt künstlerischen Lebens ihn weit und lange Zeit geübt. Wie war das möglich, wenn hier nicht bedeutende Menschen Zuhörer und Schüler an sich fesselten? Fragen wir nur nach jenen Grabinschriften, die so zahlreich an der alten Begräbnißstätte bei St. Viktor, beim Ausgraben des Bassins daneben gefunden wurden. Welch poetischer Zauber ist über jene einfachen, aber tiefen Klagen gegossen, die dem jugendlichen Schiffer, welcher nahe dem

ersehnten Hafen untergegangen, ein Denkmal weihen, oder die dem Vater, der in seiner Lebenskraft dahin gegangen, aus dem Munde des unerwachsenen Sohnes gelten! Und ist es nicht ein ehrendes Zeugniß der Stadt, daß sie aus der Heimath die Werke des Sängers von Troja mitgenommen und als Kleinod in einer hochgehaltenen, mannigfach selbstständigen Rezension bewahrte? Frühzeitig hat die Schifffahrt, der Verkehr an fremden Küsten die Beobachtung des Himmels und der Erde geschärft. Die erste genaue Bestimmung des Breitengrades eines Ortes ward von Pytheas für Massalia gegeben. Und die erste genauere Kunde über Britannien, die germanischen und wohl auch nordischen Küsten ward durch sein größeres Werk den Griechen gebracht, sowie ein anderer, Euthymenes, die Küsten Afrikas beschrieb. In den spätern Zeiten ist es Rhetorik, Philosophie und Medizin, welche hier blühten, und berühmte Namen, wie die Aerzte Krinias und Charmis, jenen, der systematisch die Arzneien mit astronomischen Zeitbestimmungen in Verbindung setzte, diesen, den ersten fanatischen Verfechter der Kaltwasserkuren, wie Agrotas und Oskus, bildete. Und wo sind jene trefflichen Werke der Plastik, die in Vienne, Arles, Nismes u. a. gefunden worden, die zum Theil das Louvre von Paris schmücken, und welche so entschieden griechische Ideale in griechischem Style uns vorführen? Jede Reinigung des Hafens hat Bronzen und Marmor zu Tage gefördert, und viele der Werke, die im Schutze der Kirchen sich erhalten, sind nur den wüsten Stürmen der ersten französischen Revolution entgangen.

Auch das Christenthum endlich ist in dem edeln und köstlichen Gefäß der griechischen Sprache und Bildung nach Südfrankreich getragen worden. Wunderbarerweise ist es fast von demselben Punkte ausgegangen, von dem einst jene Sprache und Bildung nach Südfrankreich getragen worden war; aus Smyrna und Ephesos von den Schülern Polykarpos sind hier die kirchlichen Anlagen erst befestigt worden, und in lebendigem kirchlichen Verkehr standen diese länger mit ihren kleinasiatischen Mutterkirchen.

Jedoch es war nicht die Bestimmung des Griechenthums überhaupt, noch weniger hier im Westen, unmittelbar überzutreten und aufzugehen in die Formen des mittelalterlichen Lebens, wie sie aus dem Wesen der germanischen Nationen entsprangen. Die Hellenen haben praktisch nur ein freistaatliches Sonderleben realisirt; die Universalität eines Weltreiches ist von ihnen nur auf idealem Gebiet angebahnt worden. Den Römern war es vorbehalten, in straffer Zucht und Ordnung die Elemente der alternden antiken Welt zusammenzufassen, immer neue und frische darin aufzunehmen und den praktischen Bedürfnissen im Rechtsleben, in der kriegerischen Wahrung der Selbstständigkeit, im Verkehr der Länder in großartigster Weise zu genügen. So sind sie auch in der Provence aufgetreten seit ihren ersten entscheidenden Schlachten an der Rhone und Isère, so haben sie im ersten Jahrhundert bereits Südfrankreich zu einem Theile Italiens gleich-

sam umgestaltet. Dies war aber nur dadurch möglich, daß sie es trefflich verstanden, das griechische Ferment, das weithin die südgallischen Völker durchzogen, zu schonen und es überzuleiten in die hochpulsirenden Adern des römischen Staatskörpers.

---

7. Das Thal der Rhone.*)

Auf der Südseite von Frankreich ist nur Ein großes Thal, das Rhone-, oder richtiger zu reden, das Saonethal, denn die Bildung dieses Thales ist sicher weit älter als der Rhonefluß, der erst der Graniterhebung der Alpen seinen Ursprung dankt. Wenige Thäler sind durch ihre Struktur merkwürdiger und lehrreicher. Die Wasserscheide zwischen Rhein und Saonethal ist gewiß älter als die Erhebung der Alpen. Als diese sich erhoben, und der südliche Theil des Juragebirges zugleich mit emporstieg, indem die Abflachung dieser Graniterhebung gegen Norden geht, bildete sich der seltsame Widerspruch des Wasserlaufs zwischen Doubs und Saone. Das Wasser, das sich von nun an zwischen den beiden Juraketten sammelte, floß wegen der im Süden geschehenen Emporhebung des Gebirgs nach Norden, konnte aber doch die alte Wasserscheide nicht durchbrechen und wandte somit, sobald es in ebenes Land gekommen war, sich wieder gegen Süden, und floß mit der Saone dem Mittelländischen Meere zu. Alle von Westen her in dieses Thal einfallenden Flüsse sind unbedeutend und vergleichungsweise langsamen Laufs; die von Osten her einfallenden, nämlich vor allen die Rhone, dann die Isère, Drôme, Durance, sind lauter wilde Bergwasser.

Daß auch dieser Thalboden allmählig weiter ins Meer vorrückt, bestätigen alle Nachrichten aus dem Alterthume und deren Vergleichungen mit dem jetzigen Zustande; indeß hat dieses Vorrücken etwas Eigenthümliches. Noch jetzt ist ersichtlich, wie Lagunen, Etangs, am Meere mehr und mehr versanden und ausgefüllt werden, während andere sich näher am Meere bilden. Das Thal muß eine beträchtliche Strecke herauf aus solchen Etangs bestanden haben, denn die Römer, welche doch bei ihren Straßenbauten gewiß nicht leicht Schwierigkeiten scheuten, führten die Straßen von Ungernum nach Beziers über Nemausus, ein unnatürlicher Umweg, zu welchem sie aber gezwungen wurden. Uebrigens bietet der Lauf der Rhone selbst den deutlichsten Beweis, daß das Land vorrückt, denn die Marseiller bauten, schon nach Strabo's Angabe, wie auch noch jetzt Thürme zu beiden Seiten des Flusses, um die für Schiffe fahrbare Mündung zu bezeichnen;

---

*) „Die Ströme der Erde." S. „Ausland," 1835, S. 205.

solche Thürme findet man jetzt weit ins Land hinein, auf beiden Ufern vier bis fünf. Auch hat sich die Anzahl der Flußarme seit Plinius, der sie genau aufzählt, vergrößert, denn damals spaltete sich der östliche Hauptarm noch gar nicht, während seit jener Zeit vor dieser Mündung eine Sandinsel entstanden ist, wodurch sich jetzt der östliche eben so wie der westliche Arm in zwei Unterarme theilt.

Schließt man von diesen noch in stetem Fortschreiten begriffenen Erscheinungen zurück, so wird der oft für das Rhonethal gebrauchte Ausdruck „Meerbusen von Lyon" gar nicht unzweckmäßig scheinen.

Von den Hyères bis zum Kap Kreus ist es 3 Längengrade, innerhalb dieser beschreibt die Südküste Frankreichs einen Bogen von etwa 120 Graden. Dieser Winkel war früher viel spitziger: aber wie die Rhone in größerm Maaßstabe, so streben jetzt sämmtliche von den Sevennen herabkommende Flüsse hier das Land auszudehnen, in das Meer hinein. Es entstehen Nehrungen, und die dahinter befindlichen Lagunen werden immer seichter und am Ende ganz ausgefüllt. Nach mehreren Beobachtungen, namentlich am Hafen von Cette, rückt das Land an der Mündung des Hérault jährlich fast um zwei Meter vor.

---

8. Blicke auf und von Lyon.

Lyon ist bekanntlich die zweite Stadt Frankreichs, das industrielle Herz des Reiches, dem die Adern der Gewässer in ihrem natürlichen Lauf und in der durch menschliche Hand ihnen angewiesenen Bahn, sowie die der Eisenbahn, die Rohstoffe des Südens, Westens und Nordens zuführen, so die Kohlen des Loiregebietes, das Eisen, die Bleimassen der Cevennen, der Auvergne und Voralpen, die Früchte der Provence, das Getreide, den Wein der Bourgogne, die Wolle, vor allem die Rohseide aus allen Städten und Städtchen des Rhonegebietes, wo über 32,000 Webestühle tagtäglich in Bewegung sind, um die reichsten Seidenstoffe in aller Form, zu allem Gebrauche zu liefern, wo eine Menge von künstlerisch gebildeten Zeichnern immer neue Desseins für Teppiche und Shawls, andere dergleichen für Gold- und Silberarbeiten aller Art entwerfen, wo ein ganzer Stadttheil, von Eisenbahnen durchschnitten, nur Kohlenlager und Maschinenwerkstätten aufweist. Jedoch suchen wir für die wenigen uns noch gebliebenen Stunden des Nachmittags nicht die Arbeitervorstädte, wie Kroix Rousse oder la Guillotière auf, oder die großen, regelmäßigen Anlagen von Louis XIV. oder etwa den unserm Hotel auf der Place des Terreaux gegenüberstehenden Palais des Arts mit seinen Schätzen — nein, wir betreten eine der stattlichen Brücken, welche die Ufer der Saone verbindet; schon hier ist der Blick die Saone aufwärts zu den das Thal schließenden Höhen mit seinen

Häusermengen, Thürmen, der Kuppel der Karthäuserkirche und Befestigungswerken ein großartiger. Ein steiler Weg führt uns am Dom St. Jean vorbei zu der hochliegenden Vorstadt Fourvières, der die Städte des h. Justus und Irenäus sich anschließen. Hohe Mauern hemmen jede Aussicht in das Thal, nur hier und da lockt eine halb geöffnete Hausthüre zur Beschauung des weinumrankten Bildes. Ein immer noch abschüssiger freier Platz ist endlich erreicht, jetzt gerade durch ein lebendiges Gewühl von Menschen und Schweinen als Marché au detail seine Bestimmung erfüllend, einst das Forum urbis, das noch jetzt seinen Namen dieser Bergstadt gelassen. An dasselbe stoßen die hintern Räume des großen Hospice de l'Antiqualle, die Stelle des einstigen Kaiserpalastes, in dem die Glieder der Augusteischen Familie so oft geweilt, wo Claudius geboren ward. Noch gilt es einige Anstrengung, die hohle Gasse zu der Spitze des Berges zu erklimmen, in welcher, Bude an Bude gedrängt, heilige Bilder, Kerzen, Blumen, Gypsfiguren, die Bilder zur Madonna weisen, welche hier eine uralte, hochverehrte Kultusstätte hat, unter deren Schutze Tausende da oben auf freier Höhe ihre letzte Ruhestätte finden. Noch wird der Thurm ihrer Kirche von dem hohen Observatoire überragt, aber schon arbeiten geschäftige Hände genug, um den Himmelsweiser über die Stätte menschlicher Neugier und Erdenfreuden zu erheben. Und dies Observatoire, einst von einem reichen Liebhaber schöner Aussicht erbaut und mit einem stattlichen Fernrohr ausgestattet, macht jetzt, wo es als einziger Erwerb eines Restaurant dient, innerlich einen traurigen, verfallenen Eindruck. Doch nur getrost die enge Treppe hinauf zu dem hohen Glaszimmer oder noch höher zu der freien, offenen Gallerie.

Die Aussicht von Fourvières ist eine der großartigsten, die ich überhaupt, nicht allein in Frankreich, kenne, und sie ist es, die den vollen Eindruck der gewaltigen, natürlichen wie geschichtlichen Scheidung gewährt, auf deren Grenze Lyon gleichsam liegt, jenes von Nord- und Südfrankreich. Wo eilt das Auge in dem ungeheuern Panorama wohl zunächst hin, als nach Osten zu jener von Wolkenschichten umlagerten, in scharfen Spitzen und gezackten Formen weithin gedehnten und allmählig niedersteigenden Alpenkette? Eben erglänzt im Licht der Abendsonne der Schneegipfel des Montblanc, und das Fernrohr führt uns fast unmittelbar zu den scharfen Felsengräten, an die Schneeflächen, in die tief beschatteten Spalten des über 30 Meilen in gerader Linie entfernten Berges. Und weiter folgen wir dem Wechsel der Spitzen zum Kleinen St. Bernhard, zum Mont Cenis, vor deren Reihe die dunkeln Kalkalpen bei Grenoble sich über einander aufbauen. Zwischen den Alpen und uns liegt eine ungeheure Ebene voll einzelner Weiler und Maulbeerbaumanlagen, durchschnitten von der schnurgeraden, nach Turin führenden Straße. Im Norden begrenzt sie die in vielfachen Windungen sich nahende Rhone. Mit frischer, nordischer Färbung blicken uns von Nordwest die grünen, weidereichen Gipfel des Montd'or und der ganzen das Loiregebiet abscheidenden Bergkette an, die

im Südwest zum hohen Mont Pila sich gipfelt, und weiter schon an die schwarzgrauen vulkanischen Massen der nördlichen Cevennen sich anschließt. Welcher Reichthum der herrlichen Gärten, unterbrochen von Klostergebäuden und Fortifikationen, ist über die westliche Hochebene gebreitet, die wir erblicken! Aber unwillkürlich wendet sich das Auge dem Rhonelauf wieder zu, da ist die Brücke der Mulatière, weiter tritt in einzelnen Spitzen der villenreiche, von Weinreben bedeckte, felsige Thalrand hervor, bis von beiden Seiten die Höhen das Thal verschließen. Dort liegt das nächste Ziel der Reise, dort in jenen Thalebenen, zwischen dem zackigen Gebirge, unter dem Grün des Maulbeerbaumes und der rebenumschlungenen Ulme, weiterhin des ernsten, einförmigen Oelbaumes ist das Südfrankreich, wo einst Griechen ein neues Hellas sich schufen, wo ein Julius Cäsar sich schon so heimisch und sicher fühlte, als jenseits der Alpen, wo die griechisch-römische Kultur eine Fülle von Werken schuf, völlig ebenbürtig in ihren Resten der Trümmerwelt Italiens. Dort liegen die seligen Thäler der Provence, von denen der Dichter singt:

Ueppig blühend war't ihr immer,
Aber eure reichste Blüthe
War des Minneliedes Schimmer.

Allerdings, diese Blüthe ist längs gewaltsam geknickt, die Strenge der römischen Kirchenzucht, der aufstrebenden, nordfranzösischen Monarchie, die verzehrende Gluth des religiösen Fanatismus des neuen Ordens hat sie unter den rauchenden Trümmern der stolzen Burgen, in Strömen des Blutes vergraben. Aber noch ist dem Volke, wie in seinem äußeren Erscheinen die edlere Form, die freie Haltung, so in seinem Munde die Sprache der Väter geblieben. Sie begegnet uns hier in Lyon bereits vielfach und umgiebt uns bis über Narbonne, wo bereits im französischen Roussillon die spanische Sprache herrscht. Noch walten und bewegen sich hier in einzelnen Städten und in ganzen Theilen der Landbevölkerung an dem südwestlichen Abhange der Cevennen die religiösen Grundsätze, die seit 700 Jahren schon sich thätig gezeigt; neben dem Eifer für evangelische Einfachheit und Strenge, für kalvinistische, strenge Kirchenform oder auch mystische, formlose Erbauung ist um so schärfer katholischer Eifer gestellt, angeschlossen an die hier wunderbar gedrängten Stätten von Märtyrern und Heiligen der ältesten Kirche. Man kann nicht läugnen, hier, wo so viel Blut geflossen zwischen den Bewohnern derselben Städte, zwischen dem vielfach protestantischen Adel, der so gewaltsam bekehrt oder aus den Grenzen des Landes vertrieben ist, sind die Wunden, welche dem materiellen Wohlstand und der Freudigkeit des Volkslebens geschlagen wurden, noch nicht vernarbt; sie brechen unter andern Bezeichnungen oft wieder los: allen politischen und sozialen Kämpfen hier im Süden war auch in jüngster Zeit ein religiöses Element beigemischt. Aber dennoch ist das von Nordfrankreich aus begründete Nationalgefühl des Franzosen, als einer Gemeinsamkeit feiner Kultur und einer unabhängigen, einflußreichen Stellung dem Auslande gegenüber

lange durchgedrungen; bildet doch ein Besuch von Paris, ein längerer Aufenthalt daselbst eine Art Ideal auch für den kleinsten Bürger einer südlichen Stadt, und trägt die Klasse der Proprietaires, die meist in Paris oder sonst an einem größeren Platze sich ein mäßiges Vermögen erworben und in ihren besten Jahren sich auf einen Landbesitz — das Ziel eigentlich eines jeden Franzosen — in ihre erste Heimath oder auch sonst in Frankreich zurückziehen, um hier oft in sehr sparsamer Weise mit einer Familie zu leben, zur Verbreitung dieser von provinzieller Besonderheit losgelösten Kultur bei. Und endlich ist die Bedeutung der südfranzösischen Küste seit der Eroberung Algeriens bedeutend gestiegen. Afrika bildet schon einen sehr bedeutenden Zielpunkt des französischen, besonders Pariser Verkehrslebens, und für dieses werden die Häfen von Südfrankreich deren nothwendige Ausgangspunkte; es werden so ganze, verödete, vernachlässigte Landstriche im Süden neu beachtet, und der nordfranzösische Verstand, das unmittelbare Gefühl für Maaß und Ordnung, das Kapital, wenden sich hier größeren Kulturunternehmungen zu.

Achter Abschnitt.

1. Physiognomie des heutigen Roms. — 2. Die römische Campagna. — 3. Der römische Karneval. — 4. Die heilige Charwoche in Rom. — 5. Vergleich des katholischen und des englisch-protestantischen Kultus. — 6. Athen. Die Ankunft. Die Stadt. Die Akropolis (Burg).

1. Physiognomie des heutigen Roms.*)

Das heutige Rom streckt sich in Gestalt eines Fächers, dessen Griff die Porta del Popolo mit der vorstadtartigen Verlängerung nach Ponte Molle hin bildet, etwa bis in die Hälfte des von den Umfangsmauern eingeschlossenen Raumes hinein. Drei Hauptstraßen, die Via del Babuino, die Rigetta und zwischen beiden der Corso, bilden gleichsam die Gitterstäbe dieses Fächers, als deren Endpunkt von Porta del Popolo aus die Kirche S. Maria Maggiore, das Kapitol und das Judenghetto angesehen werden können. Von diesen drei Punkten abwärts in südlicher Richtung beginnt die Trümmerstadt, das alte Rom, dessen Ueberbleibsel, sämmtlich der Kaiserzeit angehörig, aus den unabsehbaren Gemüsefeldern, Gärten und Weinpflanzungen hervorragen, welche jetzt wohl über zwei Drittheile des von den heutigen Umfangsmauern eingeschlossenen Areals bedecken.

In diesem Neu-Rom geht keine Straße in der Richtung irgend einer des alten Roms. Keine Phantasie reicht hin, sich die Vorstellung eines Platzes, wie etwa das alte Marsfeld war, aus dem wüsten Häusergewirr, welches jetzt seine Stelle einnimmt, zu erneuern. Es hat geradezu etwas Gespensterhaftes, wenn z. B. in der Nähe des schmutzig engen Judenviertels oder unter den jämmerlichen Häusern am ehemaligen Forum des Nerva plötzlich die Reste eines alten Portikus oder ein halbversunkenes Säulenpaar vor uns aufsteigen.

Keine Stadt hat solche Erschütterungen, Verwüstungen, Umwandlungen erfahren, wie Rom. Neben dem Charakter einer uralten Residenz des geistlichen Oberhirten der Christenheit mit seinen zahllosen Kirchen — deren

*) Nach Stahr a. a. O.

mehr als 300 vorhanden — und den Hofburgen und Schlössern seiner geistlichen und weltlichen Fürsten bietet es nun in seinen fashionablen Stadttheilen und ihren glänzenden Bazars den Eindruck eines modernen Badeorts im größten Styl. Und wiederum genügen wenige Schritte, um sich aus demselben hinaus in eine Stadt des buntesten, wenn auch nicht blühenden gewerblichen Treibens, und aus dieser wieder in die Stille und Einfachheit ländlicher Zustände zu versetzen. Und über dieses bunte Gemisch ragen die Trümmer der Ruinenwelt des alten Roms in ernster Einsamkeit zum Himmel empor, wie riesige Schattenbilder einer Jahrtausende alten Vergangenheit.

Diese Mannigfaltigkeit der Elemente ist es vorzüglich, welche hier jeden Fremden etwas für sich finden läßt, und jeder Ermüdung durch gleiche Eindrücke vorbeugt. „Rom ist immer neu," sagen die Fremden, auch wenn sie Jahre lang hier heimisch sind. Dazu kommt, daß das Auf und Ab der zahlreichen Hügel, deren das heutige Rom über ein Dutzend zählt, von denen die Hälfte durch Ruinen entstanden, überall malerische Ansichten und Gruppirungen bildet. Rom ist auch darin unvergleichlich, daß es von jedem bedeutenden Höhenpunkt, vom Monte Mario oder dem Kapitole, vom Aventin oder Monte Pincio, von San Onofrio oder von Villa Ludovisi aus gesehen ein immer neues Panorama bildet, welches an malerischer Schönheit, Pracht und Großartigkeit für den Beschauer immer die früheren zu übertreffen scheint.

Wie die äußere architektonische Physiognomie Roms den Anblick buntester Mannigfaltigkeit gewährt, so ist auch die heutige Bevölkerung der Stadt aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetzt. Altrömisches Blut ist schwerlich mehr vorhanden, selbst nicht unter den vornehmen Familien, die zum Theil nicht einmal italienischen Ursprungs sind. Eher vielleicht noch in dem Kerne des niederen Volks, den Montigiani und Trasteverini. Von dem wenig zahlreichen Mittelstande der Negozianti di Campagna, Kaufleute und Angestellten ist es Thatsache, daß eine Familie, die vier in Rom geborene Generationen aufzuweisen hat, eine Seltenheit ist. Die Mehrzahl der Einwohner sind Einwanderer aus allen Theilen Italiens, vornehmlich aus dem Neapolitanischen, Genua, der Lombardei, Piemont und den Provinzen des Kirchenstaates, aber auch Franzosen, Deutsche und Engländer finden sich genug. Wollte man genauer nachforschen, so würde man alle europäische Nationen hier vertreten finden, ungerechnet die Fremden, welche als solche sich in Rom aufhalten. Und doch, so wunderbar ist die Naturmacht, welche Klima und Boden, Lebensweise, Erziehung und Anschauungen der Umgebung ausüben, daß sich trotz aller Buntheit der Bevölkerung doch über dieselbe ein spezifisch Gemeinsames, charakteristisch Eigenthümliches breitet, welches ihr einen unverkennbaren Stempel aufprägt, selbst dem längere Zeit hier lebenden Fremden sich mittheilt und den Bewohner Roms von dem aller andern Städte Italiens in äußerer Erscheinung, Physiognomie, Behaben und Lebens-

führung wesentlich unterscheidet. Rom ist auch hierin wie in Allem einzig in der Welt.

Schon die Umgebung Roms, die weite, menschenverlassene Kampagna mit den Riesenbogen ihrer Aquädukte, ihren Gräbertrümmern, aus denen die Asche der Todten längst verstäubt ist, ihren mittelalterlichen Thürmen, ihren halbwilden Heerden und Hirten, die an eine amerikanische Prairie mahnen, nur von Jägern und bewaffneten Aufsehern durchstreift — Alles, bis an die Thore Roms, ohne irgend eine Spur zivilisirten städtischen Lebens. Dann in Rom selbst, welches von jeder Seite her dem Kommenden eine neue Physiognomie bietet, das bunteste Nebeneinander von Menschen und Dingen: der einem wilden gleiche Bewohner der Abbruzzen und der rußige Kohlenkrämer der Meergestade neben dem Kirchenfürsten in seiner Prachtkarrosse und dem fashionablen Dandy im Hydepark auf seinem Vollblutrenner; alle Geistliche aller Orden in ihren mannigfaltigen Trachten; lange Züge von Propagandisten*), darunter alle Physiognomien der Welt, vom wollköpfigen Neger bis zum flachshaarigen Nordländer; Künstler und Fremde aller zivilisirten Nationen, eine ewig wechselnde Bevölkerung, immer neu und doch dieselbe. Dazu die Physiognomien und Trachten des eigentlichen römischen Volks der Jackenmänner, der Montigiani und Trasteverini, die Schaaren von Landvolk aus der Umgegend, vom ziegenbepelzten Hirten des rauhen Sabinergebirges bis zu der in Gold und Scharlach strahlenden Schönen von Nettuno, die leise einherschleichenden Jesuiten, die stolzen Dominikaner, die feinen Benediktiner, die braunen Kutten der Bettelmönche mit ihren Provianteseln, die alterthümlichen Hellebardenträger an den päpstlichen Palästen, die modernen Uniformen des Militärs: das Alles läßt die Langeweile nicht aufkommen. Man nehme dazu noch die Schätze der Bibliotheken aller Art, die Ateliers der zahlreichen Künstler, die Ruinen des alten, die Paläste und Kirchen des neuen Roms und man wird zugeben, daß jedes Interesse, jedes Alter, jede Lebensrichtung in diesem Universum seine Rechnung findet.

---

2. Die römische Kampagna.**)

Wenn man über die Villen hinaus ist, welche in der Nähe der römischen Stadtthore liegen, findet man nur wenige Spuren von Anbau. Gewaltige Strecken liegen ganz wüst. Nichts sieht man als Ruinen von

*) Die Congregatio de propaganda fide (Gesellschaft zur Verbreitung des Katholizismus unter den Heiden und zur Ausrottung der Ketzerei) hat zugleich eine Pflanzschule für künftige Missionäre (Collegium de propaganda fide) aus allen Völkern, worin jährlich eine Prüfung angestellt wird, in welcher jeder Zögling in seiner Sprache einen Vortrag hält.

**) Alfr. v. Reumont: Römische Briefe eines Florentiners. Th. 2. (Vergl. Stahr a. a. O. II, S. 312 ff.)

Wasserleitungen, Tempeln und Grabmälern, vermengt mit mittelalterlichen Bauten, die zum Theil noch verfallener als jene alten sind; einsame Osterien (Schenken), deren Aussehen nicht einladender ist, als die Miene ihrer zerlumpten Bewohner; Monumente römischer Größe, bald zu gebrochenen Burgthürmen und Vesten benutzt, und mit Zinnen und Außenwerken versehen, bald in formlosen, epheuumrankten Steinklumpen den Unterbau eines Winzerhäuschens, einer Hütte bildend, die zwischen schlanken Zypressen weit über die Gegend hinausschauen. Keine einheimische Bevölkerung ist hier ansässig: man begegnet nicht dem Landmann, welcher das Feld bebaut, das sein Vater anpflanzte; man findet nicht einen bewohnten oder bewohnbaren Ort, denn die wenigen Kastelle sind öde Brandstätten, es erschallt nicht aus den Ställen das Gebrülle des Zugviehs. Nur auf einem sehr kleinen Theile der Ebene wird Feldbau getrieben. Fremde ackern und säen in Eile, andere Fremde (meist Neapolitaner aus den Abruzzen) kommen zur Erntezeit und wohnen in Rohrhütten oder schlafen auf dem nackten Boden, den Todeskeim der Fieber in sich aufnehmend für die kärgliche Löhnung. Nur in den kälteren Monaten gewinnt die Steppe der Kampagna etwas mehr Leben. Wenn die Herbstregen den dürren Boden etwas erfrischt haben und bald darauf mit dem Brande der Sonnenstrahlen auch die fiebererzeugenden Dünste verschwunden sind, so schießt innerhalb weniger Tage das üppigste Gras empor in den versengten Niederungen, und deckt kürzeren Wuchses die allen Richtungen der Windrose folgenden Höhenzüge. Dann steigt der Hirt herab von den Abruzzen, wo ihn der Schnee vertreibt, vom Hochlande Umbriens und der Sabiner, und führt seine Heerden in die Ebene. Lange Pfahlreihen bezeichnen die einzelnen Gebiete auf den ausgedehnten Weiden, dem Laufe der Ströme und Bäche, der Richtung der Straße oder der Bewegung des Bodens folgend, oft auch in gerader Linie das Land durchschneidend. Eine trockene Tuffsteinhöhle am Hügelabhange, ein ausgeräumtes, halb unterirdisches Grab, mit Spuren farbenreicher Arabesken auf der nun vom Rauch geschwärzten Wand, oder Reste eines mittelalterlichen Thurmes sind die Wohnung des in Felle gekleideten Hüters, dessen ungewohnter Dialekt verräth, daß er von fern herkam, und dessen sämmtliches Hausgeräth in ein paar Näpfen und einigen Schaf- und Ziegenfellen besteht, welche ihm Nachts als Lager dienen. Große, meist gelblich weiße Hunde wachen und lauern, und sind nicht selten der Schrecken des Reiters, der in das Gehege gelangt, indem er das Land durchstreift.

Der im Jahre 1782 aufgenommene Kataster über die 189 □Meilen, welche die Grundstücke der Kampagna einnehmen, ergab als Resultat, daß etwa zwei Drittheile des Landes sich in den Händen von nur 113 Eigenthümern, das übrige Drittheil sich im Besitz von Kirchen, Klöstern und frommen Stiftungen befand. Pius VI. und VII. konnten trotz des besten Willens, mit dem sie sich der Sache annahmen, doch nicht bewirken, daß mehr als etwa der zehnte Theil dieses fruchtbaren Landes angebaut wurde,

und selbst dies geschah nur zwangsweise und schlecht, und der Ertrag befriedigte wenig mehr als die Hälfte des Bedürfnisses der Stadt Rom. Ein Edikt Pius VII. schildert mit gründlicher Einsicht den Zustand der Kampagna (1802) und spricht es unverholen aus, daß ohne Wiederbevölkerung derselben mit stabilen, durch Besitz und Erbpacht an den Boden gebundenen Bewohnern kein Heil für die Kultur des Landes zu erwarten sei. Dazu sei die Vertheilung der ungeheuren Güterkomplexe (Latifundien) ein nothwendiger Schritt, wenn die Entvölkerung und Verödung, und damit die Ungesundheit der Kampagna nicht immerhin zunehmen solle.

Und sie hat zugenommen, und die Zahl der Besitzer hat sich noch mehr vermindert, denn weder Erbpacht noch selbst Kolonenverhältnisse haben bisher durchgesetzt werden können. Es blieb Alles beim Alten. Die großen geistlichen und weltlichen Grundbesitzer verpachteten ihre Besitzungen an wenige Generalpächter, die sogenannten Merkanti di Kampagna, von denen im Jahre 1830 drei den fünften Theil des ganzen Bodens bewirthschafteten. Diese Merkanti di Kampagna bebauen jetzt durchschnittlich etwa den zwölften Theil des Bodens mit Korn, Mais, Bohnen, Hafer u. s. w. Bestellung und Ernte besorgen Arbeiter aus den heimischen Gebirgen und dem angrenzenden Neapel gegen hohen Lohn, etwa 20—30,000 an der Zahl. Ueber 300,000 Thaler unsers Geldes gehen allein für solchen Tagelohn jährlich außer Landes. Aufseher zu Pferde kommandiren diese geworbenen Schaaren, deren Lagerstätte die fieberschwangere Erde ist, wenn nicht die Nähe Roms Einigen das Asyl der Treppen und Vorhallen der Kirchen, oder den Schutz von Ruinen und Gräbern bietet. Dazu die Gluthhitze der römischen Julisonne am Tage, und die feuchte Kälte der Nächte, welche große Reisigfeuer, im Kreise um die Lagernden angezündet, nur schlecht abwehren; die schlechte Kost, das schlechte Wasser und der erhitzende, oft verdorbene Wein. Daher ergreift denn das Fieber gegen Ende der Erntezeit Einen nach dem Andern. Dann füllen sich die römischen Spitäler. Manche werden in wenigen Tagen dahingerafft; die Anderen schleppen sich siech und matt in ihre heimischen Berge zurück.

---

3. Der römische Karneval.*)

Der diesjährige**) römische Karneval begann am 14. Februar, am Tage des heiligen Märtyrers Valentin, und endete Dienstags den 24. desselben Monats. Die dazwischen liegenden beiden Sonntage, sowie der Freitag, unterbrachen die Festlust und gaben sehr wünschenswerthe Ruhepunkte. Das Wetter war höchst günstig, der Winter gar nicht zu spüren. Mit Entzücken begrüßte Alles am Sonnabend den blauen sonniggoldnen Himmel,

*) Ein Jahr in Italien von Ad. Stahr (Oldenburg 1853, 3 Theile).
**) 1846.

der seinen Baldachin über den allgeliebten Herrscher Karneval breitete, welcher heute nach so langer Trennung fröhliche Auferstehung und Wiedereinzug in seine allergetreueste Hauptstadt halten sollte!

Durch die kleine Straße der Ripresa dei Barberi — so geheißen, weil hier die von Porta del Popolo aus laufenden Rennpferde wieder eingefangen werden — traten wir auf den Platz vor dem Palast Venezia in den Korso ein.

Es mochte etwa gegen drei Uhr sein, und schon war die ungeheure Straße mit Menschen gefüllt und zu einem einzigen riesigen Festsaale umgewandelt. Von allen Balkonen und Fenstern der hohen Häuser und Paläste strahlte die Pracht der bunten, besonders rothen Teppiche hernieder. Schon die Heiterkeit dieses Farbenschmucks setzt uns gleich in die rechte Feststimmung, bei der Einem, wie das gute alte Wort heißt, das Herz im Leibe lacht. Allmählig füllen sich die Fensteröffnungen, deren Glasthüren alle ausgehoben sind, und die Balkone mit Mädchen und Frauen im festlichen Putz. Die Forestieri (Fremden) eilen ihre Plätze einzunehmen, welche schon lange vorher zu hohen Preisen gemiethet sind. Wer aber irgend rüstig genug ist, der benutzt, wie ich, den Balkon während des Karnevals nur als Zufluchtsort zum Ausruhen, wenn ihn das Schwimmen unten in dem Menschenstrome allzusehr ermüdet hat. Denn die rechte Hauptlust kann man doch hier, wie überall, nur dadurch genießen, daß man sich zum thätigen Theilnehmer und Mitspieler bei dem bunten Faschingsdrama macht.

Schon hat die große Glocke des Kapitols das Zeichen zum gesetzlichen Beginne der Karnevalslust gegeben, und der Zug des Senators von Rom bewegt sich in den gold- und farbenstrahlenden Staatskarrossen langsam durch den Korso hinauf und hinab. Während aber der Senator, jetzt der Fürst Korsini, in den Korso einziehend, so die heiterste Weltlust eröffnet, begiebt sich seine Gemahlin, die junge schöne Fürstin Torlonia, Schwester des Don Alessandro, Herzogs von Bracciano, an der Spitze der frommen Schwesterschaft des Kolosseums, deren Haupt sie ist, in unscheinbarem Bußgewande in die einsamen Räume dieser zum Tempel geweihten größten Ruine der Welt, um in dieser menschenverlassenen Einsamkeit des alten heidnischen Roms mit frommen Gebeten die Verzeihung des Himmels für die weltliche Festlust zu erflehen, welche aus dem neuen christlichen Rom über das stille Forum hin wie das Geräusch ferner Wogenbrandung zu den frommen Beterinnen herüberklingt. Dieser Gegensatz, welcher sich an jedem der acht Karnevalstage wiederholt, giebt ein recht schlagendes Bild von dem Kontraste der beiden Weltanschauungen, welche der Katholizismus zu versöhnen sucht. Die Fürstin und ihre frommen Mitschwestern betreten nie den Korso zur Karnevalszeit. Aber sie verdammen auch nicht die Lust, welche auf ihm einherwogt, sondern bestreben sich nur, mit eigner Entsagung und frommen Gebeten für die Seelen Jener den Genuß der Weltlust möglichst unschädlich zu machen.

Wird durch diese und ähnliche Veranstaltungen dem Religiösen zu genügen gesucht, so vergißt auch der Staat nicht, für die gute Ordnung Vorkehrungen zu treffen, und man hört von der Porto del Popolo her die Musikbande des päpstlichen Kriegsvolks. Die Dragoner haben den Dienst im Korso und in den angrenzenden Straßen, halten streng auf das Beobachten der Wagenordnung und wissen geschickt, ohne viel Aufhebens, Störungen zu beseitigen.

Ecco fiori! ecco fiori! ist jetzt der Ruf, der uns im ganzen Korso entgegentönt. Ecco fiori! Es ist aber auch, als wenn der junge König Karneval alle Frühlingsblumen der Welt in seinen Dienst genommen und nach Rom gezaubert hätte. An allen Straßenecken des Korso haben Blumenverkäufer ihre farbenstrahlenden und duftspendenden Vorräthe aufgestellt. Der ganze spanische Platz und die Via Kondotti wimmeln von Frauen und Mädchen, Knaben und Burschen aus dem Volke, welche uns ihre Blumenkörbe mit dem jauchzenden Rufe: Ecco fiori, Signor, fiori, fiori! fiori freschi! o che belle fiori! entgegenhalten. Hunderttausende von Blumensträußen, von den gering geachteten Feldblumen, den Primeln und Maaßliebchen an, bis zu den kostbaren, im dunkeln Purpurroth glühenden oder in marmorner Weiße strahlenden Kamelien und den jungen Frühlingsrosen hinauf, werden von ihnen in kleineren und größeren Körben umhergetragen. Aber am beliebtesten sind mit Recht die süßen duftigen Veilchen, die Lieblingskinder des römischen Frühlings, deren Zauberduft schon lange die Villen der römischen Großen füllt. Die Menge dieser Veilchensträuße ist ungeheuer. Man begreift kaum, wo bei der Armuth an eigentlichen Blumengärten in und um Rom diese Masse von Blumen eigentlich herkommt. Aber die Landleute an den nächsten Hügeln und Gebirgen helfen aus, und auch die Kampagna liefert ihre Flora, welche anmuthiger und mannigfaltiger ist, als die Touristen meinen. Diese Karnevalstage sind wahre Festtage für die povera gente von Rom und der römischen Kampagna, welche die Blumen und Blümchen in römische Münzen umsetzt. Für ein paar Paoli bekommt man aber einen ganzen Vorrath von Veilchensträußen, und im nächsten Kafé füllt man eben so wohlfeil die Taschen mit Konfetti's aller Art.

Die Wagenreihen sind bereits in den Korso eingerückt und fahren, die eine von Porta del Popolo langsam aufwärts dem venetianischen Palaste zu, die andere von dort zurück durch das immer stärker anschwellende Menschengewühl. Freunde und Bekannte begegnen sich, Sträuße und Konfetti wechselnd, und im Nu sind sie durch den unaufhaltsam fluthenden Strom von einander getrennt. Jetzt gilt es nun, Bekanntschaften anzuknüpfen unter den Schönen, die alle Fenster und Balkone erfüllen. Aber die Blicke werden durch den Glanz geblendet, man müßte hundert Augen haben! Trotz des ewigen si guardi! si guardi! der Kutscher kommt man doch hundert Mal in Gefahr, von Pferdehufen getreten, von Rädern gestreift zu werden oder gar einen noch gefährlicheren Deichselstoß zu erhalten,

namentlich am ersten Tage, wo Alles in einer Art von Trunkenheit umherschwankt.

Nachdem wir uns durch ein paarmal Auf- und Abwandern in den belebtesten Theilen des Korso bereits über die anmuthigsten und schönsten Fenster und Balkone orientirt haben, beginnen die Vorbereitungen zu den kleinen Abenteuern, welche dem römischen Karneval einen so unglaublichen Reiz gewähren. Zuerst gilt es, durch mehrmaliges Wiederkehren und Zuwerfen von Blumen, Sträußen und Konfituren die Aufmerksamkeit zu erregen, seine Erscheinung, sei man nun maskirt oder nicht maskirt, zu einer bekannten zu machen. Der Balkon oder das Fenster dürfen dabei nicht zu hoch sein, weil sonst der Verkehr zu sehr erschwert wird. Da man endlich solcher kleinen poetischen Liebeshändel der unschuldigsten Art mehrere zu gleicher Zeit anzuknüpfen und fortzuführen hat, ist eine andere Vorsicht die, daß die schönen Kinder, deren Dienste wir uns für den Karneval zu weihen gedenken, nicht allzunahe bei einander sich befinden, damit keine aus der Illusion komme, sie allein sei die von uns in solcher Weise ausgezeichnete Herzenskönigin.

Man beginnt mit dem Zuwerfen geringerer Sträußchen, die meist sofort mit Antworten gleicher Art dankend erwiedert werden. Nur einzelne, besonders verwöhnte stolze Schönheiten nehmen von solchen geringeren Aufmerksamkeiten keine Notiz. Nun aber steigert man dieselben. Dem Buchsbaum, Myrthen, blühenden Lorbeer, den Maaßliebchen und Anemonen folgen die allbeliebten Veilchen in größeren und kleineren, mehr oder minder zierlichen und kostbaren Sträußen. Kleine Kästchen mit verzuckerten Drageen, gebrannte Mandeln, Bonbons und dergleichen Naschwerk fliegt gleichfalls auf und nieder. Gemachte Blumen und kleine zierliche Arbeiten weiblicher Hand von Seide und Atlas, Stickerei und allerhand kleiner puppenhafter Scherzkram muß demselben Zwecke dienen. Allerlei kleine Zuschriften, gereimt und ungereimt, geschrieben und gedruckt, fördern das fröhliche und freie Entgegenkommen, und ehe man sichs versieht, wird man so bekannt und vertraut, als hätte man schon Monate lang mit einander verkehrt. Und dies Alles, ohne daß — außer einigen Dankesworten, die nur zu oft vom Tosen des Jubels ringsumher verschlungen werden — irgend ein Wort gesprochen wird. Augen und Mienen reichen vollkommen aus, die Blumensprache, wo sie mangelhaft sein sollte, zu vervollständigen. Die freie Anmuth und Schönheit, mit der die Römerinnen im Karneval jede solche Huldigung entgegennehmen, die verbindliche Grazie, mit welcher eine jede, auch das Mädchen der untersten Volksklassen, uns den Dank für diese auszudrücken weiß, sind wahrhaft bezaubernd. Man kann nicht aufhören, sich den Genuß immer wieder zu erneuern, dieses holdselige Grazia Signor! mille Grazie! aussprechen zu hören, und sich an der Zierlichkeit der Haltung und Neigung zu erfreuen, mit welcher sie uns dankend die Gegengabe, sei es im Vorübergehen, zureichen, oder aus Fenstern und Wagen, von Estraden und Balkonen herabwerfen. Die stolze

Hoheit und das Selbstbewußtsein, welche im übrigen Leben den Grundzug der weiblichen Erscheinung in Rom ausmachen, sind im Karneval gemildert durch die allgemeine Freude und Fröhlichkeit, deren Rosenschein auf allen Gesichtern glänzt.

Schon ist der ganze Korso ein unabsehbar durch einander fluthender Menschenstrom, in welchem sich die Wagenreihen, oft gänzlich stockend, nur langsam und mit Mühe gegen einander fortbewegen. Am dichtesten wogt aber das Leben in demjenigen Theil, welcher sich von San Karlo und der Mündung der Via Kondotti in den Korso bis zur Piazza Kolonna erstreckt. Wie müde Schwimmer dem Lande zustreben, suchen auch wir endlich den Ruhehafen unsers Balkons zu gewinnen, dessen Mitgenuß uns durch gute Freunde gesichert ist. Schon unten bei unserem Streben, die Fila der Sitzreihen zu durchbrechen, welche auf gemietheten Stühlen zu beiden Seiten die Trottoirs der Straßen einnehmen, begrüßt uns von oben herab ein neckender Konfettiregen zur Strafe für unser verspätetes Erscheinen.

Oben angelangt, überschaut man nun das bunte Treiben und der Anblick erscheint völlig neu. Nun erst übersieht man die Tausende der lustigsten Masken, vom einfachen Domino bis zu dem glänzendsten Kostümen in bunter Mischung und durch die in gewöhnlicher Kleidung Einhergehenden noch mehr in Kontrast gesetzt! Griechen und Türken, Mohren und Perser, Pulzinellen beiderlei Geschlechts, rothe, gehörnte Teufelchen, Doktoren, Advokaten und Quacksalber in altmodischer Tressentracht mit Puderzopf und Haarbeutel, riesige Klystierspritzen schwingend und fußlange Uhrschlüssel an den zolldicken Uhrketten: das Alles rennt und springt, windet und drängt sich unter tausend Scherzen und Späßen neckend durch einander. Sehr oft haben unter den Masken die Geschlechter die Rollen gewechselt, manchmal mit solchem Geschicke, daß man das Wahre nur schwer erräth.

Rom und das Gebirge sind reich genug, um durch die Tracht der verschiedenen Stände und Provinzen allein schon fertige, gern benutzte Masken zu liefern. So sieht man denn den Karretiero von Genzano und Velletri, den Maulthiertreiber vom Gebirge, den Hirten der Kampagna gern nachgeahmt. Es fehlt auch nicht an römischen Räubern und Banditenhauptleuten in der so äußerst malerischen, weltbekannten Tracht. Aber alle wirklichen Waffen sind aufs Strengste verboten, und so sieht man sie denn mit hölzernen Stileten und Pistolen, die lange Flinte von Holz im Arm, mit der sie Blumensträuße auf ihre Schlachtopfer abschießen, durch die Straßen ziehen.

Verboten sind auch alle Masken geistlicher und Ordenstrachten; die Geistlichen vermeiden es selbst, sowohl Priester als Mönche, sich während des Karnevals auf dem Korso blicken zu lassen. Passirt einmal ein Einzelner durch das Getümmel, so regnen hageldichte Konfettischauer auf ihn von allen Seiten, bis er entweder in eine Seitengasse entweicht, oder in irgend ein Haus schlüpft. An den Fenstern dagegen und auf den Balkonen

sieht man die schwarzröckigen Kleriker zahlreich offen und frei an der harmlosen Lust theilnehmen.

Zur Physiognomie des römischen Lebens gehört wesentlich, daß man es auch dem ärmsten Lump ansieht, wie er seiner vollen Berechtigung sich bewußt ist, hier zu leben und wo möglich das Leben zu genießen, so gut wie der reichste und vornehmste Bürger von Rom. Dieser Zug freier bewußter Menschlichkeit macht Einem vorzugsweise das römische Menschenwesen behaglich und das Leben in seiner Mitte wohlthuend. In unsern großen Städten sind die Reichen immer mehr von den Armen zurückgewichen. Sie haben sich für sich mit ihren Prachtwohnungen in besondere Stadttheile, Straßen, Quartiere, versteht sich die gesundesten, hellsten, zusammengethan; das arme Volk ist weiter zurückgedrängt und schaut nun aus seinen Spelunken mit Neid auf die Quartiere des Reichthums. Ganz anders in Rom, wo sehr oft in den Palästen selbst, neben und mit dem reichen Prinzipe, alle Abstufungen der römischen Bevölkerung unter Einem Dache wohnen. Der echte Römer findet jene Industrie und Geschicklichkeit des Lumpengesindels während der Karnevalszeit ganz natürlich, obwohl der Fremde sich oft darüber ärgert. Alles, was an Geschenken sein Ziel verfehlt, ist auf der Stelle die Beute dieser Schnapphähne; sie bringen dir deinen eigenen Strauß, der zu Boden fiel, mit der entzückendsten Unverschämtheit, und bieten ihn mit einem volete per un paolo zum Verkauf an. Ja, sie springen selbst auf die Wagentritte, und nehmen aus den Körbchen, was ihnen zugänglich ist, wenn man nicht aufpaßt.

Auf solche Kleinigkeiten achtet die römische Polizei nicht, und sie thut recht daran; aber desto strenger werden Vergehungen oder Verbrechen, namentlich Angriffe gegen Leben und Eigenthum, geahndet; auch pflegt man kurz vor dem Beginn des Karnevals gefällte Todesurtheile zu vollziehen, um das Volk an die Gerechtigkeit zu erinnern.

Die Römer haben größere Ausdauer für solche Lustbarkeiten, als wir Deutschen, die sich öfter durch Ruhe und Einsamkeit stärken müssen. So gingen wir an einem Nachmittage in die Villa Medici, ließen uns die Terrasse der Boccage aufschließen und erstiegen das Belvedère. Von diesem Punkte aus genießt man die erquickendste Aussicht, ostwärts über die ganze Kampagna und das Gebirge, dessen höchste Spitzen schneebedeckt im hellen Sonnenglanze leuchteten, westwärts über die Stadt, aus welcher von Zeit zu Zeit in leisen Tönen das Gebrause des Karnevals wie fernes Meeresrauschen zu uns empordrang.

Gegen die Zeit des Pferderennens begaben wir uns wieder hinab auf den Schauplatz der Lust. Schon in den beiden letzten Tagen war der Zudrang der Kutschen ungeheuer gewesen. Einige Freunde, welche eine Fahrt zu Wagen durch den Korso machen wollten, hatten sich genöthigt gesehen, nach mehrstündigem Warten in den Nebengassen, auf die Ausführung ihres Vorhabens zu verzichten, und den theuer bezahlten Wagen im Stich zu lassen. Heute nun schien die Fülle ihren Gipfel erreicht zu haben,

denn während im Korso selbst die Wagenreihen nur selten und nach langen Pausen ein paar Schritte weit vorrückten, bildeten die in der Via dei Babuino haltenden Wagen einen Zug, welcher sich über den ganzen spanischen Platz durch Via dei due Macelli um die Propaganda herum wieder auf die Piazza di Spagna zurück erstreckte.

Auf das gegebene Signal haben die Wagen den Korso verlassen, der jetzt nur noch von Fußgängern eingenommen ist. Eine Kavallerie-Abtheilung durchsprengt zu dreien Malen zuletzt im gestreckten Galopp den ganzen Korso, um für den Wettlauf die nöthige Bahn zu machen. Aber nur auf einen Augenblick bildet sich eine Art von Gasse in dem dichten Menschenstrome, welcher sich unmittelbar hinter den weiter jagenden Reitern wieder zusammenschließt. Dann donnern die Kanonenschüsse, der Ruf i barberi, i barberi! geht von Mund zu Munde, ein immer mehr anschwellendes Halloh und Hussahgeschrei verkündet das Ablaufen der Pferde vom Obelisken des „Volksplatzes". Wie ein Blitzstrahl sausen die wunderlich aufgeputzten, mit Knistergold und allerhand buntem Flitter bedeckten Thiere an uns vorbei; wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, theilt sich die Menschenmasse immer eben nur so weit, um ihnen für die nächsten Sätze und Sprünge ihres wilden Laufes Raum zu geben, und schließt sich dann gleich hinter den letzten wieder zusammen. Aber da kommen noch einige Nachzügler, begleitet von dem Hohngeschrei der Menge; die Gasse öffnet sich aufs Neue und es regnet Würfe und Hiebe auf solch eine arme Bestie, die dann gelegentlich auch Scheu wird und Unheil anrichtet. Ein beliebtes komisches Intermezzo ist es jedoch, wenn einer von den vielen Hunden, welche die römische Straße bevölkern, in die vor dem Abrennen geöffnete Gasse geräth. Augenblicklich schließt Alles fest an einander, und dem armen Thiere bleibt nach vielen vergeblichen Versuchen, die Menschenmauern rechts oder links zu durchbrechen, nur der Ausweg, in gestrecktem Lauf den ganzen Korso hinabzurennen.

Nachdem das Rennen der Barberi vorüber ist, rücken sogleich alle Wagen wieder in den Korso ein, auf dem sich nun Alles bereitet, den Schlußakt des Festes würdig zu begehen. Ehe man sich dessen versieht, ist die nächtliche Dämmerung niedergesunken, rasch und plötzlich, wie im Süden der Tag abschließt. Da blitzt es auf aus dem Menschengewühle unter uns. Hier, dort, an den Fenstern, auf den Balkonen, von den höchsten Mansarden und Dachöffnungen herab zucken kleine Flämmchen empor. Sie mehren sich mit Blitzesschnelle, bald sind es Hunderte, bald Tausende. Wir eilen von unserem Balkone in die anstoßenden Zimmer, in welchen durch unseres Freundes Vorsorge zahlreiche Bündel und Päckchen der dünnen zerschnittenen Wachskerzen zum beliebigen Gebrauch neben den brennenden Lampen aufgestapelt sind, um uns mit den nöthigen Mokkoli zu versehen. In einer Minute sind wir wieder auf dem Balkon. Aber welche Veränderung ist unterdessen wieder vor sich gegangen! Das geblendete Auge ist kaum fähig, den ersten Eindruck eines Schauspiels zu ertragen, welches

mir noch herrlicher erschien als Kuppelbeleuchtung und Girandola.*) Der ganze Korso in seiner vollen Ausdehnung hat sich in einen langen beweglichen Lichtstrom verwandelt, in eine Milchstraße von Lichtflammen, welche wie Sterne in der Luft zu wandeln scheinen.

Hunderttausende von Lichtern winken aus allen Fenstern, von allen Balkonen, schweben von den Schaugerüsten und selbst von den Dächern herab, schwanken auf zehn bis zwanzig Fuß langen Rohren, hoch über der Straße, mitten in der Luft. Oft trägt eine solche Kanna deren über ein Dutzend, die auf derselben festgeklebt sind. Unten im Korso sind alle Wagen mit Lichtern und Wachsfackeln besteckt, alle Insassen tragen Lichterchen in den Händen, die sie durch Vorhalten der Drahtmasken oder in Papierlaternchen gegen den Angriff aller Derer zu schützen suchen, welche sich von allen Seiten unermüdlich und oft mit Gefahr herandrängen, um ein Lichtchen auszulöschen. Der sternbedeckte Nachthimmel erscheint in tiefster Schwärze gegen das flammende Lichtmeer unten.

Die bunten Masken, die schönen Anzüge der Frauen, all' die Farbenpracht und Schönheit, das Bunte, Blitzende und Glänzende des Schmuckes, der prachtvollen Equipagen, in denen sich, vor Jubel und Lust strahlend, die schönsten Mädchen und Frauen in den entzückendsten Trachten dem Blick zeigen, die schnaubenden Rosse, das ganze farbenbunte Durcheinander der sich auf- und niederdrängenden, springenden, tanzenden und rennenden Tausende und Abertausende, hier und da von wahrhaft bacchantischen Jauchzen durchtönt: das Alles erscheint in diesem wogenden und fluthenden Lichtmeer tausendfach gehoben und verschönt von den wunderbarsten Reflexen und Streiflichtern. Alle Farben treten kräftiger, alle Formen plastisch bestimmter hervor. Roms Karneval im Glanz des Mokkoliabends ist, was der Vatikan und seine Marmorwelt bei Fackelbeleuchtung. Hier erlahmt jede Hand, welche eine Beschreibung versucht.

In dieser kurzen Stunde des Mokkoliabends kann man mit vollem Rechte sagen, daß alle Römer, ja alle Anwesende, seien sie sonst im Leben auch noch so ernsthaft, zu Kindern geworden scheinen. Denn es ist ganz unmöglich, sich der Ansteckung dieser allgemeinen Kinderlust zu entziehen, die in nichts mehr und in nichts weniger besteht, als seinem Nachbar, sei er befreundet oder wildfremd, alt oder jung, groß oder klein, das angezündete Mokkolo, welches er in der Hand oder auf dem Stocke trägt, auszulöschen. Man verfolgt diesen Zweck mit einem Eifer, mit so kindischen Listen und Schlichen, daß sich der ausgelassenste Knabe deren nicht zu schämen hätte. Es ist, als ob Alles, was von Jugend- und Kindheitserinnerung in dem Erwachsenen schlummert, plötzlich wie durch einen Zauber von seinen Banden frei würde.

Es ist ein Krieg Aller gegen Alle; Jeder ist zugleich Angreifer und angegriffen. Wo der stärkste Athemzug zum Ausblasen des Mokkoli nicht

*) Das berühmte Feuerwerk auf der Engelsburg.

zureicht, erfindet die List alle möglichen Arten von Löschmaschinen. Hüte und Taschentücher werden in Bewegung gesetzt, und nicht genug, daß man auf den Balkonen sich der nächsten Nachbarn zu erwehren hat, entspinnt sich auch zwischen den über einander befindlichen Stockwerken ein lustiger Kampf. Tücher, an lange Stöcke gebunden, werden von oben herab und von unten hinauf wie Fahnen geschwenkt, um die Mokkoli auszulöschen. Man erwehrt sich ihrer so gut man kann, sucht sie mit Stöcken und langen Rohrstäben abzupariren, oder mit den Händen zu erhaschen und abzureißen, und das Gelingen solcher Bemühung ist stets von dem lautesten Jubel begrüßt.

Ich versuchte es, mich auf einige Augenblicke in die Straße zu begeben, und stürzte mich mit einem Freunde in das brausende Getümmel. Aber um hier lange auszudauern und die Besinnung nicht zu verlieren, muß man ein Römer und an solche Dinge gewöhnt sein. Es war mir wie einem Schwimmer, der machtlos in starker Brandung kämpft.

Alle Wagen sind im Belagerungszustande. Die darin befindlichen, sitzenden oder auf den Sitzen stehenden Damen sind umgeben von beschützenden Herren, welche alle Angreifer von den Lichtchen der ersteren abzuwehren und dabei zugleich ihre eigenen Mokkoli zu schützen unabläßig bemüht sind. Man steigt auf die Tritte, erklettert die Räder, klimmt auf die Bedientensitze, und wo ein Angriff gelingt, ertönt das ewige senza moccolo! triumphirend durch die Nacht. Die Römer und Römerinnen bewegen sich in diesem elementaren Aufruhr wie Fische im Wasser, dem Fremden aber sind, ehe er sich noch besinnen kann, seine Lichter ausgeblasen oder entrissen. Ich eilte einem heftig bestürmten Wagen zu Hülfe, und reichte einer Dame ein dem nächsten schnell entrissenes Wachskerzchen zum Wiederanzünden des ihrigen. Sie lüftete die rosafarbene Drahtmaske mit einem reizenden mille grazie! Signor! und reichte mir einen Veilchenstrauß, den sie noch vom Karneval her trug. Aber in demselben Augenblick blies sie mir verrätherisch mit einem fröhlichen o che vergogna, senza moccolo! (o welche Schmach, ohne Kerze) mein Mokkolo aus.

Mitten in diese hellflammende Luft des reizenden Wahnsinns, mit welche der fröhliche Held Karneval unter Fackelschein zu Grabe getragen wird, ertönt plötzlich das Ave-Marialäuten von den zahllosen Kirchthürmen der ewigen Stadt, und schnell, wie er begonnen, endet all' der strahlende Glanz des heitersten Festes, „ausgelöscht wie eine Kerze mit Einem Hauche!"

---

4. Die heilige Charwoche in Rom *)

März 1839.

Im Jahre 1831 feierte ich die heilige Woche in Jerusalem; am Tage der Palmen ging ich von Bethphage nach Jerusalem auf demselben Wege,

*) Nach M. Poujoulat: „Toscane et Rom." Vom Herausgeber.

den der Herr gewandelt war unter dem Zuströmen und Jauchzen der Menge, die zu seinen Füßen Palmenzweige und Kleider ausbreitete; ich hörte die Klagelieder singen in geringer Entfernung von der Grotte des Jeremias; ein auf der Schädelstätte aufgepflanztes Kreuz, das auf demselben Orte stand, wo der ewig lebendige Gott für die Menschheit in die Leiden des Todes willigte, stellte mir auf die feierlichste und rührendste Weise das blutige Erlösungswerk vor die Seele Dann sah ich die Auferstehung des Heilandes feiern im Angesicht des Grabes, in welchem der Tod seinen Sieger fand. Die Vergegenwärtigung der Leiden und Schmerzen, durch welche die Erlösung der Menschheit geschah, diese hohe, in allen Kirchen der katholischen Christenheit immer feierlichst begangene Todtenfeier steigerte sich in meinem Gemüth hier, durch den Anblick all' der heiligen Orte, zu einer unbeschreiblichen Wehmuth. Auch in Rom erwecken die feierlichen Zeremonien, welche nothwendig an die Erinnerung der Leidenszeit sich knüpfen, eine Traurigkeit der Seele; aber in diese Trauer mischen sich doch Eindrücke von ganz entgegengesetzter Natur, die an die große gewonnene Schlacht, an den Sieg erinnern, welchen der Gott der Schädelstätte über die Götter der alten Welt davon getragen hat.

Jerusalem besitzt fast gar nichts, was uns den Triumph des Evangeliums veranschaulichen könnte, denn die Stadt ist in der Botmäßigkeit eines Glaubens, welcher dem christlichen Glauben Krieg geschworen hat, und das göttliche Grab ist nicht frei. Wenn Du die ganze übrige Welt vergissest, wenn Du mit Deinem Geiste einzig auf dem Leidenswege und auf Golgatha verweilst, dann wird die Anschauung der Erniedrigung, der Leiden und Sündenstrafen, die der Gottmensch erduldet, lebendig vor Deinem Seelenauge; Du siehst den Stand der Erniedrigung, die Demuth des Menschensohnes. In Rom hörst Du die Geschichte von den Verfolgungen, von der Schmähung, von dem Tode; aber mitten in der alten glanzvollen Hauptstadt der Kaiser, die nun die Hauptstadt der Oberpriester Jesu Christi geworden ist, — mitten in der Königin der Städte, wo die Denkmale, die Trümmer, der Staub, wo Alles zu rufen scheint: „Du, o Galiläer, hast gesiegt!"

Die Feier des Palmsonntags sollte in der Basilika*) des heiligen Petrus-Domes begangen werden. Auf dem Chore war für den Papst ein Thron errichtet zwischen der Kanzel und dem Hochaltare; zur rechten und linken Hand von dem Stuhle des Kirchenoberhauptes waren Bühnen und Bänke für die in Rom verweilenden Prinzen, für das diplomatische Korps und sonstige Fremde von hohem Rang hingestellt. Die erste Bank sollte von den Kardinälen, die zweite von den Bußpriestern eingenommen werden. Zu beiden Seiten des Hochaltars und ganz um ihn herum waren erhöhte Sitze von mehreren Abtheilungen für die Damen, die mit einer Einlaß-

*) Name sowohl für den Haupttheil der Kirche, wie für eine Hauptkirche selbst.

karte versehen waren, aufgerichtet. Eine Abtheilung päpstlicher Miliz hielt den Zudrang der Menge in gehörigen Schranken.

Bevor ich aber die Schilderung der Zeremonie unternehme, will ich Dir einige merkwürdige Einzelheiten über die Lieferung der Palmen mittheilen. Die Geschichte hat den Namen des jungen Seemanns aufbewahrt, der, als der Obelisk vor dem vatikanischen Palaste aufgerichtet werden sollte, und der Papst Sixtus V. das strengste Stillschweigen bei Vermeidung der Todesstrafe den Zuschauern auferlegt hatte, den Muth besaß, zu rufen: Aqua alle funi! „Wasser auf die Stricke!" Ohne diese Erinnerung würde der Obelisk nicht zum Stehen gebracht worden sein, denn die Seile waren zu lang, und konnten nur dadurch verkürzt werden, daß man sie anschwellen ließ. Sixtus V. ließ den jungen Schiffer vor sich kommen und gestattete ihm, sich eine Gnade zu erbitten. „Ich wünsche," antwortete der Fremdling, „daß mir ausschließlich das Recht zu Theil werde, für den Palmsonntag die Palmen nach Rom liefern zu dürfen." Dieses Vorrecht ward ihm bewilligt. Sein Name war Breska, sein Heimathsort San Remo, eine kleine, von Genua etwa 25—30 Stunden entfernte Stadt, in deren Gegend die Palmen in Ueberfluß wachsen; die Feldflur von Bordiguiera, zwei Stunden von Remo, ist wie übersäet davon. Seit jener Zeit hat die Familie Breska fortwährend dieses Privilegium behalten und besitzt es bis auf den heutigen Tag. Ich füge noch die Bemerkung hinzu, daß dieselbe Familie auch noch das Vorrecht inne hatte, nach Rom Schiffe, mit den verschiedenartigsten Waaren beladen, ganz zollfrei einführen zu dürfen. Da aber diese Freiheit zu sehr gemißbraucht worden war, so setzte Pius VII. an ihre Stelle eine jährliche Pension von 120 römischen Thalern (scudi), ja er ertheilte sogar dem Haupte der Familie Breska für immer den Rang eines Seekapitains. Als dieser Kirchenfürst aus der Verbannung wieder in seine Hauptstadt zurückkehrte, ward er am „Thor des Volkes" von einer Jungfrauenschaar empfangen, die zum Zeichen des Sieges in den Händen Palmenzweige empor hielt. Es war der Ritter Breska gewesen (der in Rom seine Wohnung genommen hatte), welcher auf die schöne Idee eines so lieblichen Empfanges gekommen war. — Nun aber kehre ich zu der in Rede stehenden Zeremonie zurück.

Eine Bewegung der im Schiff der Peterskirche harrenden Volksmenge verräth die Annäherung des Oberhirten der katholischen Christenheit; voran gehen zu zwei und zwei und in feierlichem Schritt die Bußväter*) im Meßgewande und die Kardinäle im Chorrock, dann erscheint der Nachfolger des heiligen Petrus, auf einem Thronsessel getragen, der von einem Dache überdeckt und von zwei breiten Fächern mit weißen Federn zu beiden Seiten eingefaßt ist, so daß sich Se. Heiligkeit fast wie in einem Tabernakel oder einer Stiftshütte eingeschlossen sieht. An diesem Tage trug er

*) Poenitentiarius heißt der vom Bischof beauftragte Priester, der die noch vorbehaltnen Sündenfälle erläßt und als geistlicher Strafrichter eine besondere Würde hat.

nicht die dreifache Krone*), sondern eine einfache silberne Bischofsmütze**); in seinem Chormantel, der ihn bedeckte, glich er einer Bildsäule, die nur dann sich belebte, wenn sie den Gläubigen umher den Segen spendete Der heilige Vater ward dem Hochaltare gegenüber niedergesetzt, verrichtete ein kurzes Gebet und bestieg dann den Thron, wo er die Palmen erst einsegnen und dann austheilen wollte. Die Palmenzweige sind ziemlich lang und sehr zierlich gewebt***); derjenige, den der heilige Vater trug, hatte die Gestalt eines Kreuzes und war klein, damit er ihn mit Bequemlichkeit in der Hand führen konnte. Die Austheilung geschah unter dem Absingen frommer Lieder, mit ernster Würde und in feierlicher Ordnung, die Kardinäle, die Bußpriester und viele Herren in Uniform oder Amtskleidung kamen zu zweien heran, um aus den Händen des heiligen Vaters die geweihte Palme zu empfangen. Jeder beugte seine Kniee vor dem Stellvertreter Jesu Christi und küßte dann das Kreuz auf seinem Pantoffel; die Kardinäle küßten die Palme, welche sie empfangen hatten, die Hand und das rechte Knie des heiligen Vaters, und ließen, wenn sie zurückkehrten, den langen Schweif ihres Purpurmantels auf den Stufen des päpstlichen Thrones nachziehen. Es lag in diesem großen Feste der Palmen, in dieser Darlegung von Glanz und Triumph — inmitten einer unzählbaren Menschenmasse und unter den Gewölbebogen des schönsten Tempels der Welt, Etwas, das auf eine großartige Weise den siegreichen Schritt der Kirche durch die Jahrhunderte hindurch ausdrückte.

Die Messe wurde von einem Kardinal abgehalten. Ich werde nicht bei den Einzelnheiten des Zeremoniels verweilen, das jederzeit dann in Anwendung kommt, wenn der heilige Vater dem Hochamte beiwohnt; ich begnüge mich, Dir zu sagen, daß der Passionsgesang in Wahrheit schön und feierlich war; die Stimmen des Jesus, der Evangelisten und des Volkes waren wohl im Stande, die Gemüther zu rühren und zu erschüttern. Indem ich von der Passionsfeier spreche, möchte ich Dich wieder an den ganz verschiedenen Eindruck erinnern, worauf ich schon oben hingedeutet habe, zwischen Jerusalem und Rom: auf Golgatha drang die volle Gegenwart des gekreuzigten Jesus auf mich ein, meine Seele war niedergebeugt in der Anschauung des leidenden Erlösers, ich fühlte seine Schmerzen nach; ich suchte jetzt dasselbe Gefühl wieder zu erwecken, aber der Anblick des christlichen Rom wirkte immer wie eine Zerstreuung auf mein Gemüth, wie eine Veräußerung meiner inneren Trauer.

Als ich in der Basilika der Peterskirche die Leidensgeschichte Jesu

*) Tiara.

**) Mitra.

***) Das Volk empfängt Baumzweige. Die jungen Weiden-, Erlen- und Haselnuß-Kätzchen werden bekanntlich Palmen genannt und die Frühlingszeit, in der sie blühen, Palmenzeit. — Der Palmsonntag eröffnet die Charwoche — die letzte Woche vor Ostern.

las*), die so einfache und ergreifende Schilderung seines Todes, ward ich von dem Gedanken betroffen, daß Diejenigen, welche den Heiland gerichtet und verurtheilt hatten, Römer gewesen waren, und daß römische Soldaten es waren, welche den Erlöser zur Schädelstätte führten und die Wache vor dem Kreuze bildeten. Was würden jene Römer wohl dem geantwortet haben, der zu ihnen gesagt hätte: Ihr Bürger Roms, die ihr auf den sieben Hügeln eurer ewigen Stadt Tempel errichtet habt für alle Götter, und Paläste für eure Zäsaren, vernehmt es! Dieser Jesus, den ihr so eben den schändlichen Tod der Mörder und Bösewichter habt sterben lassen, wird dereinst allein in eurem Pantheon verehrt werden, wird allein in eurer Roma seinen herrlichen Tempel behaupten, wenn die Tempel eures kapitolischen Jupiter, eurer Minerva und Venus zerstört, zertrümmert, in Staub zerfallen sein werden; man wird die Steine, die Säulen, das Erz eurer Heiligthümer nehmen und daraus Demjenigen einen Tempel bauen, den eure Hände gegeißelt und ans Kreuz genagelt haben. Und jener Jünger, Simon Petrus genannt, der schwach und furchtsam in vergangener Nacht seinen Herrn und Meister dreimal verleugnet hat, er wird in eure Stadt kommen und das Wort von Jesu Christo predigen; eure Mitbürger werden ihn tödten, euer Hügel Janikulus werden sein Golgatha werden — aber die Nachfolger desselben Simon Petrus werden fortfahren, den gekreuzigten Gott zu verkünden, und eben diese Nachfolger werden auf dem Thron eurer Zäsaren sitzen!

Man würde den Menschen, der am Tage der Kreuzigung Jesu solche Worte geredet hätte, als einen Wahnsinnigen verlacht, oder als einen Gotteslästerer gleichfalls gekreuzigt haben.

Die „Feier der Todtenmesse“ am heiligen Mittwoch fand in der Sixtinischen Kapelle statt, dieser herrlichen päpstlichen Kapelle, worin die großartigen Schöpfungen des Michel Angelo sich befinden. Diese Kapelle vermag kaum 300 Personen aufzunehmen, und an diesem Tage wollten Tausende von Fremden hineindringen. So ward ich denn fast erstickt und hatte Mühe zu athmen, während man die Psalmen und Klagelieder (nach Jeremias) sang. Was hätte ich doch darum gegeben, dieser tief ergreifenden Feierlichkeit unbelästigt in einer von unsern einfachsten Kirchen mich hingeben zu können.

Doch ward ich des Gedränges ungeachtet bald zur Andacht gestimmt, als unter allen Anwesenden die tiefste, ich möchte sagen heiligste Stille eintrat, und die himmlischen Töne, wie von Engeln, die um ein verlorenes Paradies weinen, aber voll göttlichen Vertrauens der Liebe Gottes gewiß sind, in unsere Ohren und Herzen drangen. Die Sonne war schon untergegangen und warf einige letzte Strahlen auf die Fenster der Kapelle: da

*) Während der Feier des Hochamtes, wo der Priester die Messe liest, und vom Chore die Stimmen der Sänger und die Töne der Instrumente erschallen, pflegen die Andächtigen in ihren Gebet- und Erbauungsbüchern zu lesen.

ertönte das Miserere*) des unsterblichen Allegri, und manches Auge floß über von Thränen, manche Seele ward von heiligen Schauern ergriffen.

Am Grünen Donnerstag in aller Frühe strömte die Menge nach St. Peter, um hier der Zeremonie des Fußwaschens beizuwohnen, welche in einer von den Seitenkapellen der Basilika stattfinden sollte. Ein ganz einfacher Thronsessel war in der Mitte der Kapelle, etwas erhöht, für den Papst aufgestellt worden; ein langer Auftritt war für die 13 Apostel bestimmt, lauter Priester oder Diakonen, aber den verschiedensten Nationen angehörend. Auf beiden Seiten der Kapelle standen Bänke für die Damen, die Männer in Festkleidung drängten sich in den Umkreis, blieben aber stehen. Die Prinzen nahmen auf einer Tribüne Platz, unter dieser das diplomatische Korps. In dem Maaße, als die Stunde der Zeremonie näher rückte, drangen auch die Wogen der Neugierigen — denn „der Gläubigen oder Getreuen" wäre nicht ganz richtig gesagt — in den reservirten Umkreis hinein; die Menge war überall. Wenn man die Augen zu der Kuppel erhob, wo abermals das Genie des Michel Angelo sich verewigt hatte, so bemerkte man im Umfange der Gallerie einige Hundert schwarze Punkte; es waren Menschen, die, mit Fernglasern bewaffnet, das Schauspiel aus der Vogelperspektive betrachteten. — Die 13 Apostel hatten sich auf den Bänken niedergelassen, welche auf einen Teppich gestellt waren, der die Nachtmahlsszene, nach dem Bilde des Leonardo da Vinzi, in seiner Stickerei sichtbar machte. Sie trugen ein Oberkleid von weißer Wolle und eine Art viereckiger weißer Mütze; ihr rechter Fuß war entblößt, denn der sollte vom heiligen Vater gewaschen werden. Das Waschbecken war von Silber und reich vergoldet. Ein wahrhaft christlicher Anblick bot sich nun der Versammlung dar. Das Oberhaupt der katholischen Christenheit trat heran, nachdem er eine kleine Schürze vorgebunden, wusch den 13 Aposteln die Füße, trocknete sie und küßte sie dann. Nichts in der Welt macht einen so starken Eindruck, als die Macht in demüthiger Gestalt. Die alte Zeit, die Heroen, die großen Könige und heidnischen Weisen haben die Demuth nicht gekannt; diese Tugend ist erst im Stall zu Bethlehem mit dem Sohne der Jungfrau Maria geboren worden, und sie ist recht eigentlich die göttlichste der Tugenden. Jeder Apostel, nachdem sein rechter Fuß gewaschen worden war, empfing vom Prälaten-Schatzmeister zwei Medaillen, eine von Gold und eine von Silber, und von einem Kardinal einen Blumenstrauß. Alle diese Priester oder Diakonen zeigten auf ihrem Gesichte Empfindungen inniger Andacht; es schien, als litten sie bei dem Anblicke des dienstfertig vor ihnen sich neigenden Stellvertreters Jesu Christi.

Die Abendmahlsfeier, zur Erinnerung au die letzte Mahlzeit, welche der Herr mit seinen Jüngern hielt, als er mit ihnen das Osterlamm aß, folgte die Zeremonie des Fußwaschens sogleich nach. Der Tisch der 13 Apostel war aber nicht in derselben Kapelle zubereitet, sondern in einem

*) „Herr, erbarme dich unser!" Psalm 50.

Saale des Vatikans. Die Menge stürzte nach den Treppen hin, welche zu diesem Saale führten, und die Verwirrung und das Gedränge ward groß. Man hörte das Schreien und Seufzen der Frauen; auch war der für die Zeremonie gewählte Raum viel zu klein, um alle die herandringenden Zuschauer fassen zu können. Man fragte sich, warum nicht dem unermeßlichen Schiff der Peterskirche der Vorzug vor einem einfachen Schloßsaale gegeben sei?

Ueber das Einzelne der Nachtmahlsfeier vermag ich Dir kaum Bericht zu erstatten, da mir die Unordnung und das Gedränge nicht gestatteten, dem heiligen Mahle mit Aufmerksamkeit zu folgen. Der Papst im Chorhemde und der Stola segnete zuerst das Osterlamm ein, reichte dann den Aposteln das Wasser zum Händewaschen dar und bediente sie während des Essens, zur Erinnerung an die Worte: „Der Größte unter euch soll euer Diener sein; denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet.“ *)

Die gottesdienstliche Handlung, welche man nur in der Basilika von St. Peter finden kann, hatte auch für den Nachmittag eine große Menge herbeigezogen. Der Kardinal Groß-Pönitentiar, der an der Hauptthür der Metropolis **) mit aller Feierlichkeit von einer Schaar Priester und Chorknaben empfangen wurde, begab sich zuerst nach dem heiligen Grabe ***), um hier zu beten, und dann in seinen Beichtstuhl, um die Beichte aller Derer zu hören, welche sie abzulegen wünschten. In seiner Rechten hielt er eine Ruthe, um damit einen leichten Schlag auf das Haupt Derjenigen zu ertheilen, die (oft aus weiter Ferne) herbeigeeilt waren, um den Sündenerlaß zu empfangen, der an diesen Akt der Demüthigung geknüpft ist. Die katholische Kirche sichert den Gläubigen die Vergebung der Sünden durch die verschiedenartigsten Mittel.

Noch eine andere Zeremonie findet vor der Abendfeier des Grünen Donnerstages statt, nämlich die Wallfahrt der armen Pilger, die in Begleitung der vornehmsten römischen Damen heranziehen, um vor dem hei-

---

*) Der heilige Vater pflegt in der Regel die ärmsten Priester sowohl für die Zeremonie des Fußwaschens, als auch für die darauf folgende Mahlzeit in jenem Palaste einzuladen.

**) Metropole = Mutterkirche, hieß ursprünglich diejenige Stadt und Kirche, die einen Bischof hatte.

***) Um die Ruhe des gekreuzigten Heilandes am Grabe anschaulich zu machen, ist in allen katholischen Kirchen das „heilige Grab“ aufgebaut, besonders prächtig in den größeren Städten, doch wetteifern selbst die Dörfer in einer schönen Ausstattung des Grabes Jesu; der heilige Leichnam, aus Holz gebildet, liegt in der wie eine Felsengrotte gestalteten Höhle ausgestreckt; vor dem Eingange sitzen zwei römische Soldaten mit ihren Spießen, auf Holz gemalt oder aus demselben geschnitzt; in ähnlicher Weise sind die Engel dargestellt, welche über dem Grabe schweben. Das Ganze ist mit grünem Laubwerk und Blumen verziert. Die feierliche Beisetzung des heiligen Leichnams geschieht am Charfreitage, wo auch das „Allerheiligste“ (die Monstranz) in feierlicher Prozession vor das Grab zur Anbetung hingestellt wird und bis zur Auferstehung da stehen bleibt.

ligen Grabe niederzuknieen, und im Anblick der heiligen Hostie, die vor dem Grabe aufgestellt ist, als Sinnbild des göttlichen Lebens inmitten des Todes, ihr Gebet zu verrichten. Die römischen Prinzessinnen an der Seite der armen Fremdlinge gewähren ein wohlthuendes Gefühl des Christenthums, das in die Welt gekommen ist für die Armen und Kleinen, wie für die Reichen und Großen.

Am Abend dieses Tages, als schon die Schatten der Nacht die Basilika erfüllten, ging ich von Kapelle zu Kapelle und war glücklich in der Sammlung meines Gemüths, die mir durch die Abwesenheit der Menge vergönnt war. Mitten im Schiff war ein großer Leuchter angezündet, denn die 112 Lampen des „Glaubensbekenntnisses des heiligen Petrus“ durften in dieser Trauerzeit nicht angesteckt werden; nur noch von einem Punkte in dem großen dunkeln Raume strahlte ein helles Licht: das kam von den vielen Kerzen am heiligen Grabe, vor dessen Altare Männer und Frauen auf die rührendste Weise niedergekniet waren und beteten. Diejenigen, welchen man um diese Stunde in der Metropole begegnete, waren keine Neugierigen, sondern fromme Gläubige. — Auch der Reliquiensegen ward dann noch an diesem Abend gespendet. Ueber der Bildsäule der heiligen Veronika war ein Kranz von Wachskerzen angezündet, und auf einer kleinen Tribüne stand ein Priester, um die Umstehenden mit den heiligen Reliquien einzusegnen: ein Stück von dem Holz des echten Kreuzes Jesu, ein Splitter von der heiligen Lanze, der Schleier der heiligen Veronika — jede einzelne Reliquie war in eine silberne Sonne gefaßt, die ringsum in einer Strahlenhülle leuchtete und das schönste Lichtspiel bildete. Schweigend auf das Pflaster des Schiffes niedergestreckt, beteten die Versammelten sie an.

Der Schwarm von Fremden hatte sich in dem zerstreuenden Lärme der vorigen Tage müde gemacht, ja Einige hatten sogar für ihre Neugier büßen müssen. So ging die Zeremonie der Kreuzanbetung in der Sixtinischen Kapelle um 10 Uhr früh des Charfreitags mit einer Stille vorüber, wie sie die ehrfurchtgebietende Würde der gottesdienstlichen Handlung an diesem Tage erheischte. Die Anbetung des Kreuzes von Seiten des heiligen Vaters, der Kardinäle und Prälaten stellte mir ein erhabenes und zugleich rührendes Beispiel vor die Seele; es war ergreifend, den Kirchenfürsten, einen ehrwürdigen Greis, mit entblößtem Haupte und nackten Füßen, die Hände gefaltet, sich hinwerfen zu sehen vor dem Holze, welches das Werk der Erlösung uns vorhält; zu sehen, wie die obersten Priester der Kirche in tiefer Demuth vor dem Kreuze sich beugten: in diesem Augenblicke war aller menschliche Glanz und Pomp und Rangunterschied verschwunden, jede andere Größe verblichen vor jener Größe, die das heilige Holz andeutet; und diese Anbetung des Kreuzes geschah zu Rom, in derselben Hauptstadt „der Welt,“ welche einst das Kreuz mit Feuer und Schwert verfolgte und seine Anbeter mit der größten Schande bedeckte! Während der Zeremonie ließ die Kapelle Gesänge von wunderbarster Ein-

fachheit, aber tief ins Herz dringender religiöser Empfindung ertönen. Das Improperium von Palestrina drang in unser Ohr wie der zärtlich-schmerzliche Vorwurf des Erlösers, den er an das undankbare Israel richtete: „Ich wollte Euch versammeln unter meine Flügel, wie die Henne ihre Küchlein — aber Ihr habt nicht gewollt!“ Die Worte des Heilandes klangen in jenen Tönen und sprachen zu der Menschheit, die unstät in ihrer Verblendung umherirrt und das auf Golgatha für sie vergossene Blut vergessen hat.

Bei dieser Feierlichkeit in der Sixtinischen Kapelle bot Alles den Anblick der größten Trauer dar, mit Bezug auf den Sterbetag Jesu Christi. Der Thron des Papstes war ohne Behänge und ohne Baldachin; die Bänke der Kardinäle waren von ihren Teppichen entblößt; die geistlichen Fürsten hatten ihren Siegelring abgelegt, die ihnen vorgetragenen Szepter waren umgekehrt; ein Chorhemd von violetter Sarsche bildete ihren ganzen Schmuck. Auch der Papst hatte einen solchen Chorrock angelegt und gleichfalls seinen Siegelring abgestreift; der Vater der Christenheit ertheilte heute keinen Segen — alle Gnaden, alle Schätze des Himmelreichs sind für diesen Tag aufgehoben und verschlossen, ein unendlicher geistiger Tod beherrscht den Erdkreis.

Ueber die Feierlichkeiten des heiligen Samstages kann ich hinweggehen, da sie in Rom wie in jedem andern katholischen Orte abgehalten werden. Eine Eigenthümlichkeit dieses Tages ist übrigens die Taufe der Neubekehrten, die jedes Jahr im Lateran des heiligen Johannes stattfindet. Ich wohnte dieser Zeremonie bei und sah einen jüdischen Jüngling von etwa zwanzig Jahren, der, mit einem weißen Kleide angethan, nach Art der ersten Christen die Taufe empfing, nachdem er zuvor seinen Glauben, auf die ihm vorgelegten Fragen antwortend, abgelegt hatte.

Um die Mittagsstunde erfüllte ein allgemeines Frohlocken und Freudengetön die Hauptstadt der christlichen Welt; der Heiland hatte den Stein vor seinem Grabe gesprengt, dem Tode die Macht genommen und der Welt sich wieder gegeben. In allen Kirchen läuteten die Glocken, die Artillerie auf der Engelsburg löste die Kanonen, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen donnerten die Böller, und laute freudige Bewegung war überall. Die Trauerwoche war zu Ende.

Der erste Ostertag ward mit der großartigsten und prächtigsten Zeremonie gefeiert. Der Papst selbst hielt in St. Peter das Hochamt, welches das „hohepriesterliche“ heißt. Es ist in der Wahrheit ein herrliches Schauspiel, den heiligen Vater zu sehen, wie er wie ein Gott unter dem prächtigen Thronhimmel herumgetragen wird, von schmetternden Trompeten begrüßt, von einer unzählbaren Menschenmenge umringt, die das große Schiff der Kirche erfüllt; zu sehen, wie sämmtliche religiöse Orden in ihrer verschiedenen Ordenstracht, wie der ganze päpstliche Hofstaat, alle Prälaten, alle Kardinäle in ihrem verschiedenartigen prächtigen Schmuck dem Kirchenoberhaupte voranziehen. Der Papst zeigt sich an diesem Tage,

als Repräsentant des siegenden Christus, in allem Glanze und aller Herrlichkeit, und sein Zug veranschaulicht die Macht der ganzen katholischen Kirche. Die dreifache Krone glänzt auf seinem Haupte; vier einfache Kronen und zwei Bischofsmützen werden von Kaplänen in rothem Oberkleide ihm nachgetragen.

Was mich während der Feier des Hochamtes durch den heiligen Vater am meisten bewegte, war die Erhebung der Hostie und die Kommunion. Ein tiefes Schweigen herrschte im ganzen weiten Raume der Kirche, und Du weißt, was für einen großartigen Eindruck das Schweigen einer ungeheuren Menschenmenge ausübt; hier war es der religiöse Moment, der alle diese Menschen stumm und still gemacht hatte, und in der That, in diesem Augenblicke fühlt man auch, daß ein großes Geheimniß auf dem Altare sich verwirklichte. Dreißigtausend Andächtige waren auf ihre Kniee gesunken, als der Leib des Herrn in der Gestalt des Brodes sich offenbarte; der Papst allein stand aufrecht vor dem Altare und hielt die weiße Hostie empor unter dem laut schmetternden Posaunen- und Trompetenschalle.

Von der Handlung der Kommunion wurden alle Die ergriffen, welche auf dem Chor einen Platz gefunden hatten. Der Papst steht auf seinem Throne mit gefalteten Händen und vorwärts geneigtem Haupte; alle Kniee beugen sich, denn man trägt von dem Altar zu dem Throne hin die geweihte Hostie. Mit hoher Achtung erwartete der Oberhirt der Christenheit seinen Gott, und mit wahrer Inbrunst empfing er ihn. Nachdem er mit der Hälfte der Hostie sich selber das heilige Abendmahl gegeben hatte, theilte er die andere Hälfte in zwei Theile und gab die Kommunion dem Kardinaldiakonus und dem Unterdiakonus, die er zuvor umarmte. Wie gewöhnlich trank der heilige Vater nicht aus einem Kelche, sondern aus einem goldenen Rohre.

Um die Mittagsstunde ertheilte der Papst von der Höhe des an der Vorderseite der St. Peterskirche befindlichen Balkons herab der Christenschaar seinen Segen. Wer diesen Anblick nicht aus eigener Anschauung gehabt hat, macht sich schwer eine Vorstellung davon. Hunderttausende von Christen, aus allen Theilen der Erde herbeigeströmt, bedecken den Platz vor dem Vatikan; alle Glocken in Rom lassen ihre Töne durch die Lüfte erklingen; die Kanonen donnern von der Engelsburg herab; der Papst hält eine kurze Rede, und am Ende derselben macht er über das versammelte Volk drei Kreuze und erhebt die Hände gen Himmel, um den göttlichen Segen herabzuflehen. Als ich meine Blicke über die Menge hingleiten ließ, sah ich Männer und Frauen in Thränen und viele Andere in größter Andacht auf ihren Knieen liegen, namentlich vor den Stufen von St. Peter. Auch von der rein sittlichen Seite betrachtet, finde ich es sehr ergreifend und zur Andacht stimmend, wenn ein ehrwürdiger Greis seine Hände emporhebt und den Segen Gottes für das Menschengeschlecht erbittet, das in den verschiedensten seiner Kinder um ihn versammelt ist.

Der Raum gestattet mir nicht, die Illumination des St. Peter am Osterabend und der Engelsburg am zweiten Festtage, nebst den vielen anderen Feuerwerken, noch näher zu beschreiben, nur die eine Bemerkung stehe noch hier.

Es ist unter vielen „großen Geistern" Sitte geworden, von der heiligen Woche zu Rom wie von einer Oper zu reden, die sich mehrere Tage fortspinnt; ja es giebt fast keinen Reisenden, der, aus Rom zurückgekehrt, nicht ein Langes und Breites von den leeren, bloß äußerlichen Zeremonien in St. Peter erzählte und schriebe. Aber Viele, die sich über den Mangel an Andacht und über die mancherlei Skandale beklagen, sind selbst an dem schuld, worüber sie sich beklagen, weil sie keine Andacht mitbringen. Die Kirche würde ihnen heiliger sein, wenn sie selbst sich heiligen wollten.

5. Vergleich des katholischen und des englisch-protestantischen Kultus.*)

Ehe ich nach dem Phönixpark**) fuhr, wohnte ich dem Gottesdienste in der katholischen Kapelle bei. Es ist dies ein schönes Gebäude. Das Innere, ein großer ovaler Saal mit einer ringsum laufenden Kolonnade ionischer Säulen, einer schönen Kuppel und einem vortrefflichen Hautrelief***), in der halben Wölbung der Decke, die sich über dem am Ende des Saales stehenden Altar befindet. Es stellt des Erlösers Himmelfahrt vor. Vortrefflich ist besonders die Figur und der Ausdruck des Heilandes, den man sich so denken muß, wenn ihn auch der Künstler nur aus der Phantasie schuf.

Der Hauptaltar steht ganz frei, ist von einfach schöner Form und aus weißem Marmor in Italien verfertigt. Die obere Platte und der Sockel sind von dunklem Marmor. Die Vorderseite ist in drei Felder getheilt, worauf im Mittelfelde das Bild einer Monstranz von Goldbronze, auf den beiden anderen die Basreliefs zweier anbetender Engel sich befinden. Oben steht auf der Mitte des Altars ein kleiner prachtvoller Tempel aus kostbaren Steinen und Gold, in dem die wirkliche Monstranz aufbewahrt wird, und neben ihm zwei eben so prächtige Goldleuchter. An beiden Seiten des Altars stehen außerdem noch zwei Gueridons von Bronze, die von Engeln, welche ihre Flügel zusammenschlagen, getragen werden; auf den obern Platten derselben befinden sich die heiligen Oblaten und der Wein. Alle Einzelheiten sind im besten Geschmack ausgeführt, und die edelste Einfachheit herrscht überall vor. Von der Decke hängt an einer schweren, silbernen Kette eine antike Lampe von gleichem Metall herab, die fortwährend brennt.

*) „Briefe eines Verstorbenen" (Fürst Pückler). 2. Thl. (2. Aufl.)

**) Sitz des Lordlieutenants von Irland, bei Dublin.

***) Hoch erhabene Arbeit; bas relief — wenig erhabene Skulptur, halb erhabene Arbeit.

Es ist gewiß einer der schönsten katholischen Gebräuche, daß gewisse Kirchen den Gläubigen bei Tag und Nacht für die Verrichtung der Andacht stets offen stehen. In Italien begab ich mich fast nie zur Ruhe, ohne vorher eine solche Kirche besucht und den wunderbaren Effekt betrachtet zu haben, den es hervorbrachte, wenn in der Stille der Nacht die ewige Lampe mit ihrem röthlichen Licht die hohen Gewölbe sparsam und phantastisch beleuchtete. Immer fand ich eine oder die andere einsam betende Gestalt vor einem der Altäre hingeworfen, nur mit ihrem Gott und sich beschäftigt, ohne die mindeste Rücksicht auf das zu nehmen, was um sie her vorging. In einer dieser Kirchen stand das Riesenbild des heiligen Christoph, an den mittelsten Pfeiler gelehnt und mit dem Kopfe an das Gewölbe stoßend; auf seiner Schulter saß das schwere Christuskindlein, und in seiner Hand hielt er als Wanderstab einen ausgewachsenen Baumstamm mit frischen, grünen Aesten, der monatlich erneuert wurde. Das Licht der hochhängenden Lampe umgab das Kindlein wie mit einer Glorie und warf, wie segnend, einzelne Strahlen herab auf den frommen Riesen.

Wenn ich den hiesigen katholischen Gottesdienst mit dem englisch-protestantischen vergleiche, muß ich dem erstern unbedingt den Vorzug geben. Mögen gleich einige Zeremonien zu viel und selbst ans Burleske streifend sein, z. B. das Umherwerfen der Räucherfässer, das fortwährende Anlegen anderer Kleidungsstücke u. s. w., so hat dieser Kultus doch eine Art antiker Größe, welche imponirt und befriedigt. Die Musik war vortrefflich, sehr gute Sänger, und diese, was den Effekt ungemein vermehrte, unsichtbar. Einige Protestanten nennen dies zwar eine Bestechung der Sinne, ich kann aber nicht einsehen, warum das Ohren zerreißende Geschrei einer unmusikalischen Lutherischen Gemeinde frömmer sein soll, als die Anhörung guter Musik, von Leuten ausgeführt, die sie auszuführen *gelernt* haben.*)

Auch die Betrachtung des Inhalts der Predigt war hier ganz zum Vortheil des katholischen Kultus. Während die englisch-protestantische Gemeinde in Tuam, als ich zugegen war, in einem sehr trockenen, von dem Prediger abgelesenen Vortrage von einer Wundergeschichte unterhalten wurde, die ohne alle Anwendung auf das christlich-fromme *Leben* blieb, war hier die Lehre rein moralisch und praktisch. Der Redner sprach hauptsächlich vom Neid und sagte unter Anderm sehr treffend: Wollt Ihr wissen, ob Ihr von diesem Laster, das der Menschenliebe geradezu entgegen arbeitet und den Menschen so sehr erniedrigt, ganz frei seid, so prüft Euch nur

*) „Durch die Einführung der neuen Agende im Königreiche Preußen ist zur Verbesserung, ich möchte sagen, Vermenschlichung der Musik in den Kirchen sehr viel gethan worden, und der Einfluß auf die Gemeinden überall auch sehr wohlthätig gewesen."

Anm. des Fürsten.

Der erhebende, feierliche, wahrhaft christlich erbauende Choralgesang der deutschen protestantischen Kirche ist aber in seiner hohen Bedeutung für die gemeinsame Erbauung nicht zu gering anzuschlagen; auch arbeiten jetzt eben manche wackere katholische Geistliche daran, ihn ihrer Kirche wieder zuzuführen. Anm. des Herausg.

genau, ob Ihr nie, wenn das Glück Euern Nächsten heimsuchte, ein unbehagliches Gefühl in Euch entdecktet, oder ob Ihr nie, bei der Nachricht, daß dem Glücklichen etwas mißlang, oder ein Anderer von diesem und jenem Unfall betroffen wurde, eine leise Befriedigung gefühlt? Legt Euch diese Frage ernstlich vor und beantwortet sie dann mit Aufrichtigkeit u. s. w.

Die Art, wie Jeder hier für sich still in seinem Gebetbuche liest, während die herrliche Musik den Geist erhebt und vom Irdisch-Alltäglichen abzieht, scheint mir auch dem eintönigen Ablesen der Gebete in der englischen Kirche weit vorzuziehen. Während der Priester vor dem Altar das Hochamt hält und die Erlösung durch den Tod Jesu symbolisch darstellt, ist die Gemeinde still in Andacht gesammelt und merkt nicht auf die Räucherungen der Priester und Chorknaben am Altar, auf den Wechsel der Gewänder, welches Alles nur für ein protestantisches Auge etwas Auffallendes hat.

---

6. Athen.*)

1.

Die Ankunft.

Athen, 2. April 1852.

Unser erstes Ziel haben wir erreicht; wir befinden uns seit gestern früh in Athen.

Das Schiff war Abends von der Insel Syra abgegangen und wir näherten uns bereits der attischen Ebene, als uns des Morgens unser Reisediener Dimitri weckte. Wir stiegen auf das Verdeck; es war auf der Höhe der phalerischen Bucht. Welch' ein Blick! — ich werde ihn nie vergessen. Zur Seite liegen die weltberühmten Inseln Aegina und Salamis, und drüben auf dem Festlande steigt der mächtige Pentelikon auf, seine Arme weit über das Thal ausbreitend, gleich als wolle er es unter seinen Schutz nehmen; und an diesen schließt sich der lang hingestreckte Hymettus und der einsam feingezeichnete Bergkegel des Lykabettus; endlich, für den ungeduldigen Reisenden fast allzuspät, tritt immer deutlicher und deutlicher auch der Hügel der Akropolis hervor, mit den weithinschimmernden Säulen des Parthenon, der Propyläen und des Niketempels.

Wir landeten im Piräus, dem Seehafen von Athen. Es giebt wohl nirgends ein so günstiges, von allen Seiten umschlossenes Hafenbassin, als dieses; der alte Themistokles, der die Seemacht der Athener begründete, wußte sehr wohl, was er that, als er den Athenern anrieth, ihre hauptsächlichste Stärke im Piräus zu suchen.

Während unser Diener beschäftigt war, unsere Sachen ans Land zu bringen, ergötzte ich mich an den malerischen Gruppen von Griechen und

*) Herm. Hettner: Griechische Reiseskizzen (Braunschweig 1853).

Griechinnen, die rings um mich herum auf dem Verdeck lagerten. Wunderbar schön sind die Männer. Das schwarzgelockte Haupt ist mit einem knapp anschließenden rothen Feß bedeckt. Stechende Augen, schwarzbrauner Teint, die Nase lang, aber leise gebogen, das Kinn spitz, aber kräftig vortretend. Der Nacken ist frei. Nur ein schmaler weißer Kragen legt sich über das rothe oder blaue Kamisol, dessen freischwebende Aermel die zierliche Bewegung der Arme begleiten. Auf der Brust liegt das weiße, feingeglättete Hemd. Und von den Hüften schwebt, durch einen farbigen Gürtel zusammengehalten, bis zum Knie die weiße, faltenreiche Fustanella, ein hemdartiger Ueberrock, der der ganzen Gestalt eine feine, wenn auch zuweilen fast weibische Zierlichkeit giebt. Unter den Knieen sind die Beine in knappe, scharlachrothe oder blaue mit blauen Quasten und Stickereien gezierte Gamaschen geknöpft, und die Füße sind mit zierlichen Schnabelschuhen oder Sandalen bekleidet. Ein Mantel von zottigem Ziegenfell mit frei schwebenden Aermeln, oder bei Vornehmen ein blauer Paletot mit rothem Kragen dient in der strengeren Jahreszeit als Ueberwurf.

Mögen nun diese Neugriechen die wahren Abkömmlinge der Altgriechen sein, oder mag noch so viel slavisches Blut in ihren Adern fließen, diese Männer wissen sich mit einem Adel und mit einem Schwunge zu tragen und zu bewegen, daß uns die ganze Plastik der alten Kunst aus diesen Gestalten lebendig zur Seele spricht. Ich sah gestern auf der Straße in Syra einen griechischen Palikarenhäuptling und einen vornehmen Mann aus Sparta Arm in Arm mit einander auf und ab spazieren; diese gingen so stolz und in ihrer Schönheit so selbstbewußt, daß ich mich gar nicht satt an ihnen sehen konnte; sie gemahnten mich wie verkommene Nachkömmlinge alter Königsgeschlechter, die selbst im Bettlermantel noch immer die alte Würde zu wahren wissen. Merkwürdig ist es, daß die Frauen, wenigstens die städtischen, in ihrer Kleidung fast ganz modernisirt sind. Das giebt ihnen bei ihrem braunschwarzen Teint und ihrem üppigen Haarwuchs ein entsetzlich salopes Ansehen. Schöne Griechinnen konnte ich bis jetzt nur wenige entdecken. Sie verblühen alle sehr schnell, und das mag wohl daher kommen, daß sie meist, eben so wie die Frauen in Sicilien, ihre Kinder bis in das dritte oder vierte Jahr hinein stillen.

Das kleine Städtchen des Piräus, flach in der Ebene gelegen, ist ganz modern gebaut mit modernen Kaffeehäusern und Kaufmannsspeichern. Obgleich es in den letzten Zeiten sehr an Ausdehnung zugenommen hat, so hat es doch noch lange nicht den Umfang der alten Hafenstadt. Das obere Ende der Bucht, wo die Sage die Gebeine des Themistokles ruhen läßt, ist sumpfig und fieberhaft.

Aber wir halten uns nicht lange im Piräus auf, es drängt uns nach Athen. Wir fahren vorüber an den Ueberresten der „langen Mauer," wir fahren über den Kephissos durch die letzten Ausläufer des heiligen Olivenhains. Die Straße ist so angelegt, daß man fortwährend die Akropolis von Athen im Angesicht hat. Diese Fahrt dauert etwa eine Stunde.

Endlich sind wir in der Nähe der Stadt. Zur Rechten zwischen dem Hügel der Akropolis und der Straße, auf der wir uns befinden, liegt der alte Theseustempel, mit seinen goldbraunen Säulen und Wänden uns in der leuchtenden Morgensonne wie zum Gruß entgegenstrahlend.

Die neue Stadt hat keine Ringmauern, keine Thore. Man fährt durch die Hauptstraße, die Straße des Hermes. Der erste Eindruck der Stadt war verstimmend, und wohl geeignet, alle träumerischen Illusionen von einem raschen Aufblühen des neuen Griechenlands zu zerstören. Die Häuser sind sehr eng und niedrig, meist einstöckig, zum größten Theil ohne Fenster; hölzerne Läden schließen bei schlechtem Wetter und in der Nacht die Oeffnungen, die als Fenster dienen. Die Straßen, selbst die Hauptstraße, sind ganz entsetzlich schmutzig, denn sie sind alle ungepflastert. Es überfiel mich eine namenlose Trauer; ich dachte an Rom. Rom ist auch nicht mehr so groß, wie seine große Vergangenheit, aber es hat ein glanzvolles Mittelalter und steht auch jetzt im Wesentlichen mit der ganzen europäischen Bildung auf gleicher Höhe. Wie ganz anders hier! Griechenland nahm einen Aufschwung zur Zeit seines ruhmreichen Befreiungskrieges; aber dieser Aufschwung ist verpufft. Das ganze Land ist zu arm, als daß es sich durch sich selbst erhalten, geschweige denn aufblühen könnte. Der Grieche ist betriebsam, ja er ist so fleißig, daß ich nie einen ähnlichen Fleiß in Italien gesehen habe. Aber alle diese Anstrengungen sind vergeblich, wenn Griechenland sich nicht reicher bevölkert und durch die zunehmende Bevölkerung die reichen Schätze*) des Landes und die schönen Hafenplätze der Küsten besser benutzen kann. Es ist unsaglich niederdrückend, wenn man überall die ärgste Barbarei sieht, und darauf das moderne Baiernthum aufgepfropft!

2.

Die Stadt.

Das neue Athen liegt durchaus auf dem Grund des alten. Es ist wohl hauptsächlich vom König Ludwig ausgegangen, daß gerade Athen wieder die Hauptstadt des neuen Königreichs wurde. Diese sentimentale Romantik war aber entschieden ein politischer Mißgriff. Das alte Athen siedelte sich hier an, weil alle ältesten griechischen Städte, aus Furcht vor den Einfällen der Seeräuber, sich in einiger Entfernung vom Meere landeinwärts auf steile Anhöhen ansiedelten. Heute fällt diese Ursache weg. Griechenland ist wesentlich auf die See angewiesen. Die natürliche, d. h. durch die Zeitverhältnisse und durch die billige Rücksicht auf Griechenlands Handel und Weltverkehr geforderte Lage der neuen Hauptstadt war nur der Piräus, den als die eigentliche Stadt zu betrachten schon Themistokles anrieth. Vielleicht war aber Attika für eine Städtegründung überhaupt,

*) Griechenland ist zu klein und leider von den Mächten gleich von vornherein so schwach hingestellt, daß es nicht zu Kräften kommen kann. Anm. des Herausg.

die der natürliche Mittel- und Schwerpunkt eines einheitlichen Königreichs sein soll, in einer zu entfernten Landecke gelegen. Es zeigt von der hohen Weisheit Kapodistria's und der Venetianer, daß sie zunächst Nauplia, das schöne, mit einem herrlichen Hafen versehene, zu ihrem Regierungssitz wählten. Und bekanntlich ging man sogar einmal mit dem Plane um, die Hauptstadt auf den korinthischen Isthmus zu legen, auf die schmalste Stelle desselben; sie beherrschte dann beide Meere.

Nichtsdestoweniger ist das neue Athen bis jetzt rasch aufgeblüht. Es hat einige 20,000 Einwohner und nimmt einen stattlichen Flächenraum ein. Zwei Hauptstraßen, die sich in ihrer Mitte rechtwinkelig durchschneiden, durchlaufen die ganze Länge und Breite der Stadt: die schon erwähnte Hermesstraße, die als Fortsetzung der vom Piräus kommenden Landstraße, von Westen nach Osten gehend, auf dem großen freien Platze mündet, der eine hübsche Gartenanlage vor der königlichen Residenz bildet — und die Aeolusstraße, vom Süden zum Norden führend, deren südlicher Ausgangspunkt der unter der Akropolis liegende, aus der Römerzeit stammende Thurm der Winde ist. Die große Mehrzahl der an diesen beiden Straßen liegenden Häuser ist zweistöckig, zuweilen recht elegant und sauber. Hier giebt es Glasfenster und zweiflüglige Hausthüren, oft auch Altane, über die oft ein stumpfwinkliger Seitenflügel hervorspringt. Dies sind die Straßen der Kaffeehäuser und Kaufläden; zu ebener Erde liegen die Barbierstuben, die den heutigen Griechen ganz wie den alten als öffentliche Unterhaltungsorte dienen. Durch die geöffneten Thüren und Fenster sieht man die Werkstätten der Hutmacher, Schuster und Schneider, die halb auf offener Straße arbeiten. Man schaut auf ein recht heiteres, bewegtes Straßenleben.

Die Häuser der fremden Gesandten und die öffentlichen Staatsgebäude, die Ministerien, die Bank, die Universität liegen vom städtischen Verkehr entfernter, auf freien, zum Theil noch nicht ganz ausgebauten Plätzen, die sich vom nördlichen Ende der Aeolusstraße bis zum königlichen Schlosse hinziehen. Dies ist das fashionable Westende des neuen Athen.

Was sich an diese Stadttheile anlegt, ist nun aber ein wüster Knäuel von kurzen, krummen und engen Gassen, durch den man sich schwer hindurchwindet. Fast überall sieht man nur elende Hütten und Baracken, dürftig zusammengesetzt aus vier übertünchten, mit einem leichten Ziegeldach überdeckten Mauern; einige Oeffnungen mit hölzernen Läden dienen als Fenster, Schornstein und Thür. Nur an Einem ist hier Ueberfluß: an Staub bei trockenen Winden, und an Schmutz bei Regenwetter.

Wenn die Frauen und Mädchen der höhern Stände, oder besser gesagt, jener kultivirten Stadttheile sich durchaus europäisch tragen — nur ein kleiner rother Feß, um den sich in üppiger Fülle die dichten Haarflechten winden, gilt als nationales Abzeichen —: so herrscht in diesen entlegneren Straßen und Winkeln noch ganz die albanesische Frauentracht, wie im übrigen Griechenland. Ein langer wollener Rock, vom Hals bis

zu den Füßen wallend, wird tief unten an der Hüfte mit einem rothen Gürtel zusammengehalten; darüber legt sich ein kürzeres, wollenes Oberkleid von demselben Schnitte, ebenfalls mit weißem Grund, die Breite des Rückens mit zwei langen schwarzen Streifen hervorhebend, und wenn es ein Festgewand ist, bei Mädchen mit rothen, bei Frauen mit schwarzen Stickereien umsäumt. Der Kopf ist in durchaus antiker Drapirung mit einem weißen Tuch umhüllt.

3.
Die Akropolis (Burg).

Der Hügel der Akropolis erhebt sich etwa 350 Fuß hoch am südlichen Ende der Stadt. In der ältesten Zeit war er die Stadt selbst; erst unter Theseus breiteten sich die Wohnungen am Fuße des Hügels aus, weshalb das spätere Athen auch die Stadt des Theseus genannt wurde. Auf der Nord-, Süd- und Ostseite steigt er mit steilen und unerklimmbaren Felswänden jäh empor. Nur gegen Westen ist er von dieser natürlichen Befestigung entblößt. Diese Westseite ist daher stets der gewöhnliche Aufgang zur Akropolis gewesen. Jetzt ist der Eingang mit mittelalterlichen und türkischen Mauerwerken verbaut, und nur durch eine enge Seitenpforte gelangt man in das Innere des Allerheiligsten. Wir gehen durch diese Pforte und wir stehen vor der großen und breiten Treppe, auf deren Höhe uns oben als ihr natürlicher Abschluß die Propyläen entgegentreten, das festliche Eingangsthor, das die Griechen des Perikleischen Zeitalters zur Betretung der Akropolis ladete. Diese Propyläen, in der Mitte das große Thor, von dem das Brandenburger Thor in Berlin nur ein schwaches Abbild giebt, und zur Seite die gewaltigen Seitenflügel, von denen, der künstlerischen und militärischen Doppelbestimmung der Akropolis entsprechend, der eine ein Waffenmagazin, der andere eine Pinakothek (Gemäldegallerie) war, gehören zu den vollendetsten Bauten der vollendetsten Kunstblüthe.

Aber die Säulen sind verstümmelt, das Dach zertrümmert; ein häßlicher mittelalterlicher Festungsthurm stört den einheitsvollen Eindruck; die Treppen sind in vereinzelte Bruchstücke aus einander geschleudert. Und der durch die Bemühungen von Roß und Schaubert aus den alten Trümmern wieder aufgebaute zierliche Nike- (Siegesgöttin-) Tempel, der vor den Propyläen steht, dient nur dazu, uns das Gefühl recht lebhaft zu machen, was für eine unendliche Welt der Schönheit uns für immer verloren gegangen ist.

Durch die Propyläen hindurch geht es nun an regellos auf einander geschichteten Bautrümmern vorüber zu dem Parthenon, dem schönsten und größten Tempel des Alterthums.*) Wohl erfüllen uns diese hochaufstre-

*) Dieser Tempel der Athene war 150 Ellen lang und 100 Ellen breit, darin stand die berühmte Bildsäule der Göttin. Die Türken machten eine Moschee daraus, welche 1677 durch die Bomben der Venetianer zerstört wurde.

benden Säulen und die Gesimse des Daches und der Decke durch ihre schönen Formen und Verhältnisse mit Bewunderung und Entzücken; aber auf den ersten Anblick vermag die Phantasie nicht, aus der gräßlichen Verstümmelung, der auch dieser Bau unterlegen ist, sich lebendig das Ganze in seiner vollen Herrlichkeit wieder herzustellen. Die Säulen, jetzt des Daches, der Deckenbalken und zum Theil der Kapitäle beraubt, ragen klagend in die blaue Luft hinein, und ringsherum liegen auf dem Boden des inneren Tempelraumes die schönsten Baustücke wüst durch einander. Mit bewegtem Gemüth geht man hinüber zu dem wunderbar zierlichen Erechtheion, dem Doppeltempel der Athene Polias und des Poseidon (Erechtheus). Die ionischen Säulen dieses einst so prachtvollen Tempels sind höchst anmuthig und leicht, das Ganze ist so schlank und zierlich, in allen Einzelheiten so durchgebildet und feingegliedert! Aber fragt man, wie die einzelnen Theile dieser zwei Zellen mit ihren doppelten Seitenflügeln unter sich zusammmenhingen, so wird die Antwort schwer. Man muß öfter diese Trümmer betrachten und das Nachforschen und Studium der Alten in lebendige Verbindung setzen: dann werden allmählig auch diese Ruinen vor dem inneren Seelenauge zum schönen Ganzen, zu lebendigen Bildern der untergegangenen Herrlichkeit! Sie sind das Einzige, was wirklichen Genuß bietet; mittelalterliche Kunst und Bildung ist in Griechenland nicht zu finden und die Gegenwart ist auch nicht viel mehr, als der Anblick einer Ruine.

Neunter Abschnitt.

1. Spanien und die Spanier. — 2. Spanisches Land und Volk. — 3. Die Einwohner von Madrid. Eigenthümlichkeiten Madrids und der Madrider. — 4. Das Eskurial. — 5. Mexiko. — 6. Das Leben in Mexiko. — 7. Die Indianer in Mexiko. — 8. Die Kreolen. — 9. Lima und seine Bewohner. Das Klima. Stiergefechte.

1. Spanien und die Spanier.

Reise an die spanische Grenze im Jahre 1820.*)

Ich wollte das Volk besuchen, durch welches Europa das Gesetz der Kalifen von sich abgewehrt, die neue Welt erobert und neuerdings alle Könige wieder frei gemacht hat.

Als ich mitten in jenen Bergen angelangt war, welche eine so großartige Mauer zwischen Bearn und Navarra bilden, machte ich, durch die Schönheiten der Landschaften gefesselt, Halt im Lande der Basken. Hier sind die Pyrenäen, welche sich bereits dem Ozean nähern, schon sehr von jener Höhe herabgesunken, die sie in der Umgegend von Bagnères und gegen den Mont Perdu hin so majestätisch macht. Ihre Gipfel verbergen sich hier nicht mehr hinter einem unvergänglichen Schneemantel, und die reißenden, zerstörenden Gießbäche, die gewaltigen Amphitheater himmelanstrebender Felsen, die schauerlich tiefen Abgründe sind verschwunden. Die Natur zeigt sich überall als freundliche Wohlthäterin, und statt erhabener Szenen voll wilder Pracht zeichnet sie liebliche Bilder eines reichen, fruchtbaren Lebens. Nicht genug, daß Baumgärten, mannigfache Anpflanzungen und fette Triften die Thäler schmücken, und daß die Abhänge der Berge mit Alpenröschen (Rhododendron), Maulbeerfeigen (Sykomoren) und Obstbäumen bedeckt sind; auch der schroffe Gebirgskamm ist mit Gehölz bekränzt, gleichsam mit einer ungeheuern Guirlande, welche den Rahmen des prächtigen Landschaftsgemäldes bildet. Hier und dort schwebt ein Meierhof oder eine Sennhütte ganz oben auf diesen gesegneten Höhen, und ganze

*) „Don Alonso oder Spanien." Eine Geschichte aus der gegenwärtigen Zeit von N. A. von Salvandy. Mit einem Vorworte von Goethe. Aus dem Französischen übersetzt. 5 Bde. 1826.

Felder von Goldäpfeln, Gurken und Maiskorn breiten sich vor dem Auge in gleicher Ueppigkeit aus, wie in den fruchtbaren Auen des Adour und der Ustariz. Es sind nur wenige kahle Spitzen, die in die Wolken hinauf zu klettern scheinen, welche der menschliche Fleiß nicht zu seinem Nutzen bearbeitet hat. Doch auch diese bieten dem Auge keineswegs einen abschreckenden Anblick dar; sie sind mit duftendem Thymian und freundlichem Haidekraut überkleidet. Dann machen, in malerische Gruppen vertheilt, Heerden von Schafen und Ziegen diese Einöden lebendig, und selbst der Stier erscheint noch durch den Wolkennebel hindurch, der an dem Kamme des Gebirges sich hinzieht, wie ein Götterbild des Apis der alten Aegypter.

Zuweilen begegnet dir auch ein junges baskisches Mädchen mit schwarzen Augen und schlankem Wuchse, fröhlich ihr Liedlein singend. Mit bloßen Füßen und einer Last auf dem Kopfe, welche die Männer unserer Städte Mühe hätten fortzutragen, eilt sie wie ein Reh über die jähesten Fußpfade dahin, und in ihrem flüchtigen Gange arbeitet sie noch an einem zehnfarbigen Brustlatze, womit sie ihren alten Vater zu schmücken gedenkt.

Zuweilen begegnet dir auch ein Mann, der auf einem Thurme von Waarenballen sitzt, unter denen die Mauleselin, der man sie aufgepackt, fast verschwindet. Den Kopf von einem riesigen, niedergeklappten Hute bedeckt und in einen braunen Kapuzenmantel gehüllt, raucht er in gemessenen Zügen seinen Zigaro von Havanna Du wirst überrascht von der Kraft und dem Adel in seinem Gesicht und von dem tiefsinnigen Blicke seiner Augen. Seine linke Hand ruht auf einer Stutzbüchse, und du möchtest ihn für einen Krieger halten, der auf Krieg und Schlachten sinnt; aber auf der andern Seite hängt seine Guitarre, und du kommst auf die Vermuthung, er denke an die Komposition eines neuen Liedes: und doch ist der Mann weiter nichts, als ein einfacher Arriero oder Mauleseltreiber. Er reitet an der Spitze von zwanzig schwer beladenen Mauleseln, von denen der letzte durch den eintönigen Klang einer heisern Glocke ihm fortwährend zu erkennen giebt, daß der ganze Zug regelmäßig fortschreitet. Frankreich hat beinahe schon diejenige Stufe der Zivilisation erreicht, wo es seinen Handel nicht mehr durch Landstraßen, sondern durch Kanäle vermittelt. Spanien dagegen hat es noch nicht einmal bis zu dem so nützlichen Fuhrmannskarren gebracht, denn dazu erwartet es erst noch von einer schützenden, vorsorglichen Regierung die Errichtung von Brücken und Straßen.*)

Dicht hinter dem Arriero, aber mit finsterer, mehr drohender Miene, folgt der Schleichhändler der baskischen Provinzen. Eine Flinte blitzt in

*) Diese würden immer noch nicht die Maulesel in Spanien unnütz machen oder gar vertreiben, denn die Kommunikationsmittel hängen von der Lokalität des Landes ab. In einem Gebirgslande sind keine Kanäle möglich, und auch auf der besten Straße im Gebirge bleiben die Maulthiere das zweckmäßigste „Fuhrwerk." — Von den Eisenbahnen wußte der Reisende noch nichts; in dieser Hinsicht hat sich das „an der Spitze der Zivilisation stehende Frankreich" sehr in den Hintergrund geschoben.

seinen Händen, um damit seinen Erwerbfleiß zu schützen, fast die einzige Art von Industrie, die das schönste Land der Erde aufzuweisen hat. Er führt die Wolle Aragoniens und Kastiliens französischen Städten zu, um sie in Kurzem, wenn sie in jenen Werkstätten zu kostbaren Stoffen sich umgestaltet hat, über dieselbe Grenze wieder zurückbringen.

Das goldene Zeitalter hätte in diesen schönen Gegenden sich fortpflanzen sollen, doch Neid, Haß und Groll stehen von Dorf zu Dorf auf der Grenze der beiden Königreiche gleichsam Schildwache. Die spanischen und französischen Basken stehen sich nicht blos als Fremde, sondern sogar als Feinde gegenüber. Dieser innere Zwiespalt macht den schmalen Strom, der die Scheidelinie zwischen dem Reiche Ludwigs XIV. und der Monarchie Karls V. bildet, zu einer breiten Grenzscheide. Wie klein und strafwürdig erscheinen doch die Leidenschaften der Menschen unter diesen Naturszenen, wo der Weltgeist seiner glanzvollen Schöpfung das Gepräge ewiger Ruhe aufgedrückt hat.

Eine halb verfallene Brücke stellt sich jetzt deinem Blicke dar. Dein Pferd geht dreist, vielleicht muthiger als du selbst, über den wankenden Brückenbogen hin. Glücklich bist du hinüber, aber du wirfst immer noch einen Blick voll Unruhe um dich her, und hältst an, um ein kleines steinernes Kreuz zu betrachten, welches die Zeit mit Moos und Flechten bebedeckt hat, aber nicht wie die Ruinenbrücke zu zerfallen droht. Das ist das Grenzmal zwischen dem katholischen und allerchristlichsten Reiche, und das bescheidene Monument erinnert dich, daß du jetzt auf spanischem Boden wandelst.

Der Augenblick des Uebertritts von einem großen Reiche in ein anderes hat immer etwas Ergreifendes. Man glaubt die geistige Verschiedenheit der Völker auch an dem Lande zu schauen, und es ist, als ob über dem Haupt ein anderer Himmel sich wölbte. Der Wanderer bleibt sinnend stehen und blickt auf beide geschiedene Theile hin, um gewiß zu sein, daß er die Scheidelinie überschritten habe. So verweile auch du, lieber Leser, noch eine kleine Weile bei mir und erklettere mit mir auf diesem von Nußbäumen überschatteten Wege jene Bergspitze, die hoch vor allen andern in das reine Himmelblau emporragt. Hier überschauen wir links die Berge von Navarra, und rechts breiten sich die Gefilde von Frankreich aus mit ihren Städten, die man bis auf funfzig Stunden weit erkennen kann; zu deinen Füßen aber, dort wo die Pyrenäen zur Ebene hinabsteigen, im Angesicht von Bayonne und der Steppenfläche des Landes, zieht sich der französischen Küste entlang der blauglänzende Ozean in seiner Unermeßlichkeit hin.

Lange streifte ich in diesem Theile des Gebirges von Zucaramundi umher, bis mich endlich die sengenden Strahlen der fast senkrecht über meinem Haupte stehenden Sonne daran erinnerten, nach der Landstraße wieder einzulenken. Die Zeit ward mir etwas lang, bis ich ein kleines Dörfchen erreichte, das zu meinen Füßen in einer tiefen Bergschlucht eingeklemmt lag — der erste navarresische Flecken, welcher dem Reisenden

aufstößt, wenn er, anstatt über Irun und Guipuzkoa nach Spanien zu reisen, durch die französischen Marktflecken Ainhoa nach Ustariz seinen Weg auf Pamplona zu nimmt.

Der vor mir liegende Flecken hieß Urdax und zählte kaum funfzig Häuser. Ein Kloster, welches stolz über diese Häuserchen hervorragt, schmückt die Landschaft und belebt die Gegend; nicht weit von der Kirche, ganz nahe an dem Gottesacker, auf welchem viele heimgegangene Geschlechter beim sanften Gemurmel der Ugarana schlummern, unterhielt der Alcalde des Orts eine Herberge. An der Vorderseite derselben war ein in Stein gehauenes Wappenbild zu sehen, welches da seit undenklichen Zeiten hängen mochte, um durch den Prunk dieser steinernen Malerei den hohen Rang des Insassen dieser niedrigen Behausung anzukündigen. An den Pfeiler eines einförmigen Wagenschuppens, der dem ärmlichen Hause ganz angemessen die Stelle eines Säulenganges (Portikus) vertrat, stand ein junger, etwa funfzehnjähriger Bauer gelehnt, der voll tiefen Ernstes dem Fluge der Stunden nachzusehen schien. Ich winkte ihm zu, mein Pferd zu halten, aber er rührte sich nicht von der Stelle, und ich hätte geglaubt, er habe mich nicht verstanden, wenn mir nicht der Ausdruck von Zorn und Verachtung in seinem Gesichte, das sich alsdann auch in den Mienen der vielen Kinder, deren Begleitung mein fremdartiges Aussehen mir zugezogen hatte, abspiegelte, aufgefallen wäre. Ich hielt es daher am gerathensten, selbst meinen Gaul an einem Pfosten der ländlichen Vorhalle anzubinden. Eine Treppe, die unter meinen Füßen in bedenkliche Schwingungen gerieth, führte mich in das Hauptzimmer, dessen Hauptmobiliar in einigen wurmstichigen Tischen bestand. An einem derselben saß ein Mann mit einem großen Hut auf dem Kopfe, die Beine über einander geschlagen und behaglich den Rauch einer Zigarre fortblasend. An seinem würdevollen Wesen erkannte ich ihn für den Herrn des Hauses und wandte mich mit der Frage an ihn, was ich wohl zu essen bekommen könnte.

„Was Ihr mitbringt!" erwiderte er kalt und fuhr fort, in aller Gemessenheit lange Rauchwolken emporwirbeln zu lassen.

Ich fragte ihn, ob er nicht wenigstens Wein und Brod zu Hause habe.

„Allerdings, Brod vom reinsten Weizenkorn und rother Wein von Tudela sind bei mir im Ueberfluß zu haben."

„Nun, so laßt mir davon zukommen, und fügt dieser bescheidenen Mahlzeit noch einige Eier hinzu, die ja auf dem Lande niemals fehlen!"

„Fragt in der Gegend nach!" erwiderte Don Geronimo und versank wieder in sein beharrliches Stillschweigen.

Der junge, so vornehm thuende Navarrese war mir indessen gefolgt und an der Thür stehen geblieben. Obwohl er seine großen Augen auf mich geheftet hielt, wußte ich doch nicht recht, ob er träumte oder wachte. Ich wagte es noch einmal, ihn anzureden und seine Dienste in Anspruch zu nehmen. Aber nun kam eiligst eine Frau aus der Küche herbeigelaufen, mit einem großen Kochlöffel in der Hand.

„Ihr macht wenig Umstände, das muß ich sagen!“ rief sie mit einem unendlichen Wortschwall. „Ihr müßt wissen, daß der Herr Don Franzesko de Paula, mein lieber Sohn, nicht für Euren Dienst geboren ist, sondern für Gottes Dienst, denn er wird sich in Kurzem bei den Dominikanervätern einkleiden lassen. Dann wird ihn Jedermann in Ehren halten, und vielleicht erweist uns noch Gott die Gnade, der spanischen Nation einen Heiligen aus unserm Geblüt und mit unserm Namen zu schenken. Gott Lob! er wird dann auch würdig sein, zu seinen Ahnen einen jener Kriegsobersten zählen zu dürfen, die in der glorreichen Schlacht, welche hier ganz in der Nähe bei Roncevaux von den Unseren gewonnen wurde, das Meiste dazu beitrugen, den mächtigen Kaiser — — Karl den Großen*) über die Berge zurückzuwerfen.“

Hier stockte der Strom ihrer Rede. Diese zweite Kornelia war nur mit einem wollenen Mieder und einem kurzen Unterrocke von Borat**) bekleidet, der ihre Füße, welche seit undenklichen Zeiten von Staub und Sonne geschwärzt waren, bis ans Knie herauf unbedeckt ließ. Ihr Mann, der Gastwirth oder vielmehr der Alkalde***), nannte sie immer sehr umständlich die Segnora †) Donna Urraka.

Ich faßte den Entschluß, mich noch einmal an den Don Alkalden zu wenden, und zwar mit aller der Ehrerbietung, die einer so vornehmen Person gebührte. Nun rief er, doch ohne sich von der Stelle zu rühren: „Franziska!“ Aber Franziska kam nicht. Ich wartete mit Ungeduld, und nach einer langen Zwischenpause entschloß er sich, noch einmal zu rufen. Franziska erschien jetzt in Begleitung eines Ordensgeistlichen, dessen Hand sie küßte. Während Don Geronimo sich zur Hälfte erhob, um den Gast zu bewillkommnen, betrachtete mich Franziska voller Neugierde. Dieses junge Mädchen in ihrem kurzen Unterröckchen, mit ihren langen Haaren, die in zwei gleichen Haarflechten den Rücken herabhingen, setzte mich durch das Feuer ihrer Augen in Verwunderung. Die jungfräuliche Frische eines Alters von achtzehn Jahren färbte ihre von der Sonnengluth des Südens gebräunte Haut mit lebhaftem Roth, und ihr leichter Gang kündigte mehr ein andalusisches als ein navarresisches Mädchen an.

Der Ordensgeistliche setzte sich auf eine Bank an die Seite des Alkalden. Seine erste Bewegung war, die weiten Aermel seiner halb schwarzen, halb weißen Ordenskutte des heiligen Dominikus zurückzuschlagen. Ich bemerkte, daß sie mit mehreren Reihen jener goldenen Tressen besetzt waren, die ein Abzeichen der höheren Grade in der spanischen Armee sind.

---

*) Karl der Große, als er die spanische Mark eroberte, soll in den Pyrenäenthälern bei Ronceval oder Roncevaux eine Niederlage erlitten haben. Hier hatte auch der berühmte Held Roland seine Abenteuer.

**) Ein grober Wollstoff.

***) Ortsrichter.

†) Dame.

Hierauf schlug er auch seine weite Kapuze zurück und enthüllte einen jungen und schönen Kopf, der aber nur von einem schmalen Haarkranze geziert war.*)

Franziska oder Pasquita, wie sie der Dominikaner nannte, beeilte sich, einem alten, auch in dem übrigen Spanien üblichen Gebrauche zufolge, ihm eine Flasche Weißwein vorzusetzen. — „Lebe tausend Jahre!" sagte er, indem er nach den Wangen des jungen Mädchens mit seiner Hand fuhr, die dieselbe zurückstieß, aber auch sogleich wieder ergriff, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen. Ich war so dreist, mich an die schöne Spanierin zu wenden. Sie hörte mich mit spöttischer Miene an und lächelte über meinen französischen Akzent. Frau Urraka zeigte sich wieder, und zwar ganz so erzürnt wie das erste Mal.

„Ihr wißt vermuthlich nicht," sagte sie zu mir, „wen Ihr vor Euch habt? Die Segnorita**) ist eben so von Stande als Don Franzesko de Paula, welcher jetzt bald Fray***) Franzesko heißen wird, falls es der heiligen Mutter Gottes gefällt, seiner Berufung ihren Schutz zu gewähren. Die Segnorita ist die Tochter meines Bruders, des Feldmarschalls der Armeen des Königs, und obwohl der Herr General sich unter die Feinde Gottes†) hat anwerben lassen, so behauptet er doch noch immer seinen Rang. Dazu kommt noch, daß er aus dem Bezirk von Darroka gebürtig ist, dessen Einwohner alle von gleich hohem Range und folglich, wie Jeder weiß, alle eben so gut Hidalgos††) sind, als irgend ein Fürst in der Welt. Ihr seht nun selbst, ob es Euch zukommt, einer Person Befehle zu geben, in deren Adern das Blut der alten Spanier, des ältesten Adels und der ältesten Christen rinnt...."

Das Gepolter eines umgestoßenen Kessels machte der feierlichen Anrede der Donna Urraka ein Ende. Pasquita war indeß doch so freundlich, mir zu versprechen, für meine Bedürfnisse sorgen zu wollen; dann folgte sie der Donna Urraka nach in die Küche. Ich blieb mit dem Ordensgeistlichen und dem Alkaden allein. Beide unterhielten sich jetzt ganz leise mit einander, oder vielmehr der Dominikaner sprach, und der Alkade stimmte bei, indem er die letzten Worte seines Gastes mit einem andächtigen Blick gen Himmel und in schmerzlich bewegter Stimme nachsprach. Der

*) Jedem Ordensgeistlichen wird als Abzeichen der obere Theil des Kopfes kahl geschoren. Auch die Weltgeistlichen haben, wenn auch kleiner, einen geschorenen Kreis auf dem Scheitel.

**) Demoiselle — Fräulein.

***) Bruder.

†) Die republikanische Partei, welche die unbeschränkte Macht des Königs durch eine Verfassung (Konstitution) zu beschränken suchte und natürlicherweise die Geistlichkeit gegen sich hatte.

††) Adelige, von hijo de algo (Sohn von Etwas), oder wie Andere erklärten: hijo del Godo (Sohn des Gothen). Bekanntlich bildeten die Westgothen den Hauptstamm der jetzigen spanischen Nation.

Pater Prokurator — so nannte ihn nämlich Don Geronimo – ward in seiner Rede immer heftiger. Einige laute Ausbrüche seiner donnernden Stimme verriethen mir, daß er den Alkaden ermahnte, mit ihm zugleich die Waffen zu ergreifen.

Unterdeß kündigte ein dumpfes und eintöniges Geläute die Ankunft eines Mauleseltreibers an. Ich hatte mich ans Fenster gestellt, um frische Luft zu schöpfen, und sah den ganzen Zug vor der Thür halten. Der Anführer desselben sprang von seinem hohen Sitze so leicht herab, wie ein Araber von dem Rücken seines Dromedars. Franziska schloß ihn in ihre Arme, dann eilte sie davon, sprang eilig die Treppe hinauf, und mit einer Unruhe, die sie Mühe hatte zu verbergen, half sie wieder ihrer Base in der Wirthschaft.

Es dauerte nicht lange, so erschien der neue Ankömmling im Gastzimmer. Er grüßte mit munterer Leichtigkeit und warf seinen weiten Mantel auf den nächsten Tisch, wodurch seine andalusische Tracht in ihrer ganzen Vollständigkeit und Eigenthümlichkeit sichtbar ward. Seine langen, schwarzen Haarlocken wurden von einer Resille*) umschlossen, die bis auf die Schultern herabhing. Sein Kleid, eine Art Spenzer, war auf den Nähten mit Franzen von den verschiedensten Farben besetzt. Auf seiner zierlich ausgenähten, mit silbernen Knöpfen besetzten Weste glänzten zwei Ehrendekorationen, eine Art von Nationalbelohnung, die man in Spanien in Fülle sieht. Fast Jeder trägt solche Denkmünzen, und Jeder trägt sie mit Stolz. Der Andalusier schien schon deshalb eine so gerade edle Haltung anzunehmen, um seinen Verdienstorden Ehre zu machen.

Er war mit einer Stutzbüchse bewaffnet und legte diese behutsam auf seinen Mantel, als fürchtete er, sie zu versehren. „Mein Liebchen," sprach er, indem er sie zurecht legte, „meine Lieblingsflöte, die Zeiten sind vorüber, wo du fast alle Tage dem König Pepe**) zum Tanze aufspieltest."

„O Herr, dazu kann bald Rath werden," versetzte hierauf der Dominikaner. „Ihr werdet vielleicht bald wieder auf diesem Instrumente spielen müssen.

„Ich bin zu jeder Stunde bereit," antwortete der Arriero, „noch einmal für mein Vaterland mein Blut zu vergießen, wie ich es vormals gethan, da ich die Feinde unserer Nation, die doppelzüngigen Franzosen, über die Grenze treiben half."

Mit diesen Worten ging der Mauleseltreiber in die Küche, um seinen von ihm selbst mitgebrachten Mundvorrath zu übergeben. Ein Fremder,

*) Diese Art Mützen fangen bereits in Südfrankreich an, sind aus gewirkter Wolle, braun oder roth, und hängen fast bis auf die Schulter herab. Die Katalonier bedienen sich ohne Ausnahme dieser Mützen, auch der Valenzianer trägt sie, doch ist bei diesem der kleine, spitze, schwarze Hut mit breiter, an den Rändern aufwärts gebogener Krämpe, mit Sammet besetzt und Blumen geschmückt, vorherrschend. Sehr gewöhnlich ist auch in Spanien, sich den Kopf mit einem baumwollenen Tuche zu umwickeln. Jede Provinz hat dabei ihren eigenthümlichen Typus.

**) Joseph, Bruder Napoleons.

der in einer Ecke des Zimmers bisher ganz still gesessen hatte und von mir unbeachtet geblieben war, machte eine aufhorchende Bewegung, als er die Worte des Arriero vernahm, und nickte diesem freundlich zu, als er wieder eintrat, doch ohne von den Uebrigen bemerkt zu werden.

„Ja wohl, lieber Freund,“ knüpfte der Dominikaner wieder an, „wenn Ihr den König liebt, so könnt Ihr bald die Freude haben, das Vaterland gegen seine Feinde zu schützen und für die Sache der heiligen Kirche Euer Leben zu wagen. Und ich denke, unter dem Schutze der Allerheiligsten Jungfrau wird es uns gelingen, unsere Feinde zu Boden zu werfen.“

Frau Urraka war jetzt auch hereingekommen und hatte in der Nähe des Geistlichen Platz genommen, einen gläsernen Rosenkranz in der Hand, welchen sie eifrig abzubeten begann; nur zuweilen ließ sie in der frommen Arbeit nach, um den Mönch mit einem wahrhaft seligen Gefühl anzuschauen, wenn derselbe das Wort erhob.

„Unsere Feinde,“ fuhr der Dominikaner, in immer größern Eifer gerathend, fort, „sind nicht mehr jenseits der Pyrenäen, sie sind im eigenen Lande, das sie mit ihrer Ketzerei beflecken.“

„Und wen meint Ihr unter diesen Feinden des Vaterlandes, ehrwürdiger Herr?“ fragte mit kecker Miene der Andalusier.

„Könnt Ihr noch fragen, Mann? Es sind die Republikaner, welche unsern guten König in Fesseln geschlagen haben, welche die Grundsäulen der Kirche untergraben, die Feinde Gottes und des Königs zugleich!“

Jetzt konnte sich der Fremde nicht länger halten; sein Zorn, der bei den Reden des Dominikaners schon lange im Geheimen gekocht hatte, wallte über, und er sprang auf mit den Worten:

„Nicht das sind die Feinde Gottes und des Königs, die den Spanier zu einem freien Mann machen wollen, die ihn herausreißen aus dem Joch, das Ihr ihm geschmiedet, sondern das sind die Feinde der Nation, welche ihr Mark verzehren in Klöstern und Pfründen!“

Der Sprecher hatte nach seiner Mütze gegriffen, ein Stück Geld auf den Tisch geworfen und mit der Schnelligkeit des Windes das Haus verlassen.

Die Röthe im Gesicht des Geistlichen war in eine furchtbare Blässe übergegangen; der Alkalde hatte vor Schreck seine Zigarre zur Erde fallen lassen und saß wie versteinert da; Donna Urraka seufzte laut und bekreuzte sich. Nur das Gesicht des Andalusiers strahlte vor innerer Freude, und in seinen Augen konnte man lesen, wie sehr er dem kühnen Sprecher beipflichte und Ehrfurcht zolle.

Der Dominikaner fand zuerst die Sprache wieder und rief, nach der Thür eilend: „Haltet ihn auf! Nehmt ihn fest!“ Doch er wandte sich sogleich wieder zurück und sagte mit Ergebung: „Es ist zu spät! Er kennt zu gut Weg und Steg! Es ist der bearner Flüchtling!“

Alle wurden bei diesen Worten von neuem Erstaunen ergriffen, denn

Der, welchen der Mönch so eben genannt, war in der ganzen Umgegend bekannt, man könnte sagen, im ganzen Lande.

König Ferdinand VII. war im Jahre 1814, als die Nationen das Joch Napoleons abgeschüttelt, frei geworden und nach Spanien zurückgekehrt. Das Volk empfing ihn mit Jubel; aber die Kortes — die Abgeordneten der Provinzen, welche bis dahin die Regierung geführt hatten — legten ihm eine 1812 von ihnen entworfene „Verfassung" vor, die er bestätigen sollte. Der König widerstand, stellte seine unumschränkte Gewalt wieder her und bestrafte die Kortes mit großer Härte, besonders von der Priesterpartei dazu angespornt. Die von ihm bereits gemachten Erfahrungen hatten ihn nicht weiser gemacht, im Gegentheil, er verfuhr jetzt mit empörender Willkür, und wer heute noch bei ihm in Gnaden stand, mußte vielleicht schon morgen ins Gefängniß wandern. Zu diesen Opfern gehörte unser Fremdling, der weniger gegen den König, als gegen seine Rathgeber und gegen die Tyrannei der Geistlichkeit, die er schonungslos in den Kortessitzungen angriff, sich vergangen hatte. Er ward von der Inquisition ins Gefängniß geworfen; aber mit Hilfe seiner zahlreichen Freunde war es ihm gelungen, zu entfliehen und in den verschiedenartigsten Verkleidungen nach der französischen Grenze zu entkommen. Hier lebte er jetzt unter dem Volke von Bearn, als Bearner verkleidet, und nur zuweilen betrat er den Boden seines Vaterlandes, trotz der großen Gefahr für ihn, um zu erkunden, wie die Sachen wohl ständen. Die Bauern, wenn sie ihm auf seinen einsamen Gebirgswanderungen begegneten, hielten ihn für einen halb wahnsinnigen Sonderling und bemitleideten oder verachteten ihn.

Obwohl er ganz wie ein bearner Landmann gekleidet war, so errieth man doch sehr leicht, daß er nicht in diesem Lande geboren sei. Sein rother Gürtel hatte auf der linken Seite eine Schleife, die ihm mehr Zierlichkeit gab; sein Kragen war mit vielem Geschmack zurückgeschlagen, und seine Haare, vorn abgeschnitten, wallten nach hinten in langen Locken auf den Rücken herab — ein Brauch im Lande Bearn, der sich vielleicht noch von den alten Germanen herschreibt. In seinem Baret, einer Art von flacher Mütze, die seitwärts auf den Kopf gesetzt wird, hätte man den Fremden leicht für einen Barden der Vorzeit halten können. Er war noch jung, doch mitten aus seinem dunkeln Haupthaar glänzte ein Büschel weißer Haare hervor, gleich einem Flämmchen, das die Maler den Köpfen ihrer Heiligen entströmen lassen. An diesem einen eigenthümlichen Merkmale hatte der Dominikaner den Don Alonso erkannt.

„Du wirst uns doch nicht entrinnen!" — sprach der Mönch, in Nachsinnen verloren.

Der Andalusier griff nach seinem Hute und sagte mit bedeutendem Ton: „Ich will ihm nach!"

„Um ihn sicher den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern?" erwiderte der Geistliche in freundlichem Ton, — „dann geleite Dich die heilige Jungfrau!"

„Nein," sprach der Arriero mit fester Stimme, „um die Bekanntschaft dieses wackern Mannes zu machen."

„Hütet Euch, Herr!" drohete der Dominikaner. „Wisset Ihr nicht, wer der Mann ist, der uns so eben entwischte? Ein Erzketzer, vom heiligen Inquisitionstribunale verurtheilt und in den Bann gethan! Ein Bösewicht..."

„Ehrwürdiger Vater!" fiel der Andalusier ein, und ein edler Zorn blitzte aus seinen Augen, — „wenn dieser ein Bösewicht ist, so sind noch viel größere Bösewichte in unserer Nähe, die sich Diener Gottes nennen. Ich gehe!"

„Bei allen Heiligen, Mann, ich sage Dir, Du bleibst! Ich verbiete Dir, einen Schritt zu thun, oder" — hier hob er das Kruzifix in die Höhe — „ich thue Dich in den Kirchenbann!"

Der Andalusier war vom höchsten Unwillen ergriffen, und er kämpfte sichtlich zwischen dem Gehorsam gegen die Kirche und der Verachtung vor ihrem Diener.

„Möge einst am Tage des jüngsten Gerichts," sprach er, „Gott der Sohn nicht Rechenschaft von Euch verlangen für die Gewaltthat, die Ihr an mir verübt!"

Mit diesen Worten kehrte er hinter den Tisch zurück und setzte sich zu dem einfachen Mahle nieder, das ihm Pasquita zubereitet hatte. Es waren Kichererbsen, in einer mit vielem spanischen Pfeffer gewürzten Brühe gekocht. Der überdies schon so mäßige Spanier aß aber nur wenig.

* *
*

Ich wollte den Sonntag in aller Ruhe an der äußersten spanischen Grenze verleben, wo es ja schon so viel Neues und Eigenthümliches zu beobachten gab. Nur in dem ungastlichen Wirthshause von Urdax mochte ich nicht bleiben, ritt vielmehr nach Ainhoa zurück, um hier das Mahl einzunehmen, das ich bei dem unfreundlichen Alkalden vergebens zu erlangen gestrebt hatte.

Ainhoa besteht aus etwa 200 Häusern. Um die Nachmittagsstunden sitzen die Einwohner vor ihren Thüren, und man könnte sie mit der Gemeinde von Lakedämon vergleichen, da die Hauptstraße, welche zugleich die einzige des Ortes ist, einen eigenen Turnplatz hat. Es ist dies ein geräumiger Sandplatz für das Ballspiel. In diesem Spiele, welches eben so viel Kraft als Behendigkeit erfordert, zeichnen sich die Basken aus und füllen damit ganz angenehm ihre sonntäglichen Mußestunden aus. Als ich ankam, waren sie mitten in ihrem Spiele und fingen mit großer Geschicklichkeit den bleiernen Ball in ihren eisernen Handschuhen auf. Vor dem Wirthshause auf einem kleinern Platze waren die Mädchen des Dorfes versammelt, doch als ich zu diesen eilte, um ihre Spiele zu belauschen, ertönte die Kirchenglocke, und alle Spiele waren zu Ende. Ganz Ainhoa begab sich zum Abendgottesdienst in die Kirche.

Hier im Gebirge haben die christlichen Zeremonien etwas weit Ehrwürdigeres bei aller ihrer Einfachheit, als in dem Pomp unserer Städte. Selbst die Vertheilung der Gemeinde macht einen feierlichen Eindruck. Die Männer sind von den Frauen abgesondert, wie bei den Anhängern des alten Bundes. Jene befinden sich nämlich auf einer aus Eichenholz erbauten Gallerie, die doppelt über einander rings um das Schiff der Kirche herumläuft und ihm zur Zierde dient. Die Frauen dagegen nehmen den untern Raum des Schiffes ein. Einige von ihnen verdanken dem Privilegium ihres hohen Alters — das einzige, welches diese glückliche Gegend anerkennt — den Vorzug, auf einem Schemel sitzen zu dürfen, während die übrigen auf ihren Knieen liegen, und, als ob die Entfernung sie noch nicht genug vor den Blicken der Männer schützte oder vor irdischen Weltgedanken bewahrte, hüllen sie noch obendrein ihren Kopf in ein langes Stück schwarzes Tuch, das zugleich ihren Schleier und ihren Mantel bildet.

Als der Gottesdienst zu Ende war, hatte sich auch der Tag geneigt; aber die Spiele begannen von Neuem. Die Mädchen, alle in ihrem schönsten Sonntagsputz, tanzten nach dem Klange des Tambourins. Die jungen Bursche schauten erst zu, nahmen aber bald an dem Tanze thätigen Antheil. Der Mond, halb im Gewölk verschleiert, leuchtete freundlich auf das unschuldige Vergnügen herab. Das ganze Dorf war um die Tänzer versammelt und in fröhlicher Bewegung; nur einige spanische Maulesel-treiber, in ihren treuen Mantel gehüllt, unterschieden sich von den Uebrigen durch eine Stellung, die so würdevoll war als ihre Tracht.

Der Tanz hörte endlich auf. Einer von den Arrieros nahm jetzt seine Guitarre zur Hand und schob den kleinen andalusischen Hut seitwärts auf der langen Resille zurecht. Sein brauner Mantel, der bloß noch auf der linken Schulter hing, faltete sich malerisch um seine schlanke Gestalt, ließ zugleich die Hand frei, welche auf den Saiten ruhte, und die zierliche Weste mit den zwei schimmernden Medaillen zum Vorschein kommen, deren wir schon oben Erwähnung gethan. Es war der Arriero von Urdax, im Begriff, einen Waarentransport nach Frankreich zu bringen.

In anmuthiger Stellung an das Treppengeländer vor dem Wirthshause sich lehnend und die Augen zu den Wolken emporwendend, die abwechselnd sich erhellten und verdüsterten, und durch welche der Mond wie ein silberner Kahn hindurchfuhr, sang er eine von jenen hochpoetischen spanischen Romanzen zu den Tönen seines Instruments und versammelte bald einen Kreis andächtiger Zuhörer um sich herum. In diesen Liedern spricht sich eben so wohl die Phantasie des Arabers wie das Gemüth des Kastilianers aus. Der Sänger wußte die Stanzen seines Liebesliedes so gut den eignen Gefühlen anzupassen, daß man sie für leichte und glückliche Erfindungen aus dem Stegreif gehalten hätte. Wir geben einige Verse zur Probe, freilich nur in schlichte Prosa übersetzt.

„Mein Herz ist traurig wie ein trüber Regentag. Trauer wohnt in meiner Seele und doch soll ich singen.“

„Wenn ich Euch meine langen Leiden erzählte, meine vereitelten Wünsche, meine zerstörten Hoffnungen, endlich meine Liebe und Verzweiflung schilderte, Ihr würdet fern von mir hinweg fliehen. Doch Ihr werdet mir ein aufmerksames Ohr leihen; niedergeschlagen wie ein Rohr unter den Schlägen des Ungewitters werde ich Euch singen."

„— Meine Vielgeliebte ist mehr als Himmel und Erde; denn für den Himmel und Erde ist eine Sonne genug, doch ihr Haupt hat deren zwei. Ihre Augen sind leuchtender als der Blitz, und zugleich milder als jenes wohlthätige Feuer, das den Reisenden, der so eben dem Schiffbruch entrann, wieder erwärmt und belebt."

„Ihr Wuchs ist schlank und gerade wie ein Palmbaum, oder wie die Sykomore; die Rose erblaßt voll Eifersucht vor dem Glanz ihrer rosigen Wangen, und der Duft ihres Athems, welcher lieblicher ist als der des Zitronenbaums, der Myrthe und des Pomeranzenbaums, steigt zu den heiligen Höhen des Himmels empor und ergötzt dort die ewige Dreieinigkeit auf ihrem Throne." — —

„Pasquita ist ihr Name. Das edle und schöne Spanien ist ihr Geburtsland; ein solcher Ruhm gebührt nur dem Lande der Myrthe und des Goldes, dem Lande der Heiligen und der Helden. Sei stolz, o mein Vaterland, daß du über dein entdecktes und erobertes Amerika herrschest; sei noch stolzer darauf, daß du unter die Töchter deiner Königreiche auch die reizende Jungfrau zählst, deren Reiz ich besinge."

Der Mauleseltreiber schwieg jetzt. Die Volksmenge horchte noch immer fort, doch seine Guitarre blieb stumm, und die Einwohner von Ainhoa zerstreuten sich nun. Der Andalusier blieb allein zurück, und zwar immer noch in derselben Stellung; er glich einem Barden des Nordens, mehr einem begeisterten Dichter, als einem Manne aus den untersten Volksklassen. Spanien bietet beständig diese Erscheinung dar. Erziehung, hohe Abkunft, Reichthümer sind hier Vorzüge, deren Besitz sich durch kein äußeres Zeichen verräth. Auch der gemeinste Spanier hat etwas Vornehmes und zeigt einen würdevollen Anstand, ein gewisses Selbstgefühl. Bei dem Bauer wird man nirgends jene „bäuerische Tölpelhaftigkeit" wie in anderen Ländern finden.

Mit der Miene von Selbstgefühl und Würde verschmilzt aber im Gesicht des Spaniers ein Zug tiefer Traurigkeit; dieser verräth den schmerzlichen Druck, den sie von ihrer Jugend an empfinden müssen. Das Volk empört sich nicht gegen die Beschlüsse der Vorsehung, es ergiebt sich in sein Schicksal wie der Orientale, leidet und duldet wie dieser. In seinen Augen wird der Tod gleichgiltig, damit aber auch das Leben und die Zivilisation stillstehend, der Geist regungslos. Bei dieser Unbeweglichkeit des Körpers wie des Geistes entsagt der Spanier doch freudig seiner Ruhe, sobald es Kampf und Krieg gilt. Bei aller Langsamkeit seines Denkens verräth er eine lebhafte Einbildungskraft in einem reichen, an Bildern und Wohllaut überreichen Style. Er geht stets bewaffnet, bewahrt die Unab-

hängigkeit und persönliche Würde des rohen Naturstandes, hegt republikanische Tugenden unter dem Joch des drückendsten Despotismus, hängt an der Freiheit aus Stolz und an der unumschränkten Gewalt aus Trägheit, ist für eine große Rolle geschaffen und bringt doch sein Leben auf Erden ungekannt, man möchte sagen, unnütz zu — so ist der Spanier der unteren Volksklassen, und gerade so ist auch der Anhänger des Islam.

---

2. Spanisches Land und Volk.*)

Spanien, die Wiege der Romantik, einst das gelobte Land des fahrenden Ritterthums und des katholischen Wunderglaubens, dieses vielbesungene, wenig gekannte Spanien hat keinen jener üppigen Reize, die man gewöhnt ist, dem europäischen Süden im Allgemeinen zuzuschreiben. Von den drei Schwesterhalbinseln, die unter gleichem Himmelsstrich durch das blaue Mittelmeer gehen, ist die pyrenäische am wildesten, nicht umweht von lauen Zephyren, wie der Hesperidengarten Italien oder wie das buchtenreiche Griechenland, vielmehr nach allen Seiten fest geschlossen gegen die kühlenden Meereswogen und in seinem weiten Innern dem ungemilderten Sonnenbrand ausgesetzt. In der Geschichte Spaniens begegnen sich Orient und Occident, germanische und arabische Einflüsse; das Blut der Gothen und der Mauren floß hier zusammen. So scheint auch die Natur des Landes ein wunderbares Gemisch von Morgen- und Abendland. Das Antlitz Europas — denn so wird Spanien von seinen stolzen Söhnen genannt — ist ernst und traurig, von düsterm, aber stets erhabenem Ausdruck.

Wenn man die Küstenstriche oder die Abhänge der Pyrenäen ausnimmt, so verleugnet Spanien fast nirgends diesen finsteren Charakter. Vergebens sucht der Wanderer die weichen Thäler und Gartengelände Italiens oder den deutschen Wald mit seiner frischen Herrlichkeit, seinem goldigen Grün und heitern Vogelgesang. Unendliche baumlose, sonnenverbrannte Flächen voll Einsamkeit und Grabesstille, wie geschaffen für die Andacht büßender Anachoreten. Manchmal begrenzt den Horizont eine wolkenhohe Gebirgswand, und darüber schweifen Geier und Adler. Aber wie die Ebene an die Wüsten Afrikas erinnert, so gemahnt das Gebirge an die Felsen Norwegens, denn kahl und nackt starrt es gen Himmel. — Oder man kommt über sandige Steppen, wo die Trappe zu Hause ist. Da blüht das Haideröslein, und der wilde Ginsterstrauch wiegt sich im Winde, aber kein Erntefeld ist auf diesen Ebenen, kein Stück urbares Land auf seinen Bergrücken.

---

*) „Spanien und die Spanier" von Em. v. Cuendias. (Brüssel und Leipzig 1851.)

Manche Provinzen sind allerdings herrlich angebaut. Da dehnen sich die Felder unabsehbar weit, und die gelbe Aehrenfluth wiegt sich in der gluthzitternden Luft. Oder, um die Mitte des Frühjahrs, kann man hier und da weite Rasenstrecken sehen, prachtvoll übersäet mit rothblühendem Mohn, aber nirgends entdeckt das Auge den Säemann, nirgends gewahrt man jene heiteren Arbeiter- und Schnittergruppen, die anderwärts das Land beleben.

Auch häufen sich nicht die Dörfer am Wege, wie in den reicher bevölkerten und besser behüteten Ländern des Nordens. Im thüringischen Hügelland, in den fetten flandrischen Ebenen, und fast überall, wo germanische Kultur herrscht, hat man keinen Begriff mehr von eigentlicher Feldeinsamkeit. Nirgends kann sich der Reisende verlassen fühlen, denn jeden Augenblick winkt ein anderer Kirchthurm aus dem Gebüsch. Hier dagegen sind die Wohnstätten der Menschen mehr als meilenweit von einander entfernt, und nie wird man von dem idyllischen Anblick allein stehender Meiereien oder Pachthöfe überrascht. Jene Weiler und kleinen Städtchen, aus denen Wohlstand und Sauberkeit lachen, die in England und Deutschland so häufig sind, kennt man in Spanien nicht. Dafür sind die spanischen Dörfer meist sehr malerisch gelegen, bald hoch am felsigen Rande eines Abgrundes zusammengedrängt, bald an dem steilen Abhange eines Berges sich hinaufschlängelnd. Der Bergpfad, der durch das Dorf bis auf den Gipfel führt, gleicht dann von weitem einer langen Boa, deren Haupt von einer alten Veste mit verfallener Ringmauer und hohem Zinnenthurm gekrönt ist, der noch jetzt, wie in der Maurenzeit, den Haufen roth angemalter Häuschen zu seinen Füßen zu beschützen scheint. Und diese Dörfer sind immer umfangreich; denn das Landvolk drängt sich darin gern, aus Furcht vor den Räuberbanden, welche die Ebene unsicher machen, in Massen zusammen.

Und doch ist Spanien schön, trotz seiner schroffen Berge und seiner dürren einsamen Flächen, vielleicht um so schöner wegen seiner Einsamkeit und Dürre, die beim ersten Anblick zur Trauer stimmt; denn sie erweckt auch Staunen und Bewunderung. Es ist etwas unendlich Erhabenes um diese strenge Nacktheit, um diesen Mangel an sinnlichem Reiz. Die Physiognomie des Landes gleicht der seines Volkes. Erst wenn man Spanien gesehen hat, begreift man den glühenden Stolz, die kalte Kühnheit und die tiefe Ruhe bei gewaltiger Leidenschaft im spanischen Nationalcharakter; erst dann versteht man den hohen Sinn, mit dem der Spanier auf alles Gemeine und Mittelmäßige herabsieht, die unaussprechliche Verachtung, die ihm Feigheit und weibisches Wesen einflößen, seine Ruhe und seinen Schicksalstrotz im größten Unglück, seine ewige Treue in Haß und Liebe; denn auch in der Natur des Landes ist nichts Kleines, nichts Mittelmäßiges. Einsamkeit und Dürre, Gebirg und Fläche, Tugend und Verbrechen — Alles hat in Spanien das Gepräge des Großen und Gewaltigen.

Wer zum ersten Male die beiden Kastilien und die Mancha durchpilgert,

muß sich von religiösem Schauer ergriffen fühlen; die Nacktheit und die unermeßliche Ausdehnung dieser Reiche scheint ihm ein Traum. Er glaubt sich auf einem Erdozean allein und verlassen, selten begegnet ihm ein lebendiges Wesen; der Mensch fehlt der Erde, und das Schöpfungswerk scheint unvollendet geblieben. Kaum daß er dann und wann, verloren in dem unübersehbaren Raum, auf herrenloser Weide eine Heerde grasen sieht oder einen Hirten gewahrt, gleich dem Johannes in der Wüste in das Fell seiner Schafe gehüllt, träumend und nachlässig hingelagert, die lange Lanze in der Hand. Endlich stößt dem Reisenden eine lange Reihe von Maulthieren auf, langsam und gravitätisch wandelnd, wie die Kameele Arabiens, geleitet von einem einzigen Mann, dem Arriero oder Maulthierführer. Nachlässig sitzt er auf dem Rücken des ersten Thieres, aber stets ist er bis an die Zähne bewaffnet mit dem langen Dolch, dem festen Stutzen und seinen furchtbaren Trakubo (lange Flinte), denn in diesem halbwüsten Lande ist es nie geheuer.

Kommt man aus den kastilischen Ebenen in den Puerto, oder in die Gebirge der Somosierra, die Altkastilien von Neukastilien scheiden, oder in die Sierra Morena, so wechselt die Szene sogleich; denn da ist man auf der wohlerhaltenen königlichen Straße, auf der einen Seite hat man die hohe Gebirgswand, auf der andern bodenlose Abgründe. Hier ziehen die Maulthierführer schon in kleinen Karavanen, die zu Schutz und Trutz verbündet sind gegen die Stegreifritter und Wegelagerer, die von den armen Arrieros gern ungebührlichen Zoll erheben.

Solchen Anblick genießt man in Spanien häufig, besonders aber in Andalusien und im ehemaligen Königreiche Granada, das beinahe ganz von ungeheuren Sierras oder Bergketten bedeckt ist, auf denen nie ein Baum gewurzelt hat. Die Abhänge dieser Berge starren von riesigen Granitblöcken und Marmormassen von allen Farben, während die Gipfel unzugängliche spitze Kegel sind, die sich in dem stets reinen dunkelblauen Himmel verlieren.

Dennoch würde man irren, wenn man aus dem wüsten Ansehen dieser Kordilleren schließen wollte, daß das ganze Gebirgsland eben so nackt und traurig sei. Denn im Schooße dieser Sierren selbst sind fruchtbare Thäler verborgen, deren Pflanzenwuchs und Schönheit sich keine Einbildungskraft zauberischer träumen kann. Diese herrlichen Thäler, wo die würzigste Flora die reinen Lüfte durchduftet, scheinen, nach dem poetischen Volksausdruck der Spanier, von den Engeln des Himmels bebaut zu sein.

Auf der Wanderung durch die Sierra Nevada oder die Sierra de Ronda erblickt man die malerischsten Ruinen; verfallene Thürme auf Felsenspitzen, die in alter Kriegszeit als Warten und Luginslandpunkte dienten. Die einen hat die Hand der Zeit zerstört, die andern die Axt vandalischer Zerstörungssucht; jetzt dienen sie Raubvögeln zum Horst. Aber unwillkührlich muß man bei ihrem Anblick an die halb fabelhaften Zeiten

denken, wo Christen- und Maurenritter sich befehdeten, an die glänzende Eroberungszeit Ferdinands des Katholischen und seiner Gemahlin Isabella.

In den Sierras wirst du oft gezwungen sein, abzusteigen und dein Thier am Zügel zu führen, jetzt zwischen zwei Abgründen ohne Seitengeländer, dann wieder über einen steilen Pfad bergab, der eigentlich kein Pfad, sondern eine granitne Stiege ist mit halbzerbrochenen Stufen. Vielleicht mußt du auch einmal einen kahlen Felsen überklettern, den die Natur über einen Abgrund zwischen Bergen als eine Art von Brücke gelegt hat. Ein Stückchen weiter stehst du verlegen am Rande eines langen und breiten Sumpfes oder am Ufer eines Bergstromes, dessen Furt Niemand kennt, als vielleicht der verwegene Schmuggler, der sie allnächtlich durchwatet. Oder du triffst auf einen Haufen kleiner Steine, die ein Kreuz überragt. Weißt du, was dies Kreuz bedeutet? Hier ward vor Kurzem ein harmloser Reisender ermordet; und während du niederkniest, um für die arme Seele des Unglücklichen ein Gebet zu flüstern, zieht der Bandit in seinem Versteck vielleicht schon den Dolch für dich.

Wenn du aber den zahllosen Gefahren entronnen bist, die in diesen Serranias auf jedem Schritt und Tritt dir drohen, wenn du in eines jener fruchtbaren Thäler gelangst, welche der Andalusier deheras (Triften) nennt, so findest du sie erfüllt von schreckendem Stiergebrüll; diese Stiere sind wild, sie haben nie ein anderes Menschengesicht gesehen, als das ihres Herrn und dieser, der Hirt, ist eben so wild wie seine einzigen Lebensgenossen. Mit Schleuder und Lanze bewehrt, tummelt er eins jener feurigen und unermüdlichen andalusischen Rosse, die Spanien noch den Arabern verdankt. Man braucht nicht eben eine Memme zu sein, um den Anblick dieser wilden Stierheerden, die in voller Freiheit über die Trift hinrasen, etwas erschreckend zu finden.

Erreichst du endlich die Thore einer Stadt oder eines Burgfleckens, dann staunst du über den wunderbaren Menschenschlag, über die eigenthümlichen, scharfgeschnittenen, adleräugigen Physiognomien, die dir begegnen. Das sind noch Sprößlinge der schönen Maurenrace, das sind Urenkel jener geistvollen Araber, welche die dumme Grausamkeit der Inquisition zu Tausenden aus Spanien verbannte. Männer und Weiber sitzen beim Mondschein in neugierigen Gruppen vor den Thüren ihrer cortijos (Landhäuser), und wenn es Winter ist, rings um den kolossalen Feuerheerd (lores), und erzählen sich Wundergeschichten; denn von allen Spaniern hat der Andalusier die wahrhaft orientalische Leidenschaft für Märchen und Legenden voraus.

Es ist etwas Räthselhaftes um dieses Spanien, dessen Anblick so düster und doch so schön, dessen Volk so geistvoll und unwissend, so freimüthig und so verschlossen, so leichtgläubig und zugleich so mißtrauisch ist. Gewiß, dieses Land, das in seinen Widersprüchen und in seiner Eigenthümlichkeit mit keinem andern zu vergleichen ist, und dieses Volk, das so vielfach geknechtet, doch hohen adeligen Muth und unverdorbene Kraft sich bewahrt hat, — sie verdienen ein tiefes, gründliches Studium.

3. Die Einwohner von Madrid.*)

Ich habe die meisten großen Städte der Welt besucht, aber im Ganzen genommen hat mich keine so interessirt als Madrid. Ich spreche nicht von den Straßen, den öffentlichen Plätzen, den Gebäuden, den Brunnen, obgleich einige davon sehr merkwürdig sind; aber Petersburg hat schönere Straßen, Paris und Edinburgh stattlichere Gebäude, London prächtigere Plätze, während Schiras sich kostbarerer Brunnen, obwohl keines kühleren Wassers rühmen kann. Aber die Bevölkerung! Innerhalb einer kaum anderthalb spanische Meilen (leguas) im Umkreis messenden Lehmmauer wohnen 200,000 menschliche Wesen, welche gewiß die außerordentlichste Menschenmasse bilden, die in der ganzen Welt sich befindet — denn diese Masse ist streng spanisch. Die Bevölkerung von Konstantinopel ist seltsam genug, aber zu ihrer Bildung haben zwanzig verschiedene Nationen beigetragen, Griechen, Armenier, Perser, Polen, Juden — letztere, beiläufig gesagt, spanischen Ursprungs und die spanische Sprache redend; — aber die mächtige Bevölkerung von Madrid ist mit Ausnahme spärlich gesäeter Fremden, namentlich französischer Schneider, Handschuhmacher, Perruquiers, durchaus spanisch, obgleich ein bedeutender Theil nicht am Orte selbst geboren ist. Hier sind keine Kolonien von Deutschen wie zu St. Petersburg, keine englischen Faktoreien wie zu Lissabon, keine Masse hochmüthiger Yankees**) lungert durch die Straßen wie zu Havanna, mit einem Ausdruck im Gesicht, der zu sagen scheint: Das Land ist unser, sobald wir es nehmen wollen! — Hier in Madrid ist die Bevölkerung, so seltsam und eigenthümlich und aus so mannigfachen Elementen sie auch zusammengesetzt ist, spanisch, und wird es bleiben, so lange die Stadt steht.

Seid mir gegrüßt, ihr Aguadores***) aus Asturien, die ihr in eurer Tracht von grobem Büffel vor den Brunnen sitzt auf euern leeren Wassereimern, oder schwankend mit den angefüllten bis in die höchsten Stockwerke steigt. Seid mir gegrüßt, ihr Kaleseros†) aus Valencia, die ihr euch träge an eure Fuhrwerke lehnt und Tabak raspelt für eure Papierzigarre, in Erwartung eines Herrn, der eure Fuhre begehrt. Seid mir gegrüßt, ihr Bettler aus der Mancha, Männer und Weiber, die ihr in grobe Tücher gehüllt, ohne Unterschied am Thore des Palastes, der Kirche oder des Gefängnisses um Almosen bettelt. Seid mir gegrüßt, ihr Bedienten aus den Bergen, Mayordomos und Sekretäre aus Biscaya und Guipuzkoa, ihr Toreros aus Andalusien, ihr Riposteros††) aus

*) Aus George Borrow's: „Die Bibel in Spanien, oder Reisen, Abenteuer und Einkerkerungen eines Engländers, der die Bibel in Spanien zu verbreiten suchte." (3 Bde. London.)

**) Nordamerikaner.

***) Wasserträger.

†) Kaleschenmänner.

††) Toreros und Riposteros sind die beliebten Stierkämpfer.

Galizien, und ihr Krämer aus Katalonien! Gegrüßt seid mir, ihr stolzen Aragonesen, Asturier und Estremadurier! Und endlich ihr echten Söhne Madrids, Pöbel der Hauptstadt, ihr 20,000 Manolos*), deren furchtbare Messer einst so schrecklich unter den Legionen Murats arbeiteten!

Und ihr höheren Stände, Damen und Herren, Kaballeros und Segnoras, soll ich euch mit Stillschweigen übergehen? In der That habe ich aber wenig von euch zu sagen, denn ich kam nicht viel in eure Gesellschaft, und wenn es geschah, ward meine Achtung vor euch nicht erhöht, sondern herabgestimmt. Es giebt Hauptstädte, wo die hohe Aristokratie, Herren und Damen, Söhne und Töchter des Adels den ausgezeichnetsten und interessantesten Theil der Bevölkerung ausmachen. Dies ist namentlich zu Wien, noch mehr in London der Fall. Wer nimmt es mit den englischen Aristokraten auf in hoher Statur, würdevoller Haltung, körperlicher Stärke, hohem Muth? Wer reitet ein edleres Roß und hat einen festeren Sitz? Wer ist liebenswürdiger als seine Frau und seine Töchter? Was aber die spanische Aristokratie betrifft, so ist das, was man von Segnoras und Kaballeros zu sagen hat, weder interessant noch erfreulich. Mögen Andere sie bewundern und ihnen Loblieder singen, ich lobe mir den gemeinen Spanier, das spanische Volk, das bis in die niedrigsten Klassen hinab von Adel ist, nicht in Madrid allein, sondern in ganz Hispania. Der gemeine Spanier ist kein gemeiner Mensch, kein gewöhnliches Wesen, sondern ein außerordentlicher Mensch, dessen freier, unabhängiger Geist auch unter dem härtesten Joche nicht gebrochen ist, und den man bewundern muß. Er ist allerdings sehr unwissend, aber merkwürdiger Weise habe ich unter den niederen Klassen oftmals viel freiere Ansichten gefunden als unter den höheren, und selbst der Vorwurf der Bigotterie trifft mehr diese letzteren als die Masse des Volks.

Eigenthümlichkeiten Madrids und der Madrider.**)

Wenn man von Madrid spricht, so sind die beiden ersten Gegenstände, welche die Einbildungskraft uns vorführt, der Prado und die Puerta del Sol. Der Prado besteht aus mehreren Alleen mit einem Fahrweg in der Mitte für die Wagen, beschattet von verwachsenen, des Wipfels beraubten Bäumen, neben welchen ein kleiner aus Backsteinen gebauter Kanal hinläuft, in welchen zu gewissen Stunden aus Röhren das Wasser zur Bewässerung geleitet wird, ohne welche die Bäume bald von Staub und Sonnenhitze verzehrt werden würden. Die Promenade fängt beim Kloster Atocha an, geht bei dem Thor dieses Namens und dem von Alkala vorüber und endigt am Thor der Barfüßer; die schöne Welt aber beschränkt sich auf einen kleinen Raum, um die Brunnen der Zybele und des Neptun, von dem Thor der Alkala bis zur Karrera de San

*) Manolos — die Handarbeiter.

**) Aus den „Erinnerungen eines in Spanien reisenden Franzosen."

Hieronimo. Hier ist ein großer Raum, Salon genannt, mit Stühlen besetzt, und hier, wo am wenigsten Schatten, aber am meisten Staub ist, drängt sich die fashionable Welt zusammen, so dicht, daß man oft nicht Raum hat, das Schnupftuch aus der Tasche zu nehmen, und nur Schritt für Schritt der Menge folgen kann. Hier ist die Stelle, wo man alle Wagen und glänzendsten Equipagen vorbeifahren sieht.

Im Allgemeinen gehen die vornehmeren Frauen alle nach Pariser Mode, die oft in sehr schlechtem Geschmack nachgeahmt wird; die Mantille ist der einzige Ueberrest spanischer Nationaltracht. Hüte sieht man sehr wenig, da die Mantille auch den Kopf bedeckt. Namentlich erinnert aber der Fächer den Reisenden daran, daß er in Spanien ist. Keine Frau vermag ohne Fächer zu leben, er muß sie überall hin begleiten, auf die Promenade, zum Besuch, in die Kirche und zum Theater; der Gebrauch dieses Instrumentes ist ein so eigenthümlicher, giebt den Bewegungen einen solchen Ausdruck und Reiz, daß man bald gewahr wird, Spanien sei das Vaterland des Fächers. Manche Damen besitzen eine große Auswahl davon; ich habe eine gesehen, welche ein ganzes Hundert besaß von den verschiedensten Formen und Stoffen, oft sehr reich mit edeln Steinen besetzt. Das leise Schwirren, das durch das unaufhörliche Oeffnen und Schließen der Fächer entsteht, durchdringt mit ganz eigenthümlichem Laut das andere Geräusch der Promenade.

Was man gewöhnlich mit dem Begriff einer Spanierin im Auslande verbindet, findet sich in Madrid keineswegs. Gewöhnlich stellt man sich die Spanierinnen mit bleichem, länglichem Gesicht, großen, schwarzen Augen, kleiner, etwas gebogener Nase und jenem südlich dunkeln Teint vor, welcher dem Vers entspricht: „Gelb wie eine Orange.“ Das ist aber der arabische oder maurische Typus. Die Madrileña ist reizend im vollen Sinne des Worts; unter vieren sind drei gewiß hübsch. Sie sind von kleinem, zierlichem Wuchs, sehr weißer Haut, zarten Zügen, haben meist helles kastanienbraunes Haar, ja man kann den Prado nicht zweimal auf- und abgehen, ohne nicht sieben bis acht Blondinen von allen Schattirungen getroffen zu haben, vom dunkeln Blond bis zum brennendsten Roth. Man sieht viele blaue Augen, obgleich sie nicht so geschätzt werden, als die schwarzen.

Im Prado sah ich auch einige Pasiegas von Santander in ihrer Nationaltracht. Die Pasiegas sind als die besten Ammen in Spanien anerkannt, und die Liebe, die sie für die Kinder haben, ist fast sprichwörtlich geworden. Ihre Kleidung ist ein rother, sehr faltiger Tuchrock, mit breiten Borden besetzt, ein schwarzsammetnes, ebenfalls mit Gold galonnirtes Korset, und ihr Kopfputz ein in hellen Farben schimmernder Madras, das Alles noch gehoben durch einen Ueberfluß von silbernen Zierrathen und Spielereien. Diese Frauen sind sehr schön und tragen einen Zug von Kraft und Adel im Gesicht, der überrascht.

Vor Allem merkwürdig sind in Madrid die Wasserhändler. Ihr Laden enthält einen Kantaro (Wasserkrug) aus weißem Thon, der zwei

bis drei Gläser hält; einige Azukarillos (kleine, poröse Zuckerstäbe) und zuweilen ein paar Orangen oder Limonen; andere tragen kleine, mit Blättern verzierte Tonnen auf dem Rücken; andere haben auch wohl ihre Buden längs dem Prado, mit Fahnen und Schildern geschmückt. Diese Wasserhändler sind gewöhnlich junge Gallegos, doch giebt es auch welche aus Valencia; auch Frauen und kleine Mädchen befinden sich unter ihnen. Man nennt sie Aguadores oder Aguadoras, je nach ihrem Geschlecht, und die ganze Stadt ertönt von ihrem scharfen, unaufhörlichen Geschrei: Agua, agua, quien quiere agua? (Wer wünscht Wasser?) Agua, helada, fresquita la nieve! (Hell, frisch, wie der Schnee!) Dies dauert von Morgens 5 Uhr bis Abends 10 Uhr. Neben dem Wasser ist das Element, das am meisten in Madrid verbraucht wird, Feuer, zum Anzünden der Zigarren; auch sind diese beiden Rufe, agua und fuego, diejenigen, welche sich zu jeder Tageszeit auf allen Plätzen hören lassen. Kleine Knaben tragen es in Schaalen, die mit Kohlen und feiner Asche gefüllt sind, herum. Um 9½ Uhr wird der Prado leer, und die Menge wendet sich nach den Kaffeehäusern und Botillerias.

Das Aeußere der Kaffeehäuser ist schlecht und gemein; doch die Kunst, Erfrischungen zu bereiten, ist nur in Spanien zu Hause, und selbst in Paris, verglichen mit der in Spanien, noch in der Kindheit. Die bebida heleda, namentlich aber die bebida d'almendra blanca (von weißen Mandeln) sind köstliche Getränke. In den Tagen, wo das Eis noch nicht zubereitet ist, hat man Agraz, ein aus unreifen Weinbeeren bereitetes Getränk, dessen säuerlicher Geschmack sehr angenehm ist, oder man trinkt Cerveza de Santa Barbara mit Limonen, das nicht weniger von gutem Geschmack ist, oder man wendet sich in die Orchalerias de Chufas; die Chufa ist eine kleine Beere gleich einer Mandel, die in den Umgebungen von Valencia wächst, und welche man röstet, zerstößt, und zu einem Getränk benutzt, das, mit Schnee gemischt, höchst erfrischend ist. Außerdem giebt es Sorbetes, Eis in Form von Käsen, von allen Arten, mit Aprikosen, Ananas, Orangen, auch mit Butter und ungelegten Eiern, die man aus dem Leib der Hühner nimmt, und Espumas von Chokolade oder Kaffee, eine Art geschlagener Sahne, die man zuweilen mit feinem Zuckerstaub bestreut und mit Barquillos (in lange Hörner gerollten Oblaten) servirt, aus denen man langsam das Getränk einschlürft, und so noch länger die erfrischende Kühlung genießt. Kaffee trinkt man nur selten, und dann aus Gläsern, nicht aus Tassen.

Die Häuser in Madrid sind aus Latten und Backsteinen oder aus gestampfter Erde gebaut, wohl mit Kalk überworfen und mit ziemlich phantastischen Farben, hellgrün, rosa, blau u. s. w. angestrichen, die Fenster mit Verzierungen überladen; nur die ganz neugebauten Häuser sind einfacher und mit Milchfarbe angestrichen, wie die in Paris. Das Innere ist sehr geräumig und bequem, die Decken hoch, der Raum nirgends gespart. Man durchwandert eine lange Reihe von Zimmern, in denen nichts als

die leeren weißen Wände und hier und da vom Rauch und der Zeit geschwärzte Gemälde, irgend einen Martertod der Heiligen vorstellend, zu sehen sind, ehe man in den bewohnten Theil des Hauses kommt. Die Gemälde sind nur selten in Rahmen gefaßt. Der Fußboden besteht nur aus Steinen — wenigstens habe ich keinen von Dielen gesehen —, und wird mit Matten von sehr feiner Arbeit bedeckt. Die Meubles sind höchst sparsam in den Zimmern vertheilt, und in abscheulich altväterischem Geschmack; doch nicht in altspanischem, sondern in dem zur Zeit der Revolution in Paris herrschenden; dagegen ist eine Unzahl von Rohrstühlen und Sophas an den Wänden vertheilt. Auf den Tischen und Etagèren sind kleine Biskuit- und Porzellanfigürchen aufgestellt, und an den Wänden hängen schlechte Kupferstiche.

Um die unerträgliche Hitze zu mildern, sind die Fensterläden fast immer geschlossen und die Fenster dicht verhangen, so daß in den Zimmern fast eine völlige Finsterniß herrscht. Zu gleicher Zeit feuchtet man die Matten fortwährend an oder verbreitet durch sogenannte Bukaros eine feuchte Luft in den Gemächern, und sucht sich daran zu erquicken. Die Bukaros sind eine seltsame Erfindung. Es sind aus rother amerikanischer Erde geformte Töpfe, ziemlich den türkischen Pfeifenköpfen ähnlich; manche sind vergoldet und grob bemalt. Von diesen Töpfen bringt man sieben bis acht in das Zimmer, füllt sie mit Wasser und setzt sie auf das Sopha, um den Genuß mit aller Sammlung zu haben. Der Thon wird jetzt dunkler von Farbe, das Wasser dringt durch seine Poren, und die Bukaros verbreiten einen Geruch, der dem in einem feuchten Gewölbe oder frisch geweißten Zimmer sehr ähnlich ist. Die Ausdünstung ist so stark, daß nach Verfluß von einer Stunde die Hälfte des Wassers in den Bukaros verdunstet ist; das übrig bleibende Wasser ist kalt wie Eis und hat einen faden, ekeln Geschmack, wird jedoch von einigen Feinschmeckern mit vielem Appetit getrunken, wie sie auch kleine Stückchen dieses Thones kauen und verschlucken.

Ich besuchte einige Tertulias oder Abendgesellschaften und fand wenig Bemerkenswerthes. Man tanzt nach dem Pianoforte, doch mit so großer Zurückhaltung, daß man nicht begreift, worin das Vergnügen besteht. Von eigentlichen Nationaltänzen ist keine Spur mehr zu entdecken; selbst in den Theatern geht, wer auf guten Ton Anspruch macht, fort, sobald der Bolero oder ein anderer Nationaltanz aufgeführt werden soll. Die Kleidung der Frauen, selbst derer vom höchsten Stande, ist bei feierlichen Gelegenheiten mehr als einfach. Eine Pariser Putzmacherin würde sich schämen, so in eine Abendgesellschaft zu einer Schneiderin zu gehen. Uebrigens sind diese Tertulias wenig kostspielig. Die einzigen Erfrischungen, welche in den vorderen Zimmern stehen, sind ein Dutzend Gläser mit klarem Wasser gefüllt, dabei ein Teller mit Zucker, von welchem kein Mann, der nicht für leckerhaft gelten will, ein Stück nimmt. Das ist Sitte in den Häusern der reichsten Familien, und kein Zeichen von Geiz, denn die Genügsamkeit der Spanier ist ganz diesem System angemessen.

4. Das Eskurial.

Das Eskurial liegt sieben bis acht Stunden von Madrid, nicht weit von Guadarama, am Fuße einer Gebirgskette. Die Gegend, die man durchwandern muß, ist dürr und öde, wie man es sich kaum denken kann; man sieht keinen Baum, kein Haus; eine Höhe erhebt sich hinter der andern; ausgetrocknete Schluchten, über die mehrere Brücken führen, zeigen, daß sie zu Zeiten Strombetten sind; hier und da erheben sich hohe Gebirge, mit Schnee oder Wolken bedeckt, und geben der Gegend einen großartigen Charakter, der durch Mangel aller Vegetation noch erhöht wird.

Halbwegs, auf einer ziemlich steilen Höhe, findet sich ein einzelnstehendes, armseliges Haus, das einzige in dem Umkreise von acht Stunden; ihm gegenüber ist eine Quelle, die ihr eisiges Wasser in einzelnen Tropfen giebt. Hier trinkt man so viel, als die Quelle erlaubt, läßt die Maulthiere ein wenig Athem holen und setzt die Reise weiter fort. Bald erblickt man in nebeliger Ferne der Gebirge das Eskurial, hell von der Sonne beschienen.

Es ist von Weitem ein herrlicher Anblick, man hält es für einen ungeheuern, orientalischen Palast. Bevor man es erreicht, muß man durch ein Gehölz von Oelbäumen, das mit Kreuzen geziert ist, die seltsam auf großen viereckigen Felsstücken stehen und einen malerischen Anblick gewähren. Beim Ausgang aus dem Gehölz liegt das Dorf und der Koloß gerade vor dem Reisenden. Doch entspricht der Anblick in der Nähe keineswegs dem, was man erwartet.

Es ist bekannt, daß das Eskurial einem Gelübde zufolge, das Philipp II. bei der Belagerung von St. Quentin gethan hatte, gebaut wurde, weil er hier eine Kirche des heiligen Laurentius beschießen lassen mußte, und dem Heiligen versprach, ihm eine schönere und größere aufzurichten. Er hielt sein Versprechen. Angefangen von Juan Bautista und beendet von Herrera, ist das Eskurial nach den Pyramiden Aegyptens der größte Granithaufen auf der Erde. Man nennt es auch in Spanien das achte Wunder der Welt, und da jedes Land sein achtes Wunderwerk hat, so sind wenigstens 30 achte Wunder auf der Welt.

Den Eindruck, den das Gebäude auf mich gemacht hat, treu zu schildern, bis ich in einiger Verlegenheit. Ernste und wohlverständige Leute, die es aber wahrscheinlich nicht gesehen haben, sprechen von ihm als von einem Meisterstück des menschlichen Erfindungsgeistes. Was wird man von mir nun denken, wenn ich sage, daß ich das Eskurial für das traurigste, langweiligste Machwerk halte, das ein trübsinniger Mönch und ein argwöhnischer Tyrann zum Verdruß ihrer Zeitgenossen nur erdenken konnten!

Das Eskurial ist in Form eines Bratrostes gebaut zu Ehren des Rostes des heiligen Laurentius; doch tritt diese Form klarer in der Zeichnung als im Gebäude hervor; außer dieser bizarren Idee aber erinnert

nichts an eine künstlerische Idee, die bei dem Aufbau thätig gewesen sei; es müßte denn sein, daß man hier das Ideal einer Kaserne hätte aufstellen wollen, was dem Baumeister mit seinen sechs bis sieben Stockwerken, den kleinen, engen Fenstern, die den Löchern eines Bienenkorbes gleichen, dem Mangel an jeder architektonischen Verzierung trefflich gelungen ist; selbst das einzige Gute, das es besitzt, der Granit, ist ihm durch die erdgelbe Farbe verkümmert worden, die man den Mauern gegeben, und welche dem Argwohn Raum geben, als sei es aus Lehm gebaut, obgleich der Rand eines jeden Steines mit einer schreiend weißen Farbe angezeigt ist. Oben auf dem Gebäude steht schwerfällig eine bucklige Kuppel, die keine andere Verzierung trägt, als eine Masse Granitkugeln. Der Symmetrie wegen sind rings herum Gebäude in demselben Styl gebaut (d. h. mit kleinen Fenstern und ohne Verzierungen), die durch Gallerien, in Gestalt von Brücken, unter sich zusammenhängen, welche über die Straßen gehen, die nach dem jetzt zu einer Ruine gewordenen Dorfe führen. Alle Umgebungen sind mit Granitplatten belegt und die Grenzen mit kleinen, drei Fuß hohen Mauern bezeichnet, welche bei jedem Winkel, jedem Einschnitt mit Kugeln verziert sind.

Man tritt zuerst in einen weiten Hof, in dessen Hintergrunde sich das Portal der Kirche erhebt, die nichts Bemerkenswerthes hat, als kolossale Statuen der Propheten mit vergoldeten Verzierungen und rosa bemalten Gesichtern. Der Hof ist mit Steinplatten belegt, feucht und kalt, das Gras wächst in den Winkeln; schon beim Eintritt fällt auf uns die Langeweile wie ein bleierner Mantel, der die Brust zusammenschnürt; es ist, als wenn Alles ausgestorben sei. Obgleich draußen eine Hitze von 30 Grad ist, gerinnt das Mark in den Knochen; es scheint, als ob die Lebenswärme nie mehr unser Blut durchdringen könne. Diese Mauern, undurchdringlich wie das Grab, können die Luft der Lebenden nie durch ihre dicken Wände hindurchlassen.

Unser Führer im Innern des Gebäudes war blind, und seltsam war es, zu bemerken, mit welcher Genauigkeit er vor den Gemälden stehen blieb und die Maler und das Sujet ohne Zögern und ohne sich zu irren nannte. Er hieß Cornelio und schien recht zufrieden mit seiner Schwäche zu sein.

Das Innere der Kirche ist traurig und nackt. Mausgraue, ungeheure Pilaster von grobkörnigem Granit erheben sich bis zu den Gewölben, die mit Fresken bemalt sind, aber mit ihren azurnen, duftigen Tönen schlecht zu der kalten, armseligen Architektur passen. Statuen von vergoldeter Bronze, die zu beiden Seiten des Retablo auf den Knieen liegen, und die, wie ich glaube, Don Carlos und Prinzessinnen der königlichen Familie vorstellen, sind in großartigem Styl und machen eine gute Wirkung. Das Kapitel, das dem Hochaltar gegenüber liegt, ist an sich selbst eine ungeheure Kirche, aber ohne Verzierung. Noch habe ich keine gothische Kirche betreten können, ohne ein tiefes geheimnißvolles Gefühl zu empfinden, das mich mächtig ergriff; doch in dieser Kirche wird man von den Steinmassen dermaßen erdrückt, man fühlt so sehr, daß man hier unter der Herrschaft einer unbeugsamen, düstern Gewalt steht, daß kein Gebet, kein frommer Gedanke aufkommen kann.

Das Pantheon oder Begräbniß der Könige, das wir nach der Kirche besuchten, ist ein achteckiges Gebäude von 36 Fuß im Durchmesser und 38 Fuß Höhe, gerade unter dem Hochaltar, so daß der Priester, wenn er die Messe liest, auf dem Schlußstein des Gewölbes steht. Eine Treppe von Granit und buntem Marmor, von einem schönen Bronzegitter verschlossen, führt hinunter. Das Gewölbe ist mit Jaspis, Porphyr und andern nicht weniger kostbaren Marmorarten ausgelegt. In den Mauern sind Nischen mit Halbsäulen (cippes) von antiker Gestalt angebracht, zur Aufnahme der Könige und Königinnen, die Erben hinterlassen haben. Auch hier herrscht eine erstarrende Kälte, und man begreift nicht, wie durch die Steinmasse, die auf uns mit erstickender Gewalt liegt, der Ruf der Auferstehung dringen könne.

In der Sakristei sind noch einige gute Gemälde, die übrigen sind nach Madrid ins königliche Museum gebracht worden; die Decke der großen Treppe ist von Luka Geardano gemalt und stellt auf allegorische Weise das Gelübde Philipps II. und die Gründung des Klosters dar. Die Bibliothek hat das Eigenthümliche, daß die Bände mit dem Rücken gegen die Wand und mit dem Schnitt dem Beschauer zugekehrt sind. Den Grund dieses Verfahrens kenne ich nicht.

Von der Kuppel hat man eine unendliche Aussicht, auf der einen Seite die weite gebirgige Ebene nach Madrid zu, auf der andern die Gebirge von Guadarama und die Ansicht des Klosters mit seinen Höfen, Springbrunnen, Arkaden u. s. w. Auf einer Feueresse war in seinem, einem umgekehrten Turban gleichenden Neste ein Storch mit seinen drei Jungen. Die Mutter stand auf einem Fuße mitten im Neste, den Hals in die Schultern gezogen und den Schnabel majestätisch auf der Brust ruhend, wie ein Philosoph; die Kleinen streckten ihre langen Schnäbel und Hälse aus, um Futter zu verlangen, aber die Storchin blieb bei diesen hungrigen Demonstrationen unbeweglich, und dieses Bild erhob noch die traurige Stille und düstere Melancholie des Ganzen, es gab ihm fast etwas Aegyptisches, Pharaonisches.

Noch besahen wir den Garten, der mehr Architektur als Vegetation hat, überall Terrassen und Parterres von verschnittenem Buchsbaum, einige Springbrunnen und zwischen ihnen einzelne Bassins voll grünlichen Wassers — ein langweiliger, feierlicher Garten, wie er sich für ein solches Gebäude ziemt.

Man sagt, das Eskurial habe 1100 Fenster, und ich glaube es gern, obwohl ich sie nicht gezählt habe, denn so viel Fenster habe ich noch nie bei einander gesehen; auch die Zahl der Thüren ist fabelhaft groß. — Als wir wieder in die freie, warme Luft traten, athmete ich von Neuem auf. Ich glaubte, das Leben sei mir von Neuem wieder geschenkt, und die Hoffnung trat mir nahe, die ich in der Granitmasse ganz verloren hatte.

5. Mexiko.*)

(Aus dem Manuskript von Ainhoa.)

Der Golf von Mexiko bietet in seinem ganzen weiten Umfange den Schiffen blos einen einzigen und noch obendrein sehr gefährlichen Ankerplatz dar, den von Vera Kruz;**) und gerade dort haben sich zwei verheerende Landplagen in die Herrschaft des ganzen Jahres getheilt: das gelbe Fieber und der Nordwind, welche in ihrem unerbittlich strengen Regiment mit einander abwechseln, von einer Sonnenwende zur andern.

Ich kam im November an, also in der Jahreszeit der Orkane. Wir hatten die Antillen durchsegelt, hatten denselben Weg verfolgt, den vor 300 Jahren ein großer Seefahrer gebahnt, und waren so ins Angesicht des Kofre de Perote und des flammenden Gipfels des Orizaba gelangt, die gleich einem zweifachen Pharus auf den Kordillerenkamm gepflanzt sind, gleich wie zwei ungeheure Thürme, die sich von der unermeßlichen Andenkette losgerissen haben. Da drüben, jenseits des Reiches der Stürme, entfaltete sich vor unsern Augen das majestätische Amphitheater eines Kontinents, höher über der Meeresfläche erhaben, als die Berggipfel der Pyrenäen, und der Strand, an welchem Fernando Kortez einst seine Fahnen aufpflanzte, enthüllte bereits bis an den fernen Hintergrund der Gebirge seinen dürren, einförmigen Anblick. An der Scheidegrenze zwischen See und Gebirge zeigte vor uns Vera Kruz seine Mauern, die eben so von den Fluthen des Ozeans wie von hohen Sandwellen rings umlagert sind. Unsere Schiffsgefährten, die vorher ihre Augen unabläßig nach dem festen Lande hin gerichtet hatten, wendeten sich jetzt nach dem Atlantischen Ozean zurück, wie nach einem schönern Aufenthaltsorte, den man so eben zu verlassen im Begriff ist und gern noch einmal zu sehen wünscht. Das Schloß von San Juan de Ulloa schien ganz in die feuchte Fläche zu tauchen. Seine Kanonen begrüßten unser mit der königlichen Flagge geziertes Schiff, und diese Donnerstimmen riefen eine große Menge von Menschen nach dem Hafen hinaus, die alle voll ungeduldiger Sehnsucht da standen, um Brüder, Ehegatten oder Söhne zu bewillkommnen. Ich war der Einzige, dem von dem unbekannten Strande her sich weder die Arme einer Schwester oder Mutter, noch die eines Freundes entgegenstreckten.

— — Vier Monate waren verstrichen, und ich konnte an meine Abreise denken. Als ich Vera Kruz verließ, war der Sommer der Aequinoctialgegenden, der im Oktober beginnt, seinem Ende nahe. Das gelbe Fieber wüthete gegen die dürren Gegenden der Seeküste hin. Ich hoffte, dem glühenden Hauch der Südwestwinde zu entgehen, wenn ich das prachtvolle Amphitheater der Kordilleren erstiege, und hoffte dort zu Ende Mai die Donner murmeln zu hören, welche in diesen Klimaten dem Winter voraus-

*) Nach dem angeführten Werke des Herrn v. Salvandy.

**) „Wahres Kreuz."

zugehen pflegen. Indeß, seit einiger Zeit hat der Himmel so gut seine Revolutionen als die Erde, und Neu-Spanien hat es erlebt, daß die Zeit der Dürre sich nicht mehr auf die von der Natur ihr zugewiesenen acht Monate beschränkte, sondern das ganze Jahr hindurch herrschte, oder höchstens im September auf kurze Zeit den wohlthätigen Gewittern Platz machte. So fand ich denn auch den glühenden Sommer meiner Heimath (Spanien) in der winterlichen Jahreszeit des Aequators wieder und mußte alle Gluth der heißen Zone erdulden.

Ich möchte mit meiner Darstellung nicht zu Ende kommen, sollte ich alle die Leiden erzählen, die ich unter dem Druck eines brennenden Himmelstrichs, in einem Kontinent zu erdulden hatte, wo mir Alles neu und ungewohnt war, selbst die Gesichtsbildung der Menschen; wo ich unter zwanzigerlei Völkerschaften gerieth, deren Sprache ich nicht verstand; wo ich, irre geführt durch die Erscheinungen der Nacht, wie durch die des Tages, weder über meinem Haupte die bekannten Sternbilder meiner Kindheit, noch um mich her die Pflanzenwelt, die Landschaft, den Gesichtskreis meines Vaterlandes wieder fand, heute über ewigen Schnee, morgen durch tiefe, von der glühenden Lava gebildete Schluchten, bisweilen durch reiche, anmuthige Thäler, noch öfter aber durch weite, öde Savannen wanderte, wo ich oft mehrere Nächte hindurch keinen andern Zufluchtsort fand als den Tambo der Mauleseltreiber, diesen rohen Wagenschuppen, den der beschränkte Staatshaushalt des Hohen Raths von Indien in der Mitte eines jeden Fleckens zum Gebrauch der Reisenden errichten ließ, oder vielmehr die beschränkte Politik, um die kupferfarbene Bevölkerung dieser Gegenden von jeder näheren Berührung mit kultivirten Ansichten und Sitten fern zu halten.

Indessen hatten doch die Mühseligkeiten einer solchen Reise keinen so großen Einfluß auf mich, daß ich nicht die Szenen, die sich meiner Bewunderung darboten, hätte betrachten sollen. Soll ich es versuchen, ein Gemälde mit Worten zu zeichnen, welches die Natur in ihrer Allmacht ausgeschmückt und durch das Zauberspiel ihrer Phänomene so großartig gemacht hat? Amerika ist wirklich eine neue Welt, die sich vor dem erstaunten Blick des Europäers ausbreitet. Wie soll man diese eben so anmuthigen als grandiosen Wirkungen einer Atmosphäre schildern, welche durchsichtiger und dünner als die unsrige ist, die ein helleres Licht durch sie hindurchströmen läßt, einen Reichthum an Farben und Wiederscheinen darbietet, dem Auge die Fernen ganz nahe rückt, und nach allen Seiten im tiefen Dunkelblau des Himmels mit den schärfsten Umrissen den imposanten Bau jener Kordilleren zeigt, welche das alte Reich des Montezuma bis zu einer alpengleichen Höhe emporheben? Wo sich ihre Abhänge entfalten, da sieht man angebaute Felder, Weidetriften, Urwälder, Flecken und Städte in so großen Provinzen, wie sie in Europa für Königreiche gelten würden; und über diese reiche Landschaft zieht dann die Riesenbergkette ihre ungeheure silberne Binde wie ein Ehrenkranz. Die gewaltigen

Felskegel scheinen, den Titanen der Vorwelt gleich, den Himmel erstürmen zu wollen, und die riesigen Basaltmauern, die sich in den seltsamsten Formen, bald wie Säulengänge und Vorhallen, bald wie die Ruinen mächtiger Burgen dem Auge darstellen, scheinen Risse von Bauwerken zu sein, die nur ein überirdischer Baumeister so zu entwerfen und auszuführen vermochte! Oft auch bleibt der Wanderer voll Ueberraschung am Fuße eines Vulkans stehen, dessen Krater sechsmal höher ist als der Vesuv oder die doppelte Höhe des Aetna erreicht. Hier thürmen sich die Kegel des Orizaba und Perote wie ewige Pyramiden empor, dort die Spitzen des Kolyma und Jorulla, weiterhin auf der Zentralhochfläche neben der Stadt des Guatimozin steigen stolz der Izzakkihuatl und der Popokatepetl, die Nebenbuhler des Chimborasso*), empor, gleichsam wie König und Königin der Mitte ihres Reiches, der Andes von Mexiko.

So tritt dem Auge dieses vormalige Kolonieland entgegen, das fünfmal größer ist als Spanien.

Vermöge der ungleichen Gestaltung des Bodens in diesem Berglande ist ein einziger Tag hinreichend, um aus dem Sonnenbrand des Aequators in das Eis der Polarzone zu gelangen. Die Pflanzengeschlechter, die von den Ebenen der Küste und von der untersten Tiefe der Thäler bis zur Höhe des ewigen Schnees hinaufwachsen, wechseln in eben dem Maaße, wie der Wanderer bei seinem Emporsteigen die Luftbeschaffenheit wechselt. Am Strande der beiden Meere hin, wo die Perle unter dem Sande hervorblitzt, beginnt die Region der heilsamen Jalappe, der Ananas und ähnlicher köstlicher Früchte, die unser Europa gar nicht kennt, des Tabaks, dieses treuen Lieblings der Spanier in beiden Erdhälften, der im Palast des Königs wie im elenden Zelte des Hirten die Langeweile vertreibt und aufheitert; hier liefert die Jatropha dem Dürftigen das nährende Maniokbrod**), hier entfaltet der Pisangbaum***) sein zartes Laub und bietet den Menschen Nahrungsmittel dar, die an Ueberfluß wie an Wohlgeschmack die Getreidearten unserer Gegenden weit übertreffen; die dickbelaubte Liane, welche die Vanille, dies wahrhaft amerikanische Gewürz, liefert, erfüllt mit ihrem balsamischen Duft den Luftkreis und tapezirt mit ihren zierlichen Blüthen die Spalten der Felsen, die Ufer der Ströme, das Dickicht der

---

*) Der Chimborasso hat 20,100 Fuß, der Popoca-tepetl (Feuerberg) 16,600 Fuß.

**) Jatropha Manihot oder Kassavapflanze, ein sechs bis sieben Fuß hoher Strauch mit handförmigen Blättern, die lanzettförmige Lappen haben. Die Wurzel enthält einen giftigen Saft und würde daher, mit demselben gegessen, sehr schädlich sein; allein wenn man ihn auspreßt und die Wurzel von der äußern Rinde säubert, so giebt sie, in der Sonne getrocknet, ein herrliches Mehl, woraus ein wohlschmeckendes, gesundes und nahrhaftes Brod gebacken wird.

***) Der Bananen-Pisang (Musa sapientum) hat wie die Palme einen krautartigen, grünen, markigen Stamm und oben eine herrliche Krone breiter, großer Blätter. Was die Getreidearten dem Nordländer, das sind die Bananen mit ihren nährenden, reichergiebigen Früchten der Tropenländer.

Gehölze. Neben dem Kaktus, dessen furchtbare Stacheln den Scharlachwurm beschützen*), schmückt das Land die für Künste und Gewerbe so wichtige Indigostaude, dann der Kakaobaum, dem das Leben des Spaniers in Amerika wie daheim auf der pyrenäischen Halbinsel seinen hauptsächlichsten Unterhalt verdankt, die Baumwollenpflanze mit ihren schön gelben Blüthen, welche fast die ganze bewohnte Erde mit Kleidern versieht, endlich der Kampechebaum mit seinen traubenförmigen wohlduftenden Blumen, seinen aromatisch-stärkenden Früchten, seinen arzneilich wirkenden Blättern und seinem berühmten Holze, das selbst das Wasser, worin ein Stamm dieses merkwürdigen Baumes eine Zeitlang gelegen, zu einer brauchbaren Tinte zu färben vermag; — eine solche reiche Flora belebt die Ufer der Seen, das Bett der Flüsse, die Abhänge der Berge. Das Zuckerrohr von Taïti läßt mitten durch dieses große Naturgemälde sein helles Grün schimmern; der Kaffeebaum ist, bis an die Grenze des ewigen Frühlings hin, ein freundlicher Gast geworden; der Reis und der Mais, der Yam und die Bataten**) knüpfen ihre nährenden Früchte an ein und dieselbe fruchtbare Scholle; der Weinstock Asiens und der Weizen Europas wachsen hier um die Wette; der Oelbaum, der Flachs und Hanf erwarten bloß noch, daß man ihnen das Bürgerrecht ertheile, um sofort dem Vaterlande des Goldes und Silbers neue Erdengüter zu bringen. In jeder Höhe findet sich die Kartoffel, die im Pflanzenreich ganz so wie unter den Thieren der Hund, dieser treueste Begleiter des Menschen, überall einheimisch wird, wo der Mensch zu leben vermag, und die nicht minder leicht anzubauende fast noch wohlthätigere Agave***) läßt wie eine Wunderquelle dreimal des

---

*) Mexiko ist der Hauptort der Kochenille (Schildlaus), welche hier auf mehreren Arten des Kaktus, vornehmlich auch auf der unter uns bekannten Cactus Opuntia (indianisches Feigenblatt) lebt. Dieses äußerlich so unscheinbare Insekt giebt die herrliche Farbe, die wir kennen, und bringt jährlich ein Kapital von circa neun Millionen Thaler Ausbeute.

**) Die gemeine Yamswurzel (Dioscorea sativa) ist in beiden Indien und auf den Inseln der Südsee zu Hause. Das ganze Gewächs ist fast bloß Wurzel, auf welche die Natur alle Kraft verwandt hat: ein dicker Knollen, äußerlich grau oder gelb, inwendig weiß, oft von 40—60 Pfund Gewicht. Man ißt sie gewöhnlich in Asche gebraten.

Die Bataten der Convolvulus batatas, einer Winde, sind Knollen, einigermaßen den Kartoffeln ähnlich, aber zarter und lieblicher von Geschmack. Der borstige, kriechende Stengel hat herzförmige Blätter und blaue Blumen.

***) Die Gärtner rechnen die Agave ihrer ähnlichen Blattform wegen zu den Aloën, obwohl sie ein eigenes Geschlecht ausmacht. Die bekannteste, welche auch in unsern Gewächshäusern gezogen wird, ist eben diese amerikanische (Agave americana), mit den dicken, 3 Fuß langen, in eine Stachelspitze auslaufenden Blättern. Im zwanzigsten oder dreißigsten Jahre treibt der ungeheure Stamm zuweilen 30 Fuß hohe Blüthenstengel hervor mit einem Durchmesser von 5 Zoll. Er breitet sich oben in Aeste aus, die, gleich den Armen eines Kronleuchters, eine Pyramide bilden und angenehm riechende grüngelbe Blüthen tragen. Die blühende Agave gewährt einen prächtigen Anblick. — In Amerika braucht man sie zu Zäunen, die noch besser schützen als eine Mauer.

Tages dem Ackersmann wie dem Hirten Wein und Honig ausströmen, und das bis in die Nachbarschaft der eisigen Zone hin.

Diesen glücklichen Boden, der sich für den Anbau der Pflanzen aller Gegenden eignet, darf der Pflanzer bloß aufwühlen, um alle Metalle zu finden, die der Schooß der Erde nur irgend in sich schließen kann. Das Eisen, das Kupfer, das Quecksilber, das bis jetzt in den Minen Neu-Spaniens fast vergessen ruhte, ist eine bisher fast gar nicht beachtete Quelle künftigen Glückes und Wohlstandes, welchem dereinst die alte Welt zinsbar werden wird. Mexiko, in der Mitte des Erdkreises gelegen, kann nach der einen Seite hin mit den Werkstätten Europas, nach der andern mit den Faktoreien Asiens in Verbindung treten: zwei Ozeane, die eine Küstenstrecke von 1500 Stunden Länge bespülen, dienen ihm von zwei Seiten her als ein verknüpfendes Band aller Welttheile, im Nothfall sogar als eine trennende Scheidewand.

Aber nicht bloß die Erzeugnisse des Bodens und die Ansichten der Gegenden wechseln hier in reicher Fülle mit dem mannigfaltigen Klima, der Einfluß des letztern äußert sich auch in der verschiedenartigen Sitte, Lebensweise, Gesichtsbildung der Menschen; nur mit dem Unterschiede, daß der Mensch gerade in dem Maaße desto mehr Kraft und inneres Leben hat, je geringere Lebenskraft und Schönheit die Pflanzenwelt zeigt.

Dies kommt daher, weil die Früchte seiner Arbeit ihm weit mehr Gedeihen bringen, als die Früchte seines Bodens. Auch scheint er dies wirklich von jeher gefühlt zu haben; denn nach dem Beispiel der frühern und ursprünglichen Bevölkerung drängten sich auch die späteren Eroberer des Landes in die höheren Gegenden hin, auf das ungeheure Plateau von Anahuak, diesen Mittelpunkt der Kultur und Gesittung früherer Zeiten. Hier blühten unter den blutigsten Fehden die Tlaskalanischen Republiken und die Monarchie der Azteken, diese stolzen Rivalen, welche man das Griechenland und das Persien der neuen Welt nennen könnte; hier sieht man Städte, geschmückt mit den Erfindungen des menschlichen Geistes, mit den ausgesuchtesten Gegenständen des Luxus, mit den wohlthätigen Erzeugnissen der Künste und Gewerbe, die mitten unter den ehrwürdigen Ruinen einer längst dahingesunkenen Ordnung der Dinge ihre europäische Pracht entfalten; hier stehen noch uralte Tempel, die ihre Götter und ihre Erbauer längst überlebt haben; ungeheure Altäre, vor denen die Seele von dem majestätischen Eindruck ergriffen wird und eine gewisse religiöse Rührung empfindet; — große Wasserleitungen, die der alten Römer würdig gewesen wären; Pyramiden, die an Größe jenen Monumenten gleich kommen, welche noch aus dem Sande der ägyptischen Ebene hervorragen, und die gleich diesen aus der Verehrung des Jenseits entsprangen.

Aus dem Saft kann Wein (Pulque), Zucker und Essig bereitet werden. In Mexiko giebt es Agavepflanzungen, die bloß durch den Saft zehn und mehrere Tausend Thaler eintragen. Aus den Blättern und ihren Fibern macht man Flechtwerk und Garn zu allerhand Zeugen.

Sieben bis acht Millionen Menschen sind die einzigen Insassen dieses bezaubernden Landes, welches ein Drittheil der Bevölkerung der alten Welt ernähren könnte. Gleichsam als wäre es von jeher dazu bestimmt, allem dem, was die entlegensten Himmelsstriche erzeugen, zum Vereinigungspunkte zu dienen, geben sogar die Bewohner durch den Kontrast ihrer Hautfarbe und ihrer Sitten und Gebräuche der ganzen Naturszene, die sie beleben, vollends einen ungewöhnlichen Anblick. Die drei großen Spielarten unseres Menschenstammes leben hier neben einander; die verschiedenartigsten Mischungen und Abstufungen von Schwarz, Weiß, Kupferroth laufen hier in einander, während daneben manche Familien die ursprüngliche Bildungsform mit aller Zähigkeit und Schärfe behalten haben.

Aber warum mußten doch Menschen aus allen Zonen sich bloß darum auf den Höhen der Kordilleren begegnen, um sich gegenseitig zu hassen? Warum mußte dieser Kastenunterschied, der sich auf das leerste Vorrecht gründet, das der Zufall austheilt, überall Unterdrückung und Feindschaft verbreiten? Es giebt keine Farbe der menschlichen Haut, die nicht von dem Stolz der Weißen irgend einen Rang oder irgend eiuen Namen erhalten hätte. Der Eingeborene aus den unteren Volksklassen, der schon im Reiche Montezumas zum Pöbel gerechnet wurde, seufzt jetzt unter dem Joch der Stellvertreter des ehemaligen aztekischen*) Adels, seinen Gemeinde- oder Munizipalobrigkeiten, die auf ihre Mitbürger tyrannisch niedertreten, um zu vergessen, daß sie selbst von der europäischen Race in den Staub getreten sind. Diese K a z i k e n, obwohl jetzt zum Range des kastilianischen

*) Das erste bis jetzt uns bekannte Volk, das vermuthlich vor dem Ende des 7. Jahrhunderts aus dem Norden nach Anahuak kam, sind die T o l t e k e n, welche den Ackerbau und viele mechanische Künste mitgebracht haben sollen. Die prächtigen Ruinen von Tempeln und öffentlichen Gebäuden, die man in verschiedenen Theilen Neu-Spaniens findet, werden diesem Volke zugeschrieben, dessen Name gleichbedeutend mit „Baumeister" ist. — Nach dem Eindringen mehrerer anderer erobernden Stämme machten sich die A z t e k e n geltend, die gleichfalls aus dem Norden kamen, uud zwar zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Sie gelangten 1325 an das Südwestende des Hauptsees. Hier sahen sie auf einem Nopalbaum (indianischen Feigenkaktus, der aus einem von dem Wasser dieses Sees bespülten Felsen hervorwuchs, einen Königsadler von außerordentlicher Größe und Schöuheit. Dieser Adler hielt eine Schlange in seinen Klauen, und seine großen Flügel waren gegen die aufgehende Sonne ausgebreitet. Die Azteken begrüßten diese glückliche Vorbedeutung, welche einem Orakelspruch zufolge den Platz einer neuen Stadt bezeichnete, und gründeten eine solche auf den kleinen niedern Inseln, die sie durch Dämme unter einander verbanden, und deren Sümpfe sie ausfüllten. Hier bauten sie ihre zerbrechlichen Rohrhütten, lebten vom Fischfang und der Jagd und bauten einige Früchte auf ihren schwimmenden Gärten. Die neue Stadt, Tenochtitlan geuannt, ist jetzt den Europäern unter dem Namen Mexiko bekannt, welcher von dem Kriegsgott dieser Völker, Mexitli abgeleitet ist. Diese Sage der Gründung ist aufgefrischt worden durch das Wappen der jetzigen Republik Mexiko, welches den Adler und den Nopal darstellt. — Aus jenem kleinen Anfang bildete sich nach und nach das mächtige, große Reich Montezumas, dem Kortez ein Ende machte. In dem Wachsthum, dem kriegerischen Geiste und der klugen Politik der Aztekenstadt zeigt sich eine große Aehnlichkeit mit Rom.

Adels erhoben, verabscheuen den Kreolen, d. h. den Nachkommen jener Spanier, die Mexiko eroberten und sich bereits akklimatisirt haben. Die Kreolen wiederum, die nur zu oft dem Andenken an das Mutterland untreu geworden sind und die Wohlthaten desselben vergessen haben, können dem neuen Ankömmling aus der alten Welt die Aemter und Ehrenstellen nicht verzeihen, womit die Politik des Mutterlandes ihn fast ausschließlich bekleidet. Die Kasten von gemischtem Geblüt aber, welche von den reinen Racen gar nicht anerkannt werden, stehen in allgemeiner Verachtung. Doch hat sich jetzt, nachdem Mexiko vom spanischen Mutterlande sich losgerissen hat, auch Manches geändert. Die Kasten stehen minder schroff einander gegenüber, aber die Kreolen bilden den eigentlichen Adel.

---

6. Das Leben in Mexiko.*)

„Etwas Zerfalleneres und Verlasseneres als der Anblick der Dinge um Vera Kruz herum kann man sich nicht vorstellen: das Fort mit seinen rothen und schwarzen Wällen auf der einen Seite, auf der andern die elende düstere Stadt, um die herum Schaaren von schwarzen Vögeln, Sopiloten genannt, über einem liegengebliebenen Aase flatterten oder sich neues suchten. Doch als das Ziel unserer Seereise war uns sogar dieser schauerliche Anblick willkommen. So weit das Auge reichte, war die Werfte mit der Bevölkerung von Vera Kruz bedeckt (und sie schien von der merkwürdigsten Art zu sein), um die Exzellenz bei ihrer Ankunft sich zu beschauen. Einige waren unbehost — einige waren es doppelt, um das Gleichgewicht wieder herzustellen —, das obere Paar dieser Kleidungsstücke auf der Seite aufgeschlitzt, nach mexikanischer Sitte. Alle trugen breitkrämpige Hüte mit Silber oder bunten Perlen geschmückt, und die ganze Farbenfolge vom dunkeln Braun bis zum durchsichtigen Weiß glühte auf ihren Gesichtern. Einige Anzüge waren ganz aus Lumpen zusammengesetzt, die nur durch die naturgemäße Anziehungskraft an einander hielten; andere waren nur mit einigen Luftlöchern versehen; Alles aber drängte sich, stieß sich mit den Ellenbogen und warf sich beinahe ins Wasser, um den Anblick des Tages nicht zu verlieren."

„Als wir weiter kamen, war es schwer, sich zu überzeugen, daß wir noch inmitten Dezembers seien; die Luft war lau und balsamisch; die Hitze, ohne drückend zu sein, die des Juli in England. Die Straße führt durch waldiges Land voll blüthenbedeckter, fruchtbeladener Bäume. Blumen aller Farben strömten ihren Wohlgeruch aus, phantastische Schlingpflanzen

---

*) Aus dem Reisetagebuche der Madame Kalderon de la Barka (Gemahlin des spanischen Gesandten in Mexiko).

durchflochten die Aeste der Bäume und bestreuten jeden Zweig mit ihren Blüthen; Palmen-, Kokos-, Orangen- und Zitronenbäume standen unter einander, und einmal, als der Weg sich wandte, erblickten wir ein indianisches Weib mit langen Haaren, am Strom unter einem hohen Baume ruhend — ein orientalisches Bild. Der Hut unsers Reisemarschalls Don Miguel war an sich schon eine Merkwürdigkeit: er war von weißem Biber, mit ungeheurer Krämpe, mit festem Silbergewebe gefüttert und mit zwei dicken Silberrollen und Quasten verziert. Man sieht kein menschliches Wesen, keinen vorübergehenden Gegenstand, der nicht ein Bild abgäbe. Die indianischen Weiber mit langen Flechten, ihre Kinder auf dem Rücken festgebunden, von großen Strohhüten beschattet, in zweifarbige Röcke gekleidet; die langen Reihen von Arrieros mit ihren belasteten Maulthieren und dunkeln, wilden Gesichtern, der Reiter mit seinem vielfarbigen Sarape und reich geschmückten Sattel, seinem mexikanischen Hut, silbernen Steigbügeln und ledernen Stiefeln — Alles ist malerisch. Bei La Calera hatten wir eine ferne Aussicht auf das Meer. Zuweilen hielten wir an und kauften Orangen, Ananas und Granadilas, brodignakische Stachelbeeren, deren Fleisch, in dicke, gelbe oder grüne Haut gehüllt, sehr erfrischend ist." . . . . „Die Kälte wurde fühlbarer, und endlich sahen wir bei Mondenschein deutlich den Pik von Orizaba mit seiner weißen Haube, dessen bloßer Anblick frieren macht. Bei der Annäherung an Jalapa wurde die Szene malerisch; unsere Eskorte hatte ihre Sarapes umgenommen, und ihre hohen Helme und Federn tauchten in die Bäume und Büsche hinein, wie sie vor uns her sprengten. Der Orizaba und der Cofre de Perote leuchteten weiß in der Ferne, während ein köstlicher Blumen-, besonders Rosenduft, das Land bezeichnete, durch das wir zogen. Es war fast 2 Uhr in der Nacht, als wir Jalapa erreichten, zum Tode müde und vor Kälte zitternd. Von einem Feuer war nicht die Rede, aber warmer Thee ward uns vorgesetzt, und bald nachher genoß ich wenigstens eines Schlafes, wie er mir seit Neuyork nicht geworden war. Nach dem Frühstück wanderten wir, begleitet von mehreren Herren aus der Stadt, in derselben umher. Sie besteht fast nur aus zwei steilen, sehr alten Straßen mit einigen großen, vortrefflichen Häusern, wovon die besseren englischen Kaufleuten und Verakruzer Einwohnern gehörten, welche die Jahreszeit des Vomito hier verleben; außerdem besitzt sie einige alte Kirchen, Klöster und einen gut versehenen Marktplatz. Aber überall drängen sich Rosen aus den alten Mauerspalten, und indianische Mädchen winden Kränze für einen Heiligenschrein — Blumen in den Buden, Blumen in den Fenstern und dabei überall eine der mächtigsten Gebirgsansichten der Welt. Der Cofre de Perote mit seinem dunkeln Fichtenwald und der riesenmäßigen Küste von Porphyr, die ihm seinen Namen giebt, der noch höhere schneeweiße Pik von Orizaba beherrschen alle anderen Gipfel und erscheinen als die Riesenwächter des Landes. Die sich in einander schiebenden Berge, die dunklen Klippen und fruchtbaren Thäler, die dichten Wälder von hohen Bäumen, welche Anhöhen und Niederungen

bekleiden; der Anblick des fernen Ozeans, die nahen Stege, durch Obstbäume beschattet; die Aloë, die Banane mit dem grünen Storaxbaum und der blühenden Myrthe gemengt, Hunderte von Sträuchern und Blumen jeder Farbe und jedes Duftes — alles dieses vereinigt sich, um eine der verschiedenartigsten Szenerien zu bilden, die das Auge entzücken können. Und dann Jalapa selbst, so alt und grau, und rosenbedeckt, mit einem Liede, das jeder Thür und jedem Fenster entquillt, und der süßen, lauen Atmosphäre! Der Eindruck wird nicht leicht verwischt."

Sie näherten sich der Hauptstadt: „Meine Gedanken, die 300 Jahre hinter mir geschwärmt hatten, wurden durch die Ankunft eines Offiziers in voller Uniform in die Gegenwart zurückgerufen. Dieser kam auf Befehl der Regierung, um den Ueberbringer der Friedenspalme aus Alt-Spanien zu bewillkommnen, und war, unsere Ankunft erwartend, den ganzen vorhergehenden Tag zu Pferde gewesen. Da es angefangen hatte zu regnen, nahm derselbe, Oberst Miguel Andrade, unser Anerbieten an, Schutz in unserm Wagen zu suchen. Wir waren jetzt von einem großen galoppirenden Troß umgeben und bemerkten bald, daß trotz des Regens und der beginnenden Dunkelheit unzählige Wagen und Reiter uns entgegen gekommen waren. Bald darauf hielt der Reisewagen, und wir wurden ersucht, in eine prächtige, von vier weißen Pferden gezogene, hochrothe und goldene Kutsche zu steigen, die das Wappen der Republik, den Adler und den Nopalkaktus, inwendig im Dache in Gold gestickt, zierte. Inmitten dieses ungeheuren Zuges von Truppen, Wagen und Reitern hielten wir unsern Einzug in die Stadt Montezumas. Die Gegend auf dieser Seite von Mexiko ist öde und flach; und wo die Wasser der Lagunen, einst die Stadt umgebend, sich als Kanäle durch ihre Straßen zogen, sahen wir jetzt eintöniges Marschland, nur wenig durch große Züge von wilden Enten und Wasserhühnern belebt. Aber die Traurigkeit der Umgebungen ward erheitert durch den lustigen Anblick des Zuges, durch die scharlachrothen und goldnen Uniformen, die hellfarbigen Sarapes, die Eleganz der Herren (meist Spanier, wie ich glaube) auf ihren hohen mexikanischen Sätteln mit goldgestickten Schabracken, reich ausgeschlagenen Jacken, Beinkleidern mit silbernen Knöpfen, gepreßten Lederstiefeln, silbernen Sporen und malerischen Mangas mit schwarz- oder buntfarbigen Kragen. An den Thoren von Mexiko hielt der Wagen, und drei enthusiastische Bewillkommnungsrufe erschallten. Es war beinahe dunkel, und der Regen fiel in Strömen; dessen ungeachtet schlossen sich noch mehrere Wagen mit Damen und Herren dem Zuge an. Besonders durch die Güte eines reichen mexikanischen Kaufherrn war ein Haus in der Vorstadt von Buenavista vorläufig für uns eingerichtet worden; wir hatten also die ganze Stadt zu durchziehen, immer von der Volksmenge begleitet, welche, mit dem schlechten Pflaster im Bunde, unsere Fahrt sehr verzögerte. Durch den Regen und die Dunkelheit schimmerten uns zuweilen hohe Gebäude, Kirchen und Klöster bei schwachem Lampenlicht entgegen. Als wir endlich ankamen, stieg Calderon im Guß-

regen aus und dankte für den freundlichen Empfang. Nachdem er dem Unteroffizier einige Unzen für die Soldaten gegeben hatte, betraten wir das Haus, von den mexikanischen Offizieren und einer großen Gesellschaft von Spaniern begleitet." . . .

„Bei Tageslicht fanden wir unsere Wohnung sehr hübsch — ein großer Garten voll Blumen stößt daran, — der Hof duftet von Rosen, aber da die ganze Flucht der Zimmer zu ebener Erde liegt, so sind sie etwas feucht. Das Wetter ist, obgleich schön, doch des Morgens so kühl, daß ich manchmal denke, wie Fußteppiche und sogar ein Soupçon von Kaminfeuer nicht überflüssig wären. Erstere werden wir bald erlangen, aber zu letzterm sind keine Anstalten, weder Kamine noch Oefen vorhanden; auch würde es, sobald die erste Morgenstunde vorüber ist, lästig sein. Das Haus steht allein, ein großer Hof trennt es von der Straße, gegenüber liegt der große steinerne Aquadukt, ein prächtiges Werk der Spanier, doch gewiß nicht prächtiger als der, dem das alte Tenochtitlan sein Wasser verdankte. Hinter uns stehen allerlei alte Häuser von Bäumen beschattet, so daß wir wie auf dem Lande leben. Rechts von uns steht ein großes Gebäude mit Gärten und Olivenanlagen, wo die englische Gesandtschaft früher wohnte, dem Umfang nach ein Palast; später residirte Santa Ana dort, und jetzt gehört es einem Senor Perez Galvez, dem wir es gern abmiethen wollen, wenn er es uns überläßt. Was uns aber am meisten beschäftigt, sind die merkwürdigen und malerischen Menschengruppen, die wir aus den Fenstern sehen: bronzefarbene Männer, als einzige Bekleidung in ein Stück Decke gehüllt, die irdene Gefäße, ganz wie sie selbst gefärbt, leicht auf dem Kopfe tragen, so daß sie vollkommenen Statuen von terra cotta gleichen; diese Gefäße sind mit eingemachten Früchten oder weißen Pyramiden von Fett (mantequillas) gefüllt; Weiber mit Robosos, zweifarbigen kurzen Röcken, gewöhnlich ganz zerlumpt, aber dennoch eine Spitze um ihr Unterkleid gesetzt, ohne Strümpfe und ihre kleinen Füße in noch kleinere Schuhe von schmutzigem, weißem Atlas gesteckt; Herren zu Pferde mit mexikanischen Sätteln und Sarapes; müssige Leperos, lebendige Lumpenbündel, die an die Fenster kommen und mit einer höchst kläglichen, doch verstellten Jammerstimme betteln, oder unter den Mauerbogen liegen und träge die Luft und den Sonnenschein einathmen, oder an der Thür stundenlang sitzend in der Sonne schmoren, oder im Schatten der Häuser; indianische Weiber mit ihren engen, dunklen Röcken und ihren rothdurchflochtenen, verschlungenen Haaren, die ihre Körbe niedersetzen, um sich auszuruhen, und unterdessen bedächtig die Haare ihrer kupferfarbigen Sprößlinge untersuchen. Kurz, wir haben genug Gegenstände, die unsere Aufmerksamkeit fesseln."

„Die mexikanischen Besuche scheinen mir an Länge Alles zu übertreffen, was man sonst von einem Besuche anzunehmen pflegt; nie dauern sie unter einer Stunde, und manchmal nehmen sie einen großen Theil des Tages ein. Herren glauben sich zu jeder Tageszeit willkommen: gehst du zum Frühstück, so gehen sie auch; zum Mittagsessen, so essen sie mit;

schläfst du, so warten sie, bis du wach bist; bist du ausgegangen, so kommen sie wieder. Ein ganz gleichgültiger Mensch, dessen Namen ich vergessen habe, kam gestern nach dem Frühstück zu uns, behauptete seinen Platz und setzte sich mit uns zu einem späten Diner nieder. Man sollte dieses nicht Besuche, sondern Heimsuchungen nennen. Ein offenes Haus und ein offener Tisch für Freunde, zu denen selbst alle oberflächlichen Bekanntschaften gerechnet werden, sind spanische Gewohnheiten der Gastfreundschaft, die hierher verpflanzt sind."

„Männer und Weiber gleichen sich überall, ob in die anmuthige Mantille gehüllt oder nach der neuesten Mode gekleidet, ob sie einen spanischen Mantel, einen mexikanischen Sarape oder einen schottischen Plaid tragen. Die Weise der Frauen hat hier etwas ungemein Freundliches, die spanische Etikette etwas ungemein Langweiliges. Nachdem man der Sitte gemäß jede eintretende Dame geküßt, was im Ganzen etwas Zuthunliches hat, und die vornehmste auf dem Sopha rechts plazirt ist — ein Punkt, der von Wichtigkeit scheint — beginnt nothgedrungen folgendes Gespräch: „Wie befinden Sie sich?" — „Ihnen zu dienen, und Sie?" — „Ich danke Ihnen, wie immer, zu Ihren Diensten." — „Ich freue mich, und wie befinden Sie sich, Senora?" — „Zu Ihrer Verfügung, und Sie?" — „Tausend Dank, und der Senor?" — „Zu Ihren Diensten, wie immer" u. s. w. Ehe man sich setzt, sagt man: „Bitte, nehmen Sie Platz!" — „Sie zuerst, Senora!" — „Nein, Senora, Sie zuerst!" — „Nun wohl, um Ihnen verbindlich zu sein, ohne weitere Zeremonie, ich hasse Komplimente und Etikette!" Und sie haben ganz Recht, daß wirklich keine Etikette stattfindet; alles dies sind bloß Zeichen des Wohlwollens, Worte, die es bekräftigen helfen. Sieht man sich des Morgens, so geht diesen Fragen noch eine: „wie man die Nacht zugebracht hat," und die Antwort: „zu Ihren Diensten," voraus. Selbst in Mexiko bietet das Wetter eine rechtmäßige Handhabe für das Gespräch dar, besonders wenn es regnet oder zu regnen droht, denn diese Umstände erregen Erstaunen und stacheln die Beobachtungsgabe; außerdem hält man Abhandlungen über leise Abstufungen der Wärme oder Kälte, die uns entgangen sind. Ist der Besuch abgethan, so küßt man sich wieder; die Hausfrau begleitet ihren Gast bis auf die Flur, und es beginnt ein neuer Phrasenwechsel. „Senora, Sie wissen, daß mein Haus zu Ihrer Verfügung steht!" — „Tausend Dank, Senora! das meinige steht zu der Ihrigen, und wenn ich auch nicht im Stande bin, Ihnen zu nützen, so sehen Sie mich als Ihre Dienerin an, und befehlen Sie in Allem über mich!" — „Leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen eine gute Nacht!" Am Ende der Treppe sieht der Gast nochmals zurück, um den Blick seiner Wirthin zu erhaschen, und die Höflichkeiten wiederholen sich. Alles, was mich im Anfang in Erstaunen setzte, erscheint mir schon jetzt ganz natürlich, und würde kaum Erwähnung verdienen, wenn es nicht einen ergötzlichen Kontrast zu unserer gleichgiltigen und geringschätzigen Art abgäbe, Besuche zu empfangen und abzustatten. Alle Damen nennen sich

und werden von Herren beim Taufnamen genannt, und alle, die mehr als zwei- oder dreimal bei mir waren, bedienen sich mir gegenüber derselben Freiheit. Unter Weibern gefällt mir dies, doch macht es mich etwas stutzig, wenn ich höre, wie junge Leute verheirathete Frauen Marie, Antonie, Anitta u. s. w. nennen; da aber keine Vertraulichkeit dabei in Anspruch genommen wird, so hätte man Unrecht sie hineinzulegen."

„Während ich schreibe, sieht mich ein abscheulicher Lepero mit großen, lauernden Augen durchs Fenster an und läßt die außerordentlichste Folgenreihe von Seufzern aus seiner Brust dringen, indem er mir eine Hand mit zwei langen Fingern hinhält, deren drei andere wahrscheinlich nach innen festgebunden sind. „Senorita, Senorita, der heiligen Jungfrau zu Liebe; um des reinsten Blutes Christi willen! bei der wunderbaren Empfängniß!" O der schaudervolle Mensch! ich getraue mich nicht aufzublicken, aber ich fühle, daß seine Augen auf eine goldene Uhr mit Petschaften gerichtet sind, die auf dem Tische liegt. Das ist das Schlimmste daran, zu ebener Erde zu wohnen. Da kommen ihrer mehrere. Ein gelähmtes Weib, das auf dem Rücken eines bärtigen Mannes reitet — ein stämmiger Kerl, der aussieht, als ob ihn nur die Eisenstäbe vor meinem Fenster hinderten, wirksamere Mittel zu ergreifen, zeigt ein verkrüppeltes Bein, von dem ich ehrlich glaube, daß es nur auf irgend eine erfinderische Weise in die Höhe gebunden ist. Welch' ein Geheul, welche Lumpen, welch' ein Chor von Klageliedern! Dieser Zusammenlauf ist wahrscheinlich daher entstanden, daß wir ihnen gestern einiges Geld geschickt haben. Ich versuche, keine Notiz von ihnen zu nehmen und schreibe fort, als wäre ich taub. Ich muß hinausgehen, ohne sie anzusehen, und den Pförtner schicken, um sie wegzuscheuchen. Klingeln giebts in diesem Lande nicht. . . . Ich komme zum Schreibtisch zurück, kaum von meinem Schrecken erholt! Ich hatte eben das letzte Wort geschrieben, als ich einen Schritt neben mir hörte, und — o! eine Elle von mir steht mein Freund mit dem Beine und streckt seine Hand nach Almosen aus. Ich erschrak so heftig, daß ich einen Augenblick daran dachte, ihm meine Uhr zu geben, um ihn los zu werden; indessen ich glitt an ihm mit ein paar unverständlichen Worten vorbei, um meine Leute zu rufen. Durch den ersten, dem ich begegnete, schickte ich ihm etwas Geld. Der Pförtner hatte ihn nicht bemerkt, als er hinausging, um die Menge zu zerstreuen. A. ist hereingekommen und zieht die Gardinen zu — nun denk' ich, gehe hin!"

„Eine große Menge von Ausrufern beginnt ihr hundertstimmiges, zuerst unverständliches Geschrei mit Tagesanbruch und endet nicht eher als bei einbrechender Nacht. Beim ersten Dämmerlicht weckt Einen der durchdringende, verzweifelnde Schrei des Kohlenverkäufers: „Kohlen, Senor!" was, wie er es ausspricht, „Karbosin" lautet. Dann erschallt des Fettmannes Lied: „Mantequilla! Speck! Speck! anderthalb Realen" u. s. w. „Gesalzenes Rindfleisch!" unterbricht der Schlächter mit rauher Stimme. „Hay cebo — o — o — o — ?" Das ist der lange und melancholische Ruf

des Weibes, die den Küchenabfall kauft und vor der Thür still steht. Dann kommt die Kambiata vorbei, eine Art indianisches Kramweib oder Vertauscherin, die „Tejocotos per venas de Chile“ heraussingt. Ersteres ist eine kleine Frucht, die sie gegen spanischen Pfeffer ausbietet. Ein Hausirer übertönt den gellenden Triller der Indianerin. Er fordert das Publikum auf, Stecknadeln, Nähnadeln, Fingerhüte, Hemdenknöpfe, Zwirnband, Baumwollenknäulchen, kleine Spiegel u. s. w. zu kaufen. Er tritt in die Häuser und ist bald von den weiblichen Insassen umgeben, die ihm den zehnten Theil der Summe anbieten, die er verlangt, und meist handelseins werden. Hinter ihm steht der Indianer mit seinem lockenden Fruchtkorbe, dessen einzelne Obstarten er alle beim Namen nennt, bis die Haushälterin nicht länger widerstehen kann und ihn mit seinen Bananen, Orangen und Granadilas heraufbestellt. Ein heller Ruf wird gehört, der andeutet, daß etwas Heißes da ist und schnell erhascht werden muß, ehe es kalt wird. „Corditas de Norna calicute!“ Fette Küchelchen, heiß aus dem Backofen! Dieser Ruf ist weiblich und im höchsten Schlüssel. Folgt der Mattenverkäufer. „Wer wünscht Matten von Puebla? Matten von fünf Ellen Länge?“ Dies sind die Morgenrufe. Zu Mittag werden die Bettler am unverschämtesten, und ihr Geschrei, ihre Gebete und langen Litaneien bilden eine gleichförmige Begleitung zu dem übrigen Gelärme. Dann steigt über Alles der Ruf: „Honigkuchen!“ empor. „Käse und Honig!“ „Requeson und guter Honig!“ (Requeson ist, was man hier Quark nennt;) dann kommen die „Dulce-Männer,“ die Verkäufer von Eingemachtem, von spanischem Wind, der vorzüglich ist, und allen Arten von Zuckerwerk: caramellos de esperna bacadillo de coco. Dann die Lotteriekollekteure: „Das letzte Billet ist noch unverkauft, für einen halben Real!“ Ein lockender Ruf für den faulen Bettler, der es leichter findet, zu spielen, als zu arbeiten, und der diese Summe vielleicht in seinen Lumpen hat. Gegen Abend erhebt sich der Ruf: „Tortillas de cuajada!“ „Käsekuchen“ oder „Nüsse!“ dem der Nachtruf: „Heiße gebratene Kastanien!“ folgt — und der gefühlvollere Entenverkäufer: „Enten, o meine Seele, heiße, gebratene Enten!“ u. s. w. Wie die Nacht vorschreitet, verhallen die Stimmen, um am andern Morgen von Neuem mit frischer Macht aufzuwachen.“

„Ich war genöthigt, einen Arzt holen zu lassen, der das harmloseste Geschöpf der Welt zu sein schien; täglich gab er mir eine andere kleine, unschuldige Mixtur und fühlte meinen Puls; was er mir aber vorzüglich administrirte, waren Lektionen im gebildeten Gespräch. Täglich hatten wir folgende Zwiesprache, wenn er aufstand, um sich zu entfernen: „Gnädige Frau (dies neben dem Bette), ich bin zu Ihren Diensten.“ — „Vielen Dank, mein Herr!“ — „Gnädige Frau (dies am Fuße des Bettes), erkennen Sie mich als Ihren unterthänigsten Diener an.“ — „Guten Morgen, mein Herr!“ — „Gnädige Frau (hier hielt er an einem Tische still), ich küsse Ihnen die Füße.“ — „Mein Herr, ich küsse Ihnen die Hand!“ —

„Gnädige Frau (dies an der Thüre), mein armes Haus und Alles, was darin ist, auch ich, wenn auch nutzlos, was ich habe, gehört Ihnen!" — „Vielen Dank, mein Herr!" (Er dreht sich um und öffnet die Thüre, dann wendet er sich wieder zurück:) „Leben Sie wohl, gnädige Frau, Ihr Diener!" — „Adieu, mein Herr!" (Er geht hinaus, öffnet die Thür noch einmal, steckt seinen Kopf hinein:) „Guten Morgen, gnädige Frau!"

„Ehe ich meinen Brief schließe, muß ich Ihnen erzählen, daß ich diesen Morgen einen Besuch von einer sehr merkwürdigen Person bekam, die hier unter dem Namen „La Guera" (die schöne) Rodriguez sehr wohl bekannt ist, und die vor vielen Jahren von Alexander von Humboldt als das schönste Weib gefeiert worden ist, dem er auf seinen Reisen begegnete. In Betracht des langen Zeitraums, der seit dem Besuche dieses berühmten Mannes vergangen ist, war ich fast erstaunt, als mir ihre Karte als Vorläuferin ihres Besuchs gebracht wurde, und ich ward es in noch weit höherem Grade, als ich fand, daß trotz der Jahre und der Furchen, die es der Zeit beliebt, in das lieblichste Angesicht zu ziehen, La Guera eine Fülle blonder Locken, ohne ein graues Haar, zwei Reiher weißer Zähne, sehr schöne Augen und große Lebendigkeit aufzuweisen hat. Mir erschien sie sehr angenehm und eine lebendige Chronik; sie ist mit ihrem dritten Manne verheirathet und hat drei Töchter, alle von berühmter Schönheit. Wir sprachen von Humboldt, und indem sie sich selbst ganz als eine dritte Person betrachtete, erzählte sie mir alle Einzelnheiten seines ersten Besuchs und seine Bewunderung ihrer Schönheit; daß sie damals sehr jung, obgleich verheirathet, und Mutter von zwei Kindern war; daß, als der Baron kam, um ihre Mutter zu besuchen, er sie, die im Fenster nähete, anfangs nicht bemerkte, bis er in einem sehr ernsthaften Gespräch über die Kochenille den Wunsch äußerte, eine gewisse Pflanzung zu besuchen. „Gewiß," erwiderte sie aus ihrer Ecke, „können wir Herrn von Humboldt hinführen;" worauf er sie ansah und erstaunt vor ihr stand, und endlich ausrief: „Valgame Dios! Wer ist dieses Mädchen?" Von der Zeit an war er immer bei ihr, und man sagt, noch tiefer durch ihren Geist, als durch ihre Schönheit bestrickt; er betrachtete sie wie eine amerikanische Frau von Staël. Dies Alles führt mich auf den Verdacht, daß der ernsthafte Gelehrte bedeutend bezaubert war, und daß weder Minen noch Berge, Geographie und Geologie, versteinerte Muscheln und Alpenkalkstein ihn geschützt haben. Es thut Einem wohl, daß so etwas sogar dem großen Humboldt begegnen kann."

„Eine von La Guera's Geschichten ist zu merkwürdig, um sie nicht anzuführen. Als eine Dame von hohem Range gestorben war, übergaben sie ihre Verwandten der letzten Ruhestatt in ihrem prächtigsten Kleide, wie es damals Sitte war. Dieses Kleid war sogar in Mexiko ein Wunder von Luxus. Es bestand aus den feinsten Spitzen, und der Besatz aus solchen, wo die Elle 50 Thlr. gekostet hatte; es gab seines Gleichen nicht mehr. So angethan, ward die Gräfin in ihren Sarg gelegt — tausend

theure Freunde gingen hin, um dieses prächtige Todtenkleid zu sehen, bis endlich das Grab diese Herrlichkeit einschloß. Eine Gesellschaft französischer Tänzer unternahm damals ein Ballet ersten Ranges in Mexiko. Am Abend einer Lieblingsvorstellung hüpfte Mademoiselle Pauline pirouettirend auf die Szene, und als sie auf den großen Zehen still stand, um die gebührende Ernte von Lobpreisungen einzusammeln, zuckte ein elektrischer Schlag des Grauens durch den Saal: Mademoiselle Pauline hatte dasselbe Kleid an, in welchem die Gräfin begraben worden war! Doch wies sie sich als unschuldig aus: sie hatte den Anzug um einen hohen Preis von einer Putzmacherin der Stadt gekauft — diese von einem Manne, dem sie ebenfalls eine große Summe dafür bezahlt hatte — und dieser Mann war, wie die Untersuchung ergab, der Sakristan der Kirche, in welcher die Gräfin lag. Seitdem begräbt man die Todten in einfachen Gewändern, wenn sie auch in prachtvollen auf dem Paradebette gelegen haben." — —

7. Die Indianer in Mexiko.*)

Bei den Urbewohnern Amerikas ist eine Grundform der Gesichtszüge bemerkbar, von Kanada an bis zu den Gebirgen der Araukanen, welche nach Lage und Klima, Lebensweise und Stammsitte vielfach abgeändert ist, aber überall den Grundtypus durchblicken läßt. Auch der Urbewohner Mexikos, wiewohl er in viele, durch völlig verschiedene Sprachen getrennte Stämme zerfällt, zeigt auf den ersten Blick die Eigenthümlichkeit einer Race.

Die Farbe ist rothbraun, die Haut sammetartig und weich, eine Folge des dickeren Zellgewebes, welches die starke Ausprägung der Muskeln wie das Durchschimmern der Adern verhindert. Nur bei der weiblichen Jugend sieht man bisweilen geröthete Wangen. Das Haar ist glänzend schwarz, dicht und schlicht, die Stirn niedrig und nicht vorspringend, der Hinterkopf stark, etwas in die Höhe gedrückt. Das Gesicht bildet ein gefälliges Oval, die Backenknochen sind ziemlich breit, die Augen groß und dunkel und stehen, wie bei der kaukasischen Race, wagerecht, — nicht geneigt, wie bei den Mongolen. Das Weiße des Auges ist gelblich gefärbt und giebt einen eigenen Ausdruck von Wildheit, zumal in der Leidenschaft. Die Nase ist sanft gebogen, an den Flügeln breit, der Mund in der Regel groß, mit vollen Lippen, wiewohl nicht aufgeworfen wie bei den Afrikanern. Zwei Reihen kleiner, blendend weißer Zähne sind beneidenswerthe Zierden des Indianers.

Das Kinn ist rund und voll, bei dem Manne dünn mit Haar bewachsen, das auch an der Oberlippe spärlich vorkommt. Der Hals ist kurz, der Nacken breit und stark, der Brustkasten hochgewölbt. Die Hüfte

*) Mexiko. Landschaftsbilder und Skizzen aus dem Volksleben von C. Sartorius. (Darmstadt 1858.)

ist kräftig, das Bein muskulös und stark, mehr als die Arme; Hände und Füße sind klein, bei dem weiblichen Geschlecht meist rund und zierlich. Die Gestalt der Männer ist gedrungen und selten über Mittelgröße; die Weiber aber sind klein und fett.

Man hört oft: die Kinder der Indianer würden weiß geboren und würden erst braun mit der Zeit; das ist aber falsch. Die Neugebornen sind freilich heller als die ältern, aber nicht weiß, sondern etwas angeraucht gelb; nur die Handflächen und Fußsohlen sind weiß und bleiben es auch bei den Erwachsenen. Man sieht viel schöne Kinder mit großen, lebhaften Augen und langen Wimpern, aber sie bleiben nicht lange schön, die Züge werden hart und stupid. Im Allgemeinen hat der Indianer einen eigenthümlichen, schwermüthigen Blick, um die Mundwinkel einen melancholischen Zug; wenigstens erscheint er uns so, obgleich er es vielleicht nicht ist. Nie sah ich ein fröhlicheres Volk als diese Indianer unter sich; sie plaudern und scherzen bis tief in die Nacht, ergötzen sich an Witz und Wortspielen, schäkern und lachen. Freilich den Kreolen und Mestizen gegenüber sind sie kalt und zurückhaltend, sie trauen ihnen nicht, sie verstehen auch schon die Sprache nicht so, um sich bequem auszudrücken, denn unter sich sprechen sie stets ihre indianische Sprache. In dem ganzen körperlichen Habitus des Indianers spricht sich weniger die feinere Organisation des Nervenmenschen aus, als eine vorherrschende Entwickelung des vegetativen Lebens.

Mit dichtem Haarwuchs wird das Kind geboren und bis zum höchsten Alter wird der Scheitel nicht kahl; nur selten ergraut die dichte Decke des Hauptes. Auch die Zähne bleiben unversehrt bis in die spätesten Jahre, und oft sah ich Schädel, die einige Jahrzehnte in der Erde gelegen hatten, vollkommen erhalten und mit der vollen Zahl ihrer Zähne. Die Haut des Indianers scheint unempfindlicher gegen Hitze und Kälte; äußere Verletzungen, ja tiefe Fleischwunden heilen mit unglaublicher Schnelligkeit und ohne Wundfieber. Ich sage dies nicht nach einer oberflächlichen Beobachtung, sondern ich habe viele Fälle der Art gesehen, und mit denkenden Aerzten darüber gesprochen, welche an Ort und Stelle unzählige ähnliche Beobachtungen gemacht haben. Vor meinen Augen sah ich einem Indianer den Schädel zerschmettern, so daß er bewußtlos lag, und fortwährendes Erbrechen die Erschütterung des Gehirns vermuthen ließ — und trotzdem, daß seine Genossen ihr gewöhnliches Mittel, Waschungen mit Branntwein, anwandten, genas er. Eine schwere Hiebwunde in den Kopf, welche den Knochen durchschnitt, so daß man das Gehirn sah, mehrere Stichwunden durch die Lungen mit Ergießung des Blutes nach innen, eine Schnittwunde, wodurch die halbe Milz hervortrat, und weil sie sich nicht zurückbringen ließ, abgeschnitten wurde — uud viele andere heilten rasch ohne Wundfieber. Die greulichsten Verletzungen der Extremitäten, z. B. Quetschungen der Finger und Hände in den Zuckermühlen, erzeugen bei dem Indianer nie den Starrkrampf, er läßt sich die zermalmten Gliedmaßen mit einer Kaltblütigkeit abschneiden, als ob er keinen Schmerz empfände,

und in der Regel heilen diese Wunden in sehr kurzer Zeit. Zeigt sich hierin schon eine geringe Empfindlichkeit der Nerven, so tritt sie noch mehr hervor in der Wirkung des übermäßig genossenen Branntweins. Kein Indianer bekommt dad delirium tremens, und doch sind viele derselben habituelle Trinker, ja man kann sagen, ihr halbes Leben hindurch narkotisirt, während Trinker kaukasischer Race in kurzer Zeit durch das Gift des Alkohols verloren sind. Umgekehrt aber ist es bei nervösen Fiebern: diesen erliegt der Indianer viel leichter als der Weiße: er phantasirt nicht, er tobt nicht, sondern alle Energie fehlt, und kraftlos stirbt er nach wenigen Tagen dahin.

Der Arzt mag diese Andeutungen, die ich als Laie nur unvollständig beurtheilen konnte, nach seiner Wissenschaft würdigen; mir gab eine langjährige Beobachtung der Indianer das Resultat, daß sie ihrer körperlichen Organisation nach nicht zu der intellektuellen Entwickelung befähigt sind wie die kaukasische Race. Nicht, daß ihnen Sinnenschärfe, klare Auffassung der Gegenstände, Kombinationsvermögen mangeln; aber es fehlt ihnen die freie Stirn, das hohe Vorderhaupt, sie entbehren jene Idealität, welche das Erbtheil höherer Nervenentwickelung ist, sie entbehren jenes feingeistige Element, welches in Asien und Europa Jahrtausende hindurch die schönsten Blüthen menschlicher Bildung zur Entwickelung brachte. Was hat die amerikanische Race geschaffen unter den günstigen Umständen und Verhältnissen des Klimas und ihres ungeheuren Kontinents? Im Norden und Süden durchziehen seit unvordenklichen Zeiten die Jägerstämme, Raubthieren gleich, die Steppen und Wälder, jeder Gesittung abhold, sich gegenseitig vernichteud, abgeschlossen im engsten Bildungskreise einfachster religiöser Ideen und der dringendsten Kunstbereitungen für die Bedürfnisse des Lebens. Wo sich zu beiden Seiten des Aequators, in Peru und Mexiko, eine höhere Gesittung entwickelte, der Landbau die irrenden Stämme fesselte und durch das Band der Geselligkeit auch der geistigen Kultur ein Boden errungen wurde, auch da gelangte die höchste Stufe der Bildung nie zur Blüthe der Humanität. Die Religionssysteme der Inkas und Azteken, ihre astronomischen Kenntnisse, Kunstwerke und mechanischen Arbeiten sind Erzeugnisse ihres beobachteteu Verstandes, ihres bei der ganzen Race unverkennbaren Talentes für Nachbildung, ihrer Anstelligkeit und Kunstfertigkeit; aber es fehlt der höhere Genius des Idealen, die sinnende Pallas Athene der Griechen und die das Leben verschönerude Charis.

Noch wissen wir nicht, ob nicht Einflüsse von Osten her das Samenkorn der Gesittung dem amerikanischen Kontinent zugeführt haben. Deuten nicht die beiden Sonnenkinder der Inkas, deutet nicht der weiße Mann der Mexikaner, Quetzalkoatl, auf frühe Einflüsse der kaukasischen Race? Im Westen lag das „Hvitramannaland" (des weißen Mannes Land), welches die Isländer schon im 10. Jahrhundert kannten; wer sagt uns, welche Fäden die Gesittung des Ostens an die des Westens knüpften?

Mögen Andere diese Probleme lösen, ich fahre fort, die Indianer zu

schildern, wie sie jetzt sind, wie sie mir im Leben erschienen. Gern gestehe ich ihnen Bildungsfähigkeit zu, sie lernen leicht, und schon die kleinen Kinder zeigen viel Anstelligkeit und praktischen Sinn. Geistiges Schaffen ist aber nicht die Gabe ihrer Race, sie haben wenig Phantasie, aber Fleiß und Ausdauer. Die gebildeten Indianer, und es giebt manche, welche sich der Jurisprudenz und Theologie widmen, lernen ihre Wissenschaft, aber gehen nicht weiter als ihr Kompendium. Man findet bei ihnen das Talent der Nachahmung und Vergleichung, vielleicht Humor und Witz, aber keine Poesie.

Was ihren Charakter betrifft, so ist dieser im Allgemeinen nicht frank und offen, sondern verschlossen, mißtrauisch und berechnend. Nicht etwa gegen Menschen andern Stammes, nicht gegen die Enkel seines Unterdrückers umgiebt sich der Indianer mit dem Bollwerk der Vorsicht, — das wäre natürlich; nein, er zeigt es gegen die Seinen, es liegt in seiner Sprache, in seinen Manieren, in seiner Geschichte. So z. B. sind die Begrüßungen der Indianer unter einander, namentlich der Frauen, eine lange Litanei von Wünschen und Erkundigungen nach dem Befinden, welche völlig monoton und theilnahmlos von beiden Theilen zugleich hergeleiert werden, oft ohne sich anzusehen oder bei einander stehen zu bleiben. Der Indianer, welcher einen andern um etwas anspricht, thut dies nie direkt oder ohne Umschweife; er macht erst ein kleines Geschenk, lobt dieses und jenes, bis zuletzt der Wunsch vorgetragen wird. Wenn ein Indianer bei dem Richter oder Bürgermeister seines Dorfes, der — ein Indianer wie er — vielleicht sein Verwandter ist, ein Gesuch hat, so wird er, auch wenn alles Recht auf seiner Seite wäre, erst einen Freund vorausschicken mit einer Flasche Branntwein oder einem fetten Huhn (man nennt das den „Blumenstrauß senden"), um dem Anliegen einen guten Eingang zu verschaffen. Oft kamen Deputationen indischer Dörfer zu mir, um mich über Geschäfssachen ihrer Gemeinden zu befragen; stets kamen ihrer zehn bis zwölf, weil sie fürchteten, daß ein Gesandter das Geschäft zu seinem Vortheil ausbeute. Der ganze Zug kam dann, ein Mann hinter dem andern, in mein Zimmer, den Großwürdenträger oder Sprecher an der Spitze, und jeder eine Gabe in der Hand. Der Zugführer eröffnete die Begrüßung mit vielen Bücklingen: „Guten Tag, Väterchen! Wie geht es Dir, was macht unser Mütterchen, Deine Frau Gemahlin, und die Kinderchen? Sieh, wir sind gekommen, um Dir eine Kleinigkeit zu bringen, es ist wenig, denn wir sind arm, aber Du mußt unsern guten Willen entschuldigen." Und nun rückt die ganze Schaar heran mit Eiern, Hühnern und verschiedenen Früchten. Da hilft kein Abwehren: „Ihr müßt wissen, ich kann das nicht leiden, Söhne, ich diene Euch gern, wenn ich euch nützlich sein kann; behaltet Eure Gaben, und sagt, was Ihr wünscht." — „Nein, Väterchen, wir werden nicht reden, wenn Du diese Kleinigkeit verschmähst" u. s. w. Ist dieses Zeremoniel beseitigt, und die sehr ehrenwerthe Gesandtschaft zum Sitzen eingeladen, so nehmen die Väter der Gemeinde, wenn

auch noch so viele Stühle zum Sitzen da stehen, im Halbkreis auf dem Boden Platz, nur der Sprecher bleibt stehen und trägt in wohlgesetzter Rede sein Begehr vor, wozu das Gefolge an manchen Stellen bedeutend mit dem Kopfe nickt, gleichsam um dadurch den Akzent auf die Worte zu legen. Sie sind in ihren Verhandlungen wahre Diplomaten, stellen ihre Fragen gern zweideutig, um sie nachher zu ihren Gunsten interpretiren zu können, und in Verträgen muß man sich genau vorsehen, die Bedingungen gut zu spezifiziren.

Bietet man ihnen nach einer solchen Versammlung ein Glas Rum an, so glänzen alle Gesichter und es werden bedeutende Blicke gewechselt; sie ziehen aber vor, es vor der Thür zu trinken, und der, welcher mit dem Dank das leere Glas zurückbringt, weiß gewiß seiner Rede eine passende Wendung zu geben, um nochmals den Necktar perlen zu sehen.

Spricht sich in dieser Art des Verkehrs schon ihr Charakter aus, so tritt dies noch deutlicher in kleinen Zügen hervor. Schon ihre Sprache ist überreich an doppelsinnigen Ausdrücken, die sie anwenden, um sich nicht klar auszusprechen. Ich hörte von Geistlichen, welche die aztekische Sprache sehr fertig spracheu, daß sie häufig den Sinn einer Beichte nicht verstehen könnten, weil sich die Beichtenden in Räthseln und Metaphern aussprächen. Ein Indianer versteht sich nicht leicht dazu, Leuten, die ihn nicht kennen, seinen Namen zu sagen; er giebt in der Regel einen falschen an, um sich nicht zu kompromittiren. Eben so wenig geben sie Auskunft über Dritte, nach welchen man sie fragt, z. B. ob sie denselben unterwegs begegnet seien; sie werden gewöhnlich sagen, „sie hätten Niemand gesehen." Im Handel und Wandel sind sie mißtrauisch und fürchten stets übervortheilt zu werden, weil sie selbst kleine Betrügereien mit unterlaufen lassen. Ihre kleinen Pflanzungen legen sie gern mitten in den Wäldern an, oder in verborgenen Schluchten, um mit Niemandem in Berührung zu kommen. Sie gehen auf Umwegen dahin, damit die Spur nicht gefunden werde, und kommt irgend ein Jäger nach der einsamen Siedelung, so sehen sie das höchst ungern. Aehnliche Züge trifft man bei den stammverwandten Jäger-Indianern. Es ist das Schleichen des Raubthieres im Waldesdunkel, das unruhig spähende Auge, die Sinnenschärfe, die Sprungfertigkeit, aber auch die Feigheit. Man glaube aber nicht, der Indianer Mexikos sei tigerwild; seine Vorfahren mögen es gewesen sein, und der Apache und Komanche im Norden des Landes ist es noch heute. Alle die christlichen Indianer sind unterwürfig und schmiegsam, durch lange Herrschaft der Spanier gewöhnt, sie sind es, wo sie glauben, den Kürzern zu ziehen. Wohl aber treten sie trotzig und impertinent auf, wo sie wissen, daß sie die Oberhand haben. Sie bilden die Mehrzahl im Lande, etwa fünf Achtel der Bevölkerung, und man könnte fürchten, daß ihr Bewußtsein erwachte, ein unterdrückter Stamm zu sein. Doch das ist nicht wohl möglich, denn die Kunde von der Geschichte ihrer Väter ist erloschen bei ihnen, und kaum eine Spur der Tradition ist ihnen geblieben. Auch sind sie keine Unter-

drückten mehr; sie genießen gleiche Rechte mit allen übrigen Bewohnern des Landes, sind Bürger mit freiem Eigenthum und verwalten ihr Gemeinwesen selbst. Sie haben also keinen Grund zur Unzufriedenheit. Es fehlt ihnen aber auch die Einheit, welche schon vor der spanischen Herrschaft fehlte und die Ursache war, daß viel kleinere Stämme dem Schwerte der Azteken erlagen. Diese Stammverschiedenheit besteht noch; mehr als vierunddreißig verschiedene indianische Sprachen werden gesprochen, die unter einander so viel Aehnlichkeit haben wie das Deutsche und Slavische; der Azteke versteht nicht den Otomiten, der Maya nicht den Migo u. s. w., ja manche Stämme hassen sich.

Die Indianer Mexikos sind gegenwärtig alle Bürger der Republik, und wählen ihre Kommunalbehörden nach der gesetzlichen Vorschrift. Daneben aber besteht unverkennbar in den rein indianischen Dörfern die Aristokratie gewisser Familien, deren Ansehen durch Gewohnheit geheiligt ist, und deren Ausspruch respektirt werden muß. Alle Indianer sind katholische Christen; die Kirchen gehören dem Dorfe, und viele der Priester sind indianisches Vollblut, weil sie die Sprache verstehen müssen. In größeren indianischen Dörfern sorgt die Gemeinde stets dafür, daß ein Gemeindekind Theologie studire, um einen der Ihrigen als Pfarrer zu haben. Der Pfarrer muß mit dem Adel des Dorfes harmonieren, wenn er Ansehen haben will; geräth er in Widerstreit, so wird er ausgebissen. Die Indianer bezahlen geringere Stolgebühren, als alle übrigen Bewohner des Landes, stellen aber dafür dem Pfarrer einen Knecht und eine Magd und Boten, so oft er sie bedarf. Auch haben sie das Privilegium, an vielen Feiertagen vom Besuch der Messe entbunden zu sein und auf ihren Feldern arbeiten zu dürfen.

Der braune Mensch ist einfach in seiner äußern Erscheinung, und hält etwas darauf, sich nach der Sitte der Väter zu kleiden. Der Mann hat kurze, nur bis an die Kniee reichende weite Beinkleider von Hirschleder oder grobem Baumwollenzeug; eine Art langer Jacke oder kurzen Kittels ohne Kragen, um die Hüfte gegürtet, deckt den Oberkörper; er kennt nicht Hemde, nicht Weste, noch sonst ein Luxusstück. An den Füßen trägt er Sandalen, auf dem schwarzen üppigen Haarwuchs einen kleinen Strohhut oder groben schwarzen Filzhut. Der Stamm der Chinatekos in Oajaka geht immer barhaupt; die Haare hängen oft lang zur Schulter herab. Schuhe oder Stiefeln zu tragen gilt dem Indianer von echtem Schrot und Korn für verderbliche Neuerung, und ein Pferd zu besteigen für sträflichen Hochmuth. Auch wenn sie viele Pferde besitzen, reiten sie das bescheidene Eselein, höchstens ein Maulthier. Ein grober wollener Teppich, einfarbig oder gestreift, ist die toga virilis des Indianers, bei Tage der Schirm gegen Kälte und Regen, des Nachts seine einzige Decke.

Die Kleidung der Frauen ist eine Art Sack oder Stück Zeug, das um die Hüften mit einem Gürtel befestigt ist und bis zu den Füßen reicht; der Oberkörper wird mit einem weiten Ueberwurf gedeckt, der eine Oeffnung

für den Kopf hat, und zwei für die Arme, ohne Aermel. An manchen Orten wird zu gewissen Festtagen von reichen Indianerinnen ein weißes gesticktes Oberkleid mit vielen Bändern getragen, an anderen kleiden sich alle Mädchen weiß. Die dichten Haarflechten, mit buntem Bande durchflochten, hängen entweder über die Schultern herab, oder sind um den Kopf gewunden. Große Ohrringe und breite Halsbänder von Glasperlen vollenden die Toilette. Schuhe und Kopfbedeckung tragen sie nie, höchstens legen sie bei großer Hitze ein gefaltetes Tuch auf den Kopf. Aber ein kleiner Rosenkranz, etwa ein Skapulier daran, und der starke Dorn einer Kaktusart hängt als Zahnstocher um den Hals beider Geschlechter.

Die kleinen Indianerinnen in ihrem weißen, fast griechischen Gewand, unter welchem die zarten Formen wie Bronzeguß erscheinen, sind oft sehr reizend. Der von der Schulter an schön geformte Arm ist entblößt, das weiche kleine Händchen hält einen Fächer von Federn, in das dunkle Haar sind die Blüthen der Plumeria, einer Lieblingsblume der Indianer, geflochten; sie lächeln und zeigen Zähne wie Perlen, und das große dunkle Auge ist feurig wie die Sonne des Südens. Das Weib aber, das bei allen rohen Völkern das Lastthier des Mannes ist, erblickt man oft verkümmert.

Die Wohnung des Indianers entspricht seinen wenigen Bedürfnissen. In den wärmeren holzreichen Gegenden bildet er seine Hütte von Holz; unbehauene Pfosten sind in den Boden gerammt und tragen Gebälk und Dach, Alles statt der Zimmerung mit Schlingpflanzen zusammenhaltend. Stroh oder Palmblätter bilden die Bedachung, die Wände sind von Bambusstäben oder dünnen Stangen gemacht und lassen Licht und Luft ins Innere dringen. Gewöhnlich ist das Dach auf einer Seite verlängert zu einer Vorhalle, welche auf Pfosten ruht. Dieses Hauptgebäude ist in der Regel 25 Fuß lang und 15 Fuß breit, ohne alle Abtheilung im Innern. Oft steht ein kleineres dicht daneben, um als Küche benutzt zu werden.

Auf den kälteren Hochebenen sind die Hütten von ungebranntem Lehmstein gebaut, und haben ein plattes Dach von dichtgelegten Balken mit einer Decke von feingeschlemmtem Thon, welcher mit vieler Vorsicht aufgestampft wird. Im Gebirge sieht man häufig Hütten mit Schindeln, und in den agavereichen Ebenen von den Blüthenstengeln und Blättern der Agave, mit Wänden von Steinen ohne Mörtel, sogenanten trockenen Mauern.

In der Mitte der Hütte brennt auf dem Boden der Erde, wie sie die Natur schuf, bei Tag und Nacht das heilige Feuer des Heerdes; dabei steht ein flacher und ein walzenförmiger Stein zum Zerreiben des Maises und die irdene Pfanne zum Backen des Maisbrodes. Einige unglasirte Töpfe und Schüsseln, ein großer Wasserkrug, einige Trink- und Schöpfgefäße aus Kürbisschalen sind der ganze Reichthum des Indianers, einige geschnitzte Hölzer, Heilige darstellend, der Schmuck der Hütte. Weder Tisch noch Bank verenget den Raum; Matten von Binsen oder Palmblättern

dienen als Sitz und Tisch zugleich, sie sind das Bett für die Nachtruhe und der Sarg für die ewige Ruhe im Grabe.

Eine Art Haue und Hacke, einige Stricke und Netze hängen als Geräthe des Mannes an der Wand, und daneben das Webegeräthe der Frauen, das nur aus einigen Stäben besteht. Eine ganze Anzahl Körbchen von Palmblättern geflochten, mit Bindfaden an den Balken aufgehängt, enthalten die geringen Vorräthe aller Art, Salz, Bohnen, Reis, Eier, Baumwolle, Seife u. s. w. Diese Körbchen repräsentiren Kisten und Schränke, und hängen hoch, um den Inhalt den Kindern, Hunden und Ameisen zu entziehen. An einem längeren Strick ist ein größeres Ding aufgehängt, von Stäben zusammengebunden, etwa 3 Fuß lang und 2 Fuß breit, und von der Konstruktion jener Fallen, womit die Knaben die Meisen fangen. Ein Stück Matte kleidet das Innere aus; der Zweck bleibt nicht lange verborgen, denn ein halbnackter Indianersprößling läßt seine Stimme hören, worauf ein Stoß den Kasten wie eine Schaukel schwingt, um den kleinen Luftschiffer wieder zur Ruhe zu bringen.

Wir waren in die Hütte getreten mit dem gewöhnlichen Gruße: Ave Maria! „En gracia concebida“ war die Antwort des Mannes, der auf einem Klötzchen sitzt und Mais abkörnt, von einigen Hühnern umgeben, welche jedes abspringende Korn begierig aufpicken, und die er bisweilen mit einem Bein verscheucht, wenn sie ihm zu nahe kommen. Einige Kinder, die auf dem Boden spielten in der schlichten Uniform des Paradieses, retirirten sich hinter ihre Mutter, welche, neben dem Feuer auf plattem Boden sitzend, mit der Spindel spinnt und bisweilen mit einem Stöckchen in einem Topfe rührt. Einige dürre Hunde, welche in der Asche liegen, recken die Köpfe und fangen ein gewaltiges Gebelle an, das der Hausherr mit dem derben Wurf einer Maiskolbe in Geheul verwandelt, und die unberufenen Schreier in eine Ecke jagt, wo sie mit einem brütenden Huhn in Konflikt gerathen, das spreizend und kreischend sein Nest vertheidigt. Der Adamite in der Gondel erwacht von dem Lärmen und läßt sich vernehmen. Die Mutter steht auf, neigt sich über das Fahrzeug und senkt dem Kleinen die volle Brust in den Mund, was die Ruhe herstellt.

„Könnt Ihr uns etwas Mais verkaufen?“ fragen wir den Indianer, „für unsere Pferde, die dort unter dem Baume angebunden sind, und für uns selbst etwas zu essen schaffen?“ Eine lange Verhandlung entsteht zwischen Frau und Mann in indianischer Sprache; sie thun ungern diese Dienste und erwidern oft, sie hätten nichts. „Aber wir verlangen ja nur einige Eier und Bohnen mit Tartillas“ (Maisbrod) und lassen die Reiseflasche sehen, aus der wir dem Mann einen Schluck geben, und so etwas hilft zum Abschlusse des Geschäfts. Der kleine Schreihals, der nicht wieder schlafen will, wird wie ein Aeffchen auf den Rücken gebunden; mit dieser Bürde knieet die Mutter vor den Stein, wäscht diesen, und sich Arme und Hände, und beginnt nun die Arbeit des Zermalmens des halbgekochten

Maises, um ihn dann in flache Kuchen zu formen. Eine junge stämmige Indianerin, welche mit einer schweren Bürde trockenen Holzes aus dem Walde gekommen ist, hilft bei der Bereitung des frugalen Mahles, das als Zugabe geriebenen grünen spanischen Pfeffer enthält, eine höllische Brühe, welche den Unkundigen zum Verzweifeln brennt, aber von dem Indianer und Mestizen zu jeder Mahlzeit reichlich genossen wird. Nur mit dem Manne können wir etwas in Spanisch verkehren; die Frauen und Kinder wissen nur ihre eigene Sprache, die recht angenehm aus ihrem Munde tönt. Die Leute sind, wie alle Indianer, Landbauer, sie haben ihr kleines Maisfeld unten im Thal, und pflanzen nur so viel, als sie das Jahr hindurch brauchen. Auch ihre Bohnen, Kürbisse, spanischen Pfeffer, Tomates (physalis und solanum), Bataten und Baumwolle pflanzen sie, aber Alles für eigenen Gebrauch. Jedes Jahr werden einige Schweine aufgezogen und verkauft, und auch die Hühner wandern auf den Markt, um mit dem baaren Gelde die Abgaben für die Gemeinde und Kirche zu entrichten. Die meisten Indianer haben reichlich zu leben bei ihren höchst geringen Bedürfnissen; in der Regel pflanzen sie viele Obstbäume um ihre Hütten und lösen viel aus dem Verkauf der Früchte. Sie sammeln manche Rohprodukte der Wälder für den Handel, gewinnen die Faser einer Bromelie und der Agave, arbeiten auf Tagelohn, kurz, sie haben vielfache Mittel, einen Unterhalt sich zu erwerben; aber sie verlassen ihre alte Lebensweise nicht, die Männer vertrinken entweder ihr Geld, oder vergraben es, um es sicher zu haben.. Die arme Frau hat das schwerste Loos, sie arbeitet am meisten und bekommt nichts vom Gewinn. Morgens um 4 Uhr stehen die Weiber auf, fachen das Feuer an und mahlen Mais für die Frühsuppe, während die Männer, wie Mumien in ihre Decken gewickelt, schlafen. Nach einer Stunde ist der Brei (atolli) gekocht, die Männer trinken eine Schale und strecken sich wieder hin, während die Arbeit au dem Mahlsteiu fortgeht, um das Brot für das Frühstück vorzubereiten. So geht es den ganzen Tag; die Frauen holen das Wasser und Holz, besorgen die Kinder, bereiten dreimal täglich das Brod, spinnen die Baumwolle und nähen die Zeuge für die ganze Familie. Das Nähen der Kleider, das Färben, das Waschen liegt ihnen auch ob; oft sieht man die ganze Familie am Bach, ein Kleid nach dem andern wird gewaschen, während der Träger, in eine Decke gewickelt, wartet, bis es getrocknet ist. Am Sonntag muß das arme Lastthier die Früchte auf den Markt tragen, oder das irdene Geschirr, welches auch Manufaktur der Frauen ist; einen Säugling an der Brust, eine schwere Bürde auf dem Rücken, und oft ein größeres Kind oben auf. So sieht man sie vielmals auf den Wegen nach den Dörfern. Auf dem Rückweg haben sie mit unendlicher Geduld den trunkenen Mann zu führen, und wo er unrettbar zu Falle kommt, sitzen sie neben ihm in Wind und Wetter, bis die schweren Nebel aus dem Kopfe gewichen sind.

8. Die Kreolen.

Das Wort Kreole (criollo) bedeutet im Allgemeinen „Eingeborener," und so gebraucht man es auch in Mexiko; im engeren Sinne verbindet man damit den Begriff „Eingeborener weißer oder europäischer Abkunft." Wir wollen hier die Kreolen in letzter Bedeutung kennen lernen.

Der weiße Mexikaner repräsentirt die Intelligenz des Landes, und bildet demnach thatsächlich den Adel der Bevölkerung. Der Zahl nach rechnet man ein Siebentel der Einwohner unter die Kreolen, etwa 1,200,000. Die äußere Erscheinung nähert sich der des Spaniers, doch ist ein eigener Typus unverkennbar. Männer und Frauen haben selten mehr als Mittelgröße, schlanken Wuchs, dunkles Haar, lebhafte dunkle Augen, kleine Hände und Füße. Man findet viele Gesichter nach orientalischem Schnitt, mit gebogener Nase und feinem Mund. Die Gesichtsfarbe ist gewöhnlich nicht mehr frisch, zumal in den wärmeren Gegenden; in den kälteren dagegen sieht man rosige Wangen und selbst blonde Köpfe nicht selten. Beide Geschlechter reifen früh, der Jüngling ist im siebenzehnten, die Jungfrau im vierzehnten Jahre völlig entwickelt. Eine große Lebhaftigkeit ist dem Kreolen eigen; er lernt mit Leichtigkeit, ist körperlich gewandt, ein flinker Tänzer, ein geübter Reiter, aber nicht sehr muskulös, nicht ausdauernd in schwerer Arbeit. Seine Sprache ist rasch und von sehr lebhaftem Geberdenspiel begleitet. Ist dieses auch eine Eigenthümlichkeit aller südlichen Nationen, so hat sie doch der Mexikaner besonders ausgebildet, und der Nordländer, der seine Rede kaum mit leichter Bewegung der Hand ergänzt, bewundert die tausend Bewegungen, die als Zeichensprache bald die Rede verstärken, bald kommentiren. Will man z. B. die Höhe eines Gegenstandes mit der Hand bezeichnen, so gebraucht man bei der leblosen Sache die horizontale Lage, bei dem Thier die stehende Lage der ganzen Hand, bei einem menschlichen Wesen den aufgerichteten Zeigefinger. Winkt man Jemanden zu sich, so wird die Handfläche nach dem eigenen Körper zu von oben nach unten bewegt; macht man die umgekehrte Bewegung vom Körper weg, so heißt dieses: geht nur fort! Fährt man aber mit der Hand senkrecht herab, so heißt dieses: bleibe stehen! Man versteht die Sprache eines Volkes nicht hinlänglich, wenn man nicht den Ausdruck durch Mienen und Gesten kennt; aber es gehört lange Uebung dazu, diese Zeichensprache zu verstehen, zumal wenn sie von der Umgebung nicht verstanden werden soll, wie es bei den telegraphischen Mittheilungen der Verliebten der Fall zu sein pflegt.

Im Allgemeinen ist der Kreole leicht zu elektrisiren und leidenschaftlich, aber er weiß seine Affekten zu beherrschen. Oft läuft das heiße Blut mit dem Kopf davon; Zorn, Liebe, Eifersucht verleiten zu unüberlegter That; doch bald kehrt das Gleichgewicht zurück. Heimtücke ist seinem Charakter fremd, man kennt nicht die Rache gedungener Banditen, wie in Italien oder Portugal. Wenn auch die Schilderungen mancher Touristen

berichten, daß der Beleidigte seinem Gegner das Messer in die Brust stoße, und wenn dies auch bei der niederen Volksklasse öfter vorkommt, so ist es nie Folge langer Ueberlegung, sondern ein Akt der höchsten Leidenschaft, und in der Regel eine Art Duell mit kurzer Waffe. Bei den Kreolen fällt dies seltener vor, als bei den Mestizen.

Der Kreole, selbst der ungebildete, hat im Umgang einen natürlichen Anstand, eine gewisse Urbanität und Unbefangenheit; er ist ehrgeizig und eitel, und wenn die Grundlage einer soliden Bildung fehlt, die eben nicht sehr häufig anzutreffen ist, so schimmern die Blößen der Oberflächlichkeit durch. Die Eitelkeit führt oft zur Ueberschätzung des eigenen Werthes, nicht allein des persönlichen, sondern auch des nationalen. Der Krieg mit Nordamerika hat in dieser Beziehung harte Lektionen gegeben, und den Mexikanern gezeigt, daß beherzte Redensarten gegen einen muthigen Angriff nicht Stich halten.

Leichtsinn und Genußsucht charakterisiren den Südländer, und der mexikanische Kreole macht darin keine Ausnahme. Zwar ist er im Genusse geistiger Getränke äußerst mäßig, Trinker gehören zu den seltensten Ausnahmen, und auch die Gastronomie pflegt er nicht wie der Nordländer; aber er liebt Süßigkeiten und Näschereien. Vor Allem sind es Festlichkeiten und Vergnügungen, die Freuden der Liebe und des Spiels, denen er mit Leidenschaft nachhängt. Der Hang zum Hazardspiel ist allen Klassen des Volks, die Indianer ausgenommen, gemein, und der Krebsschaden, welcher das Glück und den Wohlstand der Familien zerstört. In Städten und Dörfern sind Spielhäuser zu finden, in welchen monte, eine Art Pharao, gespielt wird, und zu welchem sich Alles hindrängt. Keine Gesetze, keine polizeilichen Verfolgungen konnten bis jetzt diese Höllen vertilgen, weil der Hehler zu viele sind. Bei jeder Festlichkeit ist es das Spiel, welches sogleich in den Vordergrund tritt; bei dem Hahnengefecht und bei dem Pferderennen wird hazardirt, selbst auf dem Billard und im Kaffeehause wird gewettet und gewagt. So leidenschaftlich der Mexikaner sich dem Spiel hingiebt, so kalt erträgt er den Verlust. Er verliert große Summen, seine Uhr, seine Kleider, schießt sich aber darum doch nicht todt, sondern hofft es am nächsten Spielabend wieder zu gewinnen. Der Ruin vieler Familien ist die unausbleibliche Folge dieser verkehrten Leidenschaft; sie zerstört nicht allein den Wohlstand, sondern auch die Sittlichkeit der Familie.

Der reiche Kreole liebt den Luxus, hat glänzende Equipagen, schöne Reitpferde, viele Dienerschaft, aber er kennt nicht den Komfort im Hause. Was die Bauart der Häuser betrifft, so ist die Grundform die altrömische, welche durch die Spanier über den Ozean verpflanzt wurde, und dem Klima ganz angemessen ist. Von der Straße aus tritt man durch ein großes Thor ein, unter dessen Bogen das Gemach des Portiers, oder ein Geschäftszimmer des Mannes den Eingang hat. Man tritt in einen viereckigen Hof, von allen Seiten mit einer Säulenhalle umschlossen, in der

Mitte gewöhnlich ein Springbrunnen, von Blumenvasen umgeben. Auch das breite Geländer des Säulenganges ist gewöhnlich mit Blumen verziert. In diese Vorhalle gehen die Thüren aller Zimmer aus. Nach der Straße zu ist das Hauptgemach, der Saal, der auch auf dem Dorfe nicht fehlt, aufgeputzt mit dem besten Hausrath, einem Spiegel, Ecktischchen mit Blumenvasen, einem Heiligenbilde in silberner Nische oder dergleichen. Ein Ende des Saales, dessen Wand weder Thür noch Fenster hat, bildet den Sitz der Frauen (estrado), ist oft einige Zoll erhöht, mit Teppichen oder Matten belegt und mit niederen Sophas bestellt. Viele Stühle stehen an den übrigen Wänden hin. Der Saal kommunizirt entweder unmittelbar oder durch den Korridor (Säulengang) mit den übrigen Zimmern, nämlich den Schlafzimmern, Speisezimmern und der Küche. Dem Eingangsthor gegenüber führt ein kleineres Thor gewöhnlich in den zweiten von Gebäuden umschlossenen Hof, welcher die Stallung, Remisen, Wohnung der männlichen Diener und andere Wirthschaftsräume enthält. Dieses ist die Einrichtung der einstöckigen Häuser, in den großen Städten aber haben sie gewöhnlich zwei Stockwerke und oft noch ein Entresol. In diesem Falle ist das Erdgeschoß für Waarenlager, Magazine oder Wohnungen der Diener benutzt, und die Wohnung der Familie im ersten Stock; aber der Säulengang geht durch die verschiedenen Stockwerke hindurch, und die Einrichtung bleibt im Wesentlichen dieselbe.

Früh stehen die Kreolen nicht gern auf, und von sorgfältiger Toilette ist bei den Damen keine Rede. Die Haarflechten hängen über den Rücken; die Kreolinnen wissen nichts von Hauben, sondern werfen leicht ein Tuch über Kopf und Nacken, wenn sie daheim sind. Auch von Strümpfen ist nichts zu sehen, da das Klima so mild ist. Mädchen und Frauen rauchen gern leichte Zigarren.

Gegen 8 Uhr wird ein Täßchen Chokolade mit süßem Brot genommen, dazu vereinigt sich die Familie nicht, Jedem wird es in sein Schlafzimmer gebracht. Um 10 Uhr frühstückt man warm, gebratenes Fleisch, Eier und als ständige Schüssel bei allen Ständen Bohnen (frisoles), welche erst weich gekocht und dann geschmalzt werden, mit einem bedeutenden Zusatz von Zwiebeln. Um 3 Uhr Nachmittags ist der Mittagstisch, der seine stehenden Gerichte hat. Zuerst eine Tasse klare Fleischbrühe, dann Sopa, von Reis, Nudeln oder Brot gemüseartig in Fleischbrühe bis zur völligen Verdunstung der Flüssigkeit eingekocht und mit Tomaten stark gewürzt. Die Olla ist das dritte Gericht, welches auf keinem Tische fehlt. Es besteht aus Rindfleisch, Hammelfleisch, etwas Schweinefleisch, Schinken, Huhn, Würstchen, Kohl, grünen Bohnen, Möhren, Rüben, Birnen, Bananen, Zwiebeln, Sellerie, etwas Koriander und Petersilie, Alles zusammengekocht. Wein nimmt man selten bei Tisch, aber nach dem Konfekt ein großes Glas Wasser.

Die meisten Kreolen legen sich nach Tisch nieder, um Siesta zu halten. Um 6 Uhr wird Chokolade oder in der heißen Zone Eis oder

Obstgelée mit Wasser genommen, eine kleine Promenade zu Fuß, Pferd oder Wagen gemacht, und dann kommt die Zeit des Theaters oder der Tertullas. Letzteres sind Abendbesuche der Frauen, woran auch Männer theilnehmen. Man sitzt im Saal an den Wänden hin bei sehr dürftiger Beleuchtung — zwei Talgkerzen in dem großen Raume, — raucht und plaudert; oft wird auch musizirt und ein Tänzchen gemacht; aber selten wird etwas dabei genossen, höchstens Süßigkeiten mit Wasser.

Die Abendmahlzeit ist gewöhnlich erst um 10 Uhr, etwas gebratenes Fleisch, Salat, Bohnen und etwas Süßes. Von Tisch geht es unmittelbar zu Bett.

Einladungen zu Tische sind selten; werden aber bloß fremde Männer eingeladen, so erscheinen die Frauen in der Regel nicht bei Tische. Der Mexikaner ist gastfrei, und es ist ihm Ehrensache, seine Gäste gut zu bewirthen. Bei Festlichkeiten auf dem Lande ist die Zahl der Gäste oft sehr groß, und das Treiben und Lärmen ist den Festen der homerischen Völkerbeherrscher gar nicht unähnlich.

In dem häuslichen Leben ist Vieles verschieden von der Weise germanischer Völker. Das Leben der Frauen in ihren Gemächern hat etwas Orientalisches; sie arbeiten mit der Nadel sehr schön, verstehen zu weben und zu sticken, zu singen und zu musiziren; aber es fehlt das geistige Element, Bildung des Verstandes und Herzens, und die Sinnlichkeit wird leicht vorherrschend. Die Hausfrau hat ohnehin weniger Sorge als in Europa, weil sie weniger Wintervorräthe vorzusehen hat, und die Wäsche allwöchentlich besorgen läßt. Man vermeidet sogar alle Vorräthe im Hause, um sie nicht dem Gesinde anzuvertrauen und nicht die Arbeit des Herausgebens zu haben. Für jede Mahlzeit wird alles Nöthige von der Köchin oder ihrer Gehilfin im Kleinen in den Buden geholt, nur die Gemüse kauft man des Morgens auf dem Markte, und die Kohlen bringt der Köhler ins Haus, denn man kocht Alles bei offenem Kohlenfeuer. So haben die Frauen weniger Arbeit im Hause, und man muß gestehen, daß von der jetzigen Generation Viele ihre Mußezeit zur Selbstbildung durch Lektüre benutzen.

Im Umgange sind die Kreolinnen liebenswürdig, und was auch europäische Frauen auszusetzen haben mögen, die Männer, welche ihrer schönen Sprache völlig mächtig sind, werden stets die Unterhaltung mit ihnen anziehend finden und ihre Reize rühmen.

Diese flüchtigen Blicke in das Leben des Kreolen kann ich nicht schließen, ohne einen hervorstechenden Zug hervorzuheben, der ihm zur Ehre gereicht. Es ist die Achtung der Kinder gegen ihre Eltern. Die Söhne bleiben in der väterlichen Gewalt, so lange sie nicht eine eigene Familie gründen, und selbst bei der arbeitenden Klasse legt der Sohn seinen Erwerb in die Hand des Vaters, oder verfügt nicht darüber ohne dessen Bewilligung. Es kommt nicht vor, daß sich die Kinder an ihren Eltern vergreifen, oder daß sie ihnen geringschätzend begegnen, selbst auf die Klasse

der Mestizen ist diese Sitte übergegangen; sie wird in der Hütte, wie im Palaste beobachtet. Von zarter Jugend an werden die Kinder nie, wenn ihre Eltern sie rufen, fragen: Was? oder: Was soll ich? — wie dies bei unsern niedern Ständen so häufig geschieht — sondern stets: Was befehlen Sie, Herr Vater, Frau Mutter? Wenn sie von ihren abwesenden Eltern sprechen, gebrauchen sie entweder das vertrauliche: mein Papa, meine Mama; oder sie sagen: mein Herr Vater, meine Frau Mutter — oder selbst: ihre Gnaden (su Merced). Der Sohn erlaubt sich nie, in Gegenwart seines Vaters Tabak zu rauchen, selbst der erwachsene, der verheirathete Sohn nicht. Die Mutter, welche mit ihren Töchtern stets im Hause zusammensitzt, ist darin nachsichtiger, animirt sie vielleicht selbst dazu, aber bei dem Vater wagen sie es doch nicht. Der Sohn nimmt den Hut ab, wenn der Vater mit ihm spricht; wenn er sitzt, steht er auf, sobald eins der Eltern ins Zimmer tritt und bietet den Sitz an; er vermeidet ihnen den Rücken zuzuwenden, ja er geht nicht vor ihnen vorüber, wenn er einen andern Weg nehmen kann, und wenn er dazu gezwungen ist, wird er stets sagen: Verzeihen Sie, oder: Mit Ihrer Erlaubniß!

In Mexiko existiren keine Waisenhäuser, aber stets werden die Waisen Unterkommen finden. Die Taufpathen übernehmen bei der Taufe die Verpflichtung, Elternstelle zu vertreten, wenn die Täuflinge ihre Eltern verlieren sollten. Dies ist keine leere Formel, wie in Europa, sondern wird buchstäblich befolgt. Auch braucht die Obrigkeit nicht dazu aufzufordern; selbst der arme Mann holt sich seinen verwaisten Pathen, sobald er Nachricht vom Tode der Eltern erhält, und erzieht ihn wie seine eigenen Kinder. Sind aber die Pathen gestorben, so ist stets ein Wettstreit verschiedener Familien um das verwaiste Kind. Oft hörte ich arme Leute sagen: Ziehe ich doch ein Hündchen in meinem Hause groß, wie sollte ich nicht die Pflege eines Wesens übernehmen, das mir gleich ist?

Dieser mitleidige Sinn zeigt sich im Allgemeinen gegen Darbende und Nothleideude; ich sah in dem Kriege mit Nordamerika Leute, welche mit eigener Gefahr verwundete Feinde pflegten und verbargen, um sie später wieder zu ihren Landsleuten zurückzuführen.

Gegen seine Dienerschaft ist der Mexikaner mild und nachsichtig, und sieht sie als einen Theil seiner Familie an. In vielen Häusern findet man deshalb alte Diener, deren Rath gern gehört wird. Die Ammen sind, wie bei den Alten, oft die Pflegerinnen mehrerer Generationen, und der Thürsteher erzählt dem Enkel, welche Pferde er dem Großvater vorgeführt habe.

So wie sich die spanische Sprache bei den Kreolen erhalten hat, so ist Vieles von den Sitten seines Mutterlandes in seinem Leben geblieben. Im Laufe von drei Jahrhunderten hat sich dieses nach Klima und Boden eigenthümlich entwickelt, und der Charakter des Kreolen ist nicht mehr der des Spaniers. Eine reiche Natur, welche fast freiwillig ihr Füllhorn ausschüttet, ein heiterer Himmel, ein mildes Klima, welches den Menschen die Härte des Winters nicht empfinden läßt, haben den Kreolen verwöhnt und ihn weich-

licher und leichtsinniger werden lassen, als seinen überseeischen Verwandten; aber es blieb ihm der lebhafte Geist, die Erregbarkeit, der romantische Sinn. Der Spanier hält mit Zähigkeit am Alten — der mexikanische Kreole ist für den Fortschritt; er ist freisinnig und tolerant selbst in religiösen Dingen. Der Spanier arbeitet mit Stetigkeit, sucht oft den Gewinn im Kleinen, und bewahrt das Erworbene für's Alter; der Mexikaner erwirbt mit Leichtigkeit, aber eben so leicht gleitet es durch die Finger; er sucht den Genuß des Augenblicks zu haschen, und läßt für die Zukunft den lieben Gott sorgen.

9. Lima und seine Bewohner.*)

Die peruanische Hauptstadt liegt etwas über 12 Breitegrade vom Aequator südlich in einer Höhe von 462 französischen Fuß über dem Meeresspiegel, nur 2 spanische Meilen (Leguas) vom Meere, dem Stillen Ozean, entfernt, an beiden Seiten des Flusses Rimac, welcher die Stadt in zwei ungleiche Theile scheidet, von denen der südliche die eigentliche Stadt ausmacht, die nördliche aus der Vorstadt San Lazaro oder dem fünften Quartiere besteht.

Fast alle Straßen durchschneiden sich unter rechten Winkeln, wodurch viereckige Gruppen von Häusern (Manzanas) gebildet werden. Man zählt im Ganzen 211 Manzanas, von denen die an der Peripherie gelegenen klein und unregelmäßig sind. Die Zahl der Häuser ist ungefähr 3380, nebst 56 Kirchen und Klöstern, von denen die letzteren allein ein Viertheil der Grundfläche der Stadt einnehmen. Vor den Kirchen giebt es 54 öffentliche Plätze. Die Straßen, in der Regel 34 Fuß breit, sind schlecht gepflastert, haben aber Trottoirs.

Wenn der Fremde die Stadt betritt, so ist der erste Eindruck durchaus nicht günstig, denn die Quartiere der Peripherie sind schlecht, die Häuser ärmlich, halb verfallen und schmutzig, die Straßen mit allen Arten von Unreinigkeiten angefüllt. Je mehr man sich aber dem Hauptplatze nähert, desto schöner und eigenthümlicher wird der Anblick, so daß man leicht den unfreundlichen Eingang vergißt. Die Häuser haben außer dem Erdgeschoß nur ein Stockwerk, sehr vielen fehlt auch dieses. Alle größeren Wohnungen stimmen in ihrer Bauart überein. In der Fronte haben sie zwei Thüren. Die eine ist der Haupteingang, neben welchem das Thor des Wagenschuppens ist, worin die Kaleza steht. Ueber diesem oder neben der Hausthür ist häufig ein kleines Zimmerchen mit einem durch ein hölzernes Gitter verschlossenen Fenster, hinter welchem die Schönen sitzen und die Vorübergehenden ungesehen beobachten, es auch gern sehen, wenn Einer zum „Guartar la reja" (Gitter) kommt. Der Azaguan führt in einen sehr geräumigen Hofraum (Patio), zu dessen Seiten kleine Zimmer ange-

*) „Peru, Reiseskizzen v. Tschudi." (In den Jahren 1838 — 42.)

bracht sind. Gerade gegenüber vom Haupteingange liegt die eigentliche Wohnung, die meist mit einem Geländer umgeben ist. Durch die große, fast immer offenstehende Doppelthür tritt man in einen großen Saal (Sala), dessen Möbeln aus einer Hängematte, einem Sopha und einer langen Reihe von Stühlen bestehen. Auf dem Boden sind Strohmatten ausgebreitet. Aus der Sala führt eine Glasthür in ein zweites, etwas kleineres Zimmer (la Cuadra), das elegant, oft sehr reich ausgeschmückt und mit wollenen Teppichen belegt ist. Hier werden die Besuche empfangen. Neben der Cuadra sind die Schlafzimmer, Eßsaal, Kinderstuben u. s. w.; sie steht durch eine Thür mit einem zweiten Hofe (Traspatio) in Verbindung, der oft mit hübschen Freskomalereien geziert ist. Hier befinden sich die Küche; der Stall (Corral) und ein kleines Gärtchen. Der erste Hof steht mit dem zweiten durch einen schmalen Gang (Callejon) in Verbindung, durch welchen die Pferde geführt werden. Wo das Callejon fehlt, wie dies bei vielen, besonders den ärmlichen Häusern der Fall ist, müssen die Pferde durch die Sala und Cuadra geführt werden. — Der obere Stock hat eine von dem untern etwas verschiedene Anordnung. Ueber dem Azaguan befindet sich die Cuadra, die mit dem Balkon, der die meisten Häuser ziert, in Verbindung steht; vor ihr ist die Sala. Ueber den Hofzimmern des Erdgeschosses sind die übrigen Gemächer gebaut, aber über der Cuadra und Sala sind keine Zimmer, sondern ein geräumiger, mit Quadersteinen besetzter Platz (Azotea), der nach dem Hofe zu mit einem Geländer umgeben ist. Diese Azotea dient den Kindern als Spielplatz; sie wird mit Blumentöpfen geschmückt und durch ein ausgespanntes Zelt gegen die Sonne geschützt. Das Hausdach ist flach und besteht aus Rohr, das mit Matten bedeckt und mit Lehm beworfen, oder auch mit leichten Backsteinen ausgelegt ist. Ein Theil der Zimmerfenster ist auf dem Dache angebracht, die übrigen, deren nur sehr wenige sind, befinden sich auf jeder Seite der Thüren und sind durch kunstvoll gearbeitete, oft reich vergoldete Gitter geschlossen.

Die Bauart kann als typisch betrachtet werden; natürlich giebt es hier und da einige Abweichungen davon. Die Mauern sind bei den größeren Gebäuden aus Luftziegeln oder Backsteinen aufgeführt, bei den kleineren bestehen sie aus doppelten Rohrwänden, die mit Lehm beworfen und nachher weiß oder gelb übertüncht werden. Die Thüren und Fenster stehen der Hitze wegen fast immer offen, den Häusern fehlt daher das Wohnliche und Heimische unserer europäischen Wohnungen.

Von den sehr zahlreichen Kirchen und Kathedralen verdienen einige eine besondere Erwähnung.

Die Kathedrale nimmt fast die ganze östliche Seite des großen Platzes (Plaza major) ein. Montags den 18. Januar 1534 legte Don Franzisko Pizarro den Grundstein und eigenhändig den ersten Balken zu dieser Kirche, die er „de nuestra Señora de la Asuncion"*) nannte. Neunzig

*) Unserer Herrin der Auffahrt (Himmelfahrt).

Jahre lang wurde daran gebaut; den 19. Oktober 1625 weihte sie der Erzbischof Don Gonzala de Ocampo mit solchem Pompe ein, daß er bei der Messe, die um 6 Uhr Morgens begann, die geheiligte Hostie erst um 4 Uhr Abends aufhob.

Das Innere der Kirche ist sehr schön, und hat einige ausgezeichnet gut gearbeitete Altäre. Der Hochaltar ist prachtvoll mit sieben ionischen Silbersäulen geziert, die 12 Fuß hoch und 1½ Fuß dick sind; über ihm wölbt sich eine schwer vergoldete silberne Krone. Die Monstranz ist 7½ Fuß hoch, äußerst zierlich aus Gold gearbeitet und mit unzähligen Diamanten und Smaragden geschmückt. Zu den Seiten des Altars stehen mächtige, massiv silberne Kandelaber, von denen jeder 112½ Pfund wiegt. An hohen Festtagen übertrifft der Glanz und der Reichthum, die hier zur Schau gestellt werden, vielleicht an Pracht die ersten römischen Kirchen. Die Ornate und Meßgewänder entsprechen dem Glanze des Hochaltars; sie sind auf das Reichste mit Gold und Edelsteinen gestickt. Die geweihten Gefäße sind ebenfalls von außerordentlichem Werthe. Den Dienst in der Kathedrale versehen die Domherren (Canonigos).

Unter den Pfarrkirchen zeichnet sich San Lazaro durch ein geschmackvolles Aeußere und eine einfache, aber würdige innere Ausschmückung aus. Vor die Thür dieses Tempels werden die unbekannten Leichname, die man auf der Straße findet, gelegt und 24 Stunden da gelassen.

Das Kloster von San Franzisko ist das größte und imposanteste von allen, es ist ein ungeheures Gebäude, das in der Nähe der Plaza mayor zwischen dieser und dem Rimac liegt. In diesem Kloster wird täglich von Morgens um 5 Uhr bis Mittags um 12 Uhr jede halbe Stunde eine Messe gehalten. Während des Erdbebens von 1630 soll das Madonnenbild, welches über der Kirchthüre stand, sich gegen den Hochaltar gewendet, mit gefalteten Händen Gott um Gnade für die Stadt angefleht und sie dadurch vom vollkommenen Ruin errettet haben. Der Mönch, der mich im Kloster herumführte und mir die Wundergeschichte erzählte, meinte, es sei doch sonderbar, daß die Madonna im Jahre 1746 das nämliche Manöver nicht wiederholt habe.

Dem Franziskanerorden gehört auch die „Recelota de San Jago," in die sich während der Fastenzeit, besonders in der Charwoche, viele Männer zurückziehen, um unter Beten, Kasteien und Nachdenken, fern vom Geräusch der Welt und den Zerstreuungen der Gesellschaft, sich zur Beichte und zum Genuß des heiligen Abendmahls vorzubereiten.

Santo Domingo zeichnet sich durch seinen Reichthum aus. Das Kloster hat eine jährliche Einnahme von 70—75,000 Piastern (spanischen Thalern = 35—39,000 Thlr.) meistens Grundzinse von Häusern in der Stadt.

In einem kleinen Kloster „Refugio de San Jose" werden Frauen, die sich einer schlechten Behandlung ihrer Männer entziehen wollen, aufgenommen; auch können Ehemänner, um ihren zu liebenswürdigen Gattinnen

Zeit zum Nachdenken zu verschaffen, mit erzbischöflicher Erlaubniß dieselben dort hinbringen.

Lima besitzt mehrere Hospitäler, die aber an Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, an Sorgfalt der Pflege und ganz besonders an einer vernünftigen ärztlichen Leitung viel zu wünschen übrig lassen. Das größte ist „San Andres“; es enthält fünf große und vier kleinere Säle mit 387 Betten und einer besonderen Abtheilung für Unheilbare. Hier werden auch die Wahnsinnigen, deren es immer eine große Anzahl giebt, aufbewahrt. Am 30. November, dem Tage des Heiligen Andreas, ist dem Publikum der Zutritt zu demselben gestattet. Dann strömen die Einwohner von Lima nach dem Hospitale hin, um sich am Anblick der Irren zu belustigen. Es ist empörend, zu sehen, wie diese Unglücklichen der Schaulust des Publikums und seinen Neckereien preisgegeben werden. Das Einsammeln von Almosen bei den zahlreichen Besuchenden ist eigentlich der Zweck dieses Gebrauchs, der aber immer verwerflich bleibt.

Der Mittelpunkt des Lebens und Handels von Lima ist der schon erwähnte große Platz, „Plaza mayor“, ein unregelmäßiges Viereck, von dem jede Seite 510 Fuß lang ist. Von jeder der vier Ecken gehen zwei gerade Straßen unter rechten Winkeln ab. Der Boden ist mit feinem Sande bedeckt. Die Kathedrale und der Palast des Erzbischofs nehmen die östliche Seite ein; auf der Nordseite steht der Palast der Regierung, früher der so mächtigen Vizekönige. Von außen hat er ein sehr ärmliches Aussehen, und die Façade nach der Plaza zu wird durch eine Reihe kleiner ärmlicher Buden, in denen Materialwaaren verkauft werden, entstellt. Ueber diesen ist ein schmaler, häßlicher Balkon. Ein großes Doppelthor führt von dieser Seite in den Haupthof. Die Westseite ist eben so wenig anziehend, und gleichfalls durch eine Menge kleiner Buden mit Sattlerwaaren und altem Eisen entstellt. Der Haupteingang in den Palast befindet sich auf dieser Seite und ist ganz simpel. Das Innere des Gebäudes entspricht dem Aeußern; es ist geschmacklos und ärmlich.

Die westliche Seite der Plaza wird von dem Rathhause eingenommen und einer Reihe Häuser, die nicht schön sind, und namentlich durch die Säulengänge mit ihren Kaufbuden entstellt werden. Denselben Anblick bieten die Häuser auf der Südseite, nur daß hier die Posamentirer ihre Knöpfe und Franzen spinnen.

In der Mitte der Plaza steht ein sehr schöner bronzener Brunnen mit drei Bassins; aus dem mittlern erhebt sich eine Säule, auf deren Spitze die Fama einen Theil des Wassers heraustrompetet; das übrige Wasser stürzt aus den Rachen von vier Löwen. Auch die anderen kleineren Brunnen sind geschmackvoll ausgeführt.

Der zweitgrößte öffentliche Platz in Lima ist der Inquisitionsplatz, seit dem Befreiungskriege der „Unabhängigkeitsplatz“ genannt. Den Eingebornen ist indeß der alte Name viel geläufiger. Da der Markt hier abgehalten wird, so ist er während des Vormittags sehr belebt. Zwei Gebäude

sind die ausgezeichnetsten: das Inquisitions- und das Universitätsgebäude. Von der frühern Einrichtung des Sitzes des „furchtbaren Tribunals der Drei" ist wenig mehr zu sehen, da nach der Aufhebung der Inquisition durch die Kortes von dem wüthenden Pöbel die Zimmer, Möbeln u. s. w. fast ganz zerstört wurden. Lima war der Sitz des Religionsgerichts für die ganze Westküste von Südamerika; es stand an Strenge wenig hinter dem von Madrid zurück. Jährlich wurden ihm eine große Menge Verdächtiger und Schuldiger von Chiloë bis nach Kolumbien überliefert, und größtentheils zu den fürchterlichsten Strafen verurtheilt. Ein Spanier, dessen Gliedmaßen auf eine unnatürliche Weise verdreht und gekrümmt waren, gab mir auf meine Fragen nach der Ursache dieser merkwürdigen Verrenkungen zur Antwort: er sei in eine Maschine gerathen, die ihn so zerquetscht habe. Wenige Tage vor seinem Tode eröffnete er mir, daß er in seinem 24. Jahre vor dem Tribunal der heiligen Inquisition gestanden habe und durch die fürchterlichsten Marterinstrumente zum Geständniß einer Schuld gezwungen worden sei, deren er sich nicht bewußt gewesen. Bei der Erinnerung an die scheußlich verdrehten Glieder schaudere ich noch jetzt vor den Qualen, die der Unglückliche ausgestanden haben muß.

Eine Anekdote vom Vizekönig Kastel-Fuerte wurde mir in Lima mehrmals erzählt, und ich will sie mittheilen. Der Virey hatte sich im Beisein seines Beichtvaters einige Aeußerungen über Religion erlaubt, die dem guten Mönche nicht sehr christlich-katholisch erschienen, und die er pflichtgemäß der Inqnisition hinterbrachte. Im Vertrauen auf ihre Allmacht benutzte diese freudig die Gelegenheit, um ihre Macht der obersten Staatsbehörde dem Stellvertreter des Königs gegenüber, zu zeigen, und berechnete wohl, wie furchtbar ihr Einfluß werde, wenn sie selbst dem Vizekönig eine Strafe auferlegte. Kastel-Fuerte aber war kein Philipp II. Er erschien zur bestimmten Stunde an der Spitze seiner Leibgarde und einer Kompagnie Infanterie, von zwei Kanonen begleitet, die vor dem Hause aufgefahren wurden. Der Virey ließ sich in den verhängnißvollen Saal geleiten, trat ohne Zeremonie die drei Stufen zum Tische hinauf, zog seine Uhr und sagte, indem er sie ablegte: „Meine Herren, ich bin bereit, unser Geschäft zu beginnen; in einer Stunde aber muß es beendigt sein; bin ich bis dahin nicht zurück, so schießt mein Offizier das Hans in den Grund." Betroffen über diese Kühnheit beriethen sich die Inquisitoren einige Augenblicke, und bekomplimentirten dann mit der größten Höflichkeit den entschlossenen Kastel-Fuerte zur Thür hinaus.

Unter den Vergnügungsplätzen steht — die Stiergefechte natürlich ausgenommen — das Theater oben an. Das Gebäude aber ist von außen wie von innen ziemlich häßlich, und die Bühne sehr klein.

Der Präsident fährt in seiner Kutsche, von sechs Pferden gezogen und von seiner Leibwache begleitet, nach dem Theater, in welches er einen eigenen Eingang hat. Im Hofe ist unter seiner Loge ein Korporal mit sechs Mann, die das Gewehr schultern, aufgestellt. Eine Abtheilung Soldaten hält während

der Vorstellung Wache und erweist dem Präsidenten bei seiner Rückfahrt militairische Honneurs.

Die Stücke, die gegeben werden, sind meistens höchst mittelmäßig. Dies gilt insbesondere den Possen (Sagnetes), die der spanischen Sitte gemäß immer die Theatervorstellung schließen, sei nun das Hauptstück ein Trauer- oder Lustspiel. Sie haben zu ihrem Gegenstande ganz gemeine Liebesintriguen oder tölpelhafte Witze, und sind ganz dazu gemacht, den günstigen Eindruck, den möglicher Weise das Hauptstück hervorbringen könnte, gänzlich zu verwischen. Von einer Gesellschaft Italiener werden auch zu Zeiten kleinere Opern gegeben, die, das elegante Kostüm ausgenommen, ebenfalls ganz mittelmäßig sind. Der Text der Opern ist dem Publikum unverständlich.

Die Limeños sind sehr große Freunde von Tänzen. Eigentliche Ballets können indeß nicht gegeben werden; Boleros, Fandango, Kachucha und Don Mateo werden am häufigsten wiederholt.

Während der langen Zwischenpausen wird im Parterre und Hofraum geraucht, auch sind — theuer und schlecht — Erfrischungen zu haben. Was den Besuch des Theaters sehr verleidet, sind die vielen Flöhe, die ganz besonders in den Logen ihren Sitz aufgeschlagen haben. Man muß sich da mit einer großen Portion Geduld versehen und fleißig hin und her rutschen.

In der Nähe des Theaters ist der Zirkus für die Hahnenkämpfe (Coliseo de Gallos), in welchem fast täglich einige Zweikämpfe stattfinden. Er besteht aus einem Amphitheater mit einer zweckmäßigen Arena. Die Unternehmer, welche dieses Etablissement vom Staate gemiethet haben, müssen an bestimmten Tagen für die nöthigen Hähne sorgen, wenn sich nicht hinreichende Parteien von Privatleuten mit Kampfhähnen einfinden und dieselben gegen Erlegung eines festgesetzten Preises dort kämpfen lassen. Bei der sehr großen Vorliebe der Limeños für diese Unterhaltung fehlt es fast nie an zahlreichen Kampfpaaren, nur zur Mauserzeit sind sie selten. Es werden vor jeder Pelea (Kampf) nach dem bloßen Beschauen der Hähne sehr bedeutende Wetten eingegangen, welche den Leidenschaften volles Spiel gewähren, so daß in der Person des Subpräfekten der Provinz ein beeidigter Schiedsrichter eingesetzt ist, dessen Ausspruche sich die Parteien ohne Widerrede fügen müssen.

Dem Kampfhahne wird der Sporn am rechten Fuße abgesägt und an dessen Stelle ein $1\frac{1}{2}$—3 Zoll langes, scharfes Messer gebunden. Oft stechen sich diese Thiere schon beim ersten Angriffe todt; meistens verwunden sie sich gleich vom Anfang sehr heftig, kämpfen aber doch noch so lange, bis sie den Wunden und der Müdigkeit erliegen. Es ist ein grausames Vergnügen, ein würdiges Seitenstück zu den Stiergefechten.

In der nämlichen Kuadra mit dem Koliseo de Gallos ist der Ballspielplatz (Jugeo de pelotas), ein zweckmäßig eingerichteter, von sehr hohen Wänden umschlossener Hof. Jetzt ist er weniger besucht als

früher, da die Kreolen das Ballspiel nicht so leidenschaftlich lieben als die Spanier.

Die Einwohnerzahl hat sich seit dem Befreiungskriege sehr vermindert. Zeuge davon sind die vielen fast ganz entvölkerten Stadtquartiere. die verfallenen Häuser, die verwüsteten Gärten. Man schätzt die Gesammtzahl jetzt*) auf 53,000, aber eine genaue Zählung ist nicht vorgenommen.

Die Ursache der Verminderung der Einwohnerzahl läßt sich aus dem natürlichen und staatlichen (physischen und politischen) Zustande des Landes leicht erklären. Erdbeben haben Tausende von Menschen unter den Trümmern ihrer Wohnungen begraben. Der Befreiungskrieg hat eine große Zahl von Opfern gekostet. Verbannungen und freiwillige Auswanderungen haben die trefflichsten Bürger mit ihren Familien aus ihrer Vaterstadt entfernt. Epidemien, als natürliche Folge einer mangelhaften polizeilichen Aufsicht und einer gänzlichen Vernachlässigung der nothwendigen Reinlichkeit in den Straßen und der Umgegend, haben eine unzählige Menschenmenge weggerafft. Die Zuwanderungen sind unbedeutend, und so übertrifft die Zahl der Gestorbenen die der Geborenen fast um das Doppelte.

Ein so buntes Gemisch von Farben und Physiognomien wie in Lima, trifft man übrigens selten anderswo wieder an. Von der blendend weißen Kreolin, Tochter europäischer Eltern, bis zum ebenholzschwarzen Kongo-Neger sind alle Nuancen in regelmäßigen Farbenabstufungen, oder durch den rostbraunen Indianer modifizirt, im beschränkten Raume bei einander. Bei den extremen (entgegengesetzten) Formen tritt auch der Charakter mit jener Schärfe hervor, die es möglich macht, ein treues Bild von jeder derselben zu entwerfen. Anders verhält es sich mit den Mischlingen;**) eine genaue Charakteristik von ihnen zu entwerfen, ist fast unmöglich, denn sie sind körperlich wie geistig „Mischlinge." Als Grundsatz kann für sie gelten, daß sie nur die Laster der Eltern, nicht aber ihre Tugenden geerbt haben. Sie stehen als Menschen weit hinter den reinen Racen zurück, und sind auch im Staate die schlechtesten Bürger.

Die weißen Kreolen, mit sehr wenigen Ausnahmen Abkömmlinge von Spaniern, machen fast den dritten Theil der Bevölkerung aus. Sie

---

*) 1842.

**) Sind die

Eltern:	so heißen die Kinder:
Weißer und Negerin,	Mulato.
Weißer und Indianerin,	Mestizo.
Indianer und Negerin,	Chino.
Weißer und Mestiz,	Kreole (nur durch einen blassen, ins Bräunliche spielenden Teint vom Europäer unterschieden).
Weißer mit Mulata,	Kuarteron.
Weißer mit Kuaterona,	Quintero.
Weißer mit Quintera,	Weißer.
Neger mit Mulata,	Zambo negro u. s. w.

sind schlank, ziemlich groß, mit scharfen Gesichtszügen, einer blaßweißen Hautfarbe und dunkelschwarzem Haar. Die Männer sind schwächlich, sehen abgelebt aus, und ihre nicht unedle Physiognomie wird meistens durch Züge leidenschaftlicher Sinnlichkeit entstellt. Wie in ihrer Körperbildung, so stehen sie auch in geistiger Beziehung weit hinter den Spaniern zurück; auch ist ihre Bildung höchst mangelhaft. Sie erheben sich selten über die Sphäre des Alltagslebens, und ignoriren fast Alles, was außer dem engen Kreise der Stadtmauern vorgeht. Ich war oft erstaunt über die arge Unwissenheit, die sogenannte gebildete Peruaner über die Lage, Größe, physische Beschaffenheit und die Produkte ihres eigenen Vaterlandes an den Tag legten. Sollte man wohl glauben, daß ein peruanischer Kriegsminister weder die Einwohnerzahl, noch den Flächeninhalt von Peru angeben konnte, und mit der größten Hartnäckigkeit behauptete, Portugal bilde die östliche Grenze von Peru, und man könne zu Lande dorthin reisen? Aus der Geschichte kennen sie fast nur Napoleon, verwechseln aber auf das Lächerlichste Thatsachen, Personen und Jahreszahlen. So erzählte mir ein hochgestellter, angesehener Herr, der noch dazu für gelehrt galt, einmal ganz ausführlich, wie Friedrich der Große Napoleon aus Rußland vertrieben habe.

Die Kreolen sind eben so leidenschaftliche Spieler als die Spanier. Das Spiel ist der Ruin der meisten Familien, und größtentheils Ursache der vielen unglücklichen Ehen in Lima. Die Frauen aus den höheren Ständen nehmen sehr häufig am Spiele Theil; sie sind in der Regel vorsichtiger als die Männer und setzen nicht so hoch an. Doch giebt es einzelne, die ihnen nicht nachstehen. Ich kannte eine Dame in der Sierra, die an einem Abend 4000 Louisdor verlor, und in weniger als einem Monat bald darauf 100,000 Thaler gewann, endlich aber den größten Theil ihres Vermögens einbüßte.

In der manière de vivre können die Kreolen nicht als Muster hingestellt werden. Von der steifen Etikette der Spanier sind nur wenige Spuren zurückgeblieben, oft zum Nachtheil des guten Anstandes. In Gesellschaften, auch in Gegenwart von Damen, beträgt sich der weiße Limeño sehr frei. Er raucht Zigarren, behält den Hut auf dem Kopfe und führt mit der größten Gleichgiltigkeit Gespräche, die in Europa aus jedem anständigen Zirkel verbannt, oder höchstens zwischen Arzt und Kranken gestattet sind. Bei Tische setzt er alle Rücksichten, die gegen seinen Magen ausgenommen, bei Seite; kommt er mit Messer und Gabel nicht schnell genug zum Ziele, so nimmt er die Finger zu Hilfe, fährt mit den Händen in die Schüssel, dreht die Brocken so lange herum, bis er einen findet, den er entweder selbst verschlingt oder seinem Gaste mit einer höflichen Verbeugung überreicht. Während der ganzen Mahlzeit wird von allen Seiten so ununterbrochen gespuckt und gerülpst, daß der Fremde nur mit Ekel am Tische sitzt. Nach dem Essen spült sich Jeder den Mund mit

Wasser und speit es dann in langem Strahl auf den Boden. Bei den Kreolen ist das fortwährende Spucken eine der lästigsten Gewohnheiten.

Ueber diese Fehler dürfen wir aber die guten Seiten der Kreolen nicht vergessen. Er ist ein Feind von geistigen Getränken; genießt er Weine, so sind es meistens süße, die er in kleiner Quantität zu sich nimmt. Ein betrunkener Limeño ist eine der größten Seltenheiten; anders verhält es sich aber im Innern des Landes, wo sich gerade die Weißen durch unmäßiges Trinken hervorthun.

Er ist ferner in seinem Betragen frei und offen, aber charakterlos; vom ersten Eindruck läßt er sich leicht hinreißen, ohne die Folgen seiner Neigungen und Handlungen zu überlegen. Absichtlich thut er seinem Nächsten selten wehe, aus Unvorsichtigkeit aber sehr oft. Er ist gastfrei und zutraulich gegen Fremde, und wohlthätig gegen die Armen; aber dem von mehreren Reisenden ihm gespendeten Lobe eines guten Ehegatten kann ich durchaus nicht beistimmen.

Weit über den Männern, sowohl körperlich als geistig, stehen die Frauen von Lima. Die Natur hat sie reichlich mit trefflichen Eigenschaften ausgestattet. Sie sind im Durchschnitt hohen, schlanken Wuchses, und zeichnen sich dabei durch einen eben so kleinen als wohlgebildeten Fuß aus. Ihr Gesicht, dessen Weiße die Tropenluft alle Farbe und Frische nimmt, wird dafür durch das große, dunkle, glühende Auge belebt und durch die, wenn auch nicht kleine, doch edel geformte Nase und den feinen Mund mit seinen kleinen, blendend weißen und schön gereiheten Zähnen geziert.*) Nehmen wir die langen, schwarzen Haare dazu, die in zwei oder vier Flechten über den Nacken fallen, und die graziöse Haltung, so müssen wir gestehen, die Limeña ist eine stolze und edle Erscheinung, welche den Reiz weiblicher Liebenswürdigkeit in vollem Maße besitzt.

In den Häusern sind die Damen, besonders im Sommer, leicht und nachlässig gekleidet und geben sich gewöhnlich nicht einmal die Mühe, die Kleider zuzumachen. Bei Visiten und im Theater erscheinen sie nach französischer Mode; auf der Straße aber, bei Spaziergängen, in der Kirche, bei Prozessionen u. s. w. bedienen sie sich einer originellen, nur in Lima gebräuchlichen Tracht, der Saya und des Manto. Es giebt zwei Arten von Sayas. Die eine, früher allgemein gebräuchliche, jetzt aber nur selten gesehene, besteht in einem Oberrock von schwerem Seidenstoff, der in unzählige feine, röhrenförmige Längsfalten genäht ist, die nach oben enger und dichter sind. Er reicht vom Gürtel bis zu den Knöcheln und liegt dicht am Körper an, so daß die Umrisse desselben, besonders um die Hüften, scharf hervortreten. Nach unten zu ist er ganz enge. Da er sich fest um die Beine anschließt, so verhindert er das rasche Gehen und macht das Aufstehen und Niederknien in der Kirche sehr beschwerlich. Die andächtigen Frauen müssen sich daher oft lange drehen und krümmen, ehe sie sich wieder von der Erde erheben können.

*) Die Limeños reinigen sich öfters am Tage die Zähne mit der Rataniwurzel.

Die zweite Art von Saya ist nur um den Gürtel eng anschließend, von da aber weit wie ein Reifrock. Sie wird aus der ersten Art gemacht, indem man die Fäden, welche die einzelnen Längsfalten vereinigen, wieder auftrennt. Die gewöhnliche Farbe der Sayas ist schwarz, grün, blau oder zimmetfarben.

Der Manto ist ein Schleier von dichtem, schwarzem Seidenzeug, der mit einer Schnur hinten am Gürtel befestigt wird, da, wo die Saya beginnt. Von hier wird er über den Rücken, die Schultern und den Kopf geschlagen, von vorn zusammengenommen, fest an die Stirn gedrückt und so geschlossen, daß nur ein kleiner dreieckiger Raum um das Auge gesehen wird. Ein reicher Shawl hängt vorn über die Brust und verdeckt das darunter liegende Kleid, von dem nur die Aermel zum Vorschein kommen; die eine der zierlichen, in elegante Handschuhe gehüllten Hände hält den Schleier, die andere ein werthvolles Taschentuch.

Das Eigenthümliche dieser Tracht fällt dem Fremden sehr auf, und er gewöhnt sich schwer an ihren Anblick. Die enge Saya ist weder graziös noch anständig, die weite dagegen kleidet sehr vortheilhaft und paßt vortrefflich zu der anmuthigen Haltung und dem zierlichen Gange. Als ich zum ersten Mal nach Lima kam und mehreren dichtverschleierten Damen begegnete, von denen einige Rosenkränze in den Händen hielten, dachte ich, die Nonnen genössen in diesem Lande mehr Freiheiten, als anderswo. Nach der Oration (Abendgebet), Abends um halb 7 Uhr, dürfen sich nach polizeilicher Vorschrift keine Frauen mit Sayas mehr auf der Straße zeigen.

Die meisten Fremden, die sich mit Limeñas verheirathen, stellen als Hauptbedingung auf, daß ihre Frauen noch der Trauung die Saya und den Manto nicht mehr tragen sollen. Die Bedingung wird angenommen, wie sie aber erfüllt wird, mögen die glücklichen Ehemänner selbst sagen. Die Frauen sind diesen Kleidern mit Leib und Seele ergeben.

Verfolgen wir die weiße Kreolin in ihrem häuslichen Leben, so finden wir sie zwar als besorgte Mutter, aber nicht als tüchtige Hausfrau. Fast jeder Dame steht eine mehr als nöthige Anzahl von Dienern, meistens Sklaven, zu Gebote. Köchin, Kindermagd, Stubenmädchen, Näherinnen, ein paar Bediente, einige kleine Neger oder Indianer, deren Hauptbeschäftigung es ist, hinter der Gebieterin, wenn sie zur Messe geht, einen Teppich zu tragen, gehören zu einer ordentlichen Haushaltung. Jeder dieser Diener thut, wie ihm beliebt, und die Frau vom Hause bekümmert sich wenig um den Schlendrian, der bei mangelnder Aufsicht nothwendig einreißt. Sie steht spät auf, schmückt sich das Haar mit Jasmin- und Orangeblüthen, und erwartet das Frühstück; nach diesem empfängt oder macht sie Besuche, schaukelt sich während der Mittagsstunde in der Hängematte, oder streckt sich auf das Sopha und raucht eine Zigarre, und fährt nach Tische wieder zu Visiten; am Abend ist sie entweder im Theater, auf der Plaza oder auf der Brücke. Wenige Frauen beschäftigen sich mit Handarbeiten, obwohl manche oft große Geschicklichkeit im Sticken und feinen Nähen zeigen.

In Gesellschaften arbeiten sie niemals, eben so wenig nach der Oration. Musik lieben sie leidenschaftlich; die meisten spielen Klavier und Guitarre und singen dazu, aber aus Mangel an guten Lehrern nur sehr mittelmäßig.

Die Näscherei ist eine der übeln Eigenschaften der Bewohnerinnen Limas. Neben ihren gewöhnlichen Mahlzeiten naschen sie fortwährend Eßwaaren, die von den Negern auf den Straßen feilgeboten werden. Bald wird der Tamalero*) angerufen, bald werden Omitas (süße Maiskuchen mit Rosinen), bald Pan de Chancay und Biskochos (süße Brode), bald Masamorita moroda (ein Brei von Fruchtsäften und Wasser) oder Frijoles koladas (gestoßene, mit Syrup abgekochte Erbsen) gekauft, und doch wird dem Frühstücke und Mittagsessen eben so reichlich zugesprochen, als wenn keine solchen Zwischenakte stattgefunden hätten. Darf man sich wundern, daß die guten Damen sich beständig über Magenschmerzen beklagen?

Die Reinlichkeit im Innern der Häuser erstreckt sich blos auf die beiden Besuchszimmer, die Sala und Kuadra, während die übrigen Gemächer eher einem Stalle, als einer menschlichen Wohnung gleichen, und durchaus nicht zum Vortheil der Hausfrauen sprechen. Deutlich zeigt sich darin der Nationalcharakter: viel Schein und wenig innerer Gehalt.

Schade, daß die vielen und großen natürlichen Anlagen der Limeñas nicht besser ausgebildet werden. Sie haben einen durchdringenden, scharfen Verstand, ein klares Urtheil und sehr richtige Ansichten über die verschiedenen Lebensverhältnisse. Wie die Frauen von Sevilla sind sie durch ihre schnellen, schlagenden Antworten bekannt, und es ist gewiß, daß in einem Wortstreite eine Limeña nie den Kürzern zieht. Sie haben eine seltene Charakterfestigkeit und einen dem weiblichen Geschlecht im Allgemeinen nicht eigenen Muth, und sind dadurch weit über die feigen, charakterlosen Männer erhaben.

Von den Indianern sind in Lima circa 5000. Diese Menschen sind hier thätige, unverdrossene Leute. Viele von ihnen haben Krämerladen und genießen wegen ihrer großen Ehrlichkeit in den großen Handlungshäusern eines guten Kredits. Fast alle Posamentirer in dem Portal der Knopfmacher sind Indianer; auch unter den Sattlern und Silberarbeitern findet man viele derselben. Die Indianer, die sich als Dienstboten verdingen, sind weniger thätig und ehrlich, und mehr verschlossen und mißtrauisch, besonders die neuangekommenen. Sie sind in der Regel eitel, aber dabei unglaublich unreinlich. Alle stehen in ihren geistigen Fähigkeiten weit hinter den weißen Kreolen zurück, vor denen sie eine gewisse, nicht leicht zu tilgende Scheu haben.

Die Neger bilden in Lima den fünften Theil der Bevölkerung; ihre Zahl beläuft sich auf etwas mehr als 10,000, worunter 4800 Sklaven sind. Obgleich ein Paragraph in der Unabhängigkeitsakte erklärt, daß „Nie-

---

*) Tamal ist eine Art Kuchen aus feingestoßenem Mais, in den etwas Schweinefleisch gelegt wird. Das Ganze ist in Maisblätter gewickelt.

mand in Peru als Sklav geboren werde," so hat der Nationalkongreß doch zu verschiedenen Malen für gut befunden, diesen Grundsatz abzuändern. Auch ist die Behandlung der Sklaven von Seiten der Kreolen äußerst milde und im Durchschnitt ganz so wie die der Dienstboten in Europa. Die freien Neger sind in Lima, wie in ganz Peru, eine wahre Landplage. Zu faul, eine anstrengende Arbeit zu übernehmen und sich dadurch den nöthigen Unterhalt zu verdienen, ergreifen sie jedes Mittel, sich auf möglichst leichte Weise Geld zu erwerben. Das Bequemste für sie ist, an den Straßen aufzulauern und die Reisenden auszuplündern. Fast alle Straßenräuber an der Küste von Peru sind freie Neger. Das Stehlen und Betrügen ist ihnen zur andern Natur geworden, dabei sind sie viehisch sinnlich und in allen ihren Neigungen ausschweifend. Kann der Neger lesen und schreiben, und ist er in den Wissenschaften etwas bewandert, so wird er nur ein desto feinerer Spitzbube, der im Innern der Stadt, im bürgerlichen Leben seine Schlechtigkeit ausübt.

Eine der Hauptbeschäftigungen der Neger in Lima ist das Lasttragen und der Wasserverkauf. Jeder Wasserträger hat ein Maulthier oder einen Esel, der mit zwei in einen korbartigen Sattel gestellten Fäßchen beladen ist. Diese kleinen Tonnen werden gewöhnlich im großen Brunnen der Plaza mayor gefüllt und bis in die entferntesten Stadtquartiere gebracht. Die Ladung kostet einen halben Real.*) Die Sklaven müssen ihren Herren täglich eine bestimmte Summe abgeben; was sie mehr verdienen, ist ihr eigener Gewinn. Die Wasserträger haben die Verpflichtung, im Sommer den Hauptplatz zu bespritzen und alle Montage die herrenlosen Hunde, deren es eine ungeheure Menge giebt, zu tödten.**) Diese Beschäftigung ist für die Neger ein wahres Vergnügen, und man sieht es ihnen an, mit welcher Mordlust sie die Hunde verfolgen und mit ihren langen Stöcken erschlagen. Es werden oft an einem Montage 200—300 Hunde getödtet und in einem großen Karren vor die Stadtmauer geschleppt, wo sie den Aasgeiern zum köstlichsten Futter dienen.

Alle Morgen wird auch durch die Neger der nahe gelegenen Landgüter Pferdefutter, aus Klee oder Gras bestehend, nach Lima gebracht. Jeder derselben treibt 60—80 beladene Esel vor sich her. Mit einer langen Peitsche bewaffnet, reitet er selbst auf einem der stärksten Esel, und schlägt so unbarmherzig auf die armen Thiere los, daß sie immer in scharfem Trab oder im Galopp davon laufen. Mit einer spitzigen Schafrippe sticht er seinen Reitesel unaufhörlich in die Lenden und reißt ihm damit große Stücke Haut und Fleisch weg. Ueberhaupt ist diesen Barbaren jedes Gefühl von Menschlichkeit fremd, und ihre raffinirte Grausamkeit gegen die Lastthiere kennt keine Grenze. Ich habe gesehen, wie ein Neger, dessen

*) Ein Real (real de plata) = 3 gGr.

**) Seit ungefähr 40 Jahren hat sich an mehreren Punkten der peruanischen Küste die Hundswuth gezeigt, daher diese polizeilichen Vorsichtsmaßregeln.

Esel müde war, einen hölzernen Steigbügel losschnallte und ihn mit demselben so lange schlug, bis er todt niederstürzte.

Ein Sprichwort sagt: „Lima ist der Himmel der Frauen, das Fegefeuer der Ehemänner und die Hölle der Esel.“

Das Klima.

Die Stadt Lima liegt ungefähr 462 franz. Fuß über dem Meeresspiegel, also der Hitze des Strandes etwas entrückt.

Größte Hitze (Thermometer im Schatten) circa 20 Grad Celsius = 24 Grad Réaumur, gewöhnlich in der ersten Hälfte des März. Einzelne sehr heiße Tage auch in der zweiten Hälfte des Januar.

Größte Kälte nicht unter 13 Grad R., gewöhnlich gegen Ende August. Im Juli durchschnittlich kühle Tage.

Lima hat bei seiner geringen Entfernung vom Aequator (12 Grad) eine niedrige Temperatur. Der Grund ist in der Lage und den herrschenden Luftströmungen zu suchen. Im Osten, nur 28 Leguas von der Stadt entfernt, streichen die mit ewigem Schnee bedeckten Kordillerenrücken, von denen eine sehr kühle Luft in das Thal hinunterweht. Nach Westen, nur 2 Leguas von der Stadt, liegt das Meer. Der herrschende Wind bläst aus Süd-Süd-West durch den Süd bis Süd-Ost, streicht also über das Meer und die südlichen Hochebenen. Westwinde sind sehr selten, erreichen aber zuweilen eine große Heftigkeit, und bilden, indem sie sich an den Bergen in der Umgegend von Lima brechen, über der Stadt Wirbel, die Angst und Schrecken unter den Bewohnern verbreiten. Die Luftströmungen aus Norden, die über die brennend heißen Sandflächen streichen, sind ziemlich selten, aber drückend schwül. Es müssen indeß noch andere unbekannte Einflüsse vorhanden sein, welche die niedrige Temperatur von Lima bedingen, denn in den Dörfern, welche nur wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt liegen und den nämlichen atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt sind, ist sie viel höher.

Das Klima von Lima ist zwar angenehm, aber nicht gesund. Während sechs Monate, vom April bis Oktober (Winterzeit), lastet ein schwerer, feuchter, aber nicht kalter Nebel auf der Stadt. Der Sommer ist regelmäßig heiß, aber doch nicht drückend. Die Uebergänge beider Jahreszeiten geschehen allmälig und fast unmerklich. Im Oktober und November hebt sich die Nebeldecke und weicht den Sonnenstrahlen. Die Weihnacht ist wie bei uns die wärmste Julinacht, und wird von dem Volke mit Belustigungen bis gegen Morgen gefeiert. Tritt aber in Europa der Frühling ein, so umschleiert sich in Lima der Horizont (im April); die Morgen sind kühl und trübe. Die Mittagssonne scheint zwar noch hell und klar, aber mit Anfang des Mai wird auch sie den Blicken entzogen. Die große Feuchtigkeit ist Ursache mannigfacher Krankheiten, insbesondere von Fiebern; wenn sie mit Hitze abwechselt, von Ruhr.

An der ganzen Küste von Peru wiegt sich die Atmosphäre in einer

fast ewig gleichmäßigen Ruhe; nie durch heftige Strömungen gestört, ist sie nur dem Wechsel einer allmäligen Verdichtung und dann eines freundlichen Lichterwerdens unterworfen. Nie wird sie durch zuckende Blitze erleuchtet, nie durch das Rollen der Donner bewegt, nie zerstören Regengüsse oder Wolkenbrüche die fruchtbaren Gefilde und die Hoffnungen des Landmannes. Sogar das Feuer scheint hier seine verderbliche Macht verloren zu haben, und in Lima ist eine Feuersbrunst fast etwas Unerhörtes. Was aber die Elemente in ihrem überirdischen Walten gnädig verschonen, das zerstören ihre unterirdischen Kräfte mit grausenhafter Gewalt.

Lima wird sehr häufig von Erdbeben heimgesucht, und ist schon mehrmals durch dieselben in einen Schutthaufen verwandelt worden. Man kann im Durchschnitt in dieser Stadt 45 Erdstöße zählen, von denen die meisten in den Monat Januar fallen. Der Zeitabschnitt zwischen zwei Erdbeben beläuft sich in der Regel auf 40—60 Jahre. Die bedeutendsten Katastrophen fanden in Lima, seit Europäer die Westküste von Südamerika besuchen, in folgenden Jahren statt: 1586, 1630, 1687, 1713, 1746, 1806. Es steht fast mit Gewißheit zu befürchten, daß diese Stadt in den nächsten Jahrzehnten wieder eine Zerstörung heimsucht.

Die schwächeren Erdbeben sind bald von Geräusch begleitet, bald ohne solches, nur durch die Schwankungen der Erde fühlbar. Die unterirdischen Töne sind sehr mannigfaltig; am häufigsten gleichen sie dem fernen Rasseln eines schwer beladenen Postwagens, der rasch über ein Gewölbe hinfährt. Sie begleiten gewöhnlich den Erdstoß, selten gehen sie ihm einige Sekunden voran, und nur in wenigen Fällen folgen sie ihm wie ein in der Ferne verhallender Donner. Einige Mal kam mir das Geräusch wie ein schweres Aechzen aus dem tiefsten Grunde der Erde vor, oder wie das Knistern des Feuers, das an den dürren Holzwänden eines alten Hauses nagte.

Unter den Bewegungen sind die horizontalen Schwingungen die häufigsten; sie bringen bei der leichten Bauart der Wohnungen am wenigsten Schaden. Vertikale (senkrechte) Stöße sind meistens heftig, sie reißen die Wände und heben die Gebäude aus ihren Fundamenten. Den heftigsten vertikalen Stoß fühlte ich am 4. Juli 1839 Abends 7½ Uhr in den Urwäldern des Chanchamayo-Gebietes. Vor meiner Hütte lag ein großer, ungeheurer Baumstamm, der mit seinem untern Ende auf dem Wurzelstocke auflag; ich war gegen den Stamm gelehnt und las, als plötzlich mit einem mächtigen Rucke der Stamm etwa anderthalb Fuß aufgeworfen und ich rücklings über denselben weggeschleudert wurde. Durch den nämlichen Stoß wurde der nahe gelegene Fluß Aynamayo aus seinem Bette gehoben und änderte in langer Strecke seinen Lauf.

Häufig fühlte ich in Lima eine Art rotatorische (drehende) Erschütterung. Sie besteht weder in einem Schwanken, noch in einem Stoßen, sondern in einem raschen, heftigen Zittern, ähnlich dem, das hervorgebracht wird, wenn man Jemanden an den Schultern faßt und ihn rasch schüttelt, oder besser dem Beben, das man an Bord eines Schiffes in dem Augen-

blicke fühlt, wenn der Anker auf den Boden aufschlägt. Ich glaube, es sind sehr kurze und unregelmäßige horizontale Schwingungen, deren Unregelmäßigkeit sie eben gefährlich macht. Ganz schwache Erdbeben dieser Art reißen die Balken aus ihren Fugen und stürzen Dächer ein, lassen aber die Seitenwände unversehrt, die sonst am ersten und meisten leiden.

Lufterscheinungen sind häufige, aber nicht untrügliche Vorboten von Erdbeben. Schwüle Luft, lichte, schmale, hohe Wolkenstreifen, ein düsterer, schwärzlich gefärbter Horizont geben immer Befürchtungen Raum, die meistens in Erfüllung gehen. Vor dem schrecklichen Erdbeben von 1746 sah man mehrere Nächte hindurch zwischen Lima und Kalloa feurige Dämpfe aufsteigen, welche die Erde aushauchte.

Viele Menschen haben eine Vorahnung von einem bevorstehenden Erdbeben. Sie empfinden ein unnennbares Gefühl von Angst und Unruhe, ein Zusammenpressen auf der Brust, als lägen zentnerschwere Lasten auf ihr, eine fruchtlose Anstrengung, diese Last abzuwerfen, einen momentanen Schauer, der den ganzen Körper durchläuft, oder ein plötzliches Zittern an allen Gliedern. Ich habe selbst ähnliche Empfindungen zu verschiedenen Malen an mir selbst wahrgenommen, und kann versichern, daß es wohl kaum eine peinlichere Stimmung als diese giebt.

Die Lufterscheinungen während und nach dem Erdbeben sind sehr verschieden; meistens ist die Atmosphäre ganz ruhig, zuweilen aber stürmisch bewegt. In Gegenden, wo es nie regnet, treten oft nach Erdstößen anhaltende Regentage ein. Sehr merkwürdig ist auch die Wirkung auf die Fruchtbarkeit des Bodens. Vielfältige Beobachtungen haben gezeigt, wie nach sehr heftigen Erschütterungen üppige Felder verödeten und mehrere Jahre lang nichts tragen wollten.

Die Ursachen der häufigen Erdbeben an der Küste von Lima liegen in einem schwer zu enthüllenden Dunkel. Daß sie mit vulkanischen Erscheinungen in Verbindung stehen, scheint wahrscheinlich zu sein. Lima liegt über 90 Leguas vom nächsten thätigen Vulkane (dem von Arequipa); die Erdbeben, welche in der Stadt Arequipa gefühlt werden, sind aber immer unabhängig von der Thätigkeit jenes Feuerberges, und auch im Ganzen nicht so zahlreich, als in Lima, obwohl dort die Stadt am Fuße des Vulkans gelegen ist.

Die Erdbeben machen auf jeden nicht ganz gefühllosen Menschen einen wunderbar mächtigen Eindruck. Die plötzliche Ueberraschung, meistens im Schlafe, die unabsehbare Gefahr, die Unmöglichkeit, ihr zu entfliehen, die Gewalt des Augenblickes, der dumpfe, unterirdische Donner, das Weichen der Erde unter dem Fuße — Alles vereinigt sich zu einer furchtbaren Mahnung an unsere Ohnmacht.

Humboldt sagt sehr treffend: „Was uns so wunderbar ergreift, ist die Enttäuschung von dem angebornen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des Starren der festen Erdschichten. — Dem Menschen stellt sich das Erdbeben als etwas Allgegenwärtiges, Unbegrenztes dar. Von einem thätigen

Ausbruchkrater, von einem auf unsere Wohnungen gerichteten Lavastrom kann man sich entfernen; bei einem Erdbeben glaubt man sich überall, wohin auch die Flucht gerichtet sei, über dem Herde des Verderbens." („Kosmos," Bd. I, S. 234.)

Keine Gewohnheit stumpft dieses drückende Gefühl ab. Der Bewohner von Lima, der seit seiner frühesten Kindheit Zeuge der häufigen Wiederkehr dieser Naturerscheinung ist, schreckt bei jedem Stoße aus seiner Ruhe auf und flieht mit dem Angstrufe: „Misericordia!" aus dem Zimmer. Der Fremde aus dem ruhigen Norden Europa's, der sich nur nach Beschreibungen ein Bild des Erdbebens gemacht hat, erwartet mit Ungeduld, daß die Erde einmal unter ihm erzittern möge, daß er die fabelhaft klingenden unterirdischen Töne einmal vernehme; leichtsinnig herausfordernd wünscht er eine Erderschütterung, und belustigt sich wohl über die Furcht der Eingeborenen. Aber ein banges Grausen ergreift ihn, sobald sein Wunsch in Erfüllung geht, und entsetzt eilt er aus seiner Wohnung. Seine Angst vor einer Wiederholung ist noch größer, als die der Eingeborenen, und beschämt verstummt er, wenn man ihn fragt, ob sein Gleichmuth ihn nicht verlassen habe.

Stiergefechte.

Dieses Nationalvergnügen der Spanier tritt am grellsten und schroffsten in Lima hervor und charakterisirt vorzugsweise den Sinn und die Eigenthümlichkeit des Volkes.

Sobald ein Stiergefecht angekündigt wird, erfüllt ein allgemeiner Jubel die Stadt. Die Hoffnungen, Erwartungen und Vergnügungen jenes Festtages bilden den Hauptgegenstand der Gespräche, besonders der weiblichen Bevölkerung der Stadt. Mehrere Tage vorher werden die Anzeigen des Stiergefechts an den Straßenecken angeklebt und verkauft. Jedermann sucht sich eine Liste de los toros (der Stiere) zu verschaffen, um das kämpfende Thierpersonal möglichst genau kennen zu lernen und im Voraus ein Urtheil sich zu bilden.

Besonders groß ist die Aufregung, wenn die Saison der Toros*) beginnt, und nach Jahresfrist zum ersten Mal wieder eine Korrida stattfindet. Die erste Vorstellung ist immer die brillanteste. Wenn Peru politisch ruhig ist (was in zehn Jahren kaum ein Jahr der Fall), so beginnen die Stiergefechte in der heißen Jahreszeit vom Monat Januar und dauern acht Wochen. Während dieser Zeit werden jeden Montag 10 bis 12 der schönsten Stiere, meistens auf sehr grausame Weise, dem öffentlichen Vergnügen geopfert. Zu Revolutionszeiten werden keine Korridas abgehalten, nur ausnahmsweise zur Feier eines Sieges, und dann auch des Winters. „Que lastima!" hört man in diesem Falle von allen

*) Toros, die Stiere, wird abgekürzt für corrida de toros gebraucht.

Seiten rufen, „daß die Sonne nicht brennt, die Stiere werden sehr träge sein!“

Die besten Stiere werden in der ganzen Umgegend ausgewählt und bereits in der Mitte der Woche mit Blumen bekränzt nach Lima gebracht, damit sie einige Tage von ihrem beschwerlichen Marsche ausruhen können.

Unterdessen bereiten sich auch die Limeños für den Festtag. Die Billete für die offenen und geschlossenen Logen werden zeitig angekauft, je nach der Größe zu 4—8 Thlrn. Die Frauen sind besonders in Aufregung. Keine echte Limeña bleibt am festlichen Montage zu Hause; sie würde es für einen unglücklichen und verlorenen Tag ihres Lebens ansehen, wenn sie gezwungen würde, dem Vergnügen eines Stiergefechtes zu entsagen.

Der Platz ist ein weites, aus Luftziegeln aufgeführtes Amphitheater, ohne Dach. Der Haupteingang ist ein großes Doppelthor, durch welches man zuerst in eine Art Hofraum gelangt, der das eigentliche Amphitheater wie ein breites Band umgiebt; verschiedene Gebäude, wie das Toril, Korales u. s. w., sind darin aufgeführt. Mehrere Eingänge führen von hier aus in die Arena, die einige Zoll tief mit Sand bedeckt ist. Die unterste Lage der für die Zuschauer bestimmten Plätze besteht aus gemauerten Zimmerchen mit niedrigen, aber breiten Oeffnungen. Ihre vordere Wand bildet eine Brustwehr, die der Stier nicht überspringen kann. Ueber diesen Zimmerchen folgen stufenweis mehrere Reihen von Bänken; ganz oben ist der Kreis der Logen. Sie sind, wie im Theater, an den Seiten ganz geschlossen und nur nach vorn zu offen. In der Mitte dieses Kreises, links vom Haupteingange, ist die Loge des Präsidenten (früher der Vizekönige), mit rothem Tuch ausgeschlagen; in ihrer Nähe sind die Plätze für die Musik und der Sitz des Kampfrichters, des jedesmaligen Subpräfekten der Provinz Lima. Der Präsidentenloge gegenüber ist die schmale Thür des Torils. Es ist dies ein schmaler Gang, in welchem der zum Kampfe bestimmte Stier den Augenblick des Hervorstürzens erwartet; er ist so enge, daß sich das Thier darin nicht umdrehen kann. Mit dem noch überdies durch Querstangen eingepferchten Schlachtopfer werden die grausamsten Vorspiele vorgenommen. Mit breiten Nadeln werden ihm bunte Bänder durch das Fell gezogen und in künstliche Knoten verschlungen, auch reiche Schabracken auf den Rücken genäht, Schwärmer und Racketen an die Ohren, die Hörner und den Schwanz geheftet. Mit spitzigen, feinen Lanzen wird er von allen Seiten gestochen. Ohnmächtig tobt der Stier gegen den Stachel; seine Wuth steigert sich auf den höchsten Grad.

Rechts, neben dem Toril, ist die Loge des Wärters, der die Aufgabe hat, dem tobenden Thiere die Thür zu öffnen und sie hinter ihm rasch wieder zu verschließen; links ist ein größeres Thor, durch welches diejenigen Stiere aus der Arena getrieben werden, denen die Schmach widerfährt, mit ihrem Blut nicht den Kampfplatz zu färben.

In der Mitte des Zirkus sind ein Dutzend Pfähle in der Form eines Kreuzes eingerammelt und oben durch Querbalken verbunden; sie stehen so

enge, daß nur ein Mann durchschlüpfen kann. Hierher retten sich die hartbedrängten Kapeadores vor den gefährlichen Verfolgungen des Stiers.

Am bestimmten Tage ist die Alameda (Allee) in der Nähe des Zirkus schon früh mit langen Reihen von Tischen besetzt, auf denen Limonade, Branntwein, Chicha (eine Art Bier aus Mais), Fische und Süßigkeiten aller Art ausgestellt sind. Nur die Farbigen sprechen diesen Erfrischungen und Leckerbissen zu; die vornehmen limenischen Familien bringen in der Regel ihren Mundvorrath in die Loge mit. Von 12 Uhr an beginnt der Zug nach dem Kampfplatz, und ganz Lima ist in Bewegung. Das Amphitheater füllt sich mehr und mehr, und um 2 Uhr sind 12,000—15,000 Menschen darin versammelt. Gegen halb 3 Uhr kommt der Wagen des Präsidenten, von einer starken Leibwache Lanzenträger eskortirt, vorgefahren, und bald erscheint die Exzellenz, von Ministern, Adjutanten u. s. f. begleitet, in der Regierungsloge. Je nach der Stimmung des Publikums und dessen Zufriedenheit mit der Staatsverwaltung wird sie mit stürmischem Viva oder stumm empfangen. Die Musik spielt eine rauschende Fanfare, und schweigend treten die elegant gekleideten „Kapeadores"*) zu Pferde und zu Fuß in den Zirkus, um den sie dreimal herumgehen, den Präsidenten und das Publikum begrüßend. Nur hin und wieder giebt einer der Reiter seinem Pferde die Hilfe, um die schönen Formen des edeln Thiers mehr hervorzuheben. Jubelnd begrüßt die Menge die wohlbekannten Gestalten; wenn aber die neue Amazone Felipa Muños**) in die Arena sprengt, dann ertönt tausendfältiges Jauchzen.

Die schmetternde Trompete giebt das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Die Kapeadores zerstreuen sich; einer stellt sich dem Toril gegenüber, noch einmal ruft die Trompete und heraus zum aufgerissenen Thore stürzt „der schwarze Rächer von Bujama." Ein schönes Thier, echt kastilianische Race, kräftige, gedrängte Formen, niedrige, feine Beine, ein kurzer Rumpf mit mächtigem Kopfe! Wenig stark gekräuselte Locken bekränzen die eherne Stirn, von welcher Verderben drohend in leichter Biegung die kurzen, scharfen Hörner nach vorn ragen und verrätherisch mit Blumen umwunden sind. Eine weiß eingefaßte, mit Gold- und Silbermünzen

---

*) Kapeadores heißen Diejenigen, welche mit einem Mantel oder einem Poncho sich dem Stier gegenüberstellen, denselben reizen, und wenn er auf sie losstürzt, durch geschickte Wendungen ausweichen, um ihn von neuem zu reizen. Sie sind unbewaffnet. In Spanien waren früher nur Kapeadores zu Fuß. Ein Neger des Marquis von Vallumbrosa aus Lima war der Erste, der als Kapeador zu Pferde auftrat, und ungeheuren Beifall erntete. Seitdem ist diese Vervollkommnung der Tauromaquia auch in Spanien sehr in Aufnahme gekommen. Das „Kapear" zu Pferde ist viel schwieriger, aber auch interessanter als der Kampf zu Fuß. Die Pferde müssen besonders dazu abgerichtet und aufgesattelt werden, damit der Stier nicht in dem hintern Theile des Sattelzeugs hängen bleibt und den Reiter zu Boden wirft.

**) Felipa Muños, eine Zampa, zeichnet sich eben so sehr durch ihre Gewandtheit im Reiten, als durch ihre Kühnheit aus, mit der sie die wildesten Stiere reizt.

reich behangene purpurne Schabracke bedeckt den glänzend schwarzen Rücken, den bunte Bänder zieren. Mit hochaufgehobenem Schwanze, feuersprühenden Blicken und grimmig geöffneten Nüstern tobt „der Rächer" in blinder Wuth durch die Arena. Ruhig erwartet ihn der Kapeador zu Pferde mit vorgehaltenem Poncho. Schon ist der Stier bei ihm, seine Hörner scheinen sich in die Weichen des Pferdes zu bohren, sein Untergang gewiß; aber eine leise Bewegung des Kapeador, sein Roß macht eine kühne Wendung — und vorbei rennt der Stier; aber eben so rasch überholt ihn der Reiter, reizt ihn von neuem, wendet ab, reizt ihn wieder und entwickelt in einer Reihe von wohlberechneten und geschickten „Suertes" seine bewunderungswürdige Gewandtheit und seinen kalten Muth.

Stürmischer Beifall ertönt von allen Seiten, und ein zweiter Kapeador zu Fuß löst ihn ab. Der Stier stürzt sich auf diesen los, aber behende weicht er ihm aus und hält ihm wieder den scharlachrothen Mantel vor, springt auf die Seite und neckt wieder; aber das Thier läßt sich nicht irre machen, es dreht sich in kurzen Wendungen und greift ihn immer rascher an. Der hart bedrängte Kapeador kann nur noch durch die Flucht sein Leben retten; in kurzem Zickzack eilt er den sicheren Pfählen des Zentrums zu; der Stier hinter ihm, stößt mit seiner Stirn machtlos gegen die Balken, rennt einige Male um das Kreuz, stutzt, sammelt sich und stürzt auf eine „weiße Gestalt"*), die wenige Schritte vor ihm steht. Ein Knall folgt, Rauch steigt auf und zahllose Schwärmer schwirren um das tobende Thier. Die brennenden Reste des Phantoms hängen an seinen Hörnern; mächtig schüttelt er den Kopf, stampft, brüllt, rennt, bebend vor Wuth, durch die Arena, um sich von seiner Qual zu befreien.

Ein Kapeador zu Pferd stellt sich ihm entgegen, schwenkt ab, kehrt wieder, macht eine zu kurze Wendung, der „Vengador" stürzt sich auf ihn, und sein Name bewährt sich. Das Pferd bäumt, und in weiten Bogen spritzt ein dicker Blutstrom aus der durchbohrten Brust. Wie mit Grausen über seine Rache erfüllt, weicht der Stier einige Schritte zurück und eilt nach einer andern Stelle des Zirkus hin. „Bravo toro!" ertönen tausend Stimmen, während der Kapeador mit seinem Pferde vom Platze eilt; aber noch ehe er das Thor erreicht, stürzt das Thier unter seinem Reiter zusammen.

„La espada! la espada!"**) schreien einige Zuschauer, und bald wird dieser Ruf allgemein. Ein Matador erscheint, in der rechten Hand einen langen, breiten Dolch, in der linken einen kurzen Mantel. Mit ruhigem Blick und fester Haltung tritt er einige Schritte vor, schwingt ein paar Mal leicht seinen Mantel, um die Aufmerksamkeit des Stieres

*) Es werden aus Reifen und Papier Männer- und Frauengestalten angefertigt, mit leicht entzündbaren Schwärmern und Raketen angefüllt und in die Arena gestellt. So wie sie der Stier umrennt, entzünden sie sich mit heftiger Explosion.

**) Espada, der Degen. Diejenigen, welche den Stier mit dem Degen oder ihrem Dolche tödten sollen, werden kurzweg espadas genannt.

auf sich zu lenken, aber schon hat ihn dieser bemerkt und rüstet sich zum Angriff. Weite Kreise schlägt er mit seinem Schweif, tief gesenkt hält er den Kopf, und mit Heftigkeit wühlt er bald mit einem, bald mit beiden Vorderfüßen den leichten Sand auf und hüllt sich in eine Staubwolke, aus der ein dumpfes Brüllen, ähnlich dem fern dahinrollenden Donner, erdröhnt. Wenige ängstliche Minuten verstreichen. Mit leicht vorgebeugtem Körper und etwas aufgehobenem Arme, dessen Faust krampfhaft um den Dolch gebannt ist, heftet der kühne Matador seine Augen auf den furchtbaren Feind, der nun mit Macht herantobt. Noch einen Augenblick, und im Todeszucken liegt der „Vengador" zu den Füßen seines Gegners.

Ununterbrochener Jubel erfüllt die Lüfte und übertäubt die rauschende Musik. Blumen und Gold werden von allen Seiten dem Sieger zugeworfen, der auf dem glatten Haar des leblos dahin gestreckten Thieres seinen Dolch vom Blute reinigt, die reiche Schabracke als Siegestrophäe loslöst und vom Kampfrichter seine Belohnung erhält.

Unterdessen wird dem Stier ein Strick um die Hörner gebunden; das Hauptthor des Zirkus öffnet sich, und zwei Neger jagen auf vier stolzen, reichgeschmückten Hengsten, die einen eisernen Haken nach sich schleppen, hinein. Wie sie sich dem todten Thiere nähern, scheuen die Pferde zurück, bäumen sich, aber mit Behendigkeit wird der Haken in den Strick eingehängt und in sausendem Galopp, von Trompetengeschmetter begleitet, reißen es die feurigen Rosse, eine tiefe Furche zurücklassend, mit sich in der Arena herum und zum Thor hinaus. Einige Neger mit Besen gleichen den Sand im Zirkus aus und verwischen alle Blutspuren.

Während dieses Zwischenaktes geht es unter den Zuschauern sehr lebhaft zu; Jeder giebt sein Urtheil oder seine Meinung ab. Besuche werden gemacht, Backwerk gekauft und die Plätze bezahlt. Beim Eingang ins Amphitheater wird nämlich ein halber Piaster Eintrittsgeld bezahlt, später aber verlangen besondere Einsammler noch vier bis sechs Reales Platzgeld.

Schon wird wieder zum Kampf geblasen, und die „mala intencion alazan de la Escala"*), mit blauer Decke und vielfarbigen Bändern geschmückt, tobt in die Arena. Die Kapeadores zu Fuß und zu Pferd thun ihre Schuldigkeit. Glänzende „Suertes" (Stöße und Wendungen) werden produzirt. Sobald die erste Wuth des Stiers gebrochen ist, reiten die tödtenden „Rejoneadores" vor. Bald greift er sie an. Auf zitterndem Pferde erwartet ihn der Erste mit emporgehobenem Arme, um die scharfe Spitze der kurzen Lanze in sein Herz zu bohren. Das Pferd, vielleicht

*) Mala intencion alazan: die böse Absicht, fuchsfarben, von der Hacienda (Landflur) de la Escala. Man sieht aus solchen Namen, mit welchem Geschmacke die Neger ihre Stiere taufen. Der Name bezieht sich gewöhnlich auf eine Eigenschaft des Thieres.

in einem frühern Kampfe schon einmal verwundet, ist unruhig, der Stoß geht fehl, aber der Stier hat sicher getroffen. Seine scharfen Hörner haben die Weichen des Pferdes weit aufgerissen und die Gedärme quellen hervor. Unbekümmert darüber sucht der Reiter seinen Fehler wieder gut zu machen, sprengt hinter seinem Gegner einher, neckt ihn, stößt das zweite Mal besser, aber nicht tödtlich, wird dadurch noch mehr gereizt und wiederholt in gleichem Erfolge seine Versuche. Ein gräßlicher Anblick! Ein Theil der Eingeweide des Pferdes schleppt im Sande nach, aber doch folgt das edle Thier feurig dem Zaume, bis es todt zusammenbricht. Der zweite Rejoneador ist nicht viel glücklicher; seine Stöße sind nicht tödtlich, sie vermehren nur die Wuth des mala intencion, der wie sein Vorgänger seinem Namen Ehre macht. Bald sind Reiter und Pferd über den Haufen geworfen und müssen sich zurückziehen.

Bluttriefend ruht das Schlachtopfer einige Augenblicke aus, um einen neuen Gegner zu erwarten. Keiner wagt sich hinan. Nun treten die „Desgarretadores" auf, um ihr schändliches Amt zu erfüllen. Jeder hält eine 14—16 Fuß lange Stange, an deren Spitze ein sehr großes, äußerst scharfes, sichelförmig gebogenes Eisen befestigt ist. Leise nähert sich einer von hinten dem Stiere bis auf 30 oder 40 Schritte, wirft ihm mit aller Gewalt seine Waffe nach den Hinterfüßen und durchschneidet ihm die Achillessehne. Der Stier knickt ein. Ein zweiter Desgarretador bricht ihm auf die nämliche Weise den andern Hinterfuß, und er fällt mit dem ganzen Hinterkörper auf die Erde. Seine Kraft ist gelähmt, aber sein Muth nicht gebrochen. Mit dem tiefsten Abscheu wendet sich der gefühlvolle Mensch von diesem empörenden Schauspiele ab. Auf den Knieen rutscht das gequälte Thier seinen nun muthig gewordenen Gegnern entgegen. Sand und Blut vermischen sich zu Klumpen in den Wunden; bewegungslos schleppen die Hinterbeine dem langsam davon gezogenen Körper nach. Ein dumpfes, herzzerreißendes Gebrüll zeugt laut von den Schmerzen des hilflosen Thieres. Mit satanischem Triumphe eilen nun die Neger, bewaffnet mit Messern und Lanzen, herbei, um es vollends zu Tode zu martern. Noch im Todeskampfe vertheidigt es sich mit Muth, und schon mancher dieser Henker hat seine Mordlust mit dem Leben gebüßt, wenn er glaubte, mit dem Dolche ungestraft im Fleische des Thiers wühlen zu können.

Die meisten meiner Leserinnen werden bei der bloßen Schilderung dieser Szene schaudern, aber die Damen von Lima finden ein großes Wohlgefallen, ihr zuzusehen, einen hohen Genuß an diesem Schauspiel. Ländlich, sittlich! Auch sind sie ja von früher Jugend an diesen schauderhaften Anblick gewöhnt.

Kehren wir aber auf den Kampfplatz zurück, den so eben der „Palangano mulato (tief-braune) de Vergara" durchrennt. Ein leises Murmeln wird im Kreise gehört. „Que toro tan flojol" (Wie ist der

Stier so flau!) tönt es von verschiedenen Seiten. Der Stier erhält nicht und verdient auch nicht die Gunst des Publikums. Die Heftigkeit, mit der er die Arena betrat, ist bald zu Ende; er steht still, sieht sich ganz verwundert im Kreise um, läuft in kurzem Trabe durch die Plaza und sucht eine Thür, um herauszukommen. Vergeblich necken ihn die Kapeadores, er sieht sich nicht nach ihnen um, sondern glotzt das geschlossene Thor an und brüllt sehnsüchtig seinen abwesenden Gefährten zu. Die Rejoneadores stechen ihn mit ihren Lanzen, um ihn etwas zu reizen; für Augenblicke rafft er sich zusammen, rennt ihnen nach, aber bald trottet er wieder harmlos im Zirkus herum. „Fort mit ihm," schreit das Publikum und der Schiedsrichter giebt das Zeichen, dem Wunsche Folge zu leisten. Mehrere Kühe und Ochsen werden in die Arena getrieben, und in ihrer Gesellschaft verläßt das feige Thier unter dem Hohngelächter der Zuschauer den Kampfplatz.

Der folgende Stier wird den laut werdenden Unwillen des Publikums besänftigen. Er ist für eine Lanzada*) bestimmt; in der Liste ist er als „Busca la punta barroso de Paramonga"**) aufgeführt. Ein untersetzter starker Indianer erscheint mit einer ungeheuern Lanze. Der Stiel ist 12—14 Fuß lang und an seinem hintern Ende fast schenkeldick; die Spitze ist breit und über eine Spanne lang. Dem Toril gegenüber, ungefähr 25—30 Schritte davon entfernt, ist ein starker Stein in den Boden gerammelt, zu welchem der Indianer geht, um seine Vorbereitungen zu treffen. Nochmals untersucht er Lanze und Stein sorgfältig, probirt die Höhe, in die er die Spitze richten muß, legt die Lanze nieder, zieht seinen Rosenkranz und betet andächtig einige Paternoster und Ave, bekreuzt sich, greift wieder zu seiner Waffe und läßt sich auf ein Knie nieder. Mit beiden Händen faßt er den Stiel, den er mit aller Kraft gegen den Stier stemmt, erhebt die Spitze kaum eine halbe Elle über die Erde und giebt das Zeichen zum Angriff. Ein banger Augenblick folgt, Todesstille herrscht im weiten Kreise, und mit angehaltenem Athem erwartet Jeder den verhängnißvollen Moment. Die Thür fliegt auf, und der Stier stürzt sich mit Macht in die Lanze. Die Gewalt des Stoßes schleudert den Indianer weit weg; er hatte das Ziel verfehlt; statt die Stirn zu durchbohren und so den Stier augenblicklich zu tödten, drang die Lanze unter dem Schulterblatte in den Körper und zu den Weichen hinaus. Mit diesem Balken im Leibe rennt der Stier auf seinen wehrlos dahin geworfenen Gegner, stößt ihn mit den Hörnern und tritt ihn mit den Vorderfüßen, bis die Kapeadores herbeieilen und ihn einem gewissen Tode entreißen. Die Rejoneadores reiten vor, um dem von großem Blutverlust erschöpften Schlachtopfer den Garaus zu machen. Mit

*) Lanzenstich.

**) Busca la punta, suche die Spitze; barroso, kuhbraun.

Wehgeheul stemmt er sich gegen die andringende Gewalt, und empfängt er den Todesstoß.

Jeder der folgenden Stiere bietet mehr oder weniger Interesse dar, je nachdem er mehr oder weniger Menschen verwundet oder tödtet, und nach der Geschicklichkeit, welche die Kapeadores, Rejoneadores und Espadas entwickeln. Aber das Publikum will noch eine bunte Abwechselung, welche ihm die Mojarreros *) verschaffen werden. Ein halbes Dutzend Indianer, von ihrem Kapataz angeführt, kommen singend und tanzend in die Plaza und springen eine Zeit lang unter drolligen Geberden herum. Der Stier wird in die Arena gelassen, er wendet sich bald gegen die lustige Gruppe und greift sie an. Vom Kapataz geleitet, stellen sich die Indianer zur Wehr, halten den Stier ab, setzen ihre Tänze fort, werden wieder angegriffen, vertheidigen sich und verwunden ihren Gegner, aber immer springend und tanzend; zuletzt werfen sie sich auf die Erde und stoßen dem Stiere, indem er über sie wegsetzt, die Lanzen in den Leib, daß er todt niederstürzt.

Es wird Abend; schon seit vier Stunden hat das Schauspiel gedauert, und 11 Stiere sind als Opfer eines barbarischen Vergnügens gefallen; 16 stehen auf der Liste. Ein Theil muß auf den nächsten Kampftag aufbewahrt werden, denn schon fängt das Publikum an, sich zu entfernen; aber noch einmal öffnet sich das Toril und heraus sprengt ein Reiter auf einem ungesattelten Stier. Die Schwierigkeit, sich auf einem solchen tobenden Thiere zu halten, ist sehr groß; der Reiter bekommt daher seine Prämie, wenn er nur vom Toril bis mitten in die Arena gelangt, ohne abgeworfen zu werden. Es giebt einige sehr gewandte Neger, die nicht nur mehrmals durch die Plaza reiten, sondern auch zugleich Feuerwerke losbrennen, wodurch sie des lebhaftesten Beifalls sich erfreuen.

Die anbrechende Nacht macht der Belustigung ein Ende, und das Amphitheater entleert sich. In unabsehbaren Reihen kehren die Bewohner von Lima nach der Stadt zurück; wieder sitzen eine Menge von Damen auf den Bänken der Alameda; die Brücke ist aber diesmal von Männern besetzt, die den langen Zug von Wagen und Fußgängern an sich vorüberwogen lassen und die vorübergehenden Frauen necken, aber immer mit witzigen Antworten bezahlt werden.

Die Stiergefechte werden in Lima nicht mehr mit der Pracht und in der strengen Form gehalten, wie zu Zeiten der Vireys. Man hört

*) Die Mojarreros sind gewöhnlich Indianer, die sich in Masse dem Stiere entgegen stellen. Sie vertheidigen entweder einen mit Früchten und Branntwein besetzten Tisch, wobei sie, um ihre Prämie zu erhalten, darauf sehen müssen, daß der Tisch nicht verrückt wird, oder sie führen Tänze auf. Es geschieht zuweilen, daß der Stier über den Tisch wegsetzt und im nämlichen Augenblicke von den Lanzen durchbohrt wird.

sehr oft ältere Männer über den Verfall dieser Nationalbelustigung bitter klagen. Bald fehlt es an den Kapeadores und Rejoneadores, bald taugen die Espadas nichts. Besonders schwer zu befriedigen sind die Altspanier, die immer von den Meistern der Peninsula (Halbinsel) sprechen. Eine jetzt ganz vernachlässigte Zeremonie der früheren Stiergefechte ist die Uebergabe des Torilschlüssels. Ein geschickter Reiter mit einem großen goldenen Schlüssel in der Hand stellte sich mit einem ausgezeichneten Pferde vor das Toril. Auf ein gegebenes Zeichen wurde die Thür geöffnet und der Schlüsselträger ritt im schärfsten Passo, ohne in Galopp übergehen zu dürfen, nach der Loge des Vizekönigs, wo er den Schlüssel abgab. Der Stier folgte ihm natürlich dicht auf den Fersen und wurde erst in der Nähe des Zieles von den Kapeadores abgelenkt. Es ist ein Beweis von der unglaublichen Schnelligkeit einiger peruanischen Paßgänger, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß ein Stier auf kurze Distanz ein Pferd im stärksten Galopp überholt. Das Pferd, das diese Probe ablegte, wurde immer von ganz Lima gefeiert.

Ich habe versucht, meinen Lesern in kurzen Umrissen ein Bild der Stiergefechte, wie sie jetzt in Lima gehalten werden, vorzuführen, und will nun noch mit wenigen Worten die Bedeutung dieses Nationalvergnügens erwähnen.

Peru ist das einzige Land in Südamerika, in welchem noch förmliche Stiergefechte gefeiert werden. Wie es sich am letzten, dem Rufe der Freiheit folgend, von der spanischen Herrschaft befreite, so hat es auch am längsten die Gebräuche seines Mutterlandes beibehalten und wird sich auch am spätesten davon losmachen, da ihm jede Energie und sich aus sich selbst entwickelnde Nationalität mangelt. Die Charakterlosigkeit der Peruaner zeigt sich hier sehr deutlich. Die Fehler der Spanier werden bei ihnen zu Lastern, indem sie rücksichtslos dieselben auf den höchsten Punkt treiben. Wenn die Stiergefechte auf der Halbinsel grausam sind, so sind sie in Lima ehrlose Thierquälereien. Diese werden zwar nur von der Hefe des Volks, von Negern und Zambos ausgeführt, aber vom gebildeten Theil des Publikums gebilligt und mit Beifall aufgenommen. Die Limenos wollen Vergnügungen, sie mögen so unmenschlich sein, als sie wollen, wenn es nur Vergnügungen sind, die ihre zügellosen Leidenschaften aufregen, und wobei sie einen Tag müssig sein und öffentlich sich zeigen können. Ein Gouvernement, was sich beim Volke schnell in Gunst setzen will, muß ihm öffentliche Unterhaltung geben, und die Stiergefechte stehen darin obenan. Damit werden zwei Zwecke erreicht: die Regierung sichert sich die Anhänglichkeit, wenn auch nicht die Liebe des Publikums, und lenkt zugleich die Aufmerksamkeit von der politischen Schaubühne ab, was in einem Lande, wie Peru, welches fortwährend durch Revolution von einem irre geleiteten Pöbel und ein ehr- und pflichtvergessenes Militär zerfleischt wird, von höchster Bedeutung ist.

Wohl könnte eine weise Regierung darauf achten, daß bei den Stiergefechten, wenn sie doch als nothwendiges Uebel beibehalten werden sollen, mehr Vorsicht und Menschlichkeit gebraucht würde; und Eltern, denen es daran gelegen ist, nicht den Keim der Rohheit von frühester Jugend an ihren Kindern einzupflanzen, sollten dieselben von einem Schauspiele zurückhalten, das jedes edlere Gefühl verletzt und am Ende vernichtet.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

Grube, August W.,

Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde nach Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur für die obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, sowie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt
Bd.: 1

Leipzig 1860